Die Orientreise des Kronprinzen Rudolf.

<36635006300018
<36635006300018
Bayer. Staatsbibliothek
NB
59334

24.–

8279/291

44
1487

(Schweiger-Lerchenfeld,
A. Frhr. v.)

44
1487

vv

Die

Orientreise

des

Kronprinzen Rudolf.

Von

* * *

Mit 154 Original-Illustrationen, wovon 106 ganzseitige Vollbilder.

Wien 1882.
Verlagsbuchhandlung von Franz Bondy
(Stadt, Annagasse Nr. 11.)

Wb 46/253

Alle Rechte vorbehalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

915 X 1 — 12741.

Die

Orientreise des Kronprinzen Rudolf.

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

Inhalts-Verzeichniß.

IV. Jagd-Ausflug in's Fayum.

V. Nilfahrt bis zum ersten Katarakt.

VI. Rückreise und zweiter Aufenthalt in Kairo.

Nicht beschmutzen! Nicht zerreißen!

Meerfahrt.

XIV. Seereise von Haifa nach Korfu.

XV. Zweiter Aufenthalt auf Korfu.

XVI. Von Korfu nach Cattaro.

XVII. Längs der Küste von Dalmatien.

XVIII. Ende der Reise.

Kalendarium
zur Orientreise des Kronprinzen.

Februar.

9. Mittwoch.

Abends 7 Uhr Abreise mittelst Eilzug der Südbahn von Wien nach Triest.

10. Donnerstag.

Ankunft um 9½ Uhr Morgens auf der Haltestelle „Miramar". — Empfang durch den Statthalter von Triest Baron von Pretis und den Commandanten der im Golfe anwesenden Escadre, Contre-Admiral von Eberan. — Einschiffung an Bord der „Miramar". — Fahrt nach Muggia und Flotten-Revue. — Weiterreise nach Süden.

11. Freitag.

Die „Miramar" in Sicht von Lissa. — Fahrt längs der Küste von Albanien.

12. Samstag.

Ankunft in Korfu. — Weiterreise nach fünfstündigem Aufenthalte.

13. Sonntag.

Ankunft in Zante und Verbleib wegen schlechten Wetters bis 15. (Dienstag) Nachts.

14. Montag.

Vor Anker im Hafen von Zante.

15. Dienstag.

Nachts Weiterreise nach Alexandrien.

16. Mittwoch.

Auf hoher See im Mittelmeer.

17. Donnerstag.

Auf hoher See im Mittelmeer.

18. Freitag.

Ankunft um 10 Uhr Vormittag im Hafen von Alexandrien. — Empfang durch den österreichischen Geschäftsträger Baron Schäfer, dem ägyptischen Minister des Aeußern Mustapha Pascha und dem von Khedive dem Kronprinzen zum Reisemarschall beigegebenen Abd-el-Kader Pascha. — Besuch der Stadt und Besichtigung der Sehenswürdigkeiten. — Uebernachtung an Bord der „Miramar“.

19. Samstag.

Abreise mittelst Separatzuges von Alexandrien und Ankunft nach vierstündiger Fahrt in Kairo. — Feierlicher Empfang. — Fahrt in die Residenz Kass'r-en-Nusha. — Fackelzug, veranstaltet von der österreichisch-ungarischen Colonie.

20. Sonntag.

Erster Stadtgang. — Besuch der Muski und des Bazarquartiers. — Aufstieg nach der Citadelle und Inaugenscheinnahme der in ihr sich befindlichen Bauten. — Hassan-Moschee und Rumeyleh-Platz. — Nachmittag: Fahrt nach den Pyramiden. — Abends: Gala-Diner in der vice-königlichen Residenz. — Hierauf Besuch des arabischen Nachtfestes im Esbekiye-Garten.

21. Montag.

Besuch des alt-ägyptischen Museums zu Bulak und zweistündiger Aufenthalt daselbst. — Hierauf Staatsvisite des Kronprinzen im vice-königlichen Schlosse Abidihn. — Später Empfang beim Kronprinzen in Kass'r-en-Nusha. — Nachmittag: Ausflug nach Matariyeh und zu den Ruinen von Heliopolis. — Jagd in der arabischen Wüste.

22. Dienstag.

Besichtigung der Schlösser Gizeh und Gezireh und Jagdausflug nach dem Mokattam-Gebirge.

23. Mittwoch.

Abfahrt auf der oberägyptischen Bahnlinie ins Fayum.

24. Donnerstag.

Jagden in der Oase El Fayum. — Nachtlager unter Zelten.

25. Freitag.

Jagden in der Oase El Fayum. — Nachtlager unter Zelten.

26. Samstag.

Jagd von Fayum aus gegen das Nil-Thal. — Ergebniß der Jagden: 2 Luchse, 7 Wölfe, 2 Ichneumone, 2 Wüstenhasen, 4 Pelikane, 2 Fisch-Adler, 1 Aasgeier, 1 afrikanischer Adler-Bussard und 172 kleinere Stücke.

27. Sonntag.

Ankunft in Beni-Suef. — Besuch des „Labyrinths". — Rückkehr nach Beni-Suef. — Antritt der Nil-Reise mittelst Bahn nach Siut.

28. Montag.

Ankunft in Siut nach zehnstündiger Bahntour um 5 Uhr Morgens. — Empfang und Einschiffung an Bord des Nil-Dampfers „Feyruz". — Antritt der Stromfahrt.

März.

1. Dienstag.

Auf dem Nil zwischen Siut und Girge.

2. Mittwoch.

Ankunft in Girge. — Empfang und Besichtigung der Stadt. „Phantasia" der Ghawazies. — Ausflug nach Abydos. — Rückkehr nach Girge und Fortsetzung der Nilfahrt.

3. Donnerstag.

Zurücklegung der Strecke Girge-Kene und Ankunft in Luksor.

4. Freitag.

Besichtigung der Tempelgruppe von Karnak. — (Die Todtenstadt auf dem linken Nil-Ufer wurde auf der Rückreise besucht.)

5. Samstag.

Fortsetzung der Nilfahrt. — Ankunft in Esne. Besichtigung des Hathor-Tempels. — Ankunft in Edfu und Besuch des Horus-Tempels daselbst.

6. Sonntag.

Fahrt durch die Stromenge von Selsele. — Jagd bei Kom Ombo. — Hierauf Weiterfahrt nach Assuan.

7. Montag.

Ankunft in Assuan. — Besichtigung der Insel Elephantine.

8. Dienstag.

Jagden in der Umgebung von Assuan.

9. Mittwoch.

Ritt durch die Kataraktenstrecke und Besichtigung der Denkmäler auf der Insel Philä. — Hierauf Rückkehr nach Assuan.

10. Donnerstag.

Antritt der Rückreise nach Kairo.

11. Freitag.

Ankunft in Lukfor. — Besichtigung der Denkmäler-Reste in der thebanischen Todtenstadt. — Jagdausflüge. — Weiterreise.

12. Samstag.

Nilfahrt von Lukfor abwärts.

13. Sonntag.

Nilfahrt von Girge abwärts.

14. Montag.

Ankunft in Siut. — Ende der Nilfahrt und Fortsetzung der Reise mittelst Bahn bis zur Station Bedraschan. — Von hier Besuch der Stätte von Memphis, der Stufen-Pyramide von Sakkara, der Aspisgräber, der Mastaba des Ti und einer eben neu geöffneten Pyramide. — Fahrt nach Kairo.

15. Dienstag.

Ankunft in Kairo und Rast.

16. Mittwoch.

Zweiter Besuch der Pyramiden von Gizeh und Besteigung der Cheops-Pyramide. — Rückkehr in die Stadt und Besichtigung der Ashar-Moschee. — Rundgänge durch die Stadt. — Abfahrt nach Damiette.

Nicht beschmutzen! Nicht zerreißen!

17. Donnerstag.

Jagd auf dem Menzaleh-See.

18. Freitag.

Nach mißglückter Jagd (wegen Sturm auf dem See) Fahrt nach Port Said und Nachtquartier im „Hotel de Nederlande".

19. Samstag.

Fahrt auf dem Suez-Canal von Port Said bis Ismailiya und von da mittelst Bahn nach Kairo.

20. Sonntag.

Rasttag.

21. Montag.

Dejeuner im „Hotel du Nil". — Productionen von Gauklern, Schlangenbeschwörern und Thierbändigern.

22. Dienstag.

Besuch verschiedener Oertlichkeiten in und bei Kairo, darunter der Insel Roda. — Jagdausflüge.

23. Mittwoch.

Intervention des Kronprinzen gelegentlich der feierlichen Grundsteinlegung zu dem österreichischen Hospital. — Officielle Abschiedsvisiten. — Abfahrt nach Suez.

24. Donnerstag.

Ankunft in Suez, Aufenthalt daselbst und Uebernachtung an Bord der „Machrussa".

25. Freitag.

Fahrt auf dem Suez-Canal.

26. Samstag.

Abfahrt von Port Said nach Jafa.

27. Sonntag.

Auf hoher See zwischen Port Said und Jafa.

28. Montag.

Ankunft in Jafa, Empfang und Besichtigung der Stadt. — Ritt auf der Jerusalemer Pilgerstraße bis Cotrum. — Nachtquartier.

29. Dienstag.

Aufbruch nach Jerusalem und Ankunft in der heiligen Stadt. — Feierlicher Empfang, ꝛc.

30. Mittwoch.

Aufenthalt in Jerusalem.

31. Donnerstag.

Aufenthalt in Jerusalem. — Uebernachtung im Landhause des österreichischen General-Consuls Grafen Caboga (Mittlerweile gestorben).

April.

1. Freitag.

Abreise nach Bethlehem und Ankunft daselbst.

2. Samstag.

Aufenthalt in Bethlehem. — Besuch der Legenden-Orte. — Jagd-Ausflug.

3. Sonntag.

Abreise von Bethlehem nach Mar Saba und Nebi Musa. — Nachtquartier daselbst.

4. Montag.

Weiterritt nach Nebi Musa in's Jordan-Thal. — Ankunft in Ain-es-Sultan bei den Ruinen von Jericho. — Nachtquartier daselbst.

5. Dienstag.

Ritt nach dem Nordrande des Todten Meeres. — Rückkehr nach Ain-es-Sultan.

6. Mittwoch.

Rasttag.

7. Donnerstag.

Weiterreise nach El Audje und Nachtlager daselbst. — Jagden.

8. Freitag.

Weiterreise nach Abd-el-Kader und Nachtlager daselbst. — Jagden am Jordan-Ufer.

9. Samstag.

Aufbruch von Abd-el-Kader und Ankunft bei der Jordan-Furth Sukkok. — Hierauf Ritt nach Beisan. — Nachtquartier daselbst.

10. Sonntag.

Rast in Beisan in Folge eines leichten Fieberanfalles, den der Kronprinz in den Sümpfen bei Beisan sich zuzog. -- Feldmesse aus Anlaß des Palmsonntags.

11. Montag.

Ritt nach dem Berge Tabor und Nachtlager auf dem Scheitel desselben.

12. Dienstag.

Weiterreise nach Nazareth. — Kurzer Aufenthalt, hierauf per Wagen (das erste und einzige Mal während der ganzen Orientreise) nach Haifa.

13. Mittwoch.

Seereise von Heifa nach Korfu.

14. Donnerstag.

Auf hoher See in Sicht von Kandia.

15. Freitag.

Fahrt längs der Küste von Kandia, später in Sicht von Cap Matapan.

16. Samstag.

Fahrt längs der Küste des Peloponnes. — Ankunft in Korfu.

17. Sonntag.

Feier des hohen Namensfestes und des Ostersonntags in Korfu. — Ausflug nach Ipso. — Hierauf Weiterreise.

18. Montag.

Fahrt längs der Küste von Albanien. — Ankunft in der Bocche di Cattaro.

19. Dienstag.

Ankunft in Ragusa. — Besuch von Lacroma. — Weiterfahrt nach Zara und Aufenthalt daselbst.

20. Mittwoch.

Weiterreise und Fahrt längs der Küste von Istrien. — Ankunft in Triest (1 Uhr Nachmittag). — Feierlicher Empfang.

21. Donnerstag.

Besichtigung des Lloyd-Arsenals, Stapellauf des „Helios", Besuch des Stabilimento tecnico und Revue der Escadre. Abends 7 Uhr Abreise nach Wien mittelst Separatzug der Südbahn.

22. Freitag.

Ankunft in Wien 9 Uhr Früh. — Ende der Reise.

Dauer der ganzen Orientreise: 74 Tage.

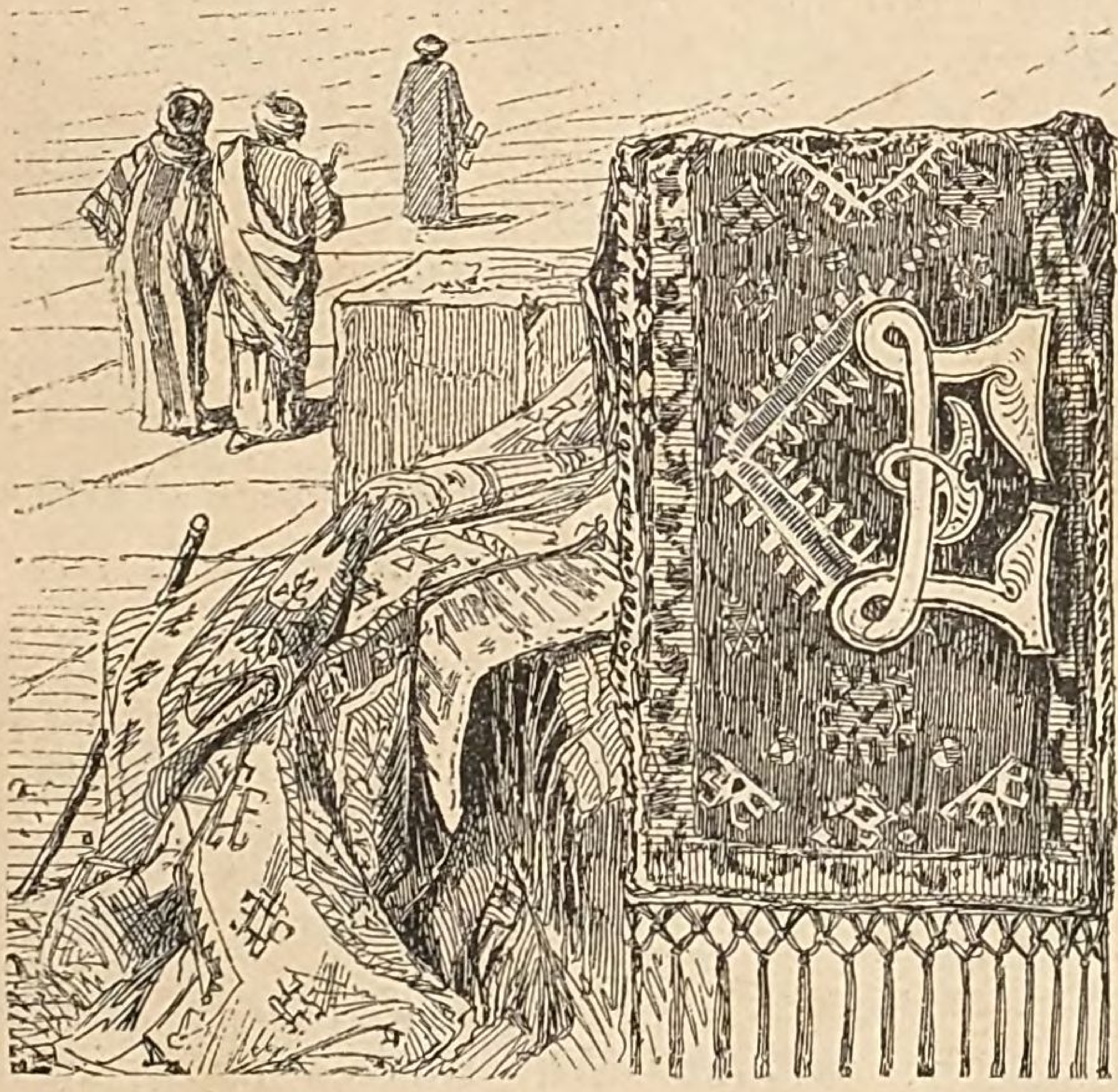
Verzeichniß der Illustrationen.

Die mit einem * bezeichneten Illustrationen sind Vollbilder.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

Einleitung.



Es war im Jahre 1436, daß der erste österreichische Herrscher morgenländischen Boden betreten hatte. Kaiser Friedrich IV., Herzog von Oesterreich, war mit großem Gefolge an Rittern und Edelleuten an der Küste von Palästina gelandet, um der Heilandstadt einen Besuch abzustatten. Wenn auch damals von den bösen Nachwirkungen der Kreuzzüge, welche Mohamedaner und Christen noch tiefer entzweiten, als es bereits vordem der Fall gewesen, wenig mehr zu verspüren war, so bildete diese Wallfahrt des abendländischen Machthabers gleichwohl ein Ereigniß, welches geraume Zeit die ganze östliche Welt beschäftigte. Friedrich IV. war nicht — wie manches gekrönte Haupt des 12. und 13. Jahrhunderts — als Eroberer, sondern als Pilger ins gelobte Land gekommen. Keine mauerumgürteten Städte, um welche die Legende ihre Zauber geflochten, sollten bezwungen, keine Vertheidigungsthürme gestürmt werden.

Die Araber (Palästina wurde erst 1516 türkisch) nahmen daher Anlaß, diesen friedlichen Kreuzzug zu ehren, und bereiteten dem Kaiser einen glänzenden Empfang, wobei der prächtige Mamluken-Adel mit seinem prunkenden Gefolge intervenirte. Friedrich IV. besuchte die denkwürdigsten Stätten im Bereiche von Jerusalem und verließ den Boden des heiligen Landes unter den mächtigen Eindrücken, denen kein Sterblicher von Geist und Gemüth entgeht, der die Scheitelhöhe des Oelbergs gesehen, das Rauschen des Jordan vernommen oder das weiße Bethlehem zwischen seinen Pflanzenhügeln schimmern gesehen.

Fast vierhundert Jahre sollten bis zum nächsten Besuche des Orients von Seite eines habsburgischen Prinzen vergehen.

Diesmal war es keine friedliche Wallfahrt, sondern eine kriegerische Action, welche einen Habsburger an die syrisch-palästinensischen Gestade brachte. — Es war im Jahre 1839. Zwischen der Pforte und Mehemed Ali, dem energischen Straßenwächterssohne aus Kawala, der sich zum halbsouveränen Beherrscher des Pharaonenlandes aufgeschwungen hatte, waren Zwistigkeiten ausgebrochen. Ibrahim Pascha, der Sohn des Vicekönigs, der ganz Syrien erobert hatte, sollte aus seiner Position wieder verdrängt und das eroberte Land der Türkei zurückgegeben werden. So wollte es die abendländische Diplomatie; Ibrahim Pascha aber war von anderem Holze als die modernen, türkischen Reichsverweser und Provinz-Despoten und hatte das Wagniß begangen, dem ganzen Abendlande zu trotzen. Es sollte ihm übel bekommen. Nachdem auch das syrische Volk ab und zu auf kleinere Aufstände es ankommen ließ, um des verhaßten Druckes ledig zu werden, glaubten die Mächte die Gelegenheit zum Einschreiten für gekommen und entsendeten eine combinirte Escadre aus englischen, türkischen und österreichischen Schiffen in die Gewässer Syriens. Die österreichische Escadre bestand aus den Fregatten „Medea“, „Guerriera“ und „Lipsia“ und aus der Corvette „Clemenza.“ Das Obercommando über die gesammte Actions-Flotte führte der englische Admiral Sir Robert Stapford. Am 9. September 1840 wurde Beirut — die große Hafenstadt in Mittel-Syrien — beschossen und sechs Tage später ein Theil der Truppen ausgeschifft, um unterhalb der Stadt ein gesichertes Lager zu beziehen. Im Verlaufe der Cam-

pagne wurde beschlossen, Beirut aufzulassen, dafür aber Saida — eine an der Stelle des altberühmten Sidon gelegene, befestigte Stadt — zu occupiren. Mit der Durchführung dieser Aufgabe wurde der englische Commodore Napier betraut und demselben die österreichische Fregatte „Guerriera" beigegeben. Commandant dieser letzteren war Erzherzog Friedrich, dessen glänzende Waffenthat die Affaire von Saida zu Gunsten der Verbündeten entschied. Als nämlich Saida, speciell das alte Hafenfort im Norden der Stadt, beschossen und die Ausschiffung unter dem heftigsten Feuer der egyptischen Truppen stattfand, zeigte es sich, daß die englischen Landungstruppen nicht hinreichend zahlreich waren, um den Gegner zu überwinden. Schon war im Innern der Stadt ein heftiger Straßenkampf entbrannt, der den Erfolg der Expedition zweifelhaft zu machen schien, als die Oesterreicher eingriffen. Zunächst ward ein Ausschiffungs-Detachement der „Guerriera" unter Schiffslieutenant Pöltl den Engländern zu Hilfe geschickt. Cadet Chinca nahm eine österreichische Bootsflagge als Fahne mit und erstürmte an der Spitze der englischen Landungstruppen die Hauptposition der Egyptier. Damit war aber der Kampf noch nicht entschieden. Erst als eine verstärkte Abtheilung Oesterreicher mit Erzherzog Friedrich anlangte, konnte der Gegner aus Saida vertrieben werden. Bei 2000 Araber streckten die Waffen, der Rest entfloh in der Richtung nach dem Libanon, wo er kurz hierauf von den Engländern nochmals geschlagen wurde.

Die kriegerische Action von Saida, an der sich die österreichischen Waffen und deren erlauchter Führer so ruhmvoll betheiligt hatten, war der erste Schritt zur nachmaligen Demüthigung des Vice-Königs von Aegypten. Das Andenken an diese That ist aber nicht blos in den Annalen der Geschichte bewahrt, sondern auch handgreiflich, und zwar durch eine Trophäe — eine egyptische Flagge — welche neben anderen kostbaren Reliquien dieser Art im Arsenal-Museum zu Pola aufbewahrt wird. Dort befindet sich auch die früher erwähnte Bootsflagge, welche dem Ausschiffungs-Detachement auf dem Sturme gegen Saida vorangeflattert hatte.

Der nächste Besuch des Orients von Seite eines Habsburgers geschah wieder aus Anlaß eines friedlichen Ereignisses. Im Frühjahre 1869 hatte

sich der Vice-König von Aegypten, Ismail Pascha, nach Europa begeben und fast alle größern Fürstenhöfe besucht, um seine Einladung zu dem Weltfeste am Suez-Canal und am Nil persönlich vorzubringen. Kaiser Franz Josef hatte sein Erscheinen zugesagt und sicher ist, daß keine Persönlichkeit dem großen Ereignisse mehr Relief gab, als die Anwesenheit jenes Monarchen. Der Kaiser trat am 25. October seine Orientreise an, und zwar abwärts der Donau nach Constantinopel, wo er am 28. October eintraf. Die herrliche Siebenhügelstadt des Ostens mit ihrem Moscheenschmucke, den lieblichen Gestaden des Bosporus und dem Völkergewirre am Goldenen Horn verfehlte nicht, mächtigen Eindruck auf den Monarchen zu machen. Die Gastfreundschaft des Sultans, welche er auf recht orientalisch-prunkhafte Art ausübte, war übrigens vollkommen geeignet, den Aufenthalt in der modernen Kalifenstadt noch eindrucksvoller und abwechslungsreicher zu machen, als es unter gewöhnlichen Umständen der Fall zu sein pflegt. Der Kaiser schied hochbefriedigt und reiste weiter zu Schiff nach Athen, wo er am 2. November eintraf, und von dort nach Jaffa, der Einbruchsstation für die Jerusalem-Pilger. — Leider war das Meer sehr stürmisch und die Ausschiffung — selbst bei mäßig bewegter See niemals ganz ungefährlich — ging unter Umständen von Statten, die die schlimmsten Folgen nach sich ziehen hätten können. Thatsächlich war es nur der Unerschrockenheit und Geschicklichkeit des Steuermannes Mustapha zu danken, daß das Boot, in welchem sich der Monarch befand, nicht an einer der Klippen zerschellte, welche Jaffa seewärts in weitem Bogen umgeben und nur eine schmale Einfahrtsstelle offen lassen. So lief die Ausschiffung glücklicher Weise glatt ab und dem braven Steuermann ward für seine Energie und Umsicht reichlicher Lohn. Wie neuere Reisende berichten, lebt er nach wie vor in Jaffa als Fährmann und trägt mit Stolz das Ordenskreuz, welches er als Zugabe zu dem königlichen Geldgeschenke erhielt, auf der Brust.

Am 8. November brach der Kaiser mit seinem zahlreichen Gefolge von Jaffa auf. Den Weg nach Jerusalem, welchen Franz Josef einschlug, und der der gewöhnliche Pilger- und Handelsweg ist, führt über Ramleh durch das Thal der Terebinthen nach Kolonia, dem letzten größeren Dorfe vor Jerusalem. Eine Nacht wurde unterwegs

unter Zelten gerastet. — Man begreift, daß der Moment, wo die Heilandsstadt in Sicht kam, eine nachhaltige und tiefe Bewegung mit sich brachte. Als der Monarch, der schon bei Kolonia die Reisekleider gegen die Parade-Uniform vertauscht hatte, der braunen Thurmzinnen des Jaffa-Thores ansichtig wurde, stieg er vom Pferde, kniete nieder und verrichtete ein kurzes Gebet. Als er vollends den geheiligten Boden geküßt hatte, war er sehr bewegt und die feierliche Stimmung erhöhte sich begreiflicherweise, als die Pferde wieder bestiegen und langsamen Schrittes der Ritt fortgesetzt wurde. Ungeheure Volksmassen drängten herzu, die Glocken läuteten und der Donner der Kanonen mischte sich in das Jubelgeschrei der Menge, in die schmetternden Fanfaren der türkischen Militärcapelle. Vor dem Jaffa-Thore stieg der Monarch abermals vom Pferde, um die letzte Strecke zur Grabeskirche — allerdings unter furchtbarem Gedränge in engen und gewundenen Gassen — zu Fuß zurückzulegen. In der Grabeskirche ward der Kaiser zu längerer Andacht gestimmt; hierauf begab er sich nach dem österreichischen Hospiz — seinem improvisirten Hoflager auf jerusalemitischem Boden.

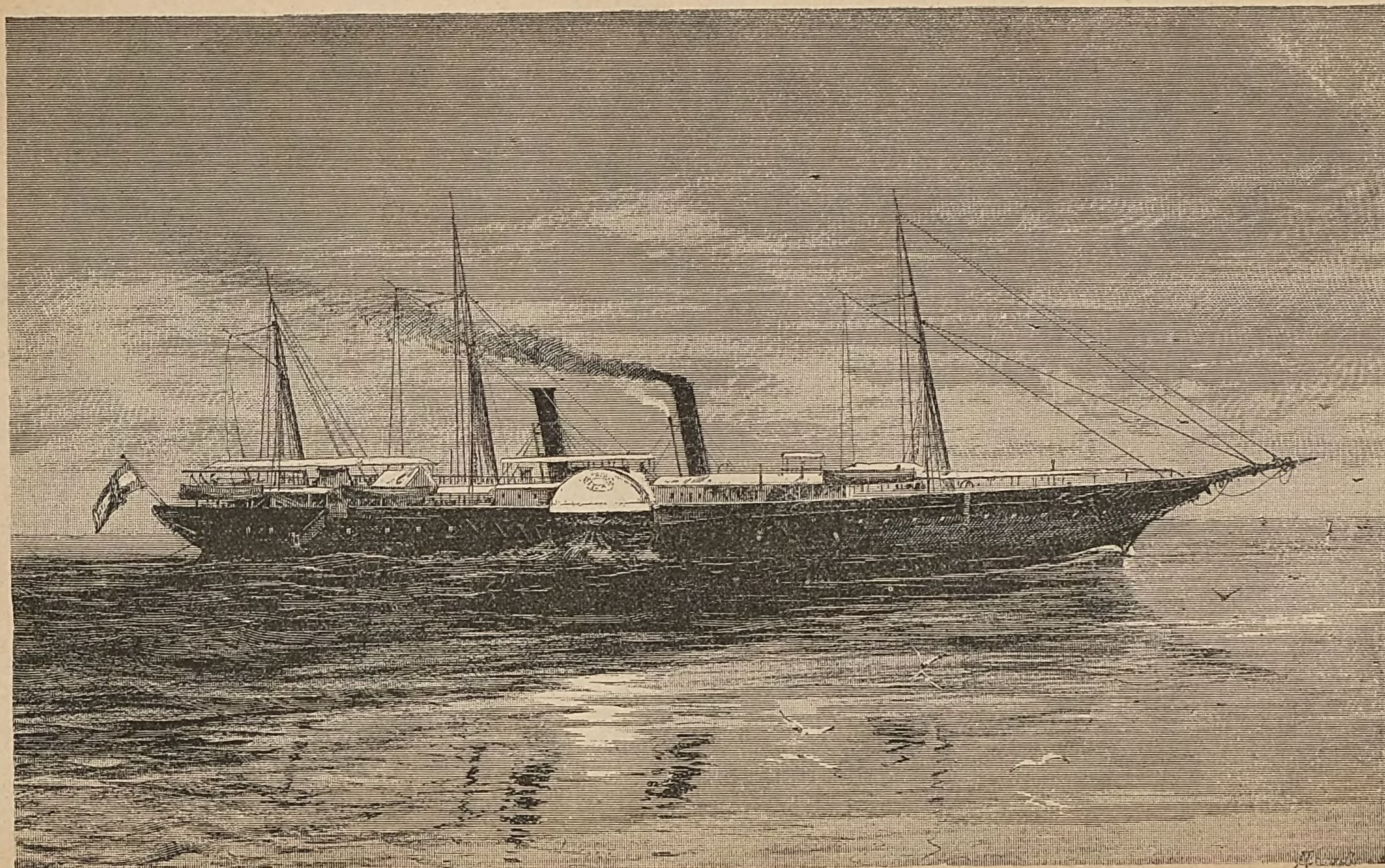
Wir übergehen die Details der verschiedenen Ausflüge, welche während vier Tagen in die Umgebung der Heilandsstadt und nach den näher gelegenen, durch die Geschichte und Legende gleich berühmten, Oertlichkeiten unternommen wurden. Die Rückreise erfolgte auf demselben Wege — über Ramleh nach Jaffa — und am 15. November, also am Tage der feierlichen Eröffnung des Suez-Canals, landete der Kaiser in Port Said. Das Eröffnungs-Fest selbst fand in Ismaila statt, einer erst während des Canalbaues entstandenen Stadt, wo der Vice-König binnen wenigen Tagen einen förmlichen Feen-Garten aus dem Wüstenboden gezaubert hatte. Kostspieliger und großartiger wie Ismail Pascha dürfte kaum ein anderer Potentat die Gastfreundschaft geübt haben. Die pomphafte Feier fand in Kairo, wohin der Kaiser mit den übrigen fürstlichen und anderen Gästen per Bahn am 17. gefahren war, ihre Fortsetzung. Daß es da nicht die rauschenden und glänzenden Vergnügungen waren, welche den Kaiser anzogen, sondern andere, ernstere Dinge, braucht kaum besonders erwähnt zu werden. So sehen wir denn auch den hohen Reisenden allenthalben unterwegs

bald im Gewirre der Kairensischen Gassen, bald in den prachtvollen Gärten am Nil, auf der Höhe der Citadelle oder auf dem glühenden Boden der Wüste. Mit einem letzten Blicke auf die altehrwürdigen Scheitel der Pyramiden und auf die Spiegelfläche des zauberischen Nil schied Franz Josef von dem geheimnißvollen Culturboden Aegyptens. Schon am 3. December landete der Kaiser wieder in Triest auf heimatlichem Boden, und am 6. zog er in sein lang vermißtes geliebtes Wien ein. — Er war 42 Tage unterwegs gewesen und hatte 7637 Kilometer zurückgelegt und zwar 1867 mit der Eisenbahn, 8 zu Wagen, 217 zu Pferde und 878 zu Schiffe.

Nur wenig über ein Jahrzehnt später sollte es der Zufall fügen, daß auch der erlauchte Sohn des Kaisers, Kronprinz Rudolf, jene fernen Gestade besuchte. Da die Reise des jungen, wißbegierigen und wanderfrohen Erzherzogs ganz aus freien Stücken geplant und durchgeführt wurde, so nahm sie diesmal Dimensionen an, die alle alle anderen Ausflüge — sofern Mitglieder von regierenden Häusern in Betracht kommen — weit hinter sich ließ. Kronprinz Rudolf begnügte sich nicht mit den Herrlichkeiten Kairos und der näheren Umgebung. Ihn zog es thalauf des geheimnißvollen Nil-Thales, immer tiefer nach Süden hinab, wo die afrikanische Sonne heißer lodert, die Ufer des großen Stromes veröden und aus Dunst und Trümmersturz die uralten Denkmäler einer längst verschollenen Cultur aufragen. Die Tempel von Denderah, das malerische Kenne, El Amarnah — vollends aber die thebanischen Alterthümer mit den großartigen Tempelresten von Karnak und Luksor, den Königsgräbern, den gewaltigen Memnonssäulen und der ganzen steingehauenen, zwischen Trümmern ragenden Pracht der geheimnißvollen „Todtenstadt" am linken Nil-Ufer: dies Alles zog den jungen, wißbegierigen Prinzen mit geheimnißvoller Gewalt an, und daß er seine Wißbegierde und Neugierde befriedigen konnte, verdankt er sowohl dem eigenen regen Geiste, wie den vorzüglichen Informationen. Nachdem der Reisende weiter über Esne und Edfu bis zum ersten Katarakt bei Assuan seine Tour fortsetzte, betrat er sogar den Boden Nubiens und trat dann wieder die Thalfahrt an, um nach mehrtägigem Aufenthalte im Nil-Delta, wo namentlich der Menzaleh-See mit seinem zahlreichen Vogelwild zu

mannigfachen Jagdvergnügungen einlud, die Reise nach Palästina fortzusetzen.

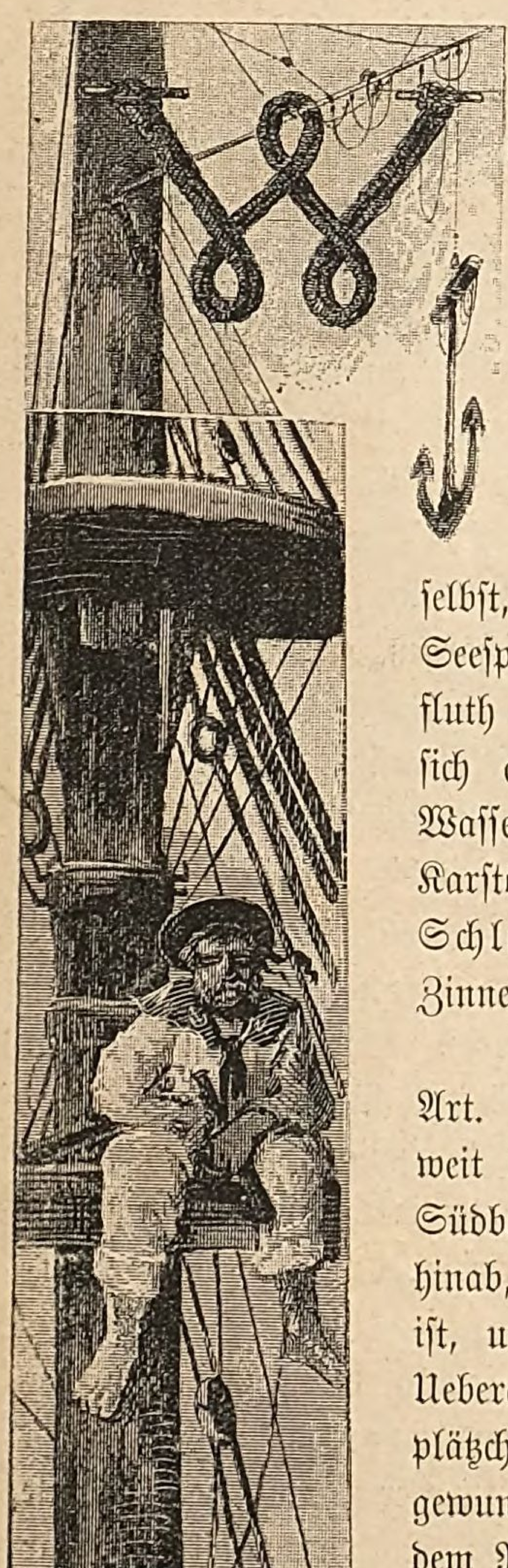
Diese in ihrer Gesammtheit großartige, in ihren Einzelheiten unvergleichliche Reise möge nun der freundliche Leser an der Hand des hier gebotenen authentischen Materials mit uns antreten. Wir werden ihm ein treuer Führer sein und ihm die reiche Fülle des Geschehenen und Erlebten dadurch noch anschaulicher vermitteln, daß wir gleichzeitig ein Stück orientalische Welt — das seines Gleichen nicht hat — in ein farbiges, lebensvolles Gemälde zusammenstellen.



Die kaiserliche Dampf-Yacht „Miramar."

I.

Von Triest bis Alexandrien.



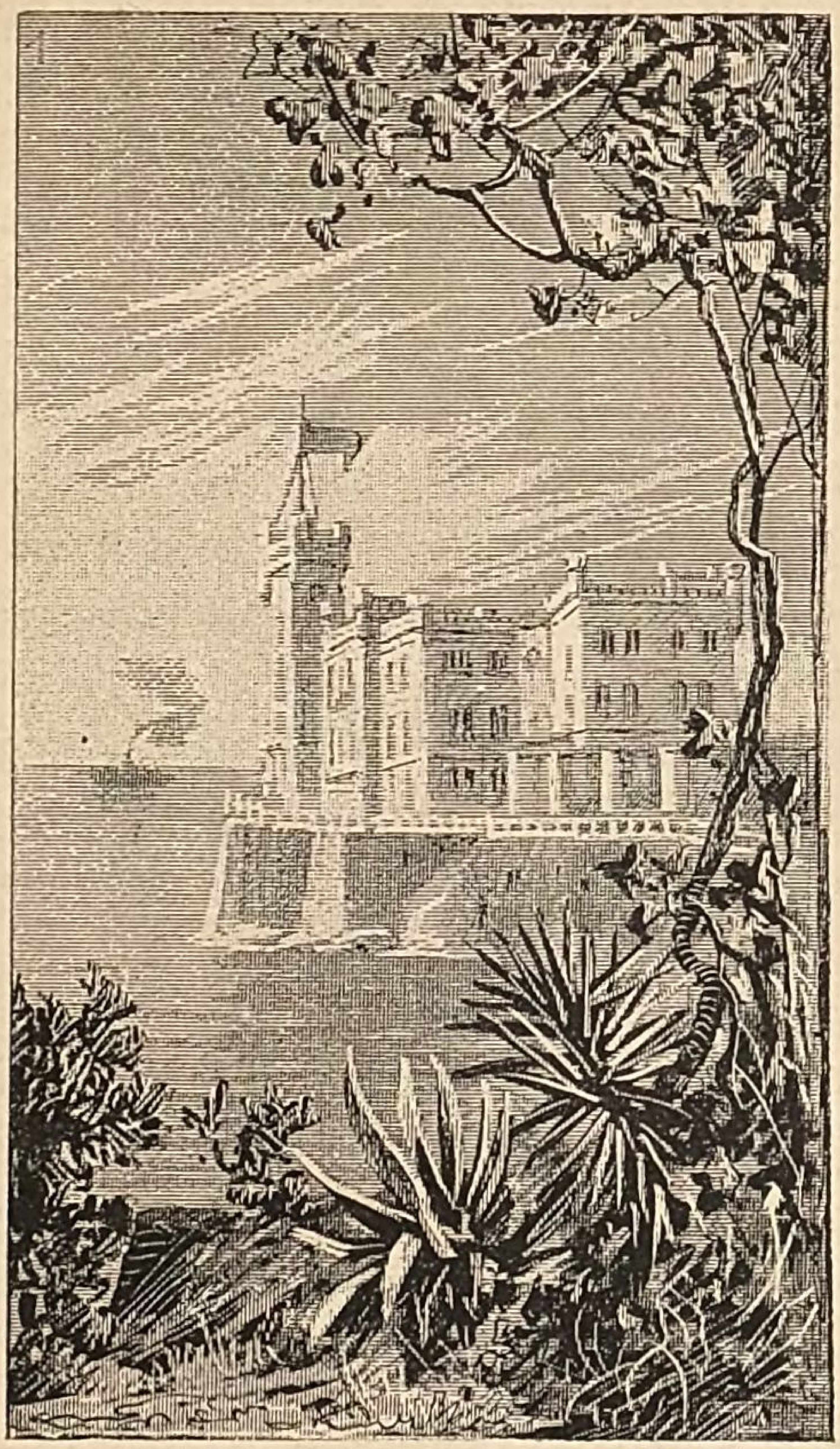
Wer mit dem Bahnzuge die einförmige Karstwildniß zurückgelegt hat, genießt unterhalb von Nabresina, wo der Schienenweg zur Küste sich herabsenkt, den ersten überraschenden und zaubervollen Ueberblick auf den bergumrahmten Golf von Triest. Im fernen Dämmer, wie von blaugrauen Schleiern umhüllt, liegt die Stadt selbst, nur schwach erkennbar über dem vibrirenden Seespiegel. Zwischen dem Silber der Meerfluth und dem Grün des Küstenrahmens schiebt sich alsbald eine helle Coulisse, ein zwischen Wasser, Luft und Gartengrün in der südlichen Karstöde um so malerischer wirkender Bau: das Schloß Miramar, mit seinen Thürmen und Zinnen.

Dieser erste Anblick ist von überraschender Art. Es gibt aber einen zweiten, der jenen weit hinter sich läßt. Von der Haltstelle der Südbahn geht es in einen weitläufigen Park hinab, der von hellen Kiesbändern durchschlängelt ist, und ein Laubdom an den andern schließt. Ueberall romantisches Dickicht, herrliche Lauschplätzchen, blätterschweres Astwerk längs vielfach gewundenen Pfaden. Plötzlich ragt zwischen dem Rahmen immergrüner Vegetation der stolze

normannische Bau des Schlosses auf und hohe blinkende Spiegelflächen grüßen herüber. Von der letzten Höhe des Pfades, der durch einen künstlichen Tunnel führt, sieht man zum erstenmale auf die Schloßterrassen hinab, die die Küstenstufe dem Meere zunächst einnehmen, und deren reizende Gartenanlagen an der Nordseite des kleinen Schloßhafens tief zwischen die beiden hügelichten Parkpartien hereintreten, um im Hintergrunde, also knapp an der hohen Küstenwand, mit einem Kiosk abzuschließen, dessen Façade von üppigem Geranke förmlich überwuchert ist. Die untere Terrasse wird vom Meere bespült und steht zur Landungstreppe im rechten Winkel. Hinter dieser ziert ein geschmackvolles Wandportal die Terrassenflucht, von der aus und gleichsam aus dem Schlosse heraus zwei Steintreppen hinabführen und zwar in einen Vorraum, der geräumig genug ist, um bei festlichen Empfängen einen zahlreichen Hofstaat aufnehmen zu können. Ein Gemälde im Schlosse zeigt diese Stelle des Parkes und führt gleichzeitig jenen festlichen Moment vor, wo die Kaiserin Elisabeth nach ihrer Rückkehr von Madeira hier wieder österreichischen Boden betrat. Die Treppen hinan ist das Gefolge postirt, in dem einfachen Ruderboote steht der Kaiser aufrecht, indeß die Matrosen salutiren und Hofchargen ehrerbietig Spalier machen.

Man muß sich diesen herrlichen Fürstensitz, um seinen vollen Reiz zu begreifen, von den milden Lüften des Vor-Frühlings umfächelt denken. Vom Strande herauf flüstern die Wellen und schlaftrunken regt sich im Myrthengebüsch ein girrendes Taubenpaar. Ueber die Terrassen schießen langgeflügelte Möven; dann neigen sich ab und zu die Kronen, leise bewegt vom Windhauche, der von den kreidigen Höhen der Küste herabstreicht, und farbenprächtig glüht's in den Buchten, wo purpurne Morgennebel zerfließen. Jetzt schwimmt die Sonne — ein Feuerball im dunstfreien Luftocean, und die tausend Blüthenkelche schütteln den Morgenthau ab, um das ewige, belebende Licht einzuathmen.

Im Schlosse Miramar herrschte, sobald die Kunde von der bevorstehenden Orientreise des Kronprinzen dahin gedrungen war, reges, geschäftiges Treiben. Schloßverwalter Orel, der bekannte Theilnehmer an der Payer-Weyprecht'schen Nordpolexpedition, war



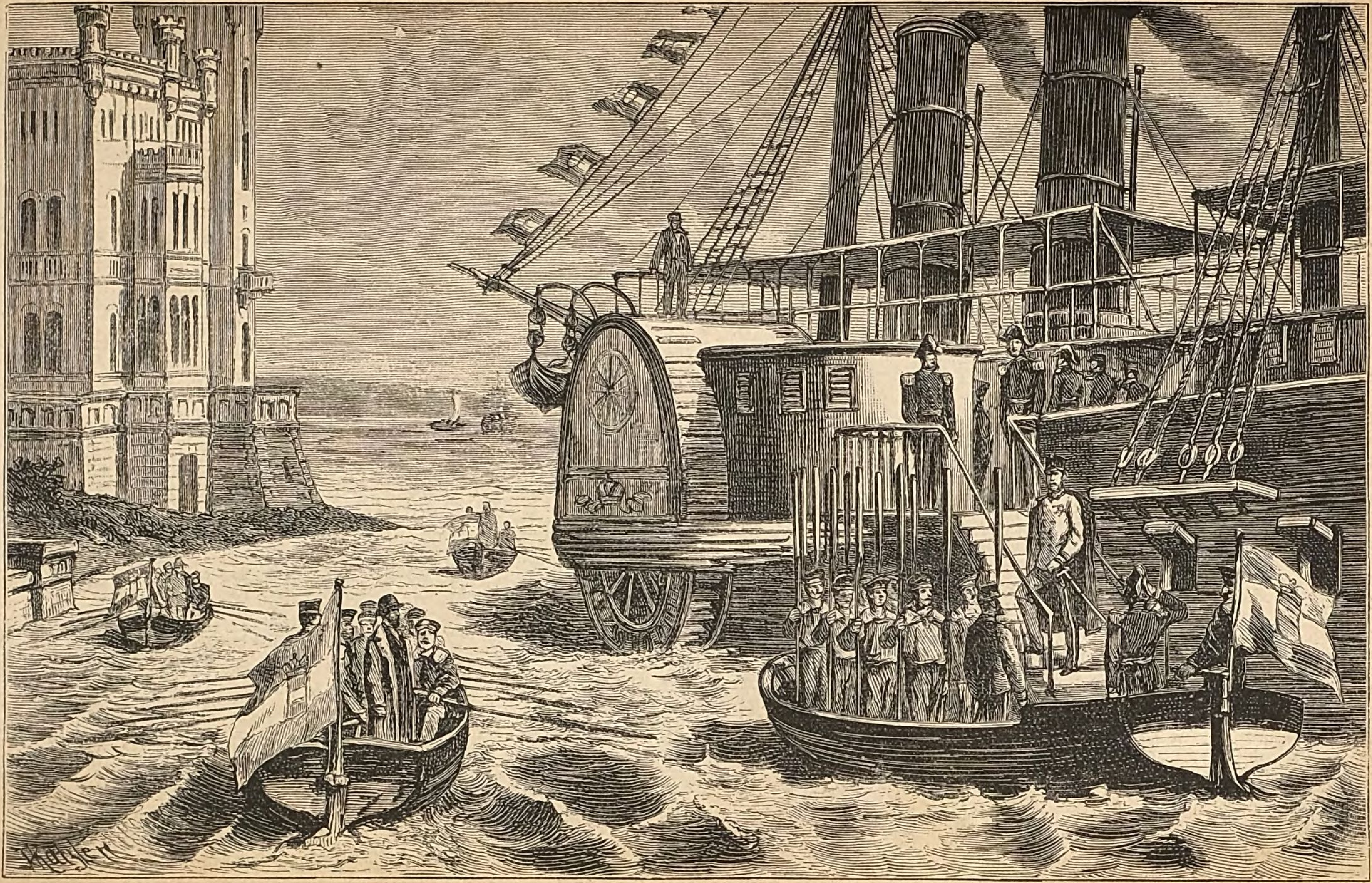
Schloß Miramar.

durch die frohe Botschaft zu umfassender Thätigkeit angespornt, denn der hohe Reisende sollte in Miramar den Waggon verlassen und sich auf die bereitgestellte Yacht einschiffen. Nach Jahren idyllischen Stilllebens griff plötzlich die regste Thätigkeit platz. — Das Schloß hat zwei Etagen und ist sehr geräumig. Von der Kies-Esplanade der östlichen Terrasse betritt man zunächst eine große Vorhalle, aus der es über die erste Treppe in den matt beleuchteten Billardsaal geht. Die Hauscapelle schließt hieran, und auf der andern Seite des Saales gelangt man unversehens in die kaiserlichen Gemächer. Dieselben sind: das Bibliothekzimmer mit seinen vielen Tausend Bänden in einfachen Wandschränken; das Arbeitscabinet, geziert mit Photographien landschaftlicher und figuraler Motive aus dem Orient; der Conversationssaal, das Schlaf-, Toilette- und Speisezimmer. An den beiden Seitenportalen des Bibliotheksaales stehen die Marmorbüsten der vier Dichterkönige Homer, Dante, Shakespeare und Göthe, alle von vollendeter Schönheit.

Nach Passirung mehrerer anderer Prachtgemächer gelangt man wieder in den Corridor der ersten Etage, von wo aus die gewundene Treppe in den Vorraum des zweiten Stockwerkes führt. Jagd- und originelle Kriegstrophäen schmücken hier die hellen Wände des einfachen Stiegenhauses. Die Mehrzahl der Räumlichkeiten im zweiten

Stocke ist — wie zu Lebzeiten des Erzherzog-Kaisers Ferdinand Max für den eventuellen Besuch fremder Potentaten eingerichtet, und die Wände des luxuriös ausgestatteten Schlafsaales schmücken die Porträts der regierenden Fürsten Europa's. Aus dem ehemaligen Thronsaal ist ein Tanzsaal geworden, dessen decoratives Arrangement von außergewöhnlicher Wirkung ist. Ein farbenprächtiges Wandgemälde — eine Allegorie auf die Herrschergröße und Weltmacht Karl's V. — fällt in erster Linie auf; dann zierliche Ornamente, prachtvolles Wand- und Deckengetäfel, welch' letzteres in gegiebelter Tiefe zwischen einer imposanten Gebälkconstruction von ganz unvergleichlicher Wirkung ist. In dem Nebengemache befindet sich eine Gemälde-Sammlung mit manch' kostbarem Stücke. Sonst sind auch noch Familiengemälde hier und eines derselben führt die Abschiedsscene gelegentlich der Einschiffung des Kaisers Maximilian nach seinem transatlantischen Reiche vor.

Die Vorbereitungen zum Empfange des erlauchten Gastes waren geraume Zeit beendet, als die officielle Anzeige von dessen Ankunft in Miramar eintraf. Alles stand und lag bereit, die neu ausgerüstete Dampf-Yacht „Miramar", das schnellste Schiff der kaiserlichen Marine, lag reisebereit vor Anker, und die Bevölkerung Triests zeigte durch ihre sympathische Haltung den regen Antheil, welchen sie dem Reise-Unternehmen des Kronprinzen entgegenbrachte. Am 10. Februar, Donnerstag, langte endlich der Eilzug — um 9½ Uhr Morgens — auf der festlich decorirten Haltestation Miramar an. Der hohe Reisende wurde, da er jeden officiellen Empfang abbestellt hatte, vom Statthalter Baron Pretis, dem Commandanten der eben im Golfe von Triest anwesenden Escadre, Contre-Admiral von Eberan, Linienschiffs-Fähnrich Grafen Crenneville und Schloßverwalter Orel begrüßt. Hierauf wurde in den bereit gehaltenen Equipagen durch den Schloßpark nach dem Landungsplatze gefahren, wo der Kronprinz einige der früher genannten Persönlichkeiten und den Grafen Hans Wilczek, der den Reisenden von Wien aus bis Miramar begleitet hatte, zum Dejeuner auf der Dampf-Yacht „Miramar" einlud. Im Augenblicke, als der Kronprinz das Fallreep (Einschiffungs-Treppe) bestieg, hißte die Yacht die kaiserliche Standarte und intonirte die Schiffscapelle die Volkshymne.



Die Einschiffung des Kronprinzen Rudolf in Miramar.

Der Kronprinz war sehr aufgeräumt und zeigte sichtliche Freude und Ungeduld gegenüber der zu erwartenden Zerstreuungen und Vergnügungen. Ueberdies war der Morgen herrlich, wie gewöhnlich, wenn der Vor-Frühling über die Südhänge der rauhen Karst-Terrassen hereinbricht und zwischen die grünen Stauden die ersten Blüthenknospen zaubert. Vom Decke der „Miramar“ genoß man überdies den unvergleichlichen Ausblick auf das hochragende Schloß mit seinen Thurmzinnen und der langgestreckten Küste, bis hinab nach Triest, mit seinem bunten Leben und Gedränge in dem weitläufigen Hafen. Die Yacht war von Booten, welche vornehme Triestiner brachten, umschwärmt, und auch im Schloßparke hatte ein sehr zahlreiches distinguirtes Publicum sich eingefunden.

Nach zweistündigem Aufenthalte auf der „Miramar“ verabschiedeten sich der Statthalter, Contre-Admiral Eberan und Graf Wilczek vom Kronprinzen, dessen Gefolge sich bereits in den Kojen der Yacht häuslich eingerichtet hatte. Dieses Gefolge bestand — außer dem Erzherzog Ferdinand, Großherzog von Toscana, der sich dem hohen Reisenden anschloß — aus nachfolgenden Personen: Graf Waldburg-Zeil-Trauchburg, General a. D. und temporärer Obersthofmeister (an Stelle des erkrankten Contre-Admirals Grafen Bombelles), Flügel-Adjutant Oberstlieutenant von Eschenbacher, Graf Hoyos-Sprinzenstein, Hofburg-Pfarrer Prälat Laurenzius Mayer, Maler Pausinger, Hof-Official Bielohlavek und Präparator Hodek jun.; außerdem Lakaien, Leibjäger und Diener, dann das Küchen-Personal mit zwei kurz vorher in Brüssel neu engagirten französischen Köchen mit zwanzig Kisten Requisiten und Materialien. Außer der Hand-Reisekasse wurde vorläufig ein Reisefond von 500.000 Gulden, größtentheils in Gold, mitgenommen.

Kurz vor zwölf Uhr Mittags lichtete die „Miramar“ die Anker und nahm vorerst die Richtung auf Muggia, wo der Kronprinz die dort ankernde Escadre in Augenschein nahm. Er war sichtlich überrascht von dem herrlichen Anblicke der weitläufigen Bucht und dem malerisch gelegenen Städtchen selbst. In der That gehört Muggia zu den reizendsten Ortschaften Istriens. Es ist seiner Anlage nach und auf Grund der Bauart der Häuser ein kleines Venedig, an das es

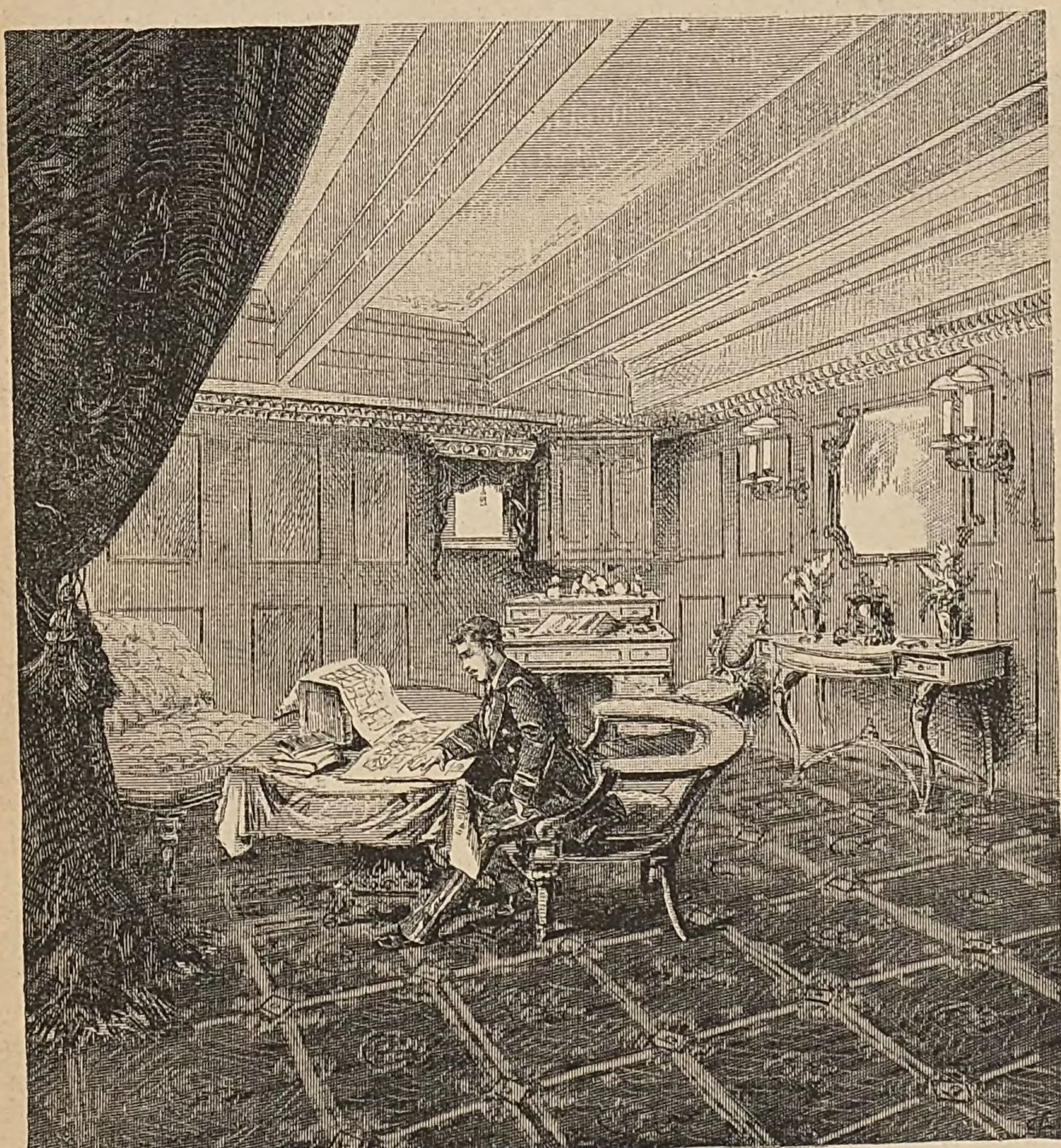
übrigens auch durch den merkwürdig dargestellten Marcus-Löwen, der an dem Amtsgebäude angebracht ist, erinnert. Freilich finden sich nun auch mehrere moderne Gebäude vor, sie verwischen aber nur unwesentlich das originelle Gepräge dieser Fischerstadt und ihrer interessanten Inwohner, die — mit rother hoher Mütze und kurzer Matrosenjacke — typische Erscheinungen im Golfe von Triest sind. Uebrigens ist Muggia ein sehr alter Ort, der schon zur Römerzeit bestand. Berühmt ist die von der Triester Firma Strudthoff im Jahre 1865 angelegte Schiffswerfte zu San Rocco. — Nicht minder malerisch wie die nächste Umgebung von Muggia ist die gegenüberliegende Seite der Bucht. Dort liegt auf isolirtem Felsen, in einer Seehöhe von mehr als 1000 Fuß, die historisch hoch interessante Ruine S. Servolo, einst eine stolze Ritterburg der Familie Petazzi, zum Schutz und Trutz gegen die kriegerischen Grenznachbarn.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Anwesenheit der Escadre dem Bilde von Muggia und Umgebung noch erhöhten Reiz gab. Die stattlichen Schlachtschiffe, im tiefblauen Gewässer schaukelnd, der grüne Uferkranz mit den dahinter immer höher emporsteigenden Gebirgsterassen, dazu die zierliche „Miramar“, welche graziös die ruhige Fluth theilte und die Reisenden mitten in die kriegerische Umgebung einer stattlichen Flotten-Abtheilung brachte: dies Alles gab dem Bilde Farbe und Bewegung, Reiz und Interesse. Uebrigens war nun das herrliche Wetter ganz und voll zur Geltung gekommen, und als die Yacht ihre Weiterfahrt antrat, lag das volle Sonnenlicht auf dem ruhigen Meere und die Möven schwebten majestätisch über den Wassern.

Besonders reizend gestaltete sich die Fahrt von Capodistria ab. Die Küste von Istrien ist reich an lieblichen Buchten, in denen die zahlreichen Fischerstädtchen gebettet sind: Capodistria, Isola, Pirano, Omago, Cittanova, Parenzo und Rovigno. Wo die Ufer steil abfallen, schimmern bleiche Felsschroffen, dahinter dunkelt aber allenthalben grüner Wald oder dichtes Buschwerk, oder leuchtet ein heller Rasenfleck — Alles im packenden Contraste zu dem malerischen, grau-weißen, oft von Thürmen und Mauern überragten Städtchen. — Auf dem Hinterdeck der „Miramar“ macht sich bald eine anheimelnde Unge-

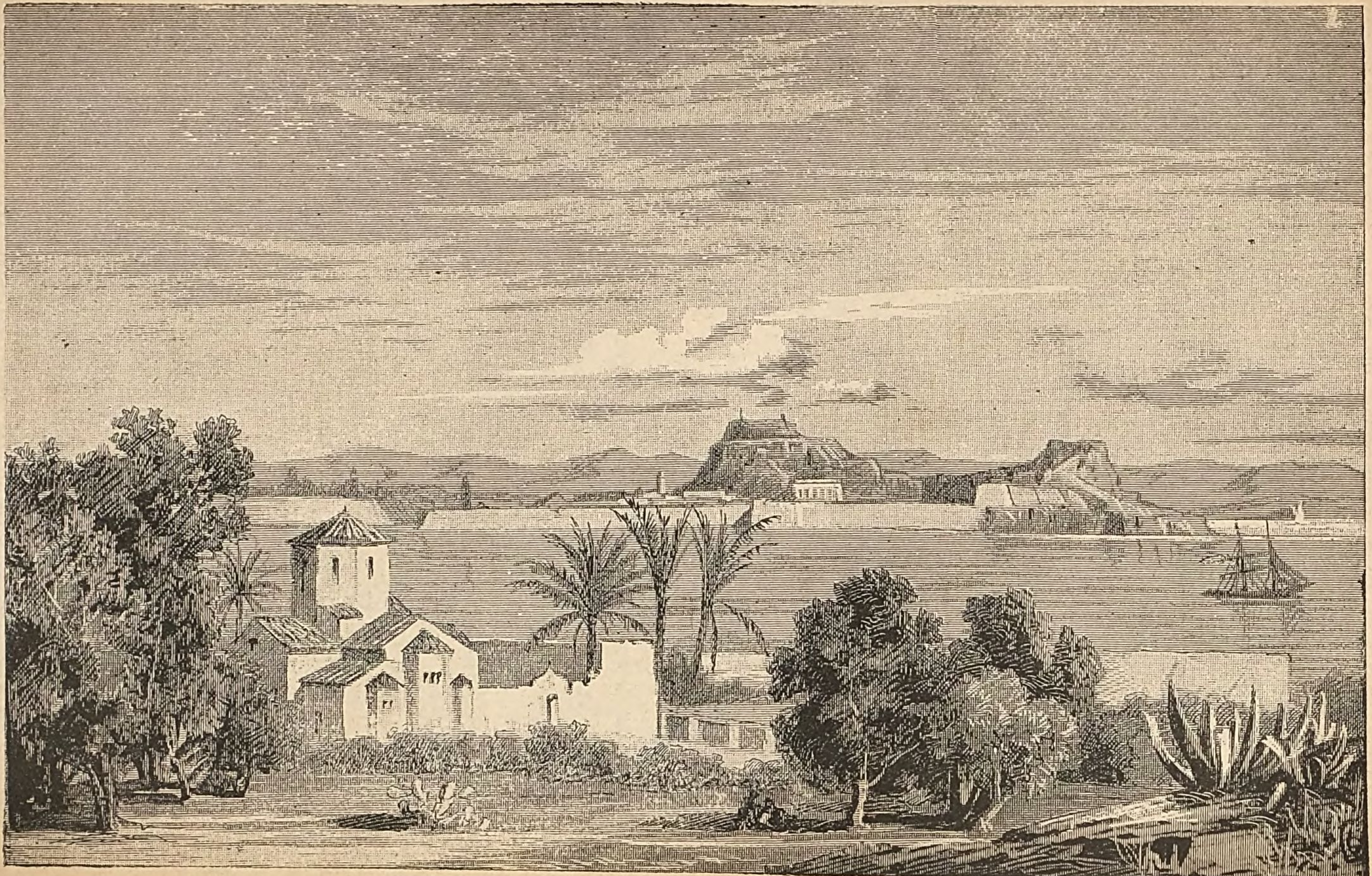
Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

zwungenheit geltend. Der Kronprinz und seine Umgebung finden großen Gefallen an der landschaftlichen Mannigfaltigkeit der Küstenscenerie, und — wer weiß — ginge es nicht so eilig nach der fernen afrikanischen Küste: die grün-umrahmten Felsbuchten wären einladend genug,



Kronprinz Rudolf in seinem Arbeitskabinet.

um die eine oder andere zu kurzer Rast aufzusuchen. Auf dem Meere aber ist's seltsam stille. Keine Welle rührt sich, kaum daß ein leiser Hauch die Rauchpinien, welche aus den Schloten der Yacht emporsteigen,



Korfu.

kräuselt. In der Ferne schwebt ein oder das andere weiße Segel wie ein Riesen-Fittig über der azurnen Fläche und vom Bug zittert des Meeres Silberwelle in weiten Wellenringen aus. — Da gibt's plötzlich eine kleine Ueberraschung. — Wir sind auf der Höhe von Pirano. Ein kleiner Dampfer ändert seine vorgezeichnete Küstenfahrt und steuert flink auf die dahineilende „Miramar" zu. Schon erkennt man einiges Detail, zumal die auf einen Knäuel zusammengedrängten Passagiere, die im Momente der Annäherung beider Schiffe in Jubel ausbrechen, Tücher und Hüte schwenken. Der Kronprinz, sichtlich erfreut von dieser spontanen Ovation, erwiedert den Gruß, worauf der Dampfer „Istria" — so hieß das Schiff — seinen alten Cours einschlägt, um in der Richtung nach Capodistria zu entschwinden.

In den ersten Nachmittagsstunden ist die kurze Strecke längs der istrischen Küste zurückgelegt. Der gewaltige Monte Maggiore — ein stolzes Felshaupt, das weit aus dem Hintergrunde aufragt — sendet seinen Gruß herüber; dann sinken die Gestade immer mehr herab und in der Gegend von Pola werden sie bereits felsig und einsam. Man zeigt dem Reisenden die kleinen Brionischen Inseln, die schimmernde Häuserzeile von Fasana und die Einfahrtspforten in den Hafen von Pola mit dem prachtvollen römischen Amphitheater im Hintergrunde. Die stattlichen Forts, welche ringsum die Uferhöhen krönen, erregen das besondere Interesse des Kronprinzen. Leider ist das ganze Bild, in Folge der nicht unbeträchtlichen Entfernung, in der die „Miramar" ihren Cours hält, wie in grauen Dunst gehüllt, trotz des klaren, prächtigen Wetters. — Bald sinkt auch diese letzte istrische Landmarke Promontor, mit dem gewaltigen Schaft des Leuchtthurmes auf dem Klippen-Eilande Porer, unter den Horizont, und die Yacht steuert weit hinaus zwischen Himmel und Wasser.

Es dünkt nun uns an der Zeit, über die „Miramar" selbst einige Notizen vorzubringen. Dieses schöne Schiff, das zu den prächtigsten Werken der modernen Schiffsbaukunst zählt, wurde im Jahre 1871 zu London auf der Werfte von Samuda erbaut. Die innere Eintheilung, welche den besondern Bedürfnissen des Hofes entsprechen sollte, wurde nach den speciellen Entwürfen des Schiffsbau-Inspectors Josef von Romako getroffen und ist von außergewöhnlichem Comfort. Die

Dampf-Yacht ist aus Eisen und hat eiserne Außenplatten. Der Maschinenraum ist durch wasserdichte Schotten (Scheidewände) von den übrigen der Länge und der Quere nach getheilten Schiffsräumlichkeiten abgetrennt. Auf Deck befinden sich ein großer Salon und zwei Stiegenhäuser. Vom Salondeck geht eine Plattform nach vorne und steht mit einer zweiten, quer über dem Maschinenraume errichteten Plattform in horizontaler und directer Verbindung; auf ersterer ist ein kleiner, aber in seiner Construction starker Glaspavillon (als Zufluchtsort bei schlechtem Wetter), auf letzterer das „Seeknotenhaus" für die diensthabenden Officiere. — Die erstere Plattform dient als „Promenade", da sie einen unbehinderten Ueberblick über das ganze, ziemlich lange Schiff gewährt. Im Hauptdeck rückwärts befinden sich die Wohnräume für den Hof und die höchsten Personen des Gefolges, im Zwischendeck die Cabinen für die Hofbeamten und die Dienerschaft. Vorne im Hauptdeck befinden sich die Räumlichkeiten für den Admiral, für den Schiffs-Commandanten und seinen Stab, und endlich im Zwischendeck jene für die Maschinisten und die übrige Schiffsmannschaft. Der große Speisesalon, welcher Raum für sechsundzwanzig Personen hat, steht mit dem Decke durch eine breite Prachttreppe in Verbindung und nimmt die ganze Breite des Schiffes ein. Das Deckhaus enthält den gemeinschaftlichen Salon (auch Empfangssalon) in der Mitte und einen zweiten Salon für das engere Gefolge im rückwärtigen Theile, von wo aus wieder eine eigene Treppe zu den Cabinen führt. Die Einrichtung, Ausstattung und Meublirung ist sehr geschmackvoll, wodurch sich die „Miramar" sehr vortheilhaft von allen anderen ähnlichen Schiffen auszeichnet, die sehr überladen und zu prunkhaft ausgestattet sind. Die Wohn-, Schlaf-, Toilette- und Bade-Cabinen sind in Eichenholz getäfelt, die Einrichtungen aus gleichem Holze, und nur die Sitzmöbel mit braunem Leder tapeziert. Auch das Arbeitszimmer zeichnet sich durch elegante Einfachheit aus; ein Schreibtisch, ein paar Fauteuils, ein Secretär und ein Sopha bildet die ganze Einrichtung. Nur die für die Kaiserin reservirten Räumlichkeiten zeigen eine reichere Ausstattung, darunter die lichte Ahornholz-Täfelung und mit heller Seide überzogenen Sitzplätze. Die Maschine, von Penn & Comp. erbaut, nimmt die ganze Mitte des Schiffes in einer Länge von 77 Fuß ein

mit nominell 2450 Pferdekräften, hat aber eine effective Leistung von 3200 Pferdekräften. —

Die Seereise, welche sich seit der Abfahrt von Triest so vorzüglich anließ, bot anfangs nur geringe Abwechslung. Am Morgen des zweiten Tages (11. Nov.) traten die fernen dalmatinischen Berge mit matten Umrissen wieder aus den Nebeln. Besser und deutlicher kam Lissa, die massige, weit gegen die Mitte des adriatischen Beckens vorgeschobene Insel, in Sicht, und ein eigenthümlicher Zufall war



Das „Phäakenschiff" bei Korfu.

besonders geeignet, das Bild von jener glorreichen Schlacht in der Erinnerung des Reisenden lebendig zu gestalten. Das Wetter hatte nämlich merklich umgeschlagen und die anfangs leicht gekräuselte See wurde immer bewegter. So war's auch damals, als der moderne Seeheld Tegetthoff seine noch kriegsungewohnte, jungfräuliche Flotte nach diesen Wässern dirigirt hatte, um Lissa und seinen wichtigen Hafen vor einem Handstreiche der maritimen Streitkräfte Italiens zu schützen. In demselben Fahrwasser, wo die „Miramar" zwischen den ersten

Wellen der im Anzuge begriffenen „schweren See“ schaukelte, hatte das großartige Schauspiel: Der Kampf moderner Panzerkolosse, sich zugetragen. Hier, wo die dunkelblauen Wogen rollten und weiße Schaumkämme über die Tiefe der See flatterten, hatte der „Ferdinand Max“ den „Rè d'Italia“ in den Grund gebohrt; hier erwehrte sich der Koloß „Kaiser“ — das einzige Linienschiff der österreichischen Flotte in der Schlacht — seiner Bedränger, und nur wenig weiter — in



Insel Paxo.

nordwestlicher Richtung — flog der „Palestro“ in die Luft, der letzte Zwischenfall des mehrstündigen Seekampfes. Daß solche Erinnerungen den Kronprinzen sowie seine Umgebung mächtig bewegten, versteht sich von selbst. Dazwischen drängte sich auch ein anderes gräßliches Bild: Eine Pulver-Explosion auf der Fregatte „Radetzky“, welche das stolze Schiff binnen wenigen Secunden in Trümmer und Splitter zerriß.

— Der Morgen graut und aus seinem Zwielicht tauchen, fast zum Greifen nahe, Küstengebirge von beträchtlicher Höhe. Es ist

Albanien, speciell das Gestade der „Keraunien“, jenes urclassische Gebirge, nach dessen Felsscheitel Zeus seine Blitze schleuderte, und wo, nach althellenischer Annahme, die Pforten des Tartaros sich aufthaten. Noch haftet die alte Sage an den Uferhöhen und einer der Felskegel trägt den bezeichnenden Namen „Monte Tartaro.“ — Die See rollt schwer und weißer Gischt netzt die starre Küstenwand, die majestätisch aus der blaugrünen Fluth aufragt. Da ist Alles wild und großartig — urwüchsig, wie ein Felsgebirge Albaniens nur immer sein kann. Wild sind auch die albanesischen und griechischen Berghirten, die hoch auf den spärlichen Matten hausen. Die Küste ist — Santa Quaranta abgerechnet — hafenlos, ein Umstand, der den Eindruck des Großartigen und Wildromantischen wesentlich erhöht.

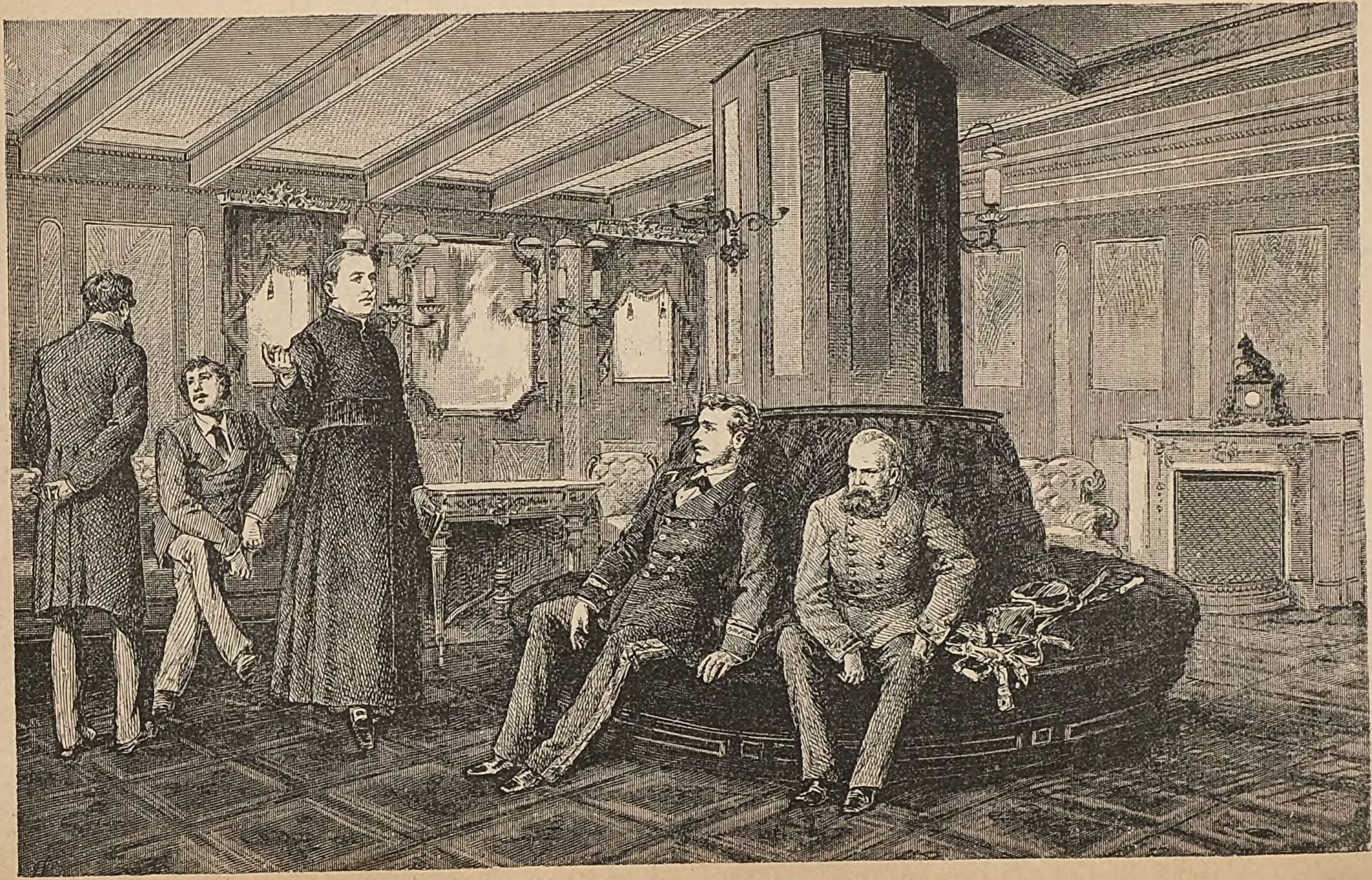
Die „Miramar“ mußte sich der keraunischen Küste sehr nähern, um den schmalen Einfahrtscanal zu gewinnen, der die Insel Korfu vom epirotischen Festlande trennt. Die „Insel der Phäaken“, die herrlichste im Bereiche der griechischen Welt, ist schon geraume Zeit früher sichtbar, denn der hohe Kegel des „Erlöserberges“, welcher das nördliche breite Ende der keulenförmigen Insel ausfüllt, ragt fast 1000 Fuß über dem Meeresniveau. . . Als die Yacht in den schmalen Canal lenkte, gab es lebhafte Bewegung auf dem Deck. Der Kronprinz nahm großes Interesse an der prächtigen Scenerie, die auch auf der albanesischen Festlandsseite des Reizes nicht entbehrte, obwohl das Gestade dortselbst flach und öde ist. In jeder Landschaft sieht man aber das, was man in sie hineinlegt. Ist auf der epirotischen Küste gegenüber von Korfu wenig zu sehen, so weiß man gleichwohl, daß hier — wo jetzt Rohrwald und Sumpf wüsten Trümmersturz umschlungen halten — einst das „hohe Buthronton“ stand, dessen Localmythus bis ins trojanische Zeitalter hinaufreicht. Zur Römerszeit war dieses Butrintum ein wichtiger Ort, und zwar als Ausgangspunkt jener großen Militärstraßen, welche von Avlona längs des epirotischen Gestades einerseits und durch die hellenischen Nordprovinzen bis Athen und Thessalonich anderseits führten. Vielleicht klangen dem Reisenden die schönen Verse Virgils durch die Fülle von Erinnerungen: „Schnell versinken vor uns der Phäakier luftige Hügel“ ꝛc.

Grauer Dunst brütet heute über dem Sumpfsee von Butrinto. Wo die Akropolis des römischen und byzantinischen Buthronton stand

Nicht beschmutzen! Nicht zerreißen!

und wo sich auch noch cyklopische Grundmauern vorfinden, taucht heute die Burghöhe mit ihren verwitterten Mauerzügen in eine Bucht des stillen, schilfbekränzten Sees ab. Nur animalisches Leben regt sich in dieser Wasserwüste, der Mensch hat sich im Laufe der Zeit aus ihr zurückgezogen. Der See ist ungemein schlammig und der Tummelplatz zahlreichen Vogelwilds. Hin und wieder sieht man im Rohre die träge Masse eines Büffels, der, wie sein Geschlechtsgenosse in den pontinischen Sümpfen, seinen schwarzen, russigen Körper stundenlang in der Schlammfluth aufquellen läßt. Die Reisenden konnten natürlich von Butrinto selbst nichts sehen, da es etwas landeinwärts liegt. Drüben, im Westen, grüßte das liebliche Korfu, und nach achtundvierzigstündiger Fahrt, bei zuletzt ziemlich bewegter See, ging die „Miramar" auf der Rhede der Stadt vor Anker.

— Da lag sie, die herrliche Insel — ein grünes Juwel im silberflimmernden Azurbecken! Es war, als sollte sich ein herrlicher Traum verwirklichen, der Traum der Antike, denn vor die Augen legte sich ein duftiger Nebel, aus dem die ehrwürdigen Gestalten der „Odyssee" tauchten. Der Blick der Reisenden schweifte vom Bord der Yacht über das unvergleichliche Inselbild, und daß dieser Anblick von keinem Beigeschmack irdischen Jammers verleidet wurde, läßt sich denken. Es ist nicht eigentlich Korfu, welches bei diesem ersten Genusse das geistige Auge umfaßt, sondern das alte, ehrliche „Phäaken-Eiland". — In jener Bucht dort muß der Bach münden, in welchem Nausikaa, die reizende Königstochter, mit den Mädchen die Wäsche wusch, als der „große Dulder" in einer etwas arg derangirten Toilette den gastlichen Boden des Königs Alkinoos betrat. Die heutigen, überaus hübschen corfuotischen Schönen tragen noch immer dieselben blauen Kopftücher wie ihre ältesten Vorgängerinnen, und die Täuschung wird sonach auch äußerlich erheblich begünstigt. — Noch weiter im Süden, dort, wo die herrlichen Orangenhaine von Benizze liegen, ein stattlicher Oelwald rauscht und betäubender Blüthenduft die Luft erfüllt, liegt ein winziges Felseiland, das für das versteinerte „Phäakenschiff" gilt. Es beherbergt heute in einem kleinen Kapellenbaue einige griechische Mönche, die von der Geschichte, wie Poseidon in seinem Zorne das Fahrzeug der Phäaken zu Stein machte, nichts wissen. Dafür haben sie eine andere,



Im Empfangs-Salon der „Miramar".

weit modernere Erinnerung bewahrt: die Anwesenheit der Kaiserin Elisabeth, die während ihres Aufenthaltes in Corfu das einsame Klippen-Eiland allen anderen Ausflugsorten vorzog.

Der Aufenthalt des Kronprinzen in Korfu währte nur fünf Stunden. Sie waren gewiß hinreichend, um ein orientirendes Gesammtbild von der Stadt und ihrer nächsten Umgebung zu gewinnen und den näheren Bereich der Insel zu überblicken, in welchem die erlauchte Mutter des Reisenden vor Jahren stille und glückliche Tage verbrachte. Die mehrstündige Anwesenheit auf der Insel gab aber auch sonst mancherlei Stoff zur Beobachtung, und dem Einen oder Andern der Reisebegleitung mochten sich Erinnerungen aufgedrängt haben, die gerade nicht solch' classischer Art gewesen sein dürften. Die heutigen Korfuoten haben überhaupt keine classischen Erinnerungen; sie haben solche ideale Schmerzen längst überwunden und ihr Interesse dem prosaischen Alltagsleben zugewendet. Die Alten hatten im Laufe unseres Jahrhunderts eine harte Concurrenz zu bestehen, denn die Engländer, welche bekanntlich über ein halbes Säculum Korfu und die übrigen Jonischen Inseln occupirt hielten, hatten alle olympische Herrlichkeit des weiland Alkinoos usurpirt. Obwohl ohne wärmeres Interesse und ohne Verständniß für den classischen Schauplatz ihrer Thätigkeit, haben sie gleichwohl antike Züge an den Tag gelegt. Die Epigonen der Phäaken sollten das Wunder erleben, daß englische Gouverneure noch etwas weiter über das Ziel hinauszuschießen vermögen, wie selbst ihre nationalen Helden aus dem grauen Alterthum. Wer demnach Korfu durchpilgert, den erinnert fast Nichts an die Antike, und Alles an die — Engländer. Die Lord-Obercommissäre sind die wahren Heldengestalten des modernen Korfu, freilich in einer Art, welche weniger überschwänglichen Touristen immer und immer wieder ein Lächeln auf die Lippen lockt. Die Lord-Obercommissäre haben aus Korfu nicht nur ein Zollhaus und eine Kaserne gemacht, sie setzten sich auch selbst Denkmäler, die die Namen Jener der Nachwelt bewahrt haben. Thomas Maitland — Frederik Adams — Howard Douglas — haben sich der Erinnerung der modernen Phäaken am tiefsten eingeprägt. Andere, deren selbstgeschaffene Denkzeichen theilweise den Weg alles Vergänglichen gegangen sind, anderntheils im Laufe der Zeit argen Schaden genommen haben,

sind nicht so tief im Herzen des Volkes eingegraben. Der sonderbarste Gott-Mensch war jedenfalls „Tom King“, Thomas Maitland nämlich. Wenn man die hübsche „spianata“ (Esplanade) hinabschreitet, überrascht auf den ersten Blick ein antiker Tempel, in dessen Nachbarschaft man eine wahrhaft entzückende Fernsicht genießt. Dieser Tempel, den die Brisen des Meeres umfächeln und über dessen Architrave der Orangenduft streicht, ist keinem Gotte geweiht, sondern jenem „Tom King“, der sich ihn bei Lebzeiten aufführen ließ. Die Korfuoten haben sich dies gefallen lassen müssen, denn sie waren ohnmächtig gegenüber dem Jupiter tonans im „Palazzo Reale“. Auch dieser Prachtbau ist eine Schöpfung Maitland's. Ein anderer Lord-Obercommissär — der wetterwendische Frederik Adams — ward in Marmor verewigt; sein Standbild, im antiken Style mit Toga und Truncus, steht im Blätterdickicht vor dem Regierungspalast. Ein dritter Gouverneur, Howard Douglas, gab sich mit einer Denksäule zufrieden, sein Nachfolger mit einer simplen Büste, ein Anderer vollends mit einer Inschriftstafel. —

Außer der früher genannten „spianata“ gibt es in der Stadt Korfu keinen größeren Platz, ja überhaupt keine Straße von Bedeutung. Alles ist eng und winkelig, die Häuser auf venezianische Art gebaut, mit Arkaden nach der Straße zu, und diese nicht selten so steil, daß man auf Stufen hinaufsteigt, schmucklos und fast menschenleer. Eigentliches Volksleben findet man nur in unmittelbarer Nachbarschaft des schönen und geräumigen Hafens, dem nordwärts das öde (einst von den Engländern befestigte) Eiland Vido vorliegt. Auch an der Kreuzungsstelle der Hauptstraßen, zumal in den Stunden des allgemeinen Marktverkehrs, herrscht reges Leben. Der schönste Punkt im engeren Stadtbereich ist die Citadelle, von deren Höhe man ein zaubervolles Panorama genießt. Nicht nur die ganze Insel, auch ein Theil des südlichen Epirus und das Meer bis zum leukadischen Felsen hinab, ist leicht zu überblicken, namentlich an sonnigen Morgen, wenn die Luft jene wunderbare Durchsichtigkeit besitzt, die eine Eigenthümlichkeit des Jonischen Meeres ist. Leider verhinderten Zeitmangel und ungünstiges Wetter auch nur einen Bruchtheil der landschaftlichen Herrlichkeiten Korfu's zu genießen.

Noch am selben Tage — dem 12. Februar — verließ die „Miramar" nach fünfstündigem Aufenthalt den Hafen, um ihre Reise fortzusetzen. Das Wetter ließ sich sehr schlecht an. Die See rollte schwer und die rauhe Luft hatte nichts von jener „balsamischen Würze", von der glücklichere Sommer-Reisende zu berichten wissen. Die Schwankungen der Yacht wurden immer empfindlicher, die Freudigkeit an Bord erkaltete sichtlich. Zwar die hohen Reisenden schienen der bösen See Widerstand bieten zu wollen, aber ihre gute Laune litt gleichwohl Schiffbruch. Man dampfte an dem „Phäakenschiff" vorüber, jenem früher erwähnten Klippen-Eilande, von dem es in der „Odyssee" (XIII, 162 u. ff.) heißt:

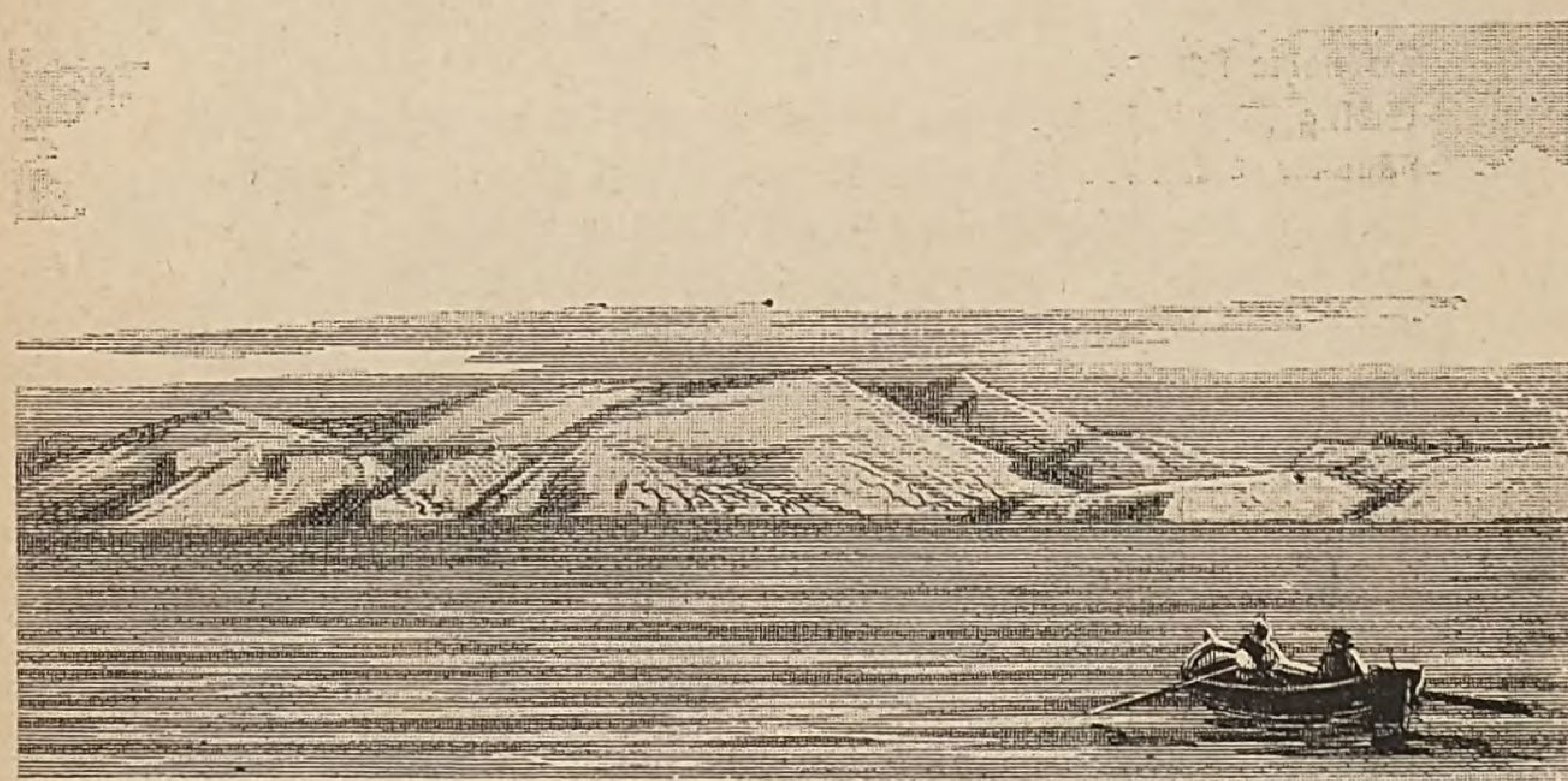
Als das schnelle, meerdurchgleitende Schiff dem Ufer nahe kam,
Da nahte sich Poseidaon,
Schlug es mit flacher Hand, und siehe! plötzlich versteinert,
Wurzelt es fest am Boden des Meeres. Drauf ging er von dannen.
Aber am Ufer besprachen mit schnellbeflügelten Worten
Sich die Phäaken, die Führer der langberuderten Schiffe.
Einer wendete sich zu seinem Nachbar und sagte:
Wehe! wer hemmt im Meere den Lauf des rüstigen Schiffes,
Welches zur Heimat eilte? Wir sah'n es ja völlig mit Augen!
Also redeten sie und wußten nicht was gescheh'n war. — — —

Nordwärts von Paxo verließ die „Miramar" den Canal von Korfu und steuerte nun in südwestlicher Richtung. Jenes Paxo, ein aus dem Meer aufragender Berg, ist der Ort, wo sich das bekannte Wunder zutrug, bei dem der Steuermann Thamus, des Nachts von einer übermenschlichen Stimme bei seinem Namen gerufen, den Befehl erhielt, an der Bucht von Butrinto (von der früher die Rede war) laut auszurufen, der große Pan sei gestorben. Er that dies Anfangs nicht, gehorchte aber, durch Windstille erschreckt, endlich, und nun erhob sich ringsum ein überaus schauerliches Wehgeschrei.

Von Paxo zum „Fels der Sappho" ist's nur eine Spanne Wegs. Eine graugelbe Felswand, nun, als „Miramar" vorübersteuerte, im Schatten gehüllt, senkt sich lothrecht ins Meer hinab. An seinem klippigen Fuße branden die Wogen und ihre Gischtkämme treiben noch hoch die Runsen hinauf, wo die Möven ihre Verstecke haben. Der Sappho-Fels (auch Cap Ducato genannt) ist das Südende der Insel

Leukadien (heute Sta. Maura). Der Scheitel der Insel liegt unter dem Gesichtswinkel; dort erhebt sich ein einsames Kloster, die Aufbruchsstation für diejenigen, die über den Blüthenteppich des westlichen Inselrandes zum Felssturze pilgern, um durch den Doppelgenuß einer großartigen Naturscenerie und der poetischen Verklärung tiefsten Seelenschmerzes eine wohlthuende Läuterung durchzumachen.

Unterdessen ist's auf der Yacht einsamer geworden. Die hohen Reisenden suchen im Verdecksalon Schutz vor dem Wetter, das sich sichtlich von Stunde zu Stunde verschlechtert. Das starke Rollen des Schiffes gestattet indeß eine eigentliche Beschäftigung nicht, und so schleichen

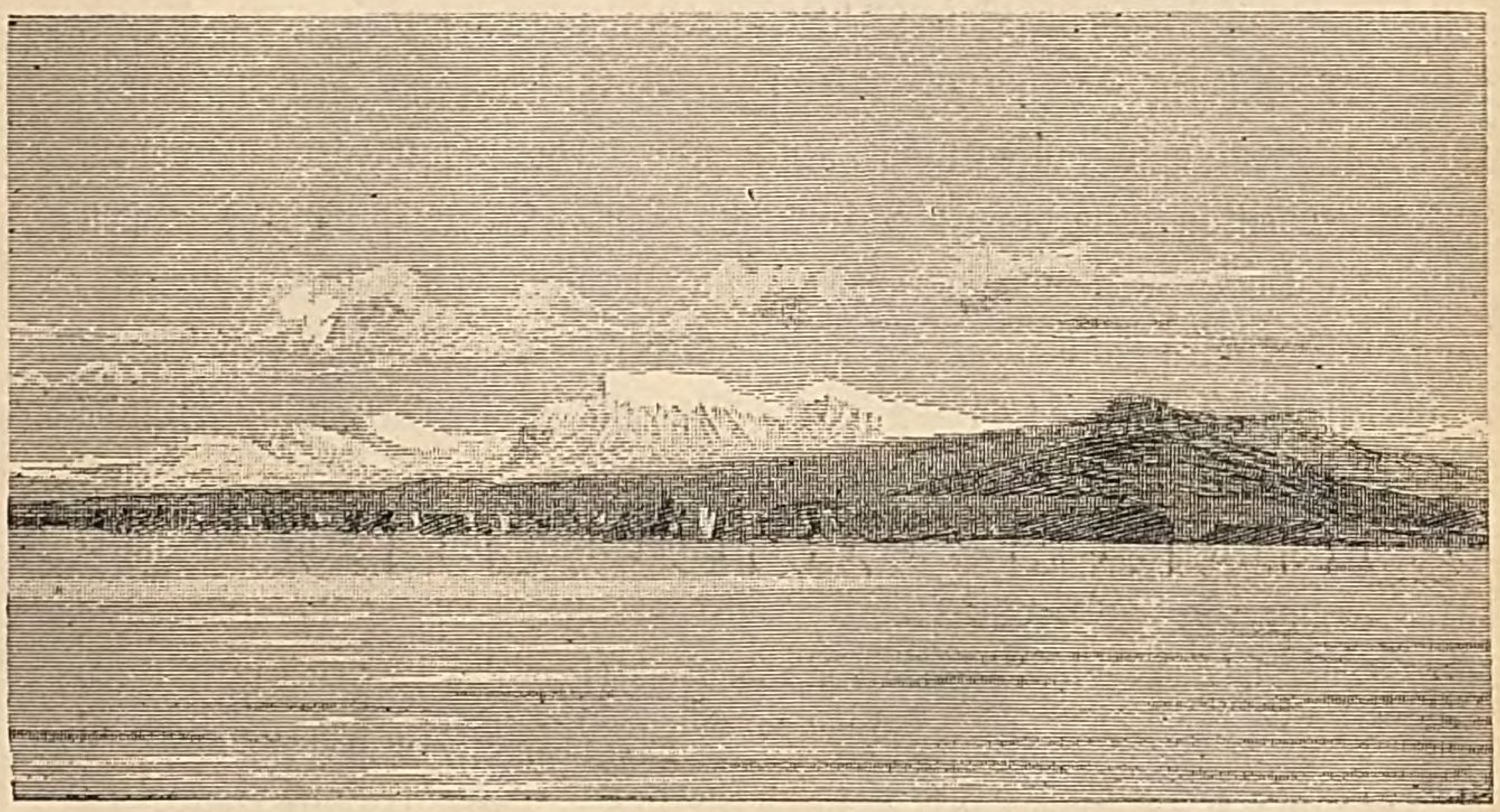


Ithaka.

die Stunden langsam dahin. Freilich ist auch ein mächtiger Seegang ein Bild von gewaltigem Reize, zumal, wenn der Sturm durch die Takelung saust und graue Wolkenfetzen bis zu den weißen Wellenkämmen herabflattern und die Möven knapp über Bug oder Achter dahinschießen. Die Vertrautheit mit dem nassen Elemente will aber erprobt sein. Nur die Gewohnheit vermag jenem bösen, Leib und Seele gleich beeinflussenden Leiden, welches man Seekrankheit nennt, Widerstand entgegenzusetzen.

— Es ist Mitternacht. Das Schiff macht heftige Bewegungen und theilt unter gewaltigem „Stampfen" die immer mächtiger heran-

rollenden Wogen. Auf den nahen Inseln des Jonischen Archipels: Kephalonia und Ithaka, hängt einige Minuten hindurch das bleiche Licht des Vollmonds, dann senken sich wieder schwarze Schatten herab. Der Monte Aenos auf Kephalonia ist ein düsterer Schatten, der wie ein riesiges Gespensterschiff über die schäumende See zu gleiten scheint. Seine bei hellem Sonnenlichte so prächtigen Pinienhänge sind dem Blicke vollständig entzogen und für den schmalen, gewundenen Canal zwischen Kephalonia und Ithaka gibt es diesmal keine Reflexionen. — Schade! Es ist ein herrliches, sonnenheiteres Eiland, dieses Ithaka, wenn der helle Tag seine Lichter in die Oelhaine und



Küste des Peloponnes.

zwischen Fels und Wasser webt. Unwillkürlich fällt die Alltäglichkeit wie Schuppen von den Augen. Dort auf Kephalonia, wo sich die Bucht des homerischen „Samos" öffnet, stehen noch die cyklopischen Grundmauern jener Burgen, aus denen einst die vierundzwanzig Freier Penelopes nach Ithaka herüberkamen. Waldwildniß deckt die Schluchten, die zu ihnen hinaufführen. Wenn hier der sonnige Tag mälig hinabsinkt, dann wirft die Abendsonne ihre rosigen Reflexe auf die runden Kuppen Ithaka's, während die Felsgestade der Insel mit ihren freundlichen Häusern inmitten der Olivenhaine bereits in die Schattenfläche des breitrückigen Aenos auf Kephalonia zu liegen kommen. Dieser

Schattenstreif zieht sich noch weit nach Süden hin und bedeckt die angebliche Stelle, wo der „göttliche Sauhirt“ sich aufhielt — im Mündungsbereich der „Quelle Arethusa's.“ Drüben, auf schmalem Isthmus, liegt die „Burg des Ulysses“, deren Umrisse im wildwuchernden Gestrüppe kaum zu erkennen sind, das übrigens auch uralte cyklopische Grundmauern, Thore und Cisternen decken soll. — Das Alles nimmt sich aus, als läge der Homer vor uns aufgeschlagen und als säßen wir bei dieser weihevollen Lecture.

Die hohen Reisenden bedauerten lebhaft, nicht zum vollen Genuß dieser unvergleichlichen „odysseeischen Landschaften“ gekommen zu sein. Die graue Dämmerung des nächsten Morgens (13. Februar) zeigte übrigens keine Aenderung im Wetter und so war es fest beschlossene Sache, in den sichern Hafen von Zante einzulaufen, um den Reisenden wenigstens die so nothwendige Ruhe und Erholung wieder zu geben. Gegen Mittag kam die Insel in Sicht. Linker Hand, im Osten, zeigten sich die flachen Gestade von Achaia und dahinter die Höhen von Elis, nächst Arkadien und dem Taygetos-Gebiet, die romantischste Partie im bergerfüllten Peloponnes. Um die zweite Nachmittagsstunde hatte die „Miramar“ die zum Theil steile Küste Zante's zur Seite, dann passirte sie das natürliche Hafenthor und um 3 Uhr Nachmittags ging die Yacht vor Anker.

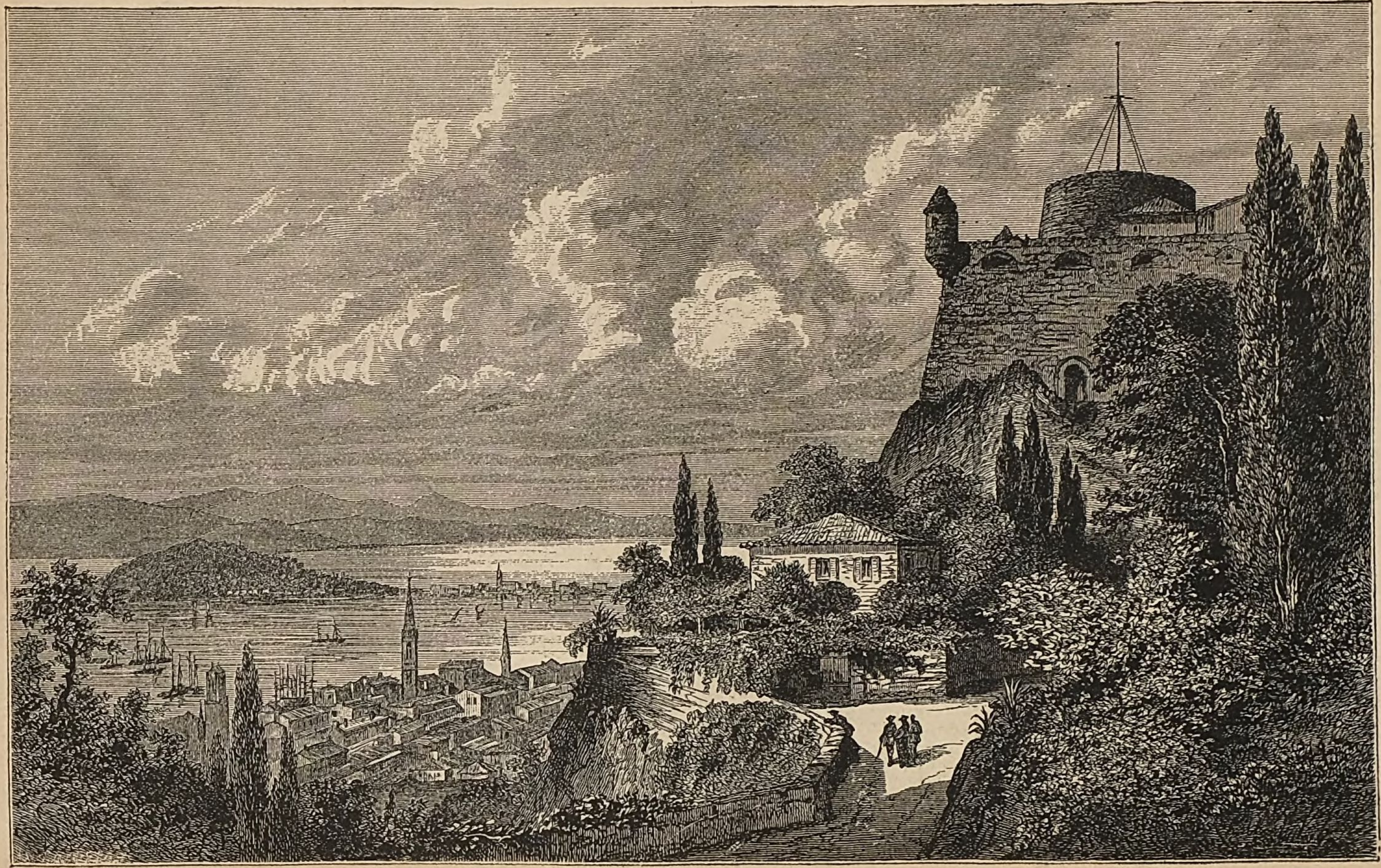
Zante — die „Blume der Levante“ (fior del Levante) genannt, — ist die lieblichste aller Jonischen Inseln. Selbst in den Tagen des Spätwinters — wie auf der diesmaligen Reise — ist die Luft milde, balsamisch, wie von Blüthendüften durchhaucht. Dafür fehlen diesem reizenden Inselbilde all' jene markigen, ungemein plastischen Terrainformen, welche die übrigen Inseln des Archipels auszeichnen. Auf Zante sind alle Bodenerhebungen rund, geschmeidig, von Gärten oder Wiesen überzogen, oder mit dichtem Olivenwald bestanden. Eine Ausnahme macht nur die Umgebung des Hafens, zu dessen beiden Seiten gewaltige Felspfeiler — Riesen-Pylonen nicht unähnlich — aufragen. Im Süden der Stadt ist es der Monte Skopio (fast 500 Meter hoch) mit zerklüftetem Scheitel und steilen Schroffen, im Norden der Castellberg, der zwar bedeutend niederer ist, aber namentlich dadurch höchst malerisch wirkt, daß er unmittelbar aus der Häusermasse der Stadt

aufsteigt. Auf der Höhe, wo nun die Ruinen einer alten Burg liegen, dürfte die älteste Niederlassung gelegen haben. In Zeiten der Bedrängniß bot dieser Tafelberg gewiß ausgiebigen Schutz, wie es auch bekannt ist, daß die Statthalter der Republik Venedig in dem festen Schlosse ihren Sitz aufgeschlagen hatten.

Vom Bord der „Miramar“ aus konnte der Reisende ungeschmälert das liebliche Bild genießen. Die Stadt selbst, mit platten Dächern und kreisförmig erbaut, steigt in einigen Terrassen die Strandhöhe hinan und dahinter schimmern Landhäuser und Villen auf ihrem dunklen Hintergrunde von Orangen- und Citronenhainen. Dort öffnet sich auch zwischen den beiden Hafen-Caps das Einlaßthor nach dem Innern der Insel, die zwar ohne eigentliche landschaftliche Schönheiten, aber immerhin anmuthig und besuchenswerth ist. Die Stadt selbst, was ihren architektonischen Charakter und das Volksleben anbelangt, erinnert mehr an Italien wie an den Orient. In ersterer Richtung sind es die aufragenden Glockenthürme, die soliden Häuser und die von Arcaden gesäumten Straßen, welche die Täuschung begünstigen, in letzterer Hinsicht das fröhliche, laute Treiben der Bewohner. Berühmt ist der Obst-, Gemüse- und Blumenmarkt von Zante — ein wahrer Paradiesessegen, den die gütige Natur auf diesen Flecken Erde ausgeschüttet zu haben scheint. Man denke sich nun all' dies verklärt durch warme Localfarben und jene zauberischen Lichteffecte, die namentlich dann zur Geltung kommen, wenn aus den schweren, grauen Wetterwolken ab und zu ein Lichtstrom der Sonne hervorbricht und über die Zackenhöhen des Skopo hinweg in die Azurmuschel flammt, an deren Rande die Häuserfronten der Stadt leuchten! Der Maler der Reisegesellschaft — Herr Pausinger — verabsäumte denn auch nicht, die Raststunden bestmöglichst auszunützen und von den reizenden Punkten von Zante und seiner nächsten Umgebung Skizzen aufzunehmen.

Die Pause währte übrigens etwas lange. Die ersten vierundzwanzig Stunden blieb das Wetter unverändert. Erst nach weiteren dreißig Stunden waren Anzeichen vorhanden, daß eine Verschlimmerung nicht, wohl aber eine Beruhigung der noch immer hochgehenden See zu erwarten war. So wurde denn die Weiterfahrt am 15. Nachts

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!



Zante.



Bazar in Tanta.

angetreten. Die „Miramar" nahm anfangs einen südlichen Curs, indem sie längs den Gestaden Messeniens dahinsteuerte, wendete aber nach zehnstündiger Fahrt scharf gegen Südosten, welche Richtung sie nun während der ganzen Ueberfahrt nach Alexandrien beibehielt. Das letzte Land, welches die Reisenden vor der Querung des östlichen Mittelmeeres sahen, trat nach den ersten vierundzwanzig Stunden fern im Osten in Sicht. — Es war das West-Ende von Kandia, die berühmte „Sphakia", mit ihren mächtigen Höhen und schneebedeckten Zinnen — ein Bild von unbeschreiblicher Großartigkeit. Dort führen von dem Halbrund der Küste beschwerliche Pfade durch stundenlange



Gozzo.

Felsdefiléen nach jenen Alpenhöhen, wo ein in sich völlig abgeschlossenes Volk seine uralten Sitten und Lebensgewohnheiten erhalten und ein starkes Freiheitsgefühl bewahrt hat. In der Sphakia trug man noch zur Neige des vorigen Jahrhunderts Pfeile und Bogen und tanzten die Krieger die „Pyrrhicha", den uralten Kreistanz der Kureten. Man darf daher mit einiger Berechtigung die Sphakioten für die Ueberreste der dorischen Einwanderer halten, welche die Insel ein Jahrtausend hindurch beherrschten. Uebrigens sind die Sphakioten einer der wenigen morgenländischen Volksstämme, an denen die Türken ihre Meister fanden. Zwar führte einmal Verrath die Letzteren in das Innere des

Hochlandes, und damals mußten selbst diese zähen Widersacher sich's gefallen lassen, daß man ihre Töchter auf den Sclavenmärkten des Orients verhandelte. Im Großen und Ganzen aber ist es in der Sphakia seit der Osmanen-Invasion beim Alten geblieben, und in der ärgsten Bedrängniß, welche die christlichen Kreter traf, verloren sie nie alle Zuversicht, so lange ihre Brüder im westlichen Hochlande den Steinhagel auf die Köpfe der eindringenden Türken-Bataillone niederprasseln ließen. — Im Süden der Sphakia ragt — gleichsam als vorgeschobener Wächter — das einsame Klippen-Eiland Gozzo aus den Fluthen des Mittelmeeres.



Leuchtthurm in Alexandrien.

Die nächsten anderthalb Tage waren die Reisenden ganz sich selbst überlassen. Rings breiteten sich Himmel und Wasser, und Abwechslung konnte sonach nur das Bordleben bringen. Bei der bekannten Leutseligkeit der hohen Reisenden nahm diese Unterhaltung den ungezwungensten Verlauf. Die langen Mußestunden wurden übrigens auch mit fleißigen Vorstudien ausgefüllt, denn erst mit dem Betreten des ägyptischen Bodens sollte es ja mit jener unvergleichlichen Reise Ernst werden, die seit dem Kaiser Hadrian keine fürstliche Persönlichkeit mehr in derart ausgedehntem Maße im Pharaonenlande unternommen, wie Kronprinz Rudolf. Bald kündete sich die Nähe

des dunklen Erdtheils an; zwar nicht sichtbar, wohl aber durch das nun immer häufigere „In Sicht kommen“ von Seglern, deren Curse nach einem noch unsichtbaren Punkte convergirten. Eine Stunde vor der Ankunft in Alexandrien tauchte endlich der Leuchtthurm aus den Wellen. Noch währte es geraume Zeit, bis die „Miramar“ in den Hafen einlief. Zuvor noch war die Yacht — beziehungsweise deren hoher Insasse — durch Regierungs- und Lloyd-Dampfer auf hoher See begrüßt; dann nahm die „Miramar“ ihren Curs um den Leuchtthurm in den „Port Vieux“, wo alle anwesenden Schiffe geflaggt hatten. Der Kronprinz war sichtlich überrascht von dem interessanten Bilde, welches die Stadt mit ihren, das Hafenbecken umspannenden Gebäudefronten, mit dem vice-königlichen Schlosse Ras-et-Tin im Norden und dem großen Molo im Süden, darbot. Als die „Miramar“ in den Hafen einlief, meldete der Stadt-Präfect dieß telegraphisch dem Khedive, worauf dieser sofort auf demselben Wege den Kronprinzen in Aegypten willkommen hieß. Die Depesche des Khedive wurde durch den Präfecten überreicht, der auch dem Kronprinzen die zu dessen Empfange in Alexandrien eingetroffenen Flügel-Adjutanten des Vice-Königs vorstellte. Außerdem hatten sich zum Empfange eingefunden: der österreichische Geschäftsträger Baron Schäffer, Mustapha Pascha, der ägyptische Minister des Aeußern, und der vom Khedive zum Reisemarschall des Kronprinzen ernannte Abd-el-Kadr Pascha. In den Straßen, durch welche der Kronprinz fuhr, bildeten Soldaten mit aufgepflanztem Bajonnet Spalier, die beim Vorüberzuge des hohen Reisenden demselben militärische Ehrenbezeigung leisteten. — Die Ankunft der „Miramar“ war genau um 10 Uhr des 18. Februar erfolgt. Die Ueberfahrt hatte sonach volle acht Tage gedauert und zwar in Folge des außerordentlich ungünstigen Wetters. Die normale Ueberfahrtszeit von Triest nach Alexandrien beträgt fünf bis sechs Tage.

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

II.

Von Alexandrien nach Kairo.

Alexandrien — in der Regel die Einbruchsstation für Aegypten-Reisende — ist keineswegs eine Stadt von originellem, orientalischem Gepräge. Es hat im Verlaufe der Zeit gar sehr abendländischen Charakter angenommen und besitzt nicht viel des Interessanten. Die beiden berühmten Obelisken sind verschleppt und stehen heute, der eine am Themse-Quai in London, der andere im Centralpark von New-York. Der größte Theil der Stadt ist nach europäischem Zuschnitte — von breiten geraden Straßen und Boulevards durchzogen, das Türkenviertel ohne besonderes Interesse. Das einzige antike Monument, das eines Besuches werth ist, ist die Pompejus-Säule; eine Spazierfahrt längs des Mahmudieh-Canals und in die Gärten vor der Porte de Rosette ist wohl lohnend, doch darf man hiebei keine orientalischen Ueberraschungen erwarten.

Diesen Umständen entsprechend dauerte auch der Aufenthalt des Kronprinzen in Alexandrien nur wenige Stunden. Nach Empfang einer Deputation der österreichisch-ungarischen Colonie und des Rabbiners der Cultusgemeinde ging der hohe Reisende an die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, wozu die Zeit von vier Stunden, welche hiezu verwendet wurden, vollauf genügt haben dürfte. Um ein Bild von dieser Rundfahrt zu erhalten, müssen wir uns ein wenig mit der Topographie Alexandriens befassen. — Die Stadt liegt auf dem sandigen Streifen zwischen dem Meere und dem sumpfigen Mareotis-See und nimmt fast denselben Raum ein, wie die antike Stadt. Nur wäre zu bemerken, daß der Raum, welcher damals innerhalb der Landmauern

im Süden mit Häusern verbaut war, heute durch Gärten oder weite öde Plätze ersetzt ist. Die jüngere Wallmauer aus mohamedanischer Zeit setzt gerade in der Mitte der Breiten-Ausdehnung des antiken Stadtgebietes an. Andererseits nehmen moderne Stadtviertel auch noch weit nach Norden ihre Ausdehnung, wo vor Alters die Pharus-Insel lag, beziehungsweise der Verbindungsdamm Heptastadion zog. Heute, wie damals, dehnen sich zu beiden Seiten des schmalen Halses, der Insel und Stadt miteinander verbindet, die zwei Häfen. Der alte Haupthafen lag östlich, während sich der moderne Verkehr den westlichen Hafen erwählt hat. Hier sieht man die Quais und Molen, die erst im letzten Jahrhundert zu namhaftem Aufschwunge gelangte Stadt mit den Häusermassen dahinter, den Mahmudieh-Canal zur Seite im Süden, und das Schloß Ras-et-Tin im Norden.

Der Erbauer dieses Schlosses war Mehemet Ali, der für Alexandrien überhaupt eine Schwäche hatte. Diese Schwäche ging so weit, daß er, der Sohn eines macedonischen Straßenwächters, selbst den Vergleich seiner Person mit einem andern großen Macedonier, der Aegypten bezwungen: mit Alexander dem Großen, als selbstverständliches Compliment von Höflingen und fremden Schmeichlern entgegennahm. Einiges alexandrinisches Blut pulste allerdings auch in Mehemet Ali. Wie sein größerer Landsmann, hatte der frühere Straßenwächterssohn aus Kawala durch rastlose Energie Alexandrien zu großer Bedeutung verholfen. Tausend Barken wurden gezimmert und jener Mahmudieh-Canal nach der verödeten Handelsstadt eröffnet, um den Ertrag des neubelebten Ackerbaues gegen das Geld Europas umzusetzen.

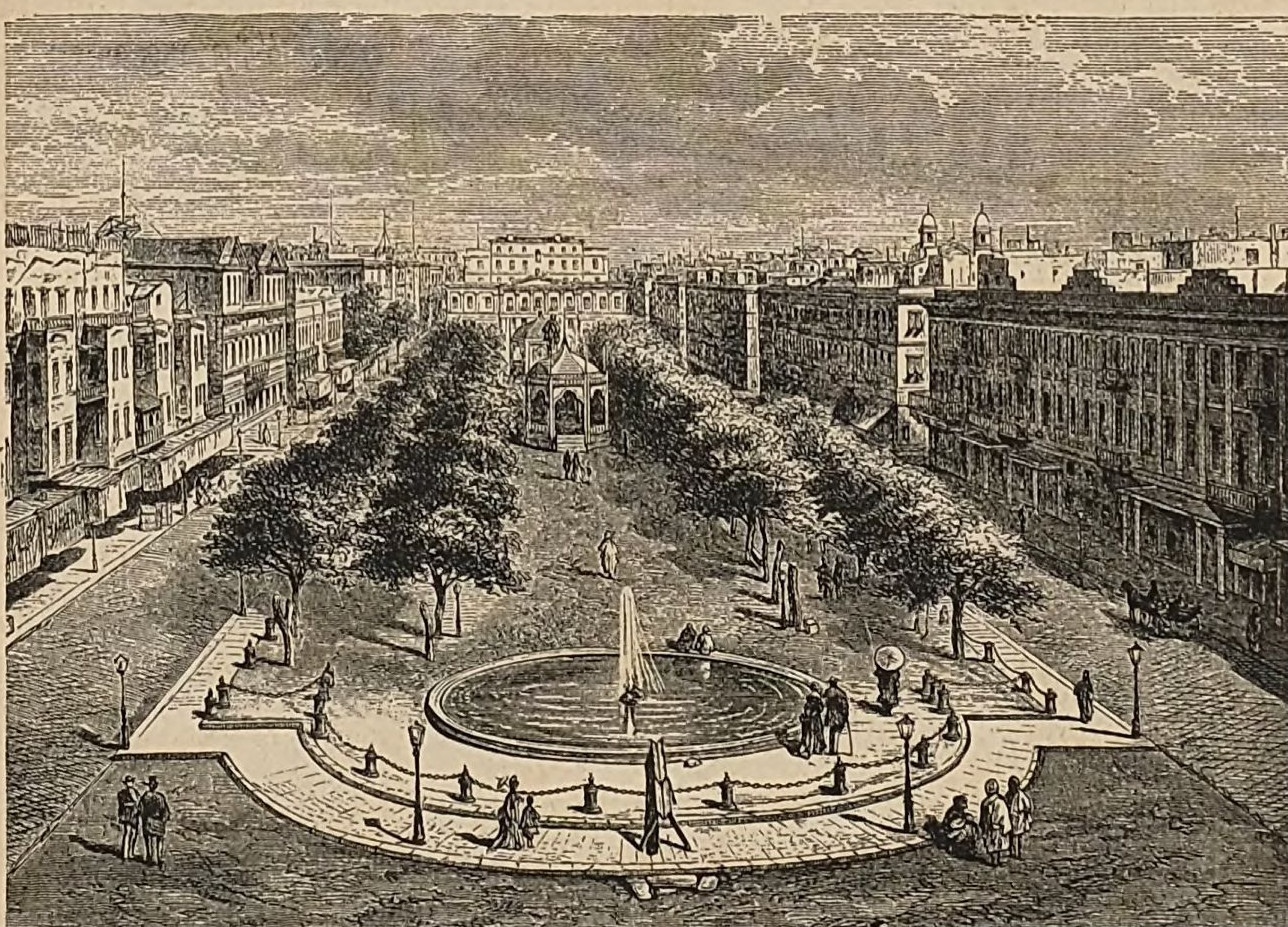
Am südlichen Rande des Hafens hatte Mehemet Ali's jüngster Sohn, Said Pascha, als er im Pharaonenlande zur Herrschaft gelangte, ein phantastisches Schloß erbauen lassen. Es geht seinem Verfall entgegen, da Ismail Pascha, der beispielsweise zur Restaurirung von Ras-et-Tin große Summen verwendet hatte, sich für den Lieblingsaufenthalt Said Paschas nicht zu interessiren vermochte. Zwei andere vice-königliche Residenzen zu Alexandrien sind das Schloß Mustapha Pascha unterhalb der Stadt an der Bahnlinie nach Rosette und Nimre Telata, ein Palais inmitten der mitunter seltsam gebauten Villen, welche

den Mahmudieh-Canal vor der Porte de Rosette im Osten der Stadt säumen. Dort dehnt sich der Jardin Pastré, der Rendezvousplatz der eleganten Welt Alexandriens.

Der fashionable Theil der Stadt ist derjenige, welcher sich rings um die Place Mehemet Ali ausbreitet und diese selbst in sich begreift. Der Platz ist von stattlichen Gebäuden umrahmt und geziert mit Fontänen und Baumanlagen. In der Mitte erhebt sich, 35 Fuß hoch, auf gewaltigem Marmorsockel das Reiterstandbild Mehemet Ali's in Erzguß nach dem Modell des französischen Bildhauers Jacquemard. — Ein Monument ist eine seltene Erscheinung auf orientalischem Boden, da bekanntlich die Nach- oder Abbildung menschlicher Wesen den Islamiten laut Koran verboten ist. Tritt man von der Place Mehemet Ali in die südliche Parallelstraße (Rue de la mosquée d'Atarine) und von dort über den Square Ibrahim in die lange und stattliche Rue de la Colonne, so erreicht man alsbald bei dem gleichnamigen Thore die südlichen Befestigungsmauern der Stadt und mit ihnen den südlichsten Stadttheil, der sich gegen den Mahmudieh-Canal hin erstreckt. Dort erhebt sich auf kahler Bodenerhöhung und einem rohen Unterbaue die berühmte Pompejus - Säule, der einzige erhaltene Ueberrest des antiken Alexandrien. Die Säule, ein 63 Fuß hoher Monolith aus rothem Assuaner Syenit, wird von einem roh gearbeiteten korinthischen Kapitäl gekrönt und soll einst die Statue des Kaisers Diocletian getragen haben. Ihren Namen hat die Säule von deren Erbauer, dem Präfecten Pompejus. Eine alte alexandrinische Localsage will freilich wissen, daß nicht Diocletian's Standbild, der wegen seiner Grausamkeit bei den Aegyptern in bösem Rufe stand, den Monolith geziert habe, sondern ein ehernes Pferd. Diocletian hatte nämlich durch acht Monate die Stadt vergeblich belagert, und als man sie schließlich bezwang, ordnete er ein allgemeines Blutbad an, dem erst dann Einhalt gemacht werden sollte, wenn das Blut bis zu den Knieen des Pferdes, das der Kaiser ritt, reichen würde. Das Thier aber stolperte schon bei einer der ersten Leichen, sank in die Kniee und netzte dieselben mit dem Blute der Erschlagenen. Nun hielt man dem Tyrannen sein Gelöbniß vor und er war — wie eben die Sage berichtet — milde genug, dem Morden Einhalt zu gebieten. — Den

Raum im Bereiche der Pompejus-Säule soll in alter Zeit das berühmte alexandrinische Serapeum eingenommen haben.

Der nächste Weg führte die hohen Reisenden durch die Rue de la Colonne zurück in die innere Stadt und auf die langgestreckte, zwischen Gärten verlaufende Rue de la Porte Rosette. In ihrer Längenmitte, wo heute Neubauten sich erheben, dürfte das berühmte Museum der alten Stadt gelegen haben. Es war ein Riesenbau mit Säulengängen, Höfen und zahlreichen Sälen, Abschreiberstuben und Buch-



Mehemet Ali-Platz in Alexandrien.

binder-Werkstätten, und jener großartigen Bibliothek, welche zu Cäsar's Zeit gegen 900.000 Rollen umfaßt haben soll. Südwestlich hievon, dort, wo sich heute eine mächtige Plattform erhebt, im Süden des deutschen Consulats, dürfte die Stätte Sema zu suchen sein, welche die Königsgrüfte und Alexanders des Großen Grab umschloß. — Das Alles ist spurlos verschwunden und als die Reisenden die lange, von Gärten gesäumte Straße passirten, gab's nur moderne Bilder und Scenen, eine neugierige Menge, welche zum Rosette-Thor drängte oder von der

Porte Moharrem Bey herüberdrängte. Bei erstgenanntem Thore betritt man das östliche Weichbild der Stadt, wo der öffentliche Garten Ginemet-en-Nuzsa, der zu Zeiten die elegante Welt Alexandriens beherbergt.

Der Kronprinz besichtigte auch die beiden Häfen und benützte hierbei die Gelegenheit, die Börse unweit des Rossini-Theaters in Augenschein zu nehmen. Etwas östlich der Börse, und zwar gleichfalls am Gestade des sogenannten „Neuen Hafens" dehnt sich der Platz, wo bis in allerjüngste Zeit die beiden Obelisken — der eine aufrecht, der

Nicht beschmutzen! Nicht zerreißen!



Residenz des Khedive in Alexandrien.

andere im Sande liegend — zu sehen waren. Der aufrechtstehende, weltberühmte Obelisk, die sogenannte „Nadel der Cleopatra", ist ein Monolith aus rothem Assuaner Syenit und wurde von Thotmes III. — dem Eroberer Mesopotamiens — um die Mitte des XVI. Jahrhunderts vor Christo errichtet. Nun steht er im Centralpark von New-York, wohin er 1880 überführt worden war. Dieser Obelisk stand selbstverständlich früher nicht hier; Thotmes III. hatte ihn in Heliopolis aufgerichtet und die Verschleppung nach Alexandrien geschah erst im

Jahre 19 v. Chr. Der zweite Obelisk, der neben jenem am Boden lag, und der gleichfalls im erwähnten Jahre seinen Standort wechseln mußte, wurde schon vor geraumer Zeit von Mehemet Ali den Engländern geschenkt. Im Jahre 1877 übersiedelte er nach London, wo er seit 1878 den Themse-Quai ziert.

Durch diese in allerjüngster Zeit stattgehabte Translation der beiden interessantesten Alterthümer Alexandriens hat die Stadt auch diese letzten Erinnerungen an die Antike geopfert. Als moderne Handelsstadt hat sie aber eine Zukunft, die ihr vielleicht zu ähnlichem Glanze verhelfen wird, dessen sie sich vor Alters erfreute. Wie sich aber Alexandrien heute den Reisenden bietet, macht es gleichwohl einen sehr vortheilhaften Eindruck. Der Kronprinz, der hier den Orient gar sehr vermißte, versprach sich umsomehr von dem altberühmten Kairo, der einst glanzreichen Kalifenstadt, mit ihren farbigen Bildern und dem reichen, bunten morgenländischen Leben. — Diesen hochinteressanten Boden zu betreten, beeilte sich der hohe Reisende umsomehr, als ihn der Aufenthalt in der „Siegesstadt" endlich in die Lage versetzen sollte, dem langentbehrten Jagdvergnügen zwanglos nachgehen zu können.

Am 19. Morgens erfolgte mittels Hofzuges, der aus sechs äußerst comfortabel eingerichteten Waggons bestand, die Weiterreise nach Kairo. Es erscheint begreiflich, daß der hohe Reisende die Tagfahrt wählte, denn die Eisenbahntour zwischen den beiden größten und berühmtesten Städten Aegyptens ist gerade für Denjenigen, der letztere zum ersten Male besucht, von außergewöhnlichem Interesse. Auf dieser Fahrt erhält man die ersten Eindrücke von dem unverfälschten Morgenlande, von seinen eigenartigen Details, den typischen Landschaften und Staffagen. Die Strecke auf der Eisenbahn zwischen Alexandrien und Kairo (welche aus der Zeit Abbas' Paschas stammt) wird mit dem Eilzuge in circa fünfthalb, mit dem Postzuge in sechs Stunden zurückgelegt. Der Separatzug mit dem Erzherzoge und seinem Gefolge bedurfte nur wenig über vier Stunden, da jener nur einmal, bei der berühmten Meßstadt Tanta, anhielt.

Es ist ein eigenthümliches Bild, welches die Landschaften des Nil-Deltas dem Auge darbieten. Sobald der Train Alexandrien ver-

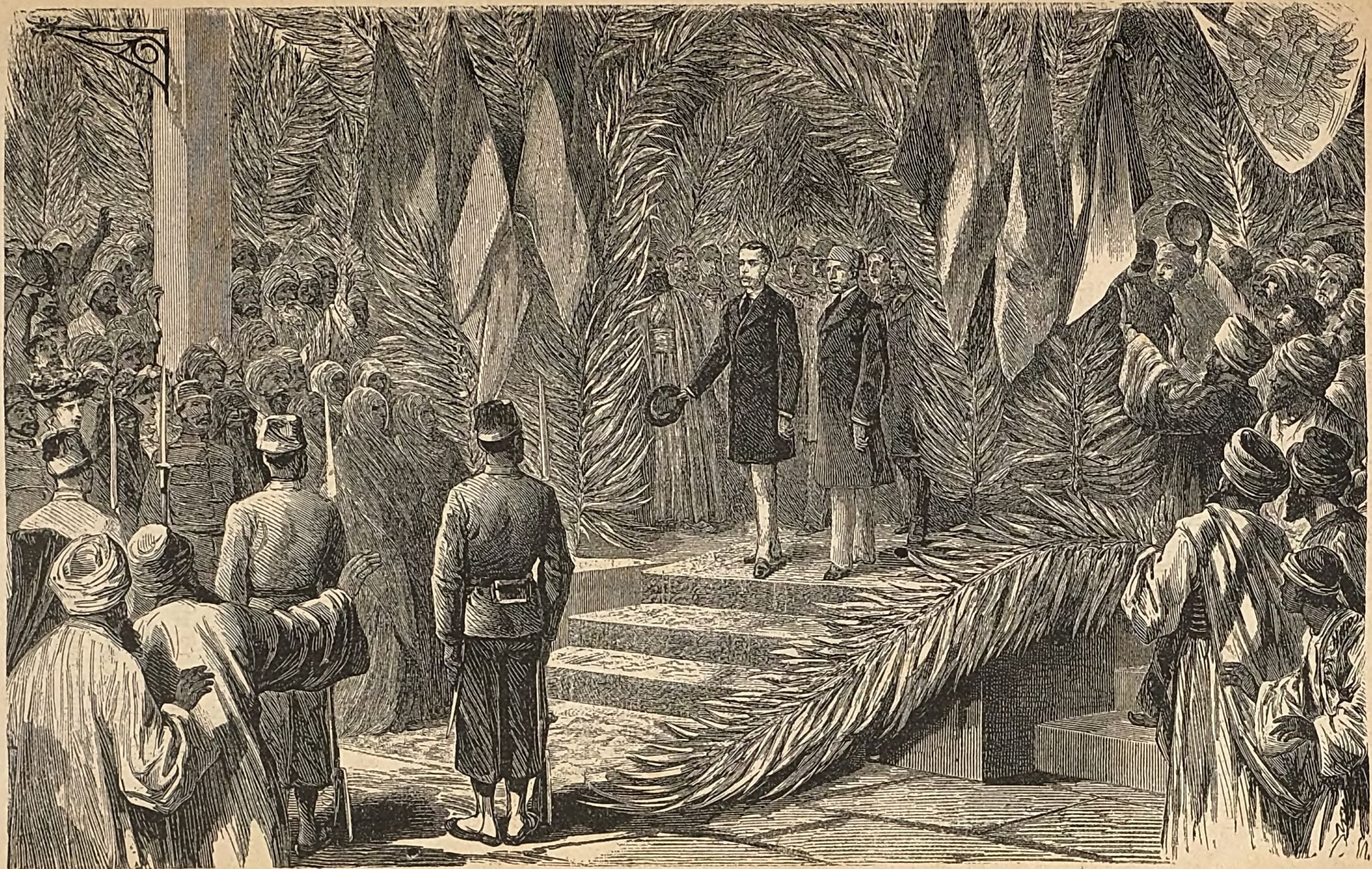
lassen hat, durchläuft er einen niederen Landrücken, der die beiden großen Sumpfseen — den Mareotischen rechts, denjenigen von Abukir links — von einander trennt. Beide erinnern an die französische Invasion Aegyptens unter Bonaparte. Bis zum Jahre 1801 lag das Becken des erstgenannten Sees trocken, es war mit Dörfern besetzt und hatte verhältnißmäßigen Anbau. Die Engländer aber, welche die Alexandrien occupirt haltenden Franzosen vom Festlande abzuschneiden gedachten, durchstachen die schmale, niedere Düne am Mittelmeer, und nun strömte die See in das Becken, begrub die zahlreichen Ortschaften und vernichtete die Felder. Die Nähe dieses sehr ausgedehnten Sumpfsees fällt auch heute noch Alexandrien insoferne zur Last, als das Klima der, sonst nicht unfreundlichen und in Folge ihrer Lage am Meere im Sommer weit angenehmeren Stadt wie Kairo, darunter leidet.

Im Verlaufe der Fahrt verschwinden die weiten Sumpfstrecken des nordwestlichen Delta-Gebietes und an ihre Stelle treten die zahlreichen Canäle, welche den Culturboden nach allen Richtungen durchädern. Ueberall Anbau, weite Saatfelder, dichte Buschwälder von vorzüglich gediehenen Baumwollstauden. Der Zug braust längs des Mahmudieh-Canals, über dessen hohe Dämme nur die Mastspitzen zahlreicher Nilschiffe ragen. In der Ferne dunkeln bald grüne Gärten und dazwischen grüßen die hellen Kuppeln und zahlreichen Minarets der Ortschaften. Diese letzteren sind freilich zumeist unansehnlich und machen sonach keineswegs den Eindruck der Behäbigkeit und des Wohlstandes, wie die prächtigen Saatfelder. Das malerische Element in den Landschaften bilden übrigens nicht diese, sondern die bunten, vielartigen und ungemein originellen Staffagen. Fellachinen in weitem blauen Hemde, um den Kopf das flatternde Tuch gewunden, schreiten auf den hohen Dämmen, mit den nackten Kindern zur Seite und antik geformten Krügen auf der Schulter; dazwischen zeigen sich die abenteuerlichen Silhouetten der Kameel-Karawanen, welche gemessenen Schrittes auf der Dammkrone vorwärtsschreiten. Auch an braunen, nur spärlich bekleideten Fellachen fehlt es nicht. Sie machen sich an den Schöpfvorrichtungen zu schaffen, welche das belebende Element aus den Canälen in die Ackerfelder und Gärten heben. — So geht es

gute zwei Stunden fort; niedere Hügel mit nickenden Palmen und weißen Kuppeln, breitästige Sycomoren, vereinzelte Reiter, lange Züge von Kameelen, arbeitende Fellachen und muntere Kinder — Alles in grellen Farben schimmernd und von der glühenden Sonne Aegyptens übergossen.

Endlich erreicht der Zug den Nil (den Delta-Arm von Rosette). Niemand hatte bisher seine Gegenwart entdeckt, als plötzlich die Waggons über die große eiserne Brücke rasseln. Die Insaßen des Zuges erhoben sich von ihren Sitzen und der Kronprinz neigt sich weit zum Wagenfenster hinaus, um das unvergleichliche, einzige Bild zu genießen. — Da gleitet er dahin, der majestätische Strom, ein Bild des Bleibenden im Wechsel! Seine Fluthen nähren noch immer, wie vor Jahrtausenden, den Boden dieses geheimnißvollen Landes, und wie Kronprinz Rudolf hat mancher Königssohn in grauer Vergangenheit dem ehrwürdigen Gewässer den Zoll stiller Bewunderung nicht versagen können. — Leider ist dieß Alles nur ein Eindruck von wenigen Secunden, denn im Fluge ist der Strom passirt und der Bahnhof von Kaffr-ez-Zayat mit der Stadt gleichen Namens dahinter, ist kaum zu überblicken. Für gewöhnlich ist Kaffr-ez-Zayat die zweite (Damanhur die erste) Station der Eilzüge. Der Separatzug sollte aber erst in Tanta, bereits im Delta gelegen, halten.

Diese Stadt liegt genau halbwegs zwischen Alexandrien und Kairo. Auf dem Bahnhofe hatten sich viele Neugierige angesammelt, welche die Reisenden sympathisch begrüßten, dabei aber ihre intensive Neugier — die dem Orientalen ja so schlecht ansteht — nur wenig verhehlen konnten. Ein anderes Bild freilich würde man von diesem merkwürdigen Orte gewonnen haben, wenn der Besuch in die Zeit der großen Messen (Januar, April und August) gefallen wäre. Dann ist Tanta ohne Zweifel der interessanteste Ort im Delta. Wer sehen will, wie die Fellahs ihr Leben genießen, der kann dies nur auf den Tanta-Messen. Schon Tage lang vorher sieht man lange Züge zu Kameel und Esel, Pferd und Büffel von allen Enden eintreffen und in einem Meer von Zelten und Hütten, in Wolken von Staub und Gestank um die Stadt herumlagern. Alle zehn Schritte ist ein Kaffee-



Ankunft in Kairo.

haus mit Märchen-Erzählern oder Sängern und Gauklern und ausgelassenen Tänzerinnen. Es geht zu wie in Herodot's Zeit zu Bubastis (im östlichen Delta), wo gleichfalls unzählbare Schaaren aus den Schiffen stiegen, und wo unter Flöten und Klappern, Gesang und Händeklatschen und unflätigen Späßen der Weiber mehr Traubenwein aufging, als sonst im ganzen Jahre. Jene Festfeier galt der Göttin Bubastis (Artemis), und auch der Jahrmarkt von Tanta hat religiöse Weihe, denn er wird zu Ehren des „Said von Tanta" (Sejjd Achmed-el-Bedawi) gefeiert, der, von einer Pilgerfahrt aus Mekka nach seiner Heimat Fez (in Marokko) zurückkehrend, sich in Tanta zeitweilig niederließ und als Heiliger daselbst starb. Dies geschah um das Jahr 1200. — Man ruft ihn heute an, wenn man Kraft bedarf bei plötzlicher Noth, z. B. bei einem Sturmstoß auf dem Wasser (Ya Sejjd! Ya Bedawi!). Uebrigens begnügen sich die heutigen Aegypter mit einigen flüchtigen Fatihas (Gebeten) am Heiligengrab und gehen, wenn sie ihren Jahresbedarf eingekauft, dem Vergnügen nach. Da ist nichts von muselmännischer Trägheit und Beschaulichkeit. Nur wenn einer unter der glühenden Sonne unbedeckten Kopfes (wie die schädelharten alten Aegypter) etwa beim Warten auf den Bahnzug vom Sonnenstich getroffen zusammenbricht, wird er auf der Station einfach angemeldet als „todt von Gott". Zumal bei Nacht soll die Ungebundenheit dieser Menge bei der Musik von Guitarren und Schalmeien, Tarabuka (irdenen Topftrommel) und den Castagnetten der Zigeunerinnen alles Maß übersteigen.

Während des dießmaligen kurzen Aufenthaltes bot die Meßstadt nichts Auffälliges oder Bemerkenswerthes. Nach kurzem Aufenthalte setzte der Separatzug die Fahrt fort. Der Schienenweg wendet sich von Tanta ab scharf nach Süden, zahlreiche Canäle und die kleineren Delta-Arme des Nil durchschneidend. Der große Nil-Arm von Damiette wird erst bei der Station Benha-el-Asl („Benha des Honigs") passirt. Hier fiel den Reisenden ein großes Schloß auf, das seine Geschichte hat. Abbas Pascha (Tusun's Sohn), der bereits zu Lebzeiten Mehemet Ali's im Pharaonenlande regierte, ward hier von zwei Mamluken im Jahre 1854 ermordet. Man fand ihn erdrosselt auf dem Divan. Dieser Abbas war schon als Kronprinz ein feiger, mißtrauischer Wüst-

ling ohne Spur von Bildung, aber vielfacher heimlicher Mordthaten (Vergiftung von Mamluken, Ertränkung von Frauen im Nil ꝛc.) bezichtigt. Als Vice-König baute er namentlich Paläste, oder wenigstens Zerrbilder von solchen, während Mehemet Ali höchst einfach gelebt und gewohnt hatte. Vielleicht noch mehr Geld kosteten die Bestechungsversuche in Constantinopel, um die Erbfolge seines Sohnes zu sichern. Wer aber in Aegypten dem Aenderungsversuche abgeneigt oder dem gesetzlichen Nachfolger Saïd anhänglich schien, wurde als Verschwörer in die Minen von Fazogl — im Sudan, wo der „Blaue Nil" aus dem abessinischen Hochlande ins ägyptische Reichsgebiet eintritt — verurtheilt und fand, wenn nicht schon unterwegs, in jenem mörderischen Klima sicher den Tod. Uebrigens wirthschaftete Abbas Pascha in jeder Richtung, was das Zeug hielt. Die von Mehemet Ali gegründeten Bildungs-Anstalten beseitigte er fast sämmtlich, die Armee löste er auf, um die dadurch ersparten Gelder auf seine Menagerien zu verwenden, deren es in jedem der vielen vice-königlichen Schlösser eine gab.

An Abbas Pascha erinnert auch Abbasiye, ein von dem genannten Machthaber angelegter Ort mit dazugehörigem Schlosse, welches jener seinerzeit bewohnte, und das nun als Kaserne dient. Man sieht dieses Abbasiye, wenn man sich mit dem Zuge der Stadt Kairo nähert, links liegen, und zwar jenseits des großen Nil-Canals (Turat-el-Ismailiye), der die Stadt und ihre Gärten im Norden begrenzt. — Ist der Zug einmal der Kalifenstadt so nahe, so findet ganz unversehens ein Scenenwechsel statt. Die einförmige Niederung schwindet und durch den gelbgrauen Dunstschleier grüßen die ersten Wahrzeichen der afrikanischen Weltstadt dem Reisenden entgegen. Es ist dies das wenig hohe, aber massige und tafelförmig abgeplattete Mokattam-Gebirge mit der Citadelle darunter und den ungemein schlanken Minarets der Moschee Mehemet Ali's im Südosten, und die Pyramiden im Südwesten. Dieser erste Anblick ist nicht ohne feierlichen Ernst, zumal im Dämmer des Tagesdunstes, der das ganze Nilthal erfüllt. Zu beiden Seiten der Bahn belebt aber heiteres Gartenland das graugelbe Stadtbild, welches sich weit nach Süden verliert. Palmwipfel und Sycomoren-Kronen ragen auf und rechter Hand sieht man die stattliche, grüne Schattenwand der „Schubra-Allee." Unmittelbar hierauf

fährt der Zug in den Bahnhof, der sich hart am Ismail-Canal, aber außerhalb der Stadt erhebt.

Es war gerade die Mittagsstunde, als der Kronprinz in Kairo eintraf. Das berühmte erste Garde-Regiment hatte sammt Musik in und vor dem Bahnhofe Aufstellung genommen. Kurz vor zwölf Uhr war der junge Khedive mittels Wagen, umgeben von Hußaren und Kawassen zu Pferde, erschienen. Bald hierauf verkündeten Kanonendonner und die Klänge der österreichischen Volkshymne das Herannahen des Hofzuges. Als dieser in der Halle des Bahnhofes hielt, eilte der Khedive seinem hohen Gaste entgegen, indem er ihm, unter Glückwünschen zur glücklichen Ankunft, die Hand zum Gruße reichte. Laute Hochrufe der Mitglieder der österreichisch-ungarischen Colonie, die sich in großer Zahl eingefunden hatten, mischten sich in die kehlrauhen arabischen Begrüßungsrufe der Kairenser. Hierauf folgten die üblichen Vorstellungen und Huldigungen, nach deren Erledigung der Khedive seinen Gast mittels Wagen in sein provisorisches Heim — Kassr-en-Nusha — geleitete.

Die reichen Mitglieder der österreichisch-ungarischen Colonie hatten — was die Unterkunft des Kronprinzen anbelangt — Anderes geplant. So hatte sich beispielsweise Bankier Kattany, österreichischer Unterthan und, wie man sagt, der reichste Privatmann Aegyptens, die Ehre erbeten, dem Reisenden seinen Palast als Residenz anbieten zu dürfen, und als die Annahme von Seite des Obersthofmeisters erfolgt war, richtete Kattany den einstigen, im schönsten Stadttheil Kairo's, unweit des Esbekiye-Platzes und des Abidin-Schlosses gelegenen Palast Scherif Paschas mit einem Kostenaufwande von mehreren hunderttausend Franken auf wahrhaft glänzende Weise und in echt orientalischem Style ein. Der ganze Palast wurde von oberst zu unterst renovirt und neu eingerichtet. Leider machte niemand Geringerer als der Vice-König selbst dem ehrgeizigen Bankier einen Strich durch die Rechnung, indem er — wie es übrigens in der Natur der Sache lag — selbst dem Kronprinzen seine Gastfreundschaft anbot. Der Prinz konnte wohl nicht anders als diese Einladung annehmen, und statt in dem schönen orientalischen Palaste des Europäers, logirte er in dem europäischen Palaste des Orientalen.



Residenz des Kronprinzen in Kairo.

Kassr-en-Nusha ist ein kleines, außerhalb Kairo, an der früher erwähnten Schubra-Allee gelegenes Schlößchen, das von Said Pascha erbaut wurde. Die Einrichtung war ganz nach europäischem Muster und Geschmack getroffen und die Räumlichkeiten waren so knapp bemessen, daß kein einziges Zimmer leer blieb. Der einzige Vortheil, den der Aufenthalt in diesem Palais bietet, ist die gesunde Landluft und die absolute Ruhe, die in den Morgenstunden dort herrscht. Die Schubra-Allee hingegen wird erst des Abends belebt, wo sie den Corso der eleganten Welt von Kairo bildet. Dann tummeln sich unter dem schattigen Laubdache hundertjähriger Sycomoren und Lebbachbäume elegante Reiter und elegante Wagen, letztere hauptsächlich Equipagen der Harems mit verschleierten Damen, unter deren hellem Obergewande die buntseidenen und goldgestickten Kleider hindurchschimmern. Solche Wagen bilden oft ganze Aufzüge, welche bei ihrem Aufwande an buntgekleideten Pietons und Eunuchen die heimatliche Faschingszeit ins Gedächtniß rufen. Der prachtvolle Park des Schubra-Kioskes ist für gewöhnlich unzugänglich, wohl der Damen des Vice-Königs halber, die dort mit Vorliebe zu promeniren pflegen. Die großblätterigen Kronen einiger Ficusbäume, dann Palmen und dichtes blühendes Buschwerk, das über die hohe Mauer reicht, ist Alles, was man von der tropischen Pflanzenwelt des Parkes erspähen kann. — Dieser Kiosk ist übrigens nicht mit dem Kassr-en-Nusha zu verwechseln. In jenem verbrachte unter Anderen auch Mehemet Ali seine letzten Lebenstage und dort starb er einsam und weltscheu am 2. August 1849.

Gleich nach der Ankunft der hohen Reisenden trat die österreichisch-ungarische Colonie mit ihrem Festprogramm in Action. Sie veranstaltete nämlich einen Fackelzug, der den ersten Act der Huldigung bilden sollte. Der Zug selbst war orientalisch prächtig, in Folge der originellen eisernen Flammenbehälter von überraschender Wirkung. Die Umgebung von Kassr-en-Nusha schwamm in einem Purpurmeere, und nicht minder effectvoll nahm sich der gewaltige Zuzug der Bevölkerung von Kairo aus, welche das seltene Schauspiel angelockt hatte. — Schon seit langer Zeit war die Schubra-Allee nicht mehr Zeuge eines ähnlichen Festjubels.

Tagsüber, namentlich an den Wochentagen, ist diese Allee vereinsamt. Gleichwohl fand der hohe Reisende Gefallen an den mannig-

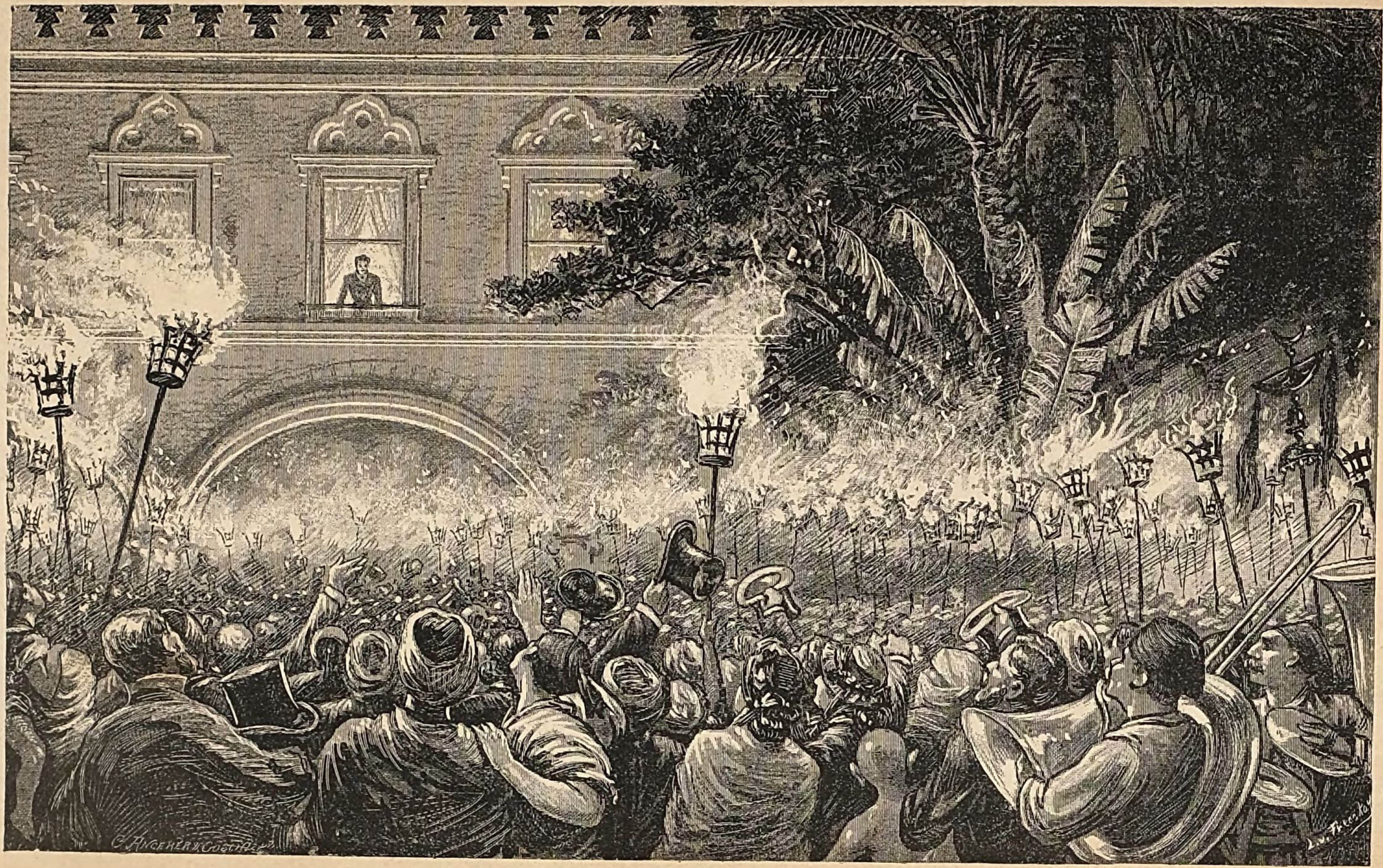
nicht zu verbergen, wenigstens im Champagner-Nebel, wie die Thatsache beweist, daß in der Zeit der Lustbarkeiten und Bälle unter dem Ex-Khedive Ismail Pascha europäische Ballgäste von halb trunkenen Würdenträgern mit Ya Kelb — Ya Chansir! (O, Hund, o, Schwein!) angesprochen — eventuell auch umarmt wurden.

Außergewöhnlich religiös ist indeß das kairensische Volk gleichwohl nicht. Man hält sich an die Vorschriften und kommt so äußerlich seinen religiösen Pflichten nach, die rein formell befriedigt werden. Hat es doch gerade hier in Aegypten die Koran-Exegese so weit gebracht, daß man in einer der Suren des heiligen Buches ein Recept gegen Ungeziefer fand! Um sich dieses letztere vom Leibe zu halten, wird auf Papierstreifen der Koranspruch 2,74 geschrieben und jene an die Wand gehängt. Der Koranspruch lautet nämlich: „Hast du nicht betrachtet diejenigen, welche ihre Wohnungen verlassen haben, und sie waren Tausende, aus Furcht vor dem Tode? Und Gott sagte zu ihnen: Stirb, stirb, stirb!“ — Auch als Medicin sollen sich derlei Sprüche als wirksam erweisen. Man schreibt die betreffende Stelle auf die innere Fläche eines Gefäßes, schüttet dann irgend einen Trank hinein und schlürft diesen mit der abgespülten Koran-Sentenz. — Dabei hält das Volk strenge das Fastengebot im heiligen Monat Ramadan, es hat starke Neigung zur Mystik, zu der es seit Menschengedenken freilich keinen ergiebigeren Boden gegeben, als gerade Aegypten. Auch ist man bestrebt, mit der Geisterwelt im guten Einvernehmen zu leben, was begreiflich, denn in Kairo scheint es von solch' körperlosen Wesen derart zu wimmeln, daß man beim Wegwerfen von Dattelkernen oder Orangenschalen, beim Ausschütten von Wasser u. s. w. regelmäßig zu sagen pflegt: „Mit Verlaub!“ damit man keinen dieser „Dschinnen“ auf den Kopf trifft und dessen Rache herausfordert. Auch hat jeder Stadttheil Kairos seinen besonderen Schutzgeist und dergleichen mehr.

Das heutige Kairo hat zwischen 350.000 und 400.000 Einwohner und ist nächst Damascus (das aber nur halb so groß ist) die einzige noch bestehende arabische Großstadt. Die einst glänzendste von allen — Bagdad — welche unter den ersten Abbassiden bei zwei Millionen Menschen beherbergt haben soll — ist nun eine elende, heruntergekommene Provinzstadt. — Kairo besteht aus zwei Hauptabschnitten,

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

die von grundverschiedenem Typus sind. Der mitten durch die Stadt strömende Nil-Canal bildet beiläufig die Scheidelinie, obwohl wir gleich hinzusetzen wollen, daß diese „Scheidelinie" nicht wörtlich genommen werden darf. Alle Stadtviertel, welche östlich des Canals liegen, sich somit um die Citadelle und den Tafelberg Mokattam gruppiren, gehören zu dem alten, unverfälschten Kairo, mit enggewundenen, finstern und ungepflasterten Gassen, erkerartig geschlossen Balconen, unregelmäßigen Bauten, mit Schutt und Ruinen dazwischen — Alles von dem Repräsentanten jener Völkermusterkarte, von der vorher die Rede war, occupirt. — Mitten durch diesen Theil der einstigen Kalifenstadt hat Ismail den großen „Boulevard Mehemet Ali" durchschneiden lassen. Auf die vorhandenen Bauten wurde so wenig Rücksicht genommen, daß man noch heute gespaltene Häuser, entzwei geschnittene Wohnungen, ihrer Rückenwand beraubte Zimmer und Stockwerke sieht. Dieser Boulevard geht von dem Esbekiye, dem schönsten und größten Gartenplatze Kairos, aus und mündet auf die „Place de Sultan Hassan", unmittelbar vor der gleichnamigen großartigen Moschee, eines der Architektur-Wunder der modernen Pharaonen-Stadt. In der ihrem ursprünglichen Bautypus nach wohlerhaltenen östlichen Stadthälfte liegen alle historischen Bauwerke von Belang; und zwar neben der eben erwähnten Hassan-Moschee, die Moschee Ibn Tuluns, die Moschee Rifayn, die Hakim-Moschee, ferner die Citadelle mit der herrlichen „Alabaster-Moschee" Mehemet Ali's, die alten Befestigungswerke, die historisch denkwürdigen Thorwege u. s. f. Außerdem liegen im Bereiche der Altstadt die Nekropolen früherer Dynastien, und zwar im Norden von der Citadelle die Kalifen-Gräber, im Süden die Mamluken-Gräber. Ganz fern im Südwesten dehnt sich jener Theil der Stadt, welchen man Alt-Kairo nennt, die Stätte, wo einst Amr, der Feldherr Omars und Eroberer Aegyptens, sein Zelt (Fostat) aufgeschlagen hatte. — Man erzählt, daß ein Taubenpaar sich auf den First des Zeltes niedergelassen hatte, als Amr in demselben am Nil lagerte. Im Begriffe weiter zu ziehen, machte er jene Entdeckung und nun ließ er das Zelt stehen, kam hierauf bald zurück und gründete eine neue Stadt, die er nach der luftigen Behausung „Fostat" nannte. Die spätere Weltstadt ward weiter nordwestlich angelegt und entspricht



Fackelzug in Kairo.

dem heutigen Kairo. Fostat, nun ein Vorort der Residenzstadt des Khedive, liegt hart am Nil, während jene eine Strecke landeinwärts ihr Häusermeer ausbreitet. Die größte Merkwürdigkeit von Fostat ist Amr's Moschee, das älteste arabische Bauwerk Kairos. Früher zeigte man zu Fostat auch das Schloß Nazlys, einer wegen ihrer Abenteuer zur Zeit Mehemet Ali's vielgenannten und berüchtigten Dame.

Grundverschieden von der eben geschilderten östlichen Stadthälfte ist die westliche. Sie führt nach ihrem Schöpfer, dem Khedive Ismail Pascha, den Namen „Ismailiya" und hat ein vollständig europäisches Gepräge. Die Straßen laufen schnurgerade, entweder radial von hübschen Squares und Plätzen aus, oder parallel. Diese Neustadt füllt fast den ganzen Raum zwischen dem vorher erwähnten Stadt-Canal im Osten, dem Nil und einem Arme dieses Stromes bei der durch ihre Gartenwildniß berühmten Insel Roda im Süden und dem großen Süßwasser-Canal im Norden. Bis an den Nil reichen die eigentlichen Häuseranlagen gleichwohl nicht. Mit den letzteren ist es überhaupt noch sehr spärlich bestellt und wenn man beispielsweise bei Abendbeleuchtung die langen Boulevards und die Straßenrichtungen verfolgt — allemal ein hübsches, aber keineswegs orientalisches Bild — ist man anderntags erstaunt, nur Laternenpfähle und Gärten, aber keine Häuser zu sehen. Am meisten verbaut ist die Umgebung des Esbekiye-Platzes, wo das Operntheater, das Polizei-, Post- und Börsengebäude, ein vicekönigliches Palais und zwei Hotels (New-Hotel und Shepheards-Hotel) liegen.

Von dem großen Gartenplatze mit dem Teichspiegel in der Mitte gehen die Hauptverkehrsadern nach allen Richtungen: nach Südost der große „Boulevard Mehemet Ali", hieran mehr gegen Ost die Muski, die berühmteste aller kairensischen Straßen, und ihre östliche Fortsetzung, die Rue neuv, ins Weichbild der Stadt zu den Kalifen-Gräbern. Die eigentliche unrenovirte Muski zweigt von dem renovirten Theile südwärts ab und durchzieht den ganzen alten Stadttheil. Die Hauptader, welche von der Esbekiye nach Norden abgeht, ist der „Boulevard Clot Bey", die bei der Brücke über den großen Süßwasser-Canal endet; jenseits setzt die Schubra-Allee an und liegt der Alexandriner Bahnhof. Nach Westen führt die Hauptroute nach Bulak, in süd-

westlicher Richtung jene über die große Nil-Brücke auf die Insel Bulak, auf der das Prachtschloß Gezireh liegt. Sonst gibt es in der Neustadt noch sehr viele schöne und gerade Straßen, große Plätze und unzählige parcellirte Gärten. Nicht zu vergessen sind natürlich die großen monumentalen Neubauten, welche sämmtlich in der Nähe des Nil oder in unmittelbarer Nähe liegen. Zu den ersteren gehören: der weitläufige Kassr-en-Nil mit Kaserne und einem viceköniglichen Schloß, das Palais Ismailiya, der Kassr-ed-Dubara, das Palais Ibrahim Pascha's, der Kassr Ali und der Kassr el Ain. (Kassr bedeutet Schloß.) — Zu den hervorragenden Baulichkeiten, welche vom Strome etwas entfernt liegen, gehören vor allen die vicekönigliche Residenz Schloß Abidin, das Palais Ali Pascha, das Palais Scherif Pascha (nun Palais Kattany), die Kriegsschule und der Hippodrom. — Zur Orientirung des freundlichen Lesers möchten wir noch erwähnen, daß die größte Längenausdehnung der Stadt von der Canal-Brücke beim Alexandriner Bahnhof bis zu dem Mamlukengraben, im Süden der Citadelle anderthalb Stunden, die größte Breitenausdehnung von den Kalifengräbern im östlichen Weichbilde bis zur großen Nil-Brücke nicht ganz eine Stunde beträgt.

Nach dieser vorausgesendeten, dem Leser unerläßlichen allgemeinen Orientirung kehren wir zu unserem eigentlichen Thema zurück. — Der 20. Februar, der Tag, an welchem der Kronprinz die Stadt betrat, war ein Sonntag. Da der mohamedanische Sonntag auf den Freitag fällt, konnte der Reisende von dem Kairenser Leben ein seltsames, aber interessantes Doppelbild gewinnen: die Feiertagsstimmung in der von den Christen und Europäern bewohnten Stadttheile einerseits und das volle rege Werktagstreiben in dem Gewirre enger Gassen der kairensischen Araber-Quartiere. Hier war es namentlich die früher flüchtig erwähnte Muski, welche alles Interesse absorbirte.

Die Muski ist in der That eine Specialität für sich, die im Oriente nicht ihres gleichen hat. Im Stambuler Bazarviertel, obwohl zweifellos größer als das kairensische, concentrirt sich alles Leben zu sehr innerhalb jener enorm ausgedehnten Kaufhallen, deren Raum — um einen Vergleich zu bieten — genügen würde, die ganze Stadt Leipzig aufzunehmen. In der Muski aber, mit der zu ihr gehörenden,

unendlich langen, durch die ganze Altstadt sich windenden Bazarstraße, spielt sich das ganze eigenartige orientalische Leben bis ins kleinste Detail auf der Straße ab, öffentlich vor Aller Augen. Für den Abendländer ist dies der denkbar tollste Maskenzug, dabei instructiv, fesselnd, malerisch, in seiner Gesammtheit ein ethnographisches Studium repräsentirend, das dem gelehrtesten Buche vorzuziehen ist.

Es läßt sich denken, mit welchen Gefühlen der hohe Reisende in dieses farbige, warm-pulsende Leben blickte, das sich plötzlich, ganz unvermittelt vor seinen Augen erschloß! Diese Bilder an dieser Stelle treu und typisch wiederzugeben, ist platterdings unmöglich. Es ist eben nicht ein Bild, es sind tausend Bilder. Von früh Morgens bis spät Abends wechseln Scene und Handlung, und — wenn man es so nehmen will — selbst die Schauplätze, denn die Muski mit der Bazarstraße ist unendlich lang und jeder Abschnitt ist von anderer Art, zeigt andere Typen, anderes Leben. — Versuchen wir nun, das Leben in der Muski in leicht hingeworfenen Umrissen zu zeichnen.

— — Hohe, überhängende Häuser erhalten die enge Gasse kühl und dunkel und lassen vom Himmel oft nur einen tiefblauen Spalt, aus welchem roth und weiß ein schmuckes Minaret herabschaut. Die alten Häuser sind von edlem Quaderbau — nicht aus Holz wie zu Constantinopel, nicht aus Lehm wie zu Damascus. Mehrfache Thorbogen, gewöhnlich auch eine Tafel mit frommem Spruch in das halb erhobene Stabwerk eingeflochten, öffnen sich seitwärts. Was überhängt, sind die erkerartig geschlossenen Balcone, hinter deren Holzgitter (Muschrabiye) die Frauen ungesehen das Gewühl mit ansehen können. Es ist am größten, wo in den Fuß der Moscheen oder einer alten Mamluken-Burg Verkaufsbuden sich eingenistet, während über und hinter ihnen nur Ruinen sind, in denen alle möglichen Geister (Dschinne) hausen können. Ab und zu ist die Straße vollends eingedeckt durch eine Reihe von Dach- zu Dachterrasse querüber gelegter Balken oder Bretter. Der Boden der Gasse ist leider ungepflastert; er unterscheidet sich kaum von einem gewöhnlichen Feldwege und kann bei nassem Wetter — eine Eventualität, die in Kairo freilich nur vier-, fünfmal im Jahre einzutreten pflegt — zum Kothbache werden, in den Menschen und Thiere versinken. Gewöhnlich ist hier der Staub das herrschende Element,



Kairo.

wird aber vorsorglich niedergehalten, durch jene „Sakas“ oder Wasserträger, welche mit ihren Schläuchen zeitlich Morgens die fast noch menschenleere Gasse abschreiten und den Boden ausgiebig benetzen. Zudem pflegt sich im Laufe der Zeit über die Erdschichte der Straßenbahn eine Kehrichtschichte zu bilden, welche durch die constante Belastung seitens der Tausende und Tausende von Passanten derart consistent wird, daß sie von Zeit zu Zeit förmlich aufgehackt werden muß. Natürlich fehlt der Muski jene Einrichtung, die man Trottoir nennt. Die Anlage eines solchen wäre hier, wo ein beständiges Marktgewühl herrscht, vollständig überflüssig; denn hier drängt sich Alles: Reitende und Fußgänger, bunt durcheinander, unausgesetzt schreiend, rufend, warnend, gesticulirend — ein förmliches Tollhaus! — Das ist ein ununterbrochenes Gebrause. Vorläufer stoßen ihre grellen Mahnrufe aus: „Guarda! Guarda!“ oder einfach „ua!“ — Andere schreien: „Allah! Allah! Schimalak! Jeminak!“ (Linke Seite, rechte Seite Achtung!); oder „riglak!“ (dein Fuß!); oder „dahrak!“ (dein Rücken!) oder: „Ja bint, ja Effendi!“ (o Herr, o Mädchen). Dann wieder vernimmt man allerhand drollige Phrasen, wie: „Du zierlicher Junge, achte auf deine Füße!“; oder: „Schöner Herr mit dem Seidengürtel, rücke auf die Seite!“; oder „Gott strafe dich, du Saumseliger!“ — „Weiche, Fellah, sonst treten dich meine Pferde!“ — „Dein linker Fuß, o Knabe!“ u. s. w. Natürlich fehlt es auch nicht an Schimpfwörtern und Flüchen, die, ihres orientalischen Bilderreichthums halber, zu den erheiterndsten Dingen gehören, welche ein europäisches Ohr in den Kairenser Straßen vernehmen kann.

Sehen wir uns nun die Typen, welche die Muski bevölkern, etwas näher an. Deren Reigen eröffnen in früher Morgenstunde die Ziegenhirten, welche mit ihren kleinen Heerden in die Straße einlenken und überall, wo es sein muß, melken. Ihr „Lahbán! Lahbán!“ ist in der Regel der erste Ruf, den man in der Muski vernimmt. Die Sonne ist noch nicht herauf und der Gäste wenig. Gleichwohl erlaben sich die Wenigen an dem erquickenden Trank, nicht ohne laut darüber zu schelten, daß die Rationen gar so winzig ausfallen. Auf solchen Tadel aber haben die braunen Jungen höchstens ein maliciöses Lächeln, wobei sie ihre blendenden Zähne zeigen. — Auf die Milchknaben folgen

die Theeverkäufer. Sie haben Theekanne, Kohlenbecken, Gläschen Schalen, Löffel, Zucker und Zwieback bei der Hand und bedienen ihre Kunden auf das Prompteste. Diese Theeverkäufer sind aber selten Kairenser, sondern Perser und man erkennt sie sofort an ihrer Tracht — dem bunten Turban und Kaftan und dem Kaschmirshawl um die Lenden. — Wo sie weilen, ist auch der Brodverkäufer nicht ferne. Er besitzt keine Leckerbissen, denn sein ganzer Reichthum sind harte Durrahfladen. Dieselben können freilich etwas schmackhafter gemacht werden, wenn man ihr hohles Inneres mit Datteln füllt, wie es in der Regel geschieht. Durrahfladen und Datteln bilden denn auch fast die einzige Provision des armen Mannes. Warme Speisen unter Tags kennt er nicht. Naht die Stunde der Erlabung, so holt er aus der Brusttasche seines Kaftans den Fladen hervor und spült den Imbiß mit Nilwasser hinab. — Für den wohlhabenderen Käufer gibt es aber in der Muski auch andere Dinge. Der Mann, der sie liefert, ist eine ambulante Restauration. Nur im Oriente, wo alle Welt, die zu thun hat, auf der Gasse sich aufhält, ist ein derartiger Apparat möglich. Da findet der Straßen-Gourmand Eier und Fleischkuchen, gedämpfte Bohnen, Gurken, Zwiebeln in Essig und andere Leckerbissen. Natürlich gibt es weder Teller noch Bestecke. Jede gewählte Speise wird auf einen Durrahfladen gelegt und verzehrt. In einigen Secunden ist Alles vorüber und der bescheidene Schlemmer für 20 bis 30 Para (5—7 Kreuzer) vollauf befriedigt.

Gehen wir weiter. Wir sind bereits tief in die Muski eingetreten und halten vor dem ersten Kaffeehause, das seine Pforten den Besuchern gastlich aufthut. Da sitzt bereits ein ehrwürdiger Kleinkrämer, vielleicht ein Stammgast aus der benachbarten „Gasse der Schuhmacher." Sein Sitz ist ein Palmholzgeflecht mit vorgebreitetem Teppich. Der Mann läßt sich seinen „Mocha" (der kaum echt sein dürfte) und den aromatischen Tombeki-Tabak in der Wasserpfeife schmecken. — Andere Gäste finden sich ein. Wer von den Kaffeebuden nicht weit entfernt ist, ruft einen oder den anderen der braunen Knaben und sofort eilt derselbe mit Kanne und Täßchen an Ort und Stelle... Eine viel größere Rolle noch als der Kaffeediener spielt, zumal wenn die Stunden vorgeschritten sind, der Getränkeverkäufer. Von

diesen „Sakka's" gibt es zwei Kategorien; die einen besorgen einfach nur das Besprengen der ungemein staubigen Straßen (es regnet in Kairo höchstens vier- oder fünfmal im Jahre!), die anderen sind zur Labung ihrer Mitmenschen da. Das Trinkwasser spielt eine große Rolle im Orient. Wer Geld hat, dingt sich einen Wasserverkäufer, der seinen Schlauch füllt und auf irgend einem Platze die Vorübergehenden zu seiner Porzellantasse einlädt: „O Dürstender, komm zum Opfertrank!" Der Sebilgeber (Wasserspender) steht daneben, während der Ausschänker singt: „Verzeihe dir Gott deine Sünden, du Spender des Opfertrankes!" und der Trinkende sagt: „Amen! Im Paradies sei deine bleibende Stätte, du Spender des Opfertrankes!" Bekannte des Sebilgebers drücken diesem die Hand: „Gott erfreue dein Herz!" Der Rest wird dem Sebilgeber selbst eingeschenkt: „Der Ueberrest dem Freigebigen und das Paradies den Einheitsbekennern. Segne dir's Gott, du Spender des Opfertrankes!" u. s. w.

Das Wasser ist übrigens nicht die einzige Labung für den Kairenser. Verkäufer von Zuckerwasser, Limonaden, Rosinen- und Süßholzwasser finden allemal großen Zuspruch, sobald sie in den Gassen erscheinen. Der Durst ist begreiflicherweise groß, wenn man einen ganzen Sommertag im Freien, unter immerwährendem Reden und Handeln zubringt, zumal in der Zeit, wenn der heiße Wüstenwind Chamsin weht. Den höchsten Grad der Erlabung bildet natürlich das Eis. Ihre Verkäufer treten erst in den Nachmittagsstunden auf den Schauplatz. Wie sein Ruf erschallt, fliegt so manches Schubfenster der Frauengemächer in die Höhe und der Kopf eines kleinen schwarzen Dieners wird sichtbar, der hinabruft: „Talk! gelid!" („Eis! Schnee!") Letzteres, offenbar aus dem italienischen „gelato" abgeleitet, ist erst seit der Errichtung von Eisfabriken im Schwange.

Das Leben in der Muski hat nun seinen Höhepunkt erreicht. Es sind nicht blos die Verkäufer gewöhnlicher Victualien, Kaufleute und Händler, welche im bunten Durcheinander an dem Beschauer vorüberziehen. Schon sieht man auch Frauen: zunächst solche des Mittelstandes mit schwarzen Dienern, welche die Marktkörbe tragen. Dann folgen Landweiber im blauen Hemde und schwarzen Gesichtsschleier, der nur die Augen freiläßt. Sie tragen Glas- oder Messing-

schmuck, wohlhabendere auch solche aus Edelmetall; letzteres aber ist selten geworden, seit der Zeit, da der Ex-Khedive Ismail Pascha zur Bestreitung seiner übermäßigen Bedürfnisse und Prachtliebe selbst den Familienbesitz nicht schonte und den Fellahs ihre spärlichen Kostbarkeiten durch die Steuerbüttel wegnehmen ließ. — Wo man Schmuck aus Edelmetall antrifft, gibt das immer ein prächtiges Bild. Nament-



Die Hassan-Moschee.

lich die großen Silberringe stehen gut zu der dunklen Hautfarbe ihrer Trägerinnen. — Eine typische weibliche Erscheinung im Volksgewühl der Muski ist das abessinische Blumenmädchen. Mit Goldblech, Korallen oder bunten Glasperlen um Hals und Arme, treibt sich die braune Schöne Gondars oder Massauas von Früh bis Abends in den Gassen herum und von ihrer duftenden Waare nimmt fast jeder Effendi vor-

lieb, sei's für sich, sei's für die Auserwählte seines Herzens. — Die Nubierinnen erkennt man an ihrer goldbemalten Brust und an ihren massiven silbernen Lippen- und Nasenringen. Neben dem Beduinen-Weibe, der Abessinierin und der Nubierin fallen am meisten die mit Geschmeide beladenen „Ghawazi" oder Tänzerinnen und die „Almeh" oder Sängerinnen auf, zwei Typen Kairos, die bei keiner Volksbelustigung fehlen dürfen. Manche der Sängerinnen erfreuen sich eines bedeutenden Renommées, doch nimmt nur das Volk Antheil an ihrer Kunst, während sie von der vornehmen Kairenser Welt vollständig ignorirt werden.

Der hohe Reisende nahm begreiflicher Weise großes Interesse an diesem unbeschreiblichen Untereinander von Typen und Trachten. Wo es am lebhaftesten zuging, waren der Kronprinz und sein Gefolge mitten drin. Kein Detail entging ihm, kein auffallender Charakterkopf, kein blitzendes Augenpaar einer neugierig dreinblickenden Schönen. Und daß auch diese eines Gegenblickes gewärtig sein mußten, versteht sich von selbst; denn die meisten Kairenserinnen haben ein vortheilhaftes Aeußeres. Sie haben feingeformte zierliche Hände und Füße; ihr Gang verräth angeborene Grazie, wenn auch vielleicht jene eigenthümliche Schwingung der Hüften, welche die Araber „Ghung" nennen, nicht allen Weibern wohl ansteht. Bezaubernd ist das tiefdunkle, zuweilen mystisch brennende, dann wieder mildanziehende Auge, dem häufig ein feuchtes Lustre eigenthümlich ist. Dies Auge kann ebenso fieberisch glühen, als umschleiert schmachten; und dieses Wechselspiel kommt umso frappanter zur Geltung, wenn die Verschleierung eine vollkommene, das heißt: der Yaschmak (Schleier) nicht so dünn ist, daß man durch dessen zartes Gewebe jeden Gesichtszug deutlich erkennt.

Gegen Ende des Besuches — die Sonne übergoß bereits große Strecken der engen Gassen mit ihrem grellen Lichte — gab es in der Muski weitere Abwechslung. Die Händler mit Zuckerrohr, die Fischerknaben und Gemüsehändler waren vollzählig aufmarschirt. Welch' sinnbetäubendes Gewirre! Da sind weitere Gruppen: Honig- und Zuckerwerkverkäufer, Kuchenhändler mit Handwagen, Bäcker, Kokosnußhändler, Türken mit Räucherstangen, Beduinen mit Straußfedern und Leoparden-

fellen — martialische Gestalten! — Knaben mit ausgestopften Riesen-Eidechsen, Händler mit Fliegenwedeln, Palmflechtwerk, Körben, Wasserflaschen aus porösem Thone, Leder- und Seidenpantoffeln, Kinderspielzeug u. s. w. Jetzt wird durch einen Vorläufer schreiend Platz gemacht. Ein Würdenträger reitet auf reichgeschirrtem Esel vorüber. Er trägt die bekannte „Reform-Uniform": hochgeschlossenen schwarzen Gehrock, weite schwarze Beinkleider, Lackstiefletten, auf dem Haupte das rothe Feß. Sein Weg führt ihn in die anstoßende Bazarstraße und dahin wollen wir ihm folgen.

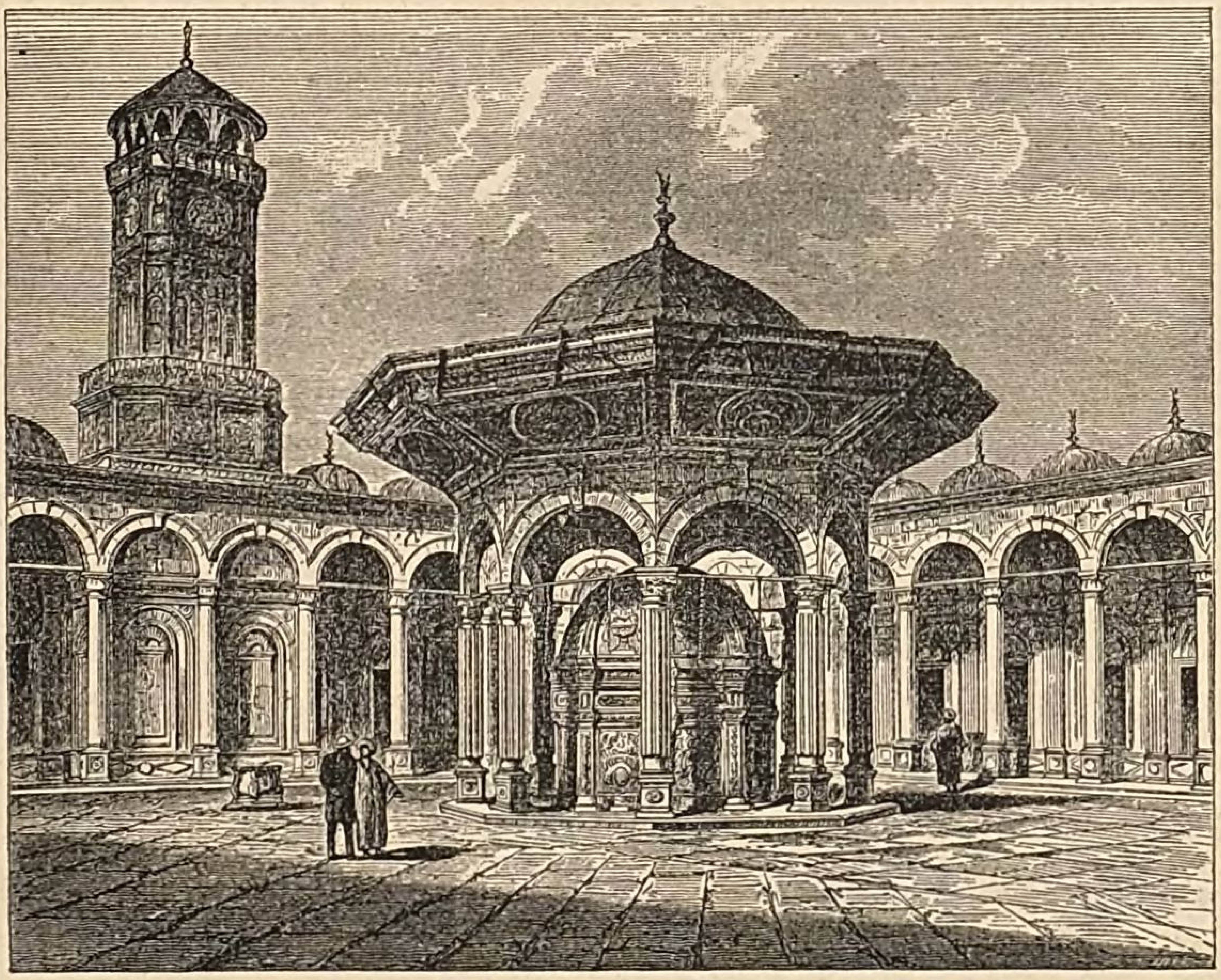
Es geht fast fortwährend durch krumme Gassen im Zickzack, bald durch größere, bald durch kleinere. Dazwischen liegt dann immer wieder ein kleiner Marktplatz oder ein großer Kreuzungspunkt der Hauptstraßen. Die Verkaufsnischen liegen zu beiden Seiten in den Erdgeschossen der Häuser und sie sind zugleich Werkstätten, in denen die Arbeiter offen vor aller Welt hantiren. Jede Zunft, jede gewerbliche Branche hat ihre besondere Gasse. Da betritt man eine solche, wo nur Schuhmacher anzutreffen, weiter eine zweite, in der die Kleidermacher arbeiten. In einer dritten Gasse hämmern die Kesselschmiede, während in dem Gäßchen daneben die Hobel raspeln. — Nun sind wir wieder in einer der großen Straßen und stoßen unversehens auf eine Reihe im gemessenen Takte einherschreitender Kameele. Ihr Schellengeklingel kündet sie an, trotzdem weicht aber der eine oder der andere eifrig im Gespräche begriffene Turbanträger erst in dem Augenblicke aus, da die Kameelschnauze seinen tadellos weißen Kopfbund streift. Die Kameele sind hoch beladen, meist mit Zuckerrohrstengeln, deren Bündel die ganze Breite der Gasse einnehmen. — Weniger toll geht es in den Bazaren zu. Da ist zunächst der El Gori-Bazar mit seinen Schnittwaaren, da der Han-Halil-Bazar, der mit seinen prächtigen Thoren und Höfen die Stelle der einstigen Kalifengrüfte im Herzen der Stadt einnimmt; da treffen wir auf den Hamsaui-Bazar, wo nur Christen feilhalten; hier wieder glänzt und duftet uns der Tarbieh-Bazar entgegen, wo Rosenwasser und Golddraht verkauft wird, und dort ist die Sukarieh mit ihrem Zucker und ihren getrockneten Früchten. Die Hans, welche sich in der Mitte dieser meist großen Gebäudecomplexe erheben, sind Magazine, in denen die Waaren aus-

allen Ländern des Orients, von Indien bis zum Sudan hin, aufgespeichert werden, auch dienen sie den arabischen und türkischen Reisenden, namentlich den Mekka-Pilgern, als Herbergen.

Plötzlich gibt es wieder Abwechslung. Wir begegnen einem „Sitt“ — einer arabischen Dame. Man vergegenwärtige sich das folgende Bild: eine Gestalt, in ein grelles seidenes Untergewand gehüllt, darüber einen sackartigen Ueberwurf, den jeder Luftzug ballonartig aufbläht, und den dichten Kopfschleier, der häufig durch eine Roßhaarblende ersetzt wird. Diese Gesichtsmaske läuft von den untern Augenlidern bis zum Knie herab. Denkt man sich nun diese unförmliche Gestalt rittlings auf einem geduldigen Grauthiere reitend, so wird man zugeben, daß die Phantasie des Nordländers von dem naturgetreuen Bilde einer modernen Aegypterin kaum berauscht zu werden vermag. — Einen vortheilhafteren Eindruck machen jene hochgestellten Damen, welche sich öffentlich nur im Wagen zeigen. Bei diesen ist der Schleier von so dünner Gaze, daß er die Gesichtszüge kaum mehr verbirgt und so dem aufmerksamen Beobachter immerhin so manches schöne Gesicht verräth — eine Detailwirkung, die diesfalls weder durch jene unförmliche Gesammterscheinung, noch durch drolligen Toiletteballast geschmälert wird.

Ehe wir die Muski und das Bazarviertel verlassen, möchten wir noch Einiges über den kairensischen Kaufmann vorbringen. Bei Einkäufen, wie sie der Kronprinz machte, dessen Rang die biederen Händler nicht kannten, müssen Beobachtungen dieser Art doppelt interessant sein. — Der Kaufmann, welcher in seiner Waarenbude sitzt, thront, wörtlich zu nehmen, auf seinen Schätzen. Schränke, Ladentische u. dgl. gibt es nicht. Zahlungen werden nur auf dem Boden effectuirt und der Käufer muß das Gewünschte aus dem Waarenwuste herausfinden. Auch sonst ist das Gewölbe völlig schmucklos, es wäre denn, daß auf der Rückwand eine Tafel mit irgend einem Koranspruche hinge. Mit einer frommen Sentenz wird auch der Käufer empfangen, wenn der Händler überhaupt ein Augenmerk auf den Angekommenen hat. Gewöhnlich ist jener auch mit dem Nachrechnen der Einnahmen von vorangegangenen Kunden beschäftigt und ist bei solchem Geschäfte vollständig indifferent für Alles, was um ihn vorgeht. — Endlich grüßt die Kunde mit dem üblichen „Selam aleikum!“ (Friede sei mit Euch!),

den der Kaufmann mit „Aleikum selam!“ (Mit Euch sei Friede!) erwiedert. Der Kaufmann ist auch sonst — bei Wahrung aller Würde — zuvorkommend und wenn er wahrnimmt, daß er es mit einem „ernsten“ Käufer zu thun hat, bietet er ihm einen Tschibuk und eine Tasse Kaffee an. Im Oriente weiß man natürlich nichts von der goldenen Regel „Zeit ist Geld“, und endlos währen denn auch die Unterhandlungen. Solche Feilscherei ist aber am Platze, da selbst der ehrlichste arabische Kaufmann für jede Waare den drei- bis vierfachen Preis, den ein Gegen-



Im Hofe der „Alabaster-Moschee“ Mehemet Ali's.

stand repräsentirt, verlangt. Natürlich zahlt nur der unwissende Fremde, der überdieß den wahren Werth der Waare nicht zu schätzen vermag, so enorme Preise. Der Einheimische aber übt sich in Geduld und beginnt mit seinem Angebote auf ein Drittel herabzurücken. Natürlich ist der Kaufmann entsetzt über solche Zumuthung und betheuert, dasselbe Stück Tags vorher an einen Christen um den dreifachen Preis losgeschlagen zu haben. — Der „Christ“ ist aber diesfalls ein schlechter Köder, denn der Käufer meint: ein Muselmann hat wohl ein Recht billiger zu

kaufen, was der Kaufmann natürlich zugibt. Er rückt also mit dem Preise um ein Drittel herab. In der Regel ist der Käufer nun mit dem Handel einverstanden, weil er nicht weiter nachrechnet, daß er dennoch — übervortheilt worden ist. Kostet nämlich eine Waare 100 Piaster, so verlangt der Kaufmann 400; nun bietet der Käufer, sagen wir, ein Drittel, also etwa 130 Piaster. Der Kaufmann betheuert nun, der bewußte „Christ“ habe Tags vorher „dreimal soviel“ gezahlt, also etwa 400 Piaster. Die Unterhandelnden werden einig, wenn der Verkäufer herabgeht, d. h. den „halben Christenpreis“ feststellt, also etwa 200 Piaster. — Wie das Exempel lehrt, hat der Käufer noch immer den doppelten Preis des wahren Werthes bezahlt. Der Käufer aber freut sich des gelungenen Kniffes und wartet auf einen neuen Fang. Die besten sind natürlich die Fremden, zumal die Engländer, die derart übervortheilt werden, daß sie oft den fünffachen Preis bezahlen. Unter Einheimischen gilt als Regel, sich gegenseitig mürbe zu machen, und fast immer ist derjenige Sieger, welcher größere Kälte und Geduld bewahrt. Zeit aber darf gar nicht in Rechnung kommen, denn der Orientale, der halbe Tage fast regungslos im Kaffeehause, von Rauchwolken eingehüllt, kauern kann, vermag dies natürlich auch auf dem Divan eines Kaufladens. Zu versäumen hat er nichts und wird er heute nicht einig, so beginnt er morgen von Neuem.

Aus dem Bazar-Quartier verfügten sich unsere Reisenden zur Citadelle im äußersten Südosten der Stadt. Die Straße führt zunächst zu einem Spitzbogenthor, das von roth-weiß gebänderten Bastionen flankirt wird. Es ist das Bab-Zuweileh, bekannt als Hinrichtungsstätte des letzten Mamluken-Sultans Tuman-Bey. Noch in jüngerer Zeit soll man in der Thornische den Strick gesehen haben, an welchem der bezwungene Beherrscher Aegyptens aufgeknüpft worden war. Das kam so: Noch unter der Regierung Tuman-Beys riß der osmanische Sultan Selim I. große Stücke von Türkisch-Asien, zuletzt fast ganz Syrien und Palästina an sich. Gleichwohl war der letzte Mamluken-Sultan übermüthig genug, die osmanischen Abgesandten hinrichten zu lassen. Dann stürmte er mit wildem Trotze nach Gazza, lieferte den Osmanen eine Schlacht und drang selber, mit Keule und Schwert (nach Mamlukenart) sich einen Weg bahnend, bis ins Zelt

Selims ein, mehrere Offiziere tödtend. Die Flucht der Seinigen aber nöthigte ihn abzulassen, und als später ein gefangener Mamluk, Kurt-Bey, von Selim gefragt wurde: „Wo die alte Mamluken-Tapferkeit denn hingekommen?“ antwortete Kurt-Bey: Diese sei noch unversehrt; der Sultan möge nur sein Geschütz entfernen, dem er allein den Sieg verdanke. „Wir haben nach altem Herkommen, wie wir es beim Propheten und seinen Nachkommen gesehen, Schwert und Lanze zu unseren Waffen gewählt und den Gebrauch dieser fränkischen Erfindung verschmäht. Wie magst du gegen Männer, welche an Gott und seinen Propheten glauben, mit Feuer kämpfen?“ — Kurt-Bey wurde zur Hinrichtung abgeführt; Tuman-Bey, der auf dem linken Nil-Ufer noch eine Weile den Krieg fortführte, wurde endlich verrathen und ausgeliefert und endete unter Bab-Zuweileh am Strick, tief betrauert von ganz Aegypten.

Das genannte Thor ist übrigens auch noch in anderer Beziehung eine Merkwürdigkeit. Es gilt nämlich für den Lieblingsaufenthalt des „Kutb“, eines räthselhaften Heiligen, über den das kairensische Volk selbst keine genaue Auskunft zu geben vermag. Sein Erscheinen als geheimnißvoller Helfer oder Bestrafer tritt immer nur unter unscheinbaren Formen, in Gestalt eines Wasserträgers, Maulthiertreibers u. s. w. ein, so daß er nicht leicht zu erkennen ist. Unsterblich ist er nicht, kann aber vom Bab-Zuweileh nach dem anderen Ort, wo er sich niederzulassen pflegt, nach dem Dach der Kaaba, in einem Augenblick gelangen. Der Volksglaube will wissen, daß jeder Kutb vom Propheten Elias eingesetzt werde. Den Gegenwärtigen vermuthet man zumeist unter Bab-Zuweileh auf der östlichen Seite des inneren Thorweges in einem kleinen Raum, der durch den hölzernen Thorflügel verdeckt wird. Gläubige sprechen im Vorübergehen ein Gebet und beschenken den Bettler, der als Diener des Kutb gilt.

Vom Bab-Zuweileh bis weit hinauf zum „Siegesthor“ (Bab en Nasr) herrschte in früheren Zeiten, namentlich beim Auszug oder der Ankunft der Mekka-Karawanen, das denkbar bunteste Leben. Den Mittelpunkt des Gedränges bildete allemal das Kameel mit dem „Mahmil“, einem von schwarzem Brocat überzogenen Prunkgerüst, das in vergoldeter Silberschatulle ein Koran-Exemplar enthielt. Zu diesem

Mahmil drängten Tausende heran, denn seine Berührung genügte, um zu heiligen. Frauen, welche sich in der Gasse nicht blicken lassen durften, hingen aus den vergitterten Holzbalcons ihre Shawls herab, damit dieselben von der heiligen Sänfte gestreift wurden. Umgeben war das Heiligthum von allen Charakterfiguren des ägyptischen Volkslebens: halbnackten Fechtern mit Schwert und Schild, schlangenfressenden Derwischen und castagnetten-schwingenden Tänzerinnen. Alle diese Herrlichkeiten sind nun sehr geschmälert, seit die Mehrzahl der Pilger die Seefahrt übers Rothe Meer vorzieht, so daß die ägyptische Pilger-Karawane sich gar nicht mehr bilden kann. Im Jahre 1861 machte das Mahmil mit dem Tuche, welches jedes Mal für die heilige Kaaba in Mekka bestimmt ist (Kisweh genannt), zum ersten Mal die Seereise mittels Dampfers, was natürlich bedenkliches Kopfschütteln unter den graubärtigen Altgläubigen hervorrief.

Die Straße, von welcher hier die Rede ist (Muski und Bazarstraße) mündet in den ungemein langen Boulevard Mehemet Ali, und zwar unweit der Place Sultan Hassan, wo die gleichnamige Pracht-Moschee steht. Dahinter, noch weiter im Süden, dehnt sich der Platz Er Rumeyleh, knapp am Fuße der Citadelle. Rechter Hand, d. i. westlich, liegt der Bahnhof des Schienenweges, der nach dem nahen Wüstenbade Heluan führt. Der Rumeyleh-Platz selbst ist der Aufenthalt der Müßiggänger, der Marktschreier und Possenreißer, Märchenerzähler und anderer volksthümlicher Acteure. Zu Zeiten ist dieser Platz viel belebter als die Esbekiye und er ist auch in mehrfacher Beziehung interessanter. Knapp dahinter im Süden liegen nämlich die Mamluken-Gräber. Die Mamluken-Sultane legten große Sorgfalt für ihre eigenen Gräber an den Tag. Nicht jeder aber, der sich einen Grabdom gebaut, ist auch darin beigesetzt worden. Familien blieben keine zurück, die für die Erhaltung hätten Sorge tragen können, und so ist Alles im Verfall. Da stehen Minarets ohne Moscheen, oder Moscheen ohne Minarets. Armes Volk lagert dazwischen und baut seine Hütten aus den losgerissenen Steinen. Das schönste Grab ist das des Sultans Kaitbei, dessen Kuppel hochgestreckt emporragt, und jenes des Sultans Berbuk. Ringsumher nehmen mohamedanische Friedhöfe ihre Ausdehnung, überragt von den nackten, graugelben



Der Kronprinz bei den Pyramiden von Gizeh.

Stufen des Mokattam-Gebirges, an dessen felsigen Abhängen Häuser und ein größerer Kuppelbau wie Schwalbennester kleben.

Die Moschee des Sultans Hassan, auf dem früher erwähnten gleichnamigen Platze, erntete ungetheilte Bewunderung von Seite der Reisenden. In der That ist sie die größte und hochragendste Moschee in Kairo. Gegen 100 Fuß hoch erhebt sich die Portalnische in der Seitenwand und ähnlich hohe Fensternischen öffnen acht Fenster übereinander. Der Hofraum im Innern ist sehr zusammengeschwunden und besitzt keine Hallen mehr; ist aber mit der Zeit erweitert worden durch vier hohe Spitzbogenräume ohne Vorderwände, die auf vier Seiten, wenn auch wenig tief, und fast nur wie Kolossalnischen, sich an den unbedeckten Mittelraum anschließen. In dieser offenen Mitte erhebt sich ein eigener kleiner Fenster- und Kuppeldom auf hölzernen Pfeilern über dem Brunnenbecken der heiligen Waschung. Die Kolossalnische gegenüber dem Eingange hat in der Mitte ihrer Rückwand die Eingänge in den ungleich höheren Kuppeldom über Sultan Hassan's Grab, zahlreiche Lampen schweben nieder und in einer der Nischen steht die Kanzel. Von Außen wird das Ganze von einem hohen Pracht-Minaret überragt.

Von der Place Sultan Hassan aus erfolgte der Weiterritt zur Citadelle hinauf. Sie ist unstreitig eines der interessantesten Objecte der Kalifenstadt, schon ihres Alters halber und des Materials wegen, aus welchem sie erbaut ist. Saladin hatte diese Zwingburg aufführen und die Bausteine aus dem Trümmerfelde von Memphis herüberschaffen lassen. Die Citadelle war durch mehrere Jahrhunderte Sitz der Beherrscher Aegyptens und seit der Eroberung der Osmanen jene der Paschas und Statthalter. Der Innenraum umfaßt eine große Anzahl von Gebäuden, die aber fast insgesammt diesem Jahrhunderte angehören, da eine gewaltige Pulverexplosion zu Beginn der Zwanziger-Jahre die alten Anlagen in Trümmer gelegt hatte. Man sieht hier vor Allem die prächtige Grabmoschee des Neubegründers der ägyptischen Herrschaft — Mehemet Ali — die sogenannte „Alabaster-Moschee"; ferner ein vicekönigliches Palais, die Münz- und Geschützgießerei, verschiedene Amtsgebäude und einige kleinere Moscheen.

Berühmt ist übrigens die Citadelle in neuerer Zeit durch eine Gewaltthat Mehemet Ali's geworden — durch den gräßlichen Mam-

luken-Mord im Jahre 1811. — Um die Bedeutung desselben zu verstehen, müssen wir auf die Geschichte des Mamlukenthums selbst zurückkommen. Die Mamluken bildeten eine Ritterschaft, die sich, nach Vorbilde der Janitscharen, immer nur aus gekauften Knaben (nicht-arabischer Stämme) ergänzte. Mit Ausnahme der kräftigsten und schlauesten fanden fast alle aus diesem Adel hervorgegangenen Sultane (vom XIII. bis XVI. Jahrhundert) ein gewaltsames Ende. Einer der berühmtesten und berüchtigtsten war Sultan Nassir, ein Herrscher von großer Energie, dabei aber grausam und gewaltthätig über die Maßen. Unter ihm hatten die Andersgläubigen in Kairo ungemein zu leiden. Er decretirte die lästige, fast bis in unsere Tage herein zu Recht bestandene Verordnung, daß die Christen nur blaue Kopfbünde tragen, nicht auf Pferden und selbst auf Eseln nur seitwärts sitzen durften; vor den Moslemin mußten sie ausweichen, vor ihnen aufstehen und nicht lauter sprechen als jene. Kein christliches Haus durfte höher sein, als das eines Rechtgläubigen; beim Besuch eines Bades mußten die Christen eine Schelle am Halse tragen und dgl. m. Dieser selbe Sultan Nassir war einst siegreich aus dem Mongolenkrieg heimgekehrt (1303) und hatte seinen Einzug durch das „Siegesthor" gehalten. Damals trugen die gefangenen Mongolen, welche dem Sieger voranschritten, die Köpfe ihrer erschlagenen Brüder am Halse, wo sie mit Schnüren festgemacht waren. Nassir war auch einer der prachtliebendsten unter den Mamluken-Sultanen und seine Verschwendung kannte keine Grenzen. Als er beispielsweise einst nach Mekka wallfahrtete, mußten ganze Kameel-Karawanen mit angefüllten Körben beladen werden, damit frisches Gemüse und Blumen jederzeit zur Hand waren. Als Nassir späterhin die Christen (Kopten), deren er in den Aemtern gar sehr bedurfte, im Geheimen unterstützte, stellten sich ihm auf einem Spazierritt 20.000 mohamedanische Kairenser in den Weg, welche den Sultan beschworen, die Ungläubigen nicht zu schützen. Der Sultan gab nach und nun wurde jeder Christ, der keinen blauen Kopfbund trug oder der Vorschrift entgegen sein Grauthier ritt, niedergemacht.

Alle Sultane dieser Dynastie wurden erhoben und gestürzt durch die Mamluken. Wie der letzte dieser Sultane geendet, haben wir weiter oben vernommen. Seitdem Aegypten türkische Provinz geworden (1517),

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

hatte der Einfluß des unbotmäßigen Adels keineswegs abgenommen. Ja zu Zeiten übte er auf die osmanischen Statthalter einen derart ausgiebigen Druck aus, daß diese zu förmlichen Schatten-Machthabern herabsanken. Als Mehemet Ali die Herrschaft im Pharaonenlande angetreten hatte, war die Mamluken-Macht wieder kräftig herangewachsen. Dem neuen Gebieter ward hiebei schon aus dem Grunde nicht ganz geheuer, als die Pforte ihn beauftragt hatte, die Wahabiten zu bekriegen, jene Secte, welche von Hocharabien aus mit großem Heeresaufgebote auf allen Ecken und Enden in das osmanische Reich eingefallen war und die Prophetenstädte Mekka und Medina geplündert hatte. Zwar sollte Mehemet Ali nicht persönlich in den Kampf ziehen; da er aber seine Truppen abziehen lassen mußte, lief er Gefahr, von den zurückbleibenden Mamluken bewältigt und aufgehoben zu werden.

Um diese Gefahr abzuwenden, lud Mehemet Ali die Mamluken zu einer Festlichkeit auf die Citadelle. Den Weg, den der ziemlich zahlreich erschienene Adel einschlug, ist derselbe, den man heute zurücklegen muß, um in das Innere des Bollwerkes zu gelangen. Auch unsere Reisenden schlugen ihn ein, und sie befanden sich in einer besonders feierlich-ernsten Stimmung, als sie das große, von vorspringenden Rundthürmen flankirte Einlaßthor hinter sich hatten und den Aufsteig zwischen enggewundenen, aber ungemein hohen Mauern hinanritten. — Als an jenem denkwürdigen Tage des Jahres 1811 die Mamluken, nach beendetem Feste, diese Gasse wieder hinabritten, marschirten die albanesischen Baschi-Bozuks des Paschas voraus, machten dann, auf Befehl ihres Führers, plötzlich Kehrt und gaben Feuer. Nun zeigten sich auch auf den Mauern oben Flinten, ebenso rückwärts und an ein Entrinnen war nicht zu denken. Alles ward niedergemacht, bis auf einen Einzigen, Emin Bey, welcher durch eine Mauerluke hoch oben entkam und sich durch einen gewaltigen Sprung in die schwindelnde Tiefe rettete. Das Pferd zerschellte, der Reiter aber konnte sich in Sicherheit bringen. — Während des Massacres blieb Mehemet Ali selber bleich und fast ohnmächtig im Divanraum; auch zeigten die Albanesen nicht übel Lust, zum Besten ihres Führers jenem selber den Garaus zu machen, und nur die Besonnenheit des albanesischen Führers rettete dem Mamluken-Mörder das Leben.

Der Schauplatz dieser That wird noch immer von den Europäern mit Vorliebe besucht, zumal jener Stelle des „Mamlukensprunges" halber, von der aus man ebenso das Wagniß Emin Bey's bewundern kann, wie das herrliche Bild Kairos, das sich weiß und sonnendurchleuchtet bis weit zum graugelben Horizont vor den Blicken des Beschauers ausbreitet. Der Kronprinz genoß einige Minuten hindurch, in stummes Staunen versunken, dieses unvergleichliche Bild. . . . Dann



Eingang zum Esbekiye-Garten in Kairo.

aber schritt er zur Besichtigung der Moschee Mehemet Ali's, der Perle unter den Bauten in der Citadelle. — Sie ist bekanntlich ganz aus ägyptischem Alabaster (einem Steine mit halbdurchsichtig dunkelgelber Tiefe zwischen weißen Wolken) erbaut. Die Bemerkung, daß dieser Bau mit seiner Kuppel und den regelrechten Fensterscheiben eher einem Theater als einem Tempel gleiche, ist nicht ganz ungerechtfertigt. Thatsache ist, daß die Moschee aus der Ferne, namentlich der

dünn zugespitzten rohrschlanken Minarets halber, viel wirkungsvoller sich präsentirt als aus unmittelbarer Nähe. Um ins Innere des Grabdoms zu gelangen, müssen bereitstehende Pantoffel angelegt werden und muß für deren Gebrauch ein Trinkgeld entrichtet werden. Im Innern zeigt die Kuppel eine Riesenrosette in Gold und Grün; die Wände sind mit Alabasterplatten bekleidet und Stücke solcher Platten wurden den Besuchenden angeboten. Vier gewaltige Pfeiler tragen die Kuppel, unter der an den Wänden hin eine auf zierlichen Säulchen ruhende Galerie läuft. Mehemet Ali's Sarkophag befindet sich rechts von der Kibla neben der Gebetkanzel und ist von einem Gitter umschlossen. Tritt man wieder in den Vorhof hinaus, so fällt neben den ringsum laufenden Hallen von Alabaster-Säulen nichts mehr auf als ein viereckiger Thurm mit einer Uhr. Letztere ist ein Geschenk, welches seinerzeit König Louis Philippe von Frankreich an Mehemet Ali machte. — Hinter der Moschee befindet sich der sogenannte „Josefsbrunnen." Die Fabel, daß er von dem „ägyptischen Josef" herrühre, ist längst abgethan. Er stammt jedenfalls aus nicht allzu alter Zeit, wenn auch Saladdin Yussuf (Josef) nur sein Wiederhersteller sein mag. Der Brunnenschacht erregte namentlich durch seine enorme Tiefe und durch den originellen Schöpfapparat (mittelst Ochsen auf schiefer Ebene in Galerieform) das Interesse der hohen Reisenden.

Mit dem Besuche der Citadelle fand der erste Abschnitt des Programms rücksichtlich der Sehenswürdigkeiten Kairos seinen Abschluß. Die Ausbeute war in den wenigen Stunden eine außergewöhnlich große. Das laute, farbenbunte und abwechslungsreiche Leben in der Muski, die Bilder in den Bazarstraßen, der Rumeyleh-Platz mit der Hassan-Moschee und der daranstoßenden Citadelle; dies Alles mit dem vielartigen Detail, das wir im Verlaufe unserer Schilderungen kennen gelernt haben, mußte indeß gleichwohl eine gewisse Abspannung hervorrufen. So ordnete der Kronprinz den Heimritt mitten durch die ganze Längenausdehnung der Stadt an, um in dem kühl und vereinsamt gelegenen Kassr-en-Nusha einige Stunden der Erholung zu genießen. Hier, weit draußen, im Schatten der Schubra-Allee, konnte man einige Zeit hindurch vergessen, daß man soeben der intensiven Lebensbewegung einer Großstadt des Orients entronnen sei. Aber diese Lebensbewe-

gung brandete dumpf über den Nil-Canal herüber — wie das Summen eines riesigen Bienenstocks. Ueber der herrlichen Kalifenstadt aber loderte das volle Sonnenlicht und in den glühenden Farben, die es über und zwischen die weißen Häusermassen zauberte, schaukelten die zartbefiederten Palmen, belebende Ruhepunkte für die abgespannten Sinne! —

Der Nachmittag des 20. Feber war für den Besuch der Pyramiden bestimmt. Als die ältesten und großartigsten Wahrzeichen des Pharaonenlandes, als jene Marksteine der Geschichte, welche zu allen Zeiten den mächtigsten und erhabensten Eindruck auf jene Sterblichen gemacht haben, die den Anblick dieser ehernen Denkmäler genossen; in Hinblick auf all dieses mußte auch diesmal der Pyramidenbesuch den Höhepunkt der vielartigen Eindrücke bilden. — Von Kassr-en-Nusha aus legten die Reisenden einen Weg zurück, der sie zunächst in einen, bisher noch nicht betretenen Stadttheil von Kairo brachte. Es ist dies der nordwestliche, hart an den Nil-Canal stoßende Theil der Neustadt „Ismailiye", den man von der „Limonen-Brücke" aus in fast südlicher Richtung zurücklegen muß, um die große Nil-Brücke zu erreichen. In diesem Stadttheile sind zwar die Straßen und Gassen fertig abgesteckt und fahrbar gemacht, an Gebäuden fehlt es aber noch allenthalben. Den Hauptschmuck dieses Stadttheiles bilden die vielen Gärten, welche alle Räume zwischen den von Laternenpfählen gesäumten Straßen ausfüllen. Aus dem Grün von Sycomoren, Nil-Akazien, Palmen und Oleandern ragen einzelne Paläste und größere Bauten wie Inseln empor. Ganz zu Beginn die beiden vielgenannten englischen Touristen-Hauptquartiere Shepheard- und New-Hotel, dem Esbekiye-Platze gegenüber, dann der Hippodrom; weiter herab, wo die Straßen wie Radien nach einem gemeinsamen Mittelpunkt (das Rond Point du Caracol de Kassr-en-Nil) zusammenlaufen, der Palast des Herrn Kattany (früher Palais Scherif Pascha) und zuletzt der Kassr-en-Nil selbst, mit seinen großartigen Kasernen und dem vicekönigl ichen Palais hart am Ufer des Stromes.

Es war eine wohlthuende Abwechslung diese Fahrt auf den stillen, fast menschenverlassenen Straßen, zwischen den Gärten der Neustadt. Nur im Bereiche der Nil-Brücke selbst herrschte regeres Leben,

denn über sie geht aller Verkehr zwischen den beiden Ufern, zwischen der Hauptstadt und den vielen Fellah-Dörfern jenseits des Stromes. Die Brücke übersetzt übrigens nicht den ungetheilten Strom, sondern nur den rechten der beiden Arme, welche die herrliche Parkinsel Dschezireh Bulak umschlingen. Hat man das Buschwerk und die Laubdome hinter sich, so ist eine zweite, kleinere Brücke zu passiren, und jetzt erst gelangt man in das freie, ausgedehnte Culturland, welches den ganzen Raum zwischen dem gelben Wüstensaume im Westen und dem Nilstrome einnimmt.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergang, als die Reisenden mit ihrem Gefolge über die ersten Saatfelder und Schilfinseln nach den stummen, goldig umflorten Wahrzeichen hinüberblickten. Einzelne Sumpfvögel flogen auf, Reiher, weiße Ibisse, und zuletzt schwebte ein schneeweißer Pelikan wie eine Silberkugel in tiefdunkler Höhe. Nun kreuzte man die oberägyptische Eisenbahn und unmittelbar hierauf den Bahr Jussuf (Josefs-Canal), den Ernährer dieses schönen, grünen Culturlandes. Denn wo kein Wasser hinkommt, ist dem Boden die Vegetation versagt und der Sand behält die Oberherrschaft. Namentlich reizend nimmt sich in diesem, immerhin etwas einförmigen Bilde, das vicekönigliche Schloß und der Park von Gizeh aus, auf welch beide wir später noch zurückkommen werden. Das Beduinen-Dorf Gizeh, von welchem die Pyramiden ihre Namen haben, liegt etwas südlicher, hart am Strome und dem südlichen Theile der üppig bestandenen Insel Rhoda gegenüber.

Der weitere Weg zieht von der Brücke des Jussuf-Canals ab schnurgerade in südwestlicher Richtung. Er ist streckenweise von Mauern eingefaßt, um den Wüstensand abzuhalten. Zuletzt ist es dieser selbst, durch den man treten muß, um den steingebauten Ungethümen, welche mehr als fünf Jahrtausende vorübereilen sahen, ganz nahe zu kommen. Die Palmenhaine am Nil, die Klee- und Gerstenfelder des nächsten Bereiches, und schließlich der Wüstensand: das sind die charakteristischen Etapen der ganzen, mehrstündigen Tour. Die Pyramiden selber bilden auf ihr einen förmlichen Spuk mit den Besuchern. Bald erscheinen sie näher, bald ferner; bald höher, bald niederer und verschwinden zeitweilig ganz, wenn der Pfad sich senkt. Wenn sie zuletzt wieder



Arabisches Nachtfest im Esbekîye-Garten.

über den Horizont emportauchen, wirken sie am imposantesten. Es ist ein Anblick, der vielleicht nur jenem andern die Waage hält, dessen man auf der Eisenbahnfahrt von Alexandrien nach Kairo theilhaftig wird. Als unsere Reisenden Tags vorher zum ersten Male die alten Wunderbauten aus den graugelben Dünsten der Ferne hervortauchen sahen, war der Eindruck gewiß mächtiger. Wie ein starres Geheimniß, ein ungelöstes Räthsel blickten die Kolosse, Riesenkrystallen nicht unähnlich, herüber. Sie waren von der Morgensonne rosig überhaucht und dahinter dunkelte noch die graue Oede der lybischen Wüste. Nun, da die Reisenden vor dem Weltwunder selber standen stiegen, sie in greller Farbenlohe empor und die dunklen Schatten des Vordergrundes contrastirten gar sehr mit dem intensiven Lichte, das die dahinter liegende Wüste ausstrahlte.

Die Ankunft von Gästen bei den Pyramiden verursacht auch sonst, so häufig eine solche auch geschehen mag, immer eine gewisse Aufregung unter den speculativen Beduinen von Gizeh. Sie sind die einzigen, man möchte sagen, privilegirten Führer, und daß sie ihre Localkenntniß mitunter schwer in die Wagschale fallen lassen, versteht sich von selbst. Gewöhnliche Reisende vermögen sich der zudringlichen, halb nackten, tiefbraunen Gesellen kaum zu erwehren. Sie laufen, lange bevor man an Ort und Stelle angelangt ist, neben dem Wagen oder Reitesel einher, sich selber anpreisend und ihre „Antiken" (Scarabäen, kleine Götterfiguren, Statuetten ꝛc.) zum Kaufe anbietend. Zwar konnten auch diesmal die Neugierigen nicht ganz abgehalten werden, aber die Araber sahen denn doch die Nothwendigkeit ein, sich würdiger zu benehmen. — So erfolgte der erste Genuß der seltsamen, zum Reflectiren und Nachsinnen so ungemein geeigneten Monumente ohne störende Nebenumstände. Da lagen sie, die drei Riesen des Chufu (Cheops), Chafra (Chefrein) und Menkera (Mykerinos): Zeugen einer längst entschwundenen Zeit. Ein arabisches Sprichwort sagt: Die Pyramiden fürchten nicht die Zeit, wohl aber die Zeit die Pyramiden. In der That ragen die Kolosse aus den ältesten Tagen der Menschengeschichte in unser Leben herein und so dürfen sie wohl als die „Grenzmale der Geschichte" gelten. Freilich sind die drei großen Pyramiden von Gizeh nicht die einzigen, welche man kennt. Wir denken aber, die Thatsache, daß man

heute in Spuren und Trümmerhaufen fast neunzig derartiger Bauten kennt, wird den Eindruck nur noch mehr erhöhen, ihre einstige Bestimmung uns um so nachdrücklicher verdolmetschen.

Der Aufenthalt unserer Reisenden bei den Pyramiden währte, aus Zeitmangel, leider nur sehr kurz. Daß aber selbst eine verhältnißmäßig kurze Spanne Zeit reiche Ausbeute liefern kann, das beweist gerade dieser Pyramidenbesuch, bei welchem der Kronprinz eine Fülle von Belehrung und historisch-wissenschaftlicher Aufklärung einheimsen konnte. Soweit es nun der Raum dieser Schilderungen zuläßt, soll die unter so vorzüglicher Führung unseren Reisenden zu Theil gewordene Belehrung hier in ein gedrängtes, aber klares Bild zusammengefaßt werden.

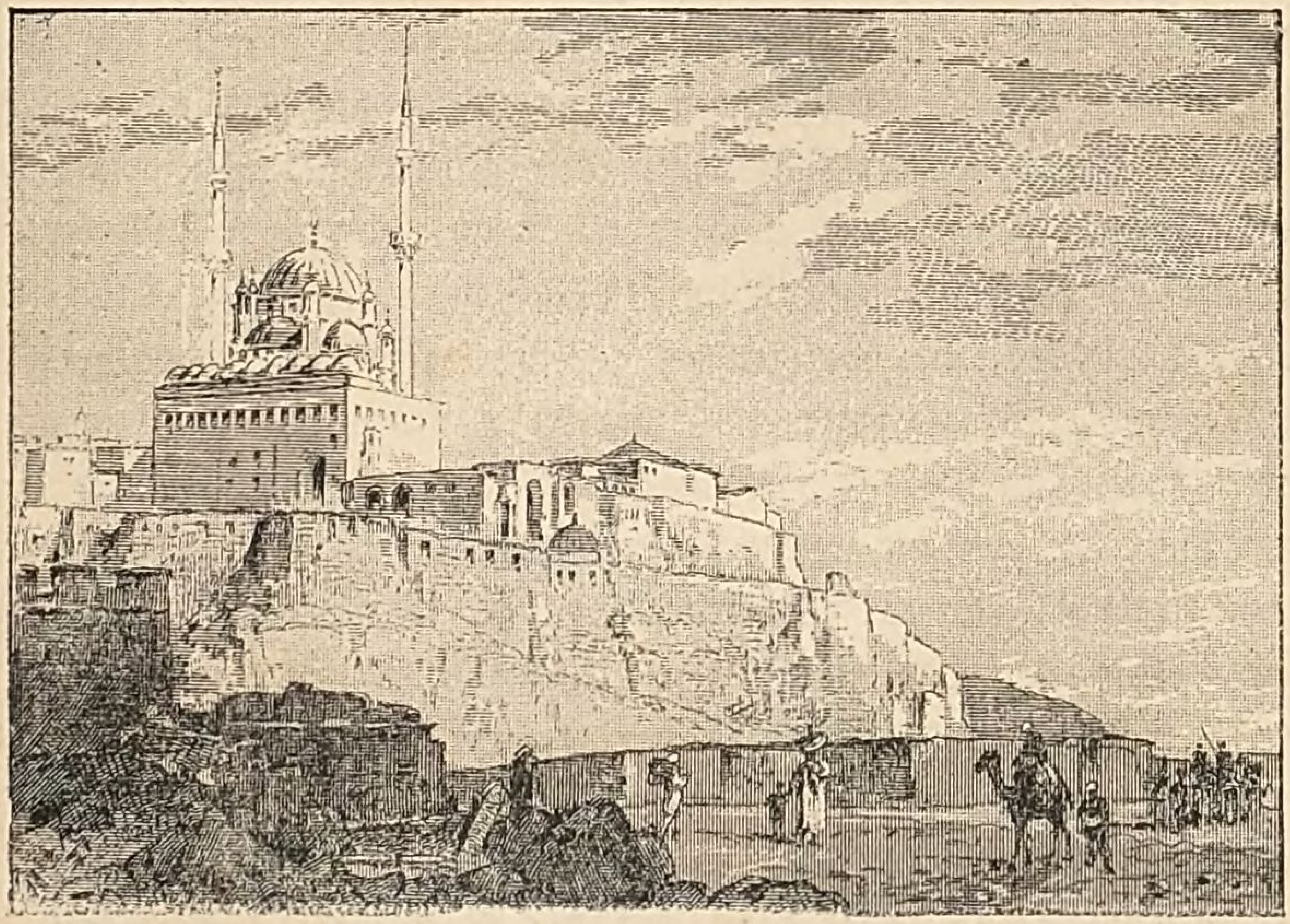
Was die Pyramiden eigentlich vorstellen, darüber konnte man sich selbst in dem gelehrten Abendlande bis in neuerer Zeit keine genügende Rechenschaft geben. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war es einem deutschen „Gelehrten" ungestraft möglich, die Behauptung aufzustellen, die Kolosse seien keine Werke von Menschenhand, sondern Gebilde der — Natur. Anderseits glaubte man es hier entweder mit riesigen Kornspeichern (etwa jene, welche Josef für den Pharao errichten ließ), oder mit Schatzkammern, oder mit großen Wasserreservoirs, oder mit Leuchtthürmen, mit Sternwarten u. dgl. zu thun zu haben. Daß alle diese Ansichten an Unsinnigkeit einander nicht nachstanden, bedarf kaum der ausdrücklichen Erwähnung. Eine andere, ernstere Behauptung ging dahin, daß die Pyramiden eigentlich symbolische Denkmäler, Wahrzeichen des Todes seien. In dieser Richtung widerspricht die Vielzahl solcher Bauten, da vernünftigerweise nicht anzunehmen ist, die alten Aegypter hätten ein- und denselben Gedanken hundertmal und öfter den gleichen Ausdruck gegeben. Auch ist das Innere der Pyramiden gar nicht darnach, uns die Weihe des Todes und den erhabenen Ernst der Unterwelt — also des Jenseits — bei einem so lichtvollen religiösen Ideenkreise, wie er den Erbauern dieser Monumente und dem ägyptischen Volke eigen war, zum Bewußtsein zu bringen. In den ungemein engen, düsteren — man möchte sagen: schauerlichen Gängen und Kammern, welche die ehernen Steinhüllen der Kolosse umschließen, finden wir keinen Anhalts-

punkt für die Idee von symbolischen Denkmälern. Ebenso absurd ist die Behauptung, daß die Pyramiden an sich eigentlich gar keinen Zweck hatten und ihre Erbauung entweder aus Laune oder aus dem Bedürfnisse erfolgt sei, das Volk in harter Arbeit von gefährlichen Conspirationen, von Theilnahme am politischen Leben u. dgl. m. abzuhalten. Ist es eine Abgeschmacktheit, die Pyramiden eine Art von alt-ägyptischen „Nothstandsbauten" zu nennen, so grenzt jene andere, nach der es sich hier eigentlich nur um eine kolossale Modethorheit handeln sollte, schlechtweg an Tollheit. Man weiß ja, daß gerade die Pyramiden-Erbauer den ältesten Dynastien angehörten, welche ihr Volk nicht zu hartem Sclavendienst, zur Frohnarbeit heranzogen. Zur Zeit Herodots hatte es ja noch eine Inschrift gegeben, die einen Ausweis über die Kosten enthielt, welche allein die Beschaffung der allernothwendigsten Nahrungsmittel für die Arbeiter verursachte. Sie sollen sich auf ungefähr 1600 Talente — also auf mehr als 3½ Millionen Gulden belaufen haben, woraus hervorgeht, daß die Pyramiden-Arbeiter zum mindesten nicht schlechter bedacht waren, als die modernen Frohnarbeiter des — Khedive Ismaïl Pascha.

Heute kennt man den Zweck der Pyramiden ganz genau. Sie waren nichts Anderes als Gräber. Daß sie so kolossal ausfielen, hatte seinen ganz besonderen Grund, der mit der Idee der monumentalen Gruft selbst eng zusammenhing. Man weiß wohl allgemein, daß die alten Aegypter an keinem Glauben inniger hingen, als an dem von der Unsterblichkeit der Seele. Diese letztere aber fußte auf der Anschauung, daß jeder menschlichen Seele die Möglichkeit geboten war, in ihre alte Hülle dermaleinst wieder zurückkehren zu können, möge dieser Zeitabschnitt noch so groß, die mittlerweile vorgefallenen Wandlungen (in der Existenzform) noch so umständlich und langwierig gewesen sein. — Starb nämlich der Mensch, so glaubten die alten Aegypter nur an einen Heimgang von bestimmter Zeitdauer. Die Seele ging in die Unterwelt ein, wo sie „gewogen" und vom Todtenrichter entweder als „paradiesesfähig" befunden, oder zu gräßlichen Höllenqualen verdammt, oder schließlich dazu verurtheilt wurde, in Thierkörpern eine mehrere Jahrtausende umfassende Erdenexistenz zu fristen. Im letzteren Falle konnte die geläuterte Seele wieder in den

ursprünglichen menschlichen Körper zurückkehren, eine zweite Menschenexistenz durchmachen und nun abermals vor den Unterweltsrichter treten. Dieser Kreislauf konnte sich unter Umständen mehrmals wiederholen und daß die dazwischen liegende Zeit viele, viele Jahrtausende umfassen konnte, liegt auf der Hand.

Diese Unsterblichkeits-Idee gibt uns den Schlüssel zu dem Pyramiden-Räthsel. Da es im eigensten Interesse eines jeden Menschen lag, daß nach seinem Ableben die als entseelter Körper zurückbleibende irdische Hülle wohlerhalten und unversehrt blieb, um sie nach Ablauf



Citadelle in Kairo.

der Prüfungs-Jahrtausende eventuell wieder beziehen zu können, mußte sie möglichst conservirt werden. Die Leichen wurden daher sorgfältig einbalsamirt — „mumificirt" — und das heutige Vorhandensein von zahllosen solchen Mumien, welche in der That den Jahrtausenden zu trotzen wußten, liefert uns den Beweis, daß der Zweck der Einbalsamirung zum mindesten „theoretisch" erfüllt wurde. Manche der erst in unserer Zeit gefundenen Mumien zeigten die körperlichen Formen so wohlerhalten, daß es nur des Lebenshauches bedürfte, um die eingetrockneten und zusammengeschrumpften Formen zu schwellen, den starren Glied-

maßen Bewegung zu geben. Zierliche, vorzüglich erhaltene Hände und Füße, wohlgeformte Gesichtsmasken, unbeschädigte Gewänder, wohlerhaltener Schmuck: Alles drängt nur die eine Zauberformel auf die Lippen: Erwache! — — Sie sind nicht erwacht, die Heimgegangenen des geheimnißvollen Nil-Thales. Ihre Gräber bargen ihre Ideen, und diese sind nicht in Erfüllung gegangen. — Oder waren es lauter Selige, die in den ferneren Regionen des „Alu", des ägyptischen Elysiums, weilen? Keine Geisterstimme antwortet; die Riesengräber im Wüstensande decken selber nur Staub und Verwesung! — — —

Man begreift leicht, daß der Glaube an die Wiedereinkehr der entflohenen Seele in den zurückgebliebenen Körper neben der Einbalsamirung auch zu Maßnahmen Veranlassung gab, durch welche die irdische Hülle von jeder zufälligen oder gewaltsamen Zerstörung geschützt werden konnte. Die mumificirten Leichen einfach in felsgehauene Gräber zu legen, genügte kaum. Wem daher, wie den Mächtigen des Nil-Reiches, die Gelegenheit geboten war, durch monumentale Anlagen die Grabkammer vor äußeren Zerstörungen zu bewahren, nutzte Reichthum oder Herrschermacht aus, um diese Absicht zu verwirklichen. So entstanden jene Riesenbauten, welche man „Pyramiden" nennt, und die einfach Königsgräber sind. Schon die Anlage des ganzen Baues, sowie die schwere Zugänglichkeit des Innern, dann gewiß nicht zuletzt die Thatsache, daß ein in einer solchen Grabkammer vorgefundener Königssarkophag sowohl in der Breite wie in der Länge größere Dimensionen zeigte, als der tunnelartige Zugang, das Alles zeigt klar den Zweck und die Absicht, die beim Bau der Pyramiden maßgebend waren. Nun darf freilich nicht übergangen werden, daß zwar die Riesenbauten selbst der Zeit und der Zerstörungslust der Menschen zu trotzen wußten, nicht aber die tief in den Riesenleibern verborgenen Sarkophage, welche die einbalsamirten Reste der Könige enthielten. Die große Pyramide soll schon zur Zeit des Kalifen Mamun (Anfang des IX. Jahrhunderts) offen gewesen sein. Von der Pyramide des Chafra weiß man, daß Belzoni, der seinerzeit in ihr Inneres eingedrungen war, in der Grabkammer einen mit Schutt gefüllten Sarkophag vorfand. Der Deckel war zertrümmert. Dasselbe wäre hinsichtlich der dritten Pyramide, jener des Menkera, zu

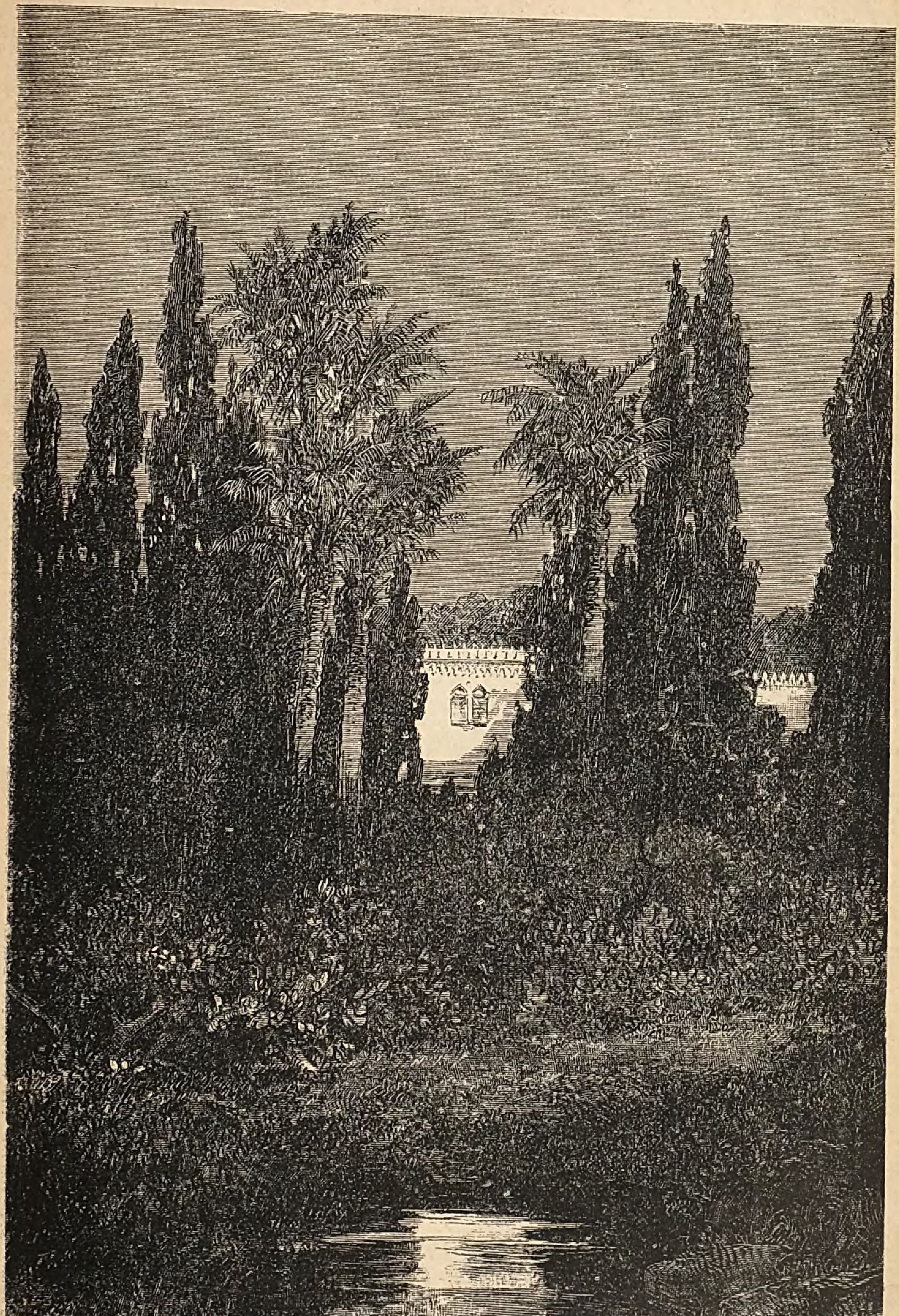
bemerken. Hier fand der Engländer Vyse vollends nur den Sarkophag allein, während der zertrümmerte Deckel und Theile des Holzsarges in einer anderen Kammer lagen. — Wohin die Königsmumien gerathen sind, ist an sich gleichgiltig. Die zu Moder und Staub zerbröckelten erlauchten Leichen hat der Wind verweht, wie ihre einstigen Thaten, ihre Städte und Paläste und ihr ganzes Werk mitsammt der Priesterweisheit und dem vielköpfigen Götterhimmel. Wie sich solche Verschleppungen gestalten, weiß man ja gerade heute, wo die Sucht, die Museen zu füllen, so groß ist, am allerbesten. Das Uebrige besorgt der Zufall. Liegt doch der prächtige Sarkophag aus der Menkera-Pyramide in der Tiefe des Meeres unweit der — spanischen Küste! Dort nämlich ging das Schiff unter, welches die kostbare Antike nach England überführen sollte, und die Fluthen verschlangen Fahrzeug und Fracht. —

Man hat lange nicht begriffen, wie die ägyptischen Machthaber bei Anlage ihrer künftigen Grüfte von der Voraussetzung ausgehen konnten, diese Riesenbauten, welche oft mehrere Decennien zu ihrer Herstellung bedurften, zeitgerecht fertigstellen zu können. In dieser Richtung geben uns die Untersuchungen des Aegyptologen Lepsius bestimmte und unbestreitbare Aufklärung. Seine Untersuchungen von Pyramidenresten lieferten nämlich den Beweis, daß die Riesenbauten keineswegs nach einem ursprünglich festgesetzten Plane — soweit nämlich die Größe in Betracht kam — ausgeführt wurden. Ein jeder solcher Bau entstand nach und nach, und zwar derart, daß die Pyramide an sich nach jedem Bau-Abschnitte fast vollendet war, d. h. nur der äußeren Verkleidung entbehrte. Die großen Pyramiden sind allesammt auf diese Weise entstanden, d. h. es erfolgte zunächst die Anlage des Kernes mit der Grabkammer und die äußere Hülle. Kern und Mantel hatten nach erfolgter erster Anlage begreiflicherweise nur sehr bescheidene Dimensionen; die Pyramide als solche aber war so viel wie vollendet, und würde der Tod den König in dieser ersten Bau-Periode überrascht haben, so hätte die Mumie sofort beigesetzt werden können. Im anderen Falle benützte der Pyramiden-Erbauer die ihm gebotene Zeit, um dem fertigen Bau eine weitere Schichte der Hülle anzusetzen, und so fort nach Maßgabe der Zeit, die ihm von der Vorsehung be-

scheert war. Man begreift sonach leicht, daß das anfangs kleine und bescheidene Mausoleum, bei einer langen Regierungsdauer des Betreffenden, für den es bestimmt war, schließlich jene Dimensionen annahm, welche die Nachwelt in Erstaunen und Bewunderung setzten.

Starb ein König, so ward seine Mumie in die Grabkammer beigesetzt, dieselbe von innen geschlossen. Die Arbeiter entfernten sich durch irgend einen bereitstehenden Schacht, der durch einen Stollen mit der Außenwelt in Verbindung stand. Natürlich wurde auch dieser Zugang bis zur Unkenntlichkeit zugemauert. Die Seitenbelegung der Hülle mit Granitplatten erfolgte von der Spitze gegen die Basis hin, indem man die vorhandenen Aufzieh- und Hebevorrichtungen benützte. Erbaut wurden alle Pyramiden im Westen der Pharaonen-Residenz, d. h. am Rande jener Wüste, in die das Tagesgestirn hinabsank. Als Grabmonumente ward ihre Lage gen Sonnenuntergang schon dadurch motivirt, daß die alten Aegypter das Leben mit dem Gange der Sonne verglichen. Die Morgenseite war also jene des Lebens, die Abendseite des Todes. Von jener kam das Licht, die Hoffnung — — dort drüben breiteten sich die Dämmerungsschatten, versank das laute Leben in die Schauer der nächtlichen Einsamkeit. Thatsächlich liegen alle Pyramiden im Westen der Trümmerstätte von Memphis.

Wir möchten nun noch einige Bemerkungen über die drei Kolossalbauten von Gizeh vorbringen. Die Zeit ihrer Erbauung ist heute fast auf das Jahr festgestellt. Die Pyramide des Chufu (Cheops) datirt aus dem (mittleren) Jahre 3735 v. Ch.; jene des Chafra (Chefrein) aus dem Jahre 3666, jene des Menkera (Mykerinos) endlich aus dem Jahre 3633. Wie man sieht, ist das Napoleonische geflügelte Wort: „Vierzig Jahrhunderte sehen auf euch herab," von der Forschung stark corrigirt worden, denn selbst über den Scheitel der jüngsten Pyramide waren zu Bonaparte's Zeit (1799) 5432 Jahre, über die beiden andern 5465 beziehungsweise 5532 Jahre hinweggegangen. Die genaue Angabe der Zeit der Erbauung wurde in erster Linie durch die Inschriften an den Pyramiden selbst, sowie durch jene in den Gräbern, in deren nächstem Bereiche, ermöglicht. Bei dieser Gelegenheit konnte constatirt werden, daß sowohl die Namen der Könige, sowie andere Daten, welche sie betreffen, im vollsten Einklange mit den auf uns



Fürstlicher Garten in Kairo.

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

überkommenen Fragmenten der Geschichte Aegyptens stehen, welche der ägyptische Oberpriester Manetho für den zweiten Ptolemäer (Euergetes) verfassen mußte.

Wollte man den Versicherungen Herodot's, der die Pyramiden, wie man weiß, aus eigener Anschauung kannte, Glauben schenken, dann kann es an düsteren Reflexionen nicht fehlen. Man hatte sich lange an diese düsteren Schilderungen gehalten und mit dem Pyramidenbau die Vorstellung von tyrannischer Gewaltthätigkeit, Hoffahrt und Bedrückungslust verknüpft. Der Schweiß und die Thränen von Hunderttausenden sollten an diesen wahnsinnigen Unternehmungen kleben; sie waren der sichtbare Ausdruck von uraltem Volkselend, von drückendem Sclavendienst — steingehauene Denkmäler der brutalen Herrschaft Einzelner über Millionen von Menschen, die man in Ketten schmiedete. Dabei laufen verschiedene bezeichnende Anekdoten mit unter, wie beispielsweise die Behauptung, Chufu hätte seine eigene Tochter um enorme Summen preisgegeben, um sein Werk durchführen zu können. Wie unlogisch dies klingt, ergibt sich von selbst; denn ein Machthaber von den Potenzen eines Chufu, der einen Riesenbau sondergleichen zum Himmel aufführen läßt, könnte wohl kaum darüber in Verlegenheit gerathen, woher er die Mittel zu holen habe. — Auch Chafra kommt bei Herodot übel weg, während Menkera, offenbar, weil er das kleinste Mausoleum hatte, als milder und nachsichtiger König gepriesen wird. Was von allen diesen Dingen zu halten ist, ergibt sich zum Theile aus den ägyptischen Ueberliefungen selbst, sowie aus dem Zwecke, der Anlage und den Bauepochen der Kolosse.

Was die Größe derselben anbelangt, so vermag man dieselbe nur durch Ziffern und Vergleiche ganz zu erfassen. Die Cheops-Pyramide nimmt mit ihrer Basis über 51.000 Quadrat-Meter Bodenfläche ein; sie ist 137 Meter hoch, könnte also die ganze Peterskirche in sich aufnehmen. Höhe und Basislinie waren ursprünglich um einige Meter größer, doch repräsentirt das vorhandene Mauerwerk noch immer eine Masse von 2,325.000 Kubikmeter, d. h. man könnte mit dem Materiale eine niedere Mauer um den ganzen Aequator herum herstellen. Zur Fortschaffung dieser Masse müßten 55 der größten Schiffe mehr als 1000 Fahrten machen, d. h. es wäre für einen einmaligen

Transport eine Flotte von 55.000 großen Seefahrzeugen von nöthen. Die Abdachung der Pyramidenfläche ist sehr bedeutend, und zwar so groß, daß die Kugel einer auf der Spitze der Pyramide abgeschossenen Pistole nach vollbrachtem Fluge etwa in halber Höhe auf die Seitenfläche herabfallen würde. Die äußere Bekleidung, welche die Cheops-Pyramide hatte (große Granitplatten), ist im Laufe der Zeit verschleppt worden, so daß jetzt nur große Stufenansätze vorhanden sind. Diese Stufen sind durchschnittlich 1 Meter hoch und an der nordöstlichen Kante am gangbarsten. An den meisten Orten aber sind sie derart zerstört, daß der Aufstieg nur unter großen Beschwerden, stellenweise aber gar nicht bewirkt werden kann. Die Spitze der Cheops-Pyramide ist abgebröckelt, wodurch sich eine kleine Plattform ergibt, von der aus man eine der großartigsten Fernsichten der Welt genießt. — Leider war bei dem kronprinzlichen Besuche der Pyramiden die Zeit zu kurz bemessen, um die übliche Besteigung der Cheops-Pyramide in das Programm einbeziehen zu können. Eine solche Besteigung erfolgt, wie bekannt sein dürfte, durch ausgiebigste Unterstützung zweier oder dreier Führer, welche den zu Führenden von Stufe zu Stufe emporziehen. In zwanzig Minuten ist der Anstieg leicht zu bewirken, einschließlich der unerläßlichen Ruhepause, welche für nicht schwindelfreie Besucher allerdings nicht ohne gruselige Gefühle ausgefüllt wird. —

In das Innere der Pyramiden wurden lange vor unserer Zeit, ja erwiesenermaßen bereits vor einem Jahrtausend Einbrüche gemacht; gleichwohl ist uns die innere Einrichtung der Riesenbauten erst seit dem vorigen Jahrhundert erschlossen, und zwar durch den Pater della Valle. Seine Nachfolger, ganz besonders die Engländer Vyse und Berring, haben schließlich jeden Winkel durchsucht, neue Durchbrüche erzwungen, die innersten Räume in Augenschein genommen, versteckt gewesene Stollen betreten und Inschriften copirt, so daß diese gewaltigen Mausoleen nun ihrer Räthsel entkleidet sind. — Der Eingang in die Cheops-Pyramide ist durch mächtige, dachartig angeordnete Quadern geschützt. Er führt zunächst in einen abwärts geneigten, etwa 80 Schritte langen Gang, der unter der Pyramide im festen Felsboden fortsetzt und endlich in eine, genau in der Verticallinie der

Pyramide liegende, horizontale Kammer — geleitet. Von diesem Gange zweigt unweit des Einganges ein zweiter Stollen ab, und zwar schräg nach aufwärts. Er ist etwa nur halb so lang wie der erstere und findet in der zweiten Hälfte eine hohe, galerieartige Fortsetzung, an die ein kurzer horizontaler Gang schließt, worauf das Hauptgemach (die Königskammer) der Pyramide erreicht ist. Hier hat man einen Sarkophag aus röthlichem Granit gefunden, der, wie schon einmal erwähnt, größere Dimensionen hat, als die Zugangspforte. Ober dem Gemache liegen noch weitere fünf, stockwerkartig aufeinander ruhende, aber nur drei Fuß hohe Kammern, deren oberste dachartig überdeckt ist. Auch diese Kammern, welche offenbar den Zweck hatten, die eigentliche Kammerdecke von dem ungeheuren Drucke zu entlasten, den der obere Theil der Pyramide auf jene ausübte, sind untersucht worden und man hat hiebei eine Inschrift mit dem Namen des Erbauers gefunden.

Wir wollen gleich bemerken, daß neben dem eben beschriebenen Raume noch eine eigene Königinnenkammer vorhanden ist. Um in diese zu gelangen, schlägt man den horizontalen Gang ein, der von dort abgeht, wo der schräg aufwärts führende Zugangsstollen in die große Galerie übergeht, also etwa halbwegs zwischen dem äußeren Eingang und der oberen Kammer. Die Lage dieser Kammer ist sonach, wie man sieht, eine beträchtlich tiefere; sie hat nur 72 Fuß Höhe von der Basis der Pyramide aus und liegt 408 Fuß unter ihrer Spitze. — Im Allgemeinen ist der Besuch des Inneren der Mausoleen — nichts weniger denn verlockend und nicht Jedermanns Sache. Man hat über Steinplatten zu balanciren, die in Folge der Feuchtigkeit glitschig sind, man muß durch finstere Gänge, in denen zahllose Fledermäuse flattern und dumpfer Modergeruch den Athem beklemmt, vorwärts tappen, häufig klettern oder vollends kriechen.

Unsere Reisenden nahmen großes Interesse an allen Details dieser Wunderwerke. Es waren aber nicht diese allein, welche Einem die Täuschung vorgaukelten, als wäre man der Gegenwart entrückt und wandle der Fuß über einem Boden, der noch immer von jenen Heroen einer sechsthalbtausendjährigen Vergangenheit betreten werde. Am Fuße der Pyramiden befinden sich nämlich zahlreiche Gräber. Sie beherbergen,

oder beherbergten die Getreuen jener Könige, deren Mausoleen sich zum Himmel erhoben. Viele der Grüfte sind wohlerhalten, und es war gerade hier, wo man an den Innenwänden Bilder und Inschriften vorfand, die einen unfehlbaren Rückschluß auf das Leben und Treiben der alten Aegypter gestatteten.

Die größte Merkwürdigkeit in der Umgebung der Pyramiden ist die weltbekannte große Sphinx. Sie ist älter als die Cheops-Pyramide und sonach das älteste unter allen noch immer aufrechtstehenden Menschenwerken der Welt. — Ihre Dimensionen sind in der That kolossal. Der Leib ist 150 Fuß lang und aus dem natürlichen Felsen jenes Plateaus gehauen, auf welchem er sich nun erhebt. Die Höhe vom Ansatz des einen ruhenden Löwen darstellenden Leibes bis zum Scheitel mißt 63 Fuß; der Umfang des Kopfes wird mit 80 Fuß, die Breite des Gesichtes mit 13, die Länge des Ohres mit $3\frac{1}{2}$, die der (verstümmelten) Nase mit fast 4 Fuß angegeben. Das Antlitz schaut gegen Osten, denn die (richtiger der) Sphinx war ein Symbol des Horus, des Sonnen- und Lichtgottes, und genoß göttliche Verehrung. Der ganze Koloß steckt tief im Sande und macht einen unheimlichen Eindruck. Die Araber nennen ihn den „Vater des Schreckens" und meinen: „Wer ihm einmal ins Antlitz geschaut hat, vergißt ihn sein Lebtag nicht." Die Verstümmelung des Kopfes, welche stellenweise sehr bedeutend ist (die Nase fehlt beispielsweise ganz), erhöht nur noch das Abschreckende an diesem gewaltigen Steinbilde.

Nachdem die hohen Reisenden geraume Zeit diesem Eindrucke sich hingaben, besichtigten sie den merkwürdigen Granittempel, welchen der erst kürzlich verstorbene, äußerst verdienstvolle Aegyptologe Mariette-Pascha aufgefunden hatte und ausgraben ließ. Der Fund war, wie man sogleich sehen wird, ein sehr bedeutender. Die Wände des Tempels bestehen aus blaßrothem, feinkörnigem Granit, der blank polirt ist und sich wie Marmor ausnimmt. Die Blöcke sind wahrhaft kolossal: durchschnittlich 14 Fuß lang und 5 Fuß hoch; der Boden ist mit Alabasterplatten bedeckt und in den daranstoßenden Seitengängen sind auch die Wände mit solchen Alabasterplatten getäfelt. Das Ganze bildet eine Halle von sechs Granitpfeilern (Monolithe)

und auch zwei der Seitengänge zeigen ähnliche Anlage. Nur der dritte Seiteneingang ist pfeilerlos und hier fand Mariette mehrere Chefren-Statuen, darunter eine, welche wunderbar erhalten war und jetzt dem ägytischen Museum zur Zierde gereicht.

*
* *

Die Sonne stand bereits tief, als unsere Reisenden den Rückweg nach Kairo antraten. Das landschaftliche Bild war diesmal viel zauberischer, berückender, als mehrere Stunden vorher. Die gedämpfte Strahlengluth gestattete deren hellen Localfarben zur Geltung zu kommen und so war Alles: Rohrfeld und Kleewiese, Trümmerschutt und Palmenhain und nicht zuletzt das hundertthürmige Kairo in ein förmliches Farbensprit getaucht. Ueber die Nilufer legten sich bereits blaugraue Schatten und der Strom selbst zog still und lichtverklärt unter den Augen der Reisenden vorüber, als sie die große Nilbrücke passirten. Vieles Volk stand umher und begrüßte sympathisch die vom Gräberbesuche Heimkehrenden. Die Kuppeln erglühten im schwülen Dämmerungspurpur und fahler Lichtschein brach durch's Kronendickicht der Nil-Akazien, die längs der eingeschlagenen Route schatten.

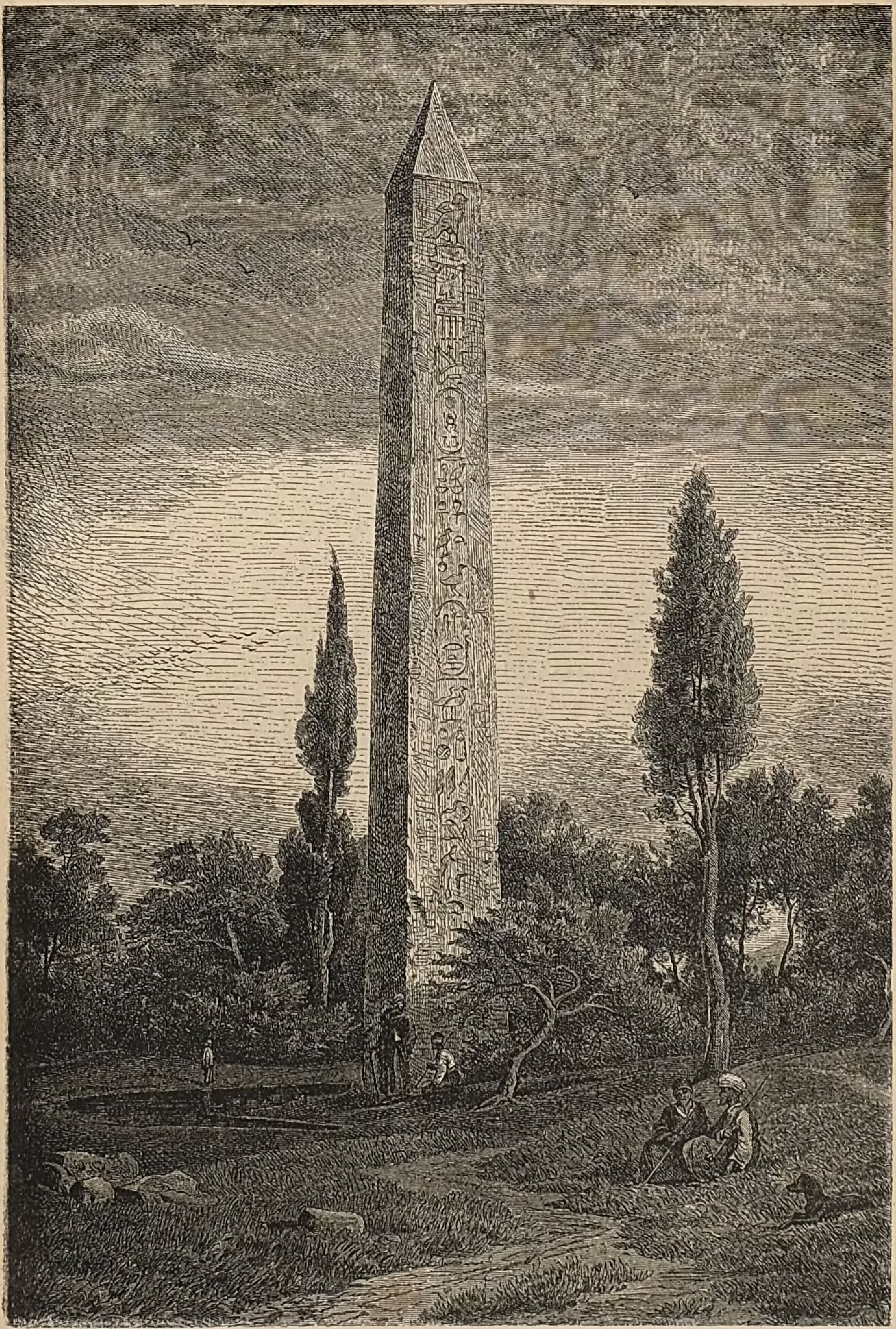
In Kassr-en-Nusha zurückgekehrt, ward den Reisenden nur kurze Rast gewährt. Ein Programmpunkt drängte nämlich den anderen und für den laufenden Abend gab's noch zwei der wichtigsten zu erledigen: Das Gala-Diner in der vice-königlichen Residenz und der Besuch des arabischen Nachtfestes auf dem Esbekiye-Platze. — Die vice-königliche Residenz — Schloß Abdihn — erhebt sich zur Seite des gleichnamigen großen Platzes im sogenannten Frankenviertel, etwa halbwegs zwischen der Nilbrücke und dem Großen Stadtcanal. Es macht trotz seiner imposanten Ausdehnung keinen günstigen Eindruck und ist überhaupt unter allen vice-königlichen Palais das unschönste. Anders natürlich verhält es sich mit den inneren Räumlichkeiten, welche der Verschwender Ismaïl Pascha mit unerhörter Pracht und fabelhaftem Luxus ausstatten und einrichten hatte lassen. Leider trägt in diesen blendenden und reichen Gemächern nichts den Stempel des Orients. Alles was man sieht: die Möbeln, Geräthe, Kronleuchter, Candelaber, Pendulen, Gobelins, Etagèren — ist aus Paris bezogen. Höchstens

daß die Vorhänge, Portièren und Teppiche orientalische Erzeugnisse sind, aber auch sie beileibe nicht sammt und sonders.

Während des Diners, an welchem sechzig Personen theilnahmen, zeigten die Erzherzoge, trotz der bedeutenden Strapazen, die sie seit frühem Morgen zu ertragen hatten, noch keine Ermüdung, und war namentlich der Kronprinz außergewöhnlich aufgeweckt. Das Gesehene hatte nicht verfehlt, tiefen und nachhaltigen Eindruck auf den empfänglichen jungen Mann zu machen. Er kam mit seinem liebenswürdigen Gastfreunde auf das Treiben in der Muski, auf das unbeschreibliche Bild der Stadt, wie er es von der Citadellen-Plattform genossen, dann auf die Fahrt nach den Pyramiden und schließlich auf diese selbst zu sprechen. Der Vice-König ergänzte vielfach die Wahrnehmungen des Kronprinzen durch Mittheilungen intimer Natur. Sehr viel versprach sich dieser von dem zu erwartenden farbenprächtigen Nachtbilde auf der Esbekiye.

Nach Schluß des Diners begaben sich die Erzherzoge, begleitet von dem Khedive dahin. Der Esbekiye-Platz liegt im Centrum des Verkehrs und war vordem ein mit Bäumen bestandener Platz, auf dem sich das alte, unverfälschte kairensische Volksleben abzuspielen pflegte, namentlich an großen Festtagen. Die Neu-Anlage besteht aus einem, von einer eisernen Stakette umschlossenen Garten, den der Pariser Gärtner Barillet vor sieben Jahren angelegt hatte. Man findet hier die seltensten Bäume und Sträucher, einen künstlichen Felsen mit Bellevuen, ein Restaurant, ein Kaffeehaus, einen Musik-Pavillon, ein Sommertheater u. s. w. In der Mitte des Gartens schimmert ein Teichspiegel, in welchem sich die Flammen und Lichter der Umgebung spiegeln.

Die Arrangeure des Nachtfestes hatten 22 Buden und Zelte errichten lassen, von denen eines für den Vice-König und seine hohen Gäste mit Gefolge, zwei für die Eingeladenen bestimmt waren. In den übrigen 19 Buden und Zelten fand sich Alles vereinigt, was immer zu öffentlichen Vergnügungen und Lustbarkeiten nach arabischem Geschmacke erforderlich erscheinen kann. In einem Zelte producirten sich arabische Sängerinnen, in einem zweiten Schauspieler und Possenreißer, in einem dritten Tänzerinnen und Tänzer. Daneben hatten



Heliopolis.



Im Garten des Museums zu Bulak.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische Staatsbibliothek München

sich arabische Rhapsoden und Märchen-Erzähler eingefunden, deren Geschichten Jedermann auswendig kennt, die aber immerwährende Zugkraft behalten. Was sie heute zu erzählen hatten, wissen wir nicht; ihre Aufmerksamkeit war jedenfalls getheilt und an haarsträubendem Gedränge, dessen Gebrause die Stimmen der Erzähler verschlang, gebrach's gerade auch nicht. Lärmender geht's in einer andern, etwas abseits liegenden Bude zu. Dort hat sich die richtige „Künstlerwelt" für das liebe Volk eingefunden: der Gaukler und Feuerfresser, der Schlangenbändiger, der Waffen-Akrobat, welcher mit Yatagans, deren Spitze er an die Brust setzt, gewagte Luftsprünge macht, u. dgl. m. Da finden wir auch alte Bekannte aus der Muski und dem Bazarquartier: Händler aller Art, welche große Noth haben, ihre Süßigkeiten und Erfrischungen aus der brandenden Menschenfluth zu retten.

Das Volk war voller Erwartung. Es hatte ähnliche Lichterpracht nie früher gesehen und glaubte an Wunder. Ehrlich gestanden, ließ das Arrangement Vieles zu wünschen übrig. Jedenfalls hatten die Veranstalter des Festes übersehen, daß man es hier nicht mit einem, an Tact und Zurückhaltung gewöhnten, abendländischen Volke, sondern mit einem morgenländischen, und noch dazu mit einem solchen der zerstreuungsbedürftigsten Art zu thun hatte. Das Comité hatte etwa 1600 Einladungskarten ausgetheilt und Maßregeln getroffen, um die unzähligen, nicht mit solchen Legitimationen versehenen Neugierigen vom Festplatze abzuhalten. Dieß erwies sich jedoch als undurchführbar. Ueberdies hatte man dem Comité nicht den ganzen Garten, sondern nur einen Theil zur Verfügung gestellt und die Grenzlinie durch eine — Schnur und fünf Wachsoldaten markirt! Natürlich war diese subtile Scheidelinie für die nachdrängenden Massen keine chinesische Mauer, und so begreift man, daß der Strom, welcher schließlich den Festplatz ausfüllte, nicht 1600, sondern 10.000 Köpfe zählte. Nur mit äußerster Kraftanstrengung gelang es, für die hohen Gäste eine Bahn bis zum großen Zelte freizumachen. Von hier aus wollten die Erzherzoge einen Gang über den Festplatz selbst machen, doch ging dies begreiflicherweise nicht so leicht ab. Kronprinz Rudolf durchschritt am Arme des Khedive zunächst die dichten, laut jubelnden Gruppen bis zum Zelte der Sängerinnen. Der Genuß war kurz und bescheiden. Zu anderen

Buden konnte gar keine Gasse, trotz Festordner und Polizisten, gebahnt werden. Man mußte daher von einem weiteren Rundgange absehen, obwohl die hohen Gäste an dem überaus bunten Treiben Gefallen fanden. Besonders märchenhaft war das „arabische Nachtfest" freilich nicht, und wer nach ihm einen Rückschluß auf jene feenhaften Bilder zu machen gewillt war, welche unsere Phantasie von jenem alten und älteren arabischen Nachtleben nährt, der hat sich hier gewiß eine arge Enttäuschung geholt.

Einigen Glanz brachte das Feuerwerk — auf dem bekannten tiefdunklen, ägyptischen Nachthimmel von geradezu berauschender Wirkung. Die Leuchtgarben warfen ihre Strahlenbündel wie glühendes Regenbogenlicht über die geisterfahlen Gebäude. Ueber Palmenwipfel glitt ein Funkenregen und Purpursonnen verglühten in schwarzblauer Ferne, oder es floß magischer Schimmer wie mildes Mondlicht in die lauschigen Dickichte herab, wo die farbigen Lampions bescheiden glimmten. Und dazwischen brausten die Jubelrufe der Menge im mächtigen Choral, immer schwächer in die Ferne getragen, wie mit Geisterechos verhallend. — Es war Mitternacht, als die Wogen verliefen und die stillen, großen Sterne auf den verödeten und verfinsterten Gartenplatz herabflimmerten. — —

Aus dem Mitgetheilten wird der Leser entnehmen, daß der erste Tag des Kairenser Aufenthaltes unserer Reisenden von den reichhaltigsten Eindrücken war. Die gewonnenen Detailbilder mit ihrer unvergleichlich mannigfachen Abwechslung waren bestens geeignet, um ein farbiges Totalgemälde von den Herrlichkeiten der Nil-Metropole zu gewinnen. Freilich bildete das Gesehene und Erlebte — die Pyramiden ausgenommen — nur ein Mosaik des modernen Lebens, mit zeitweiligen Anklängen an die näherliegende Vergangenheit, die über die Herrschaft des Islam nirgends hinausreichte. Die klassische Vor- und Urgeschichte Aegyptens sollte den hohen Reisenden durch eine andere Excursion vermittelt werden.

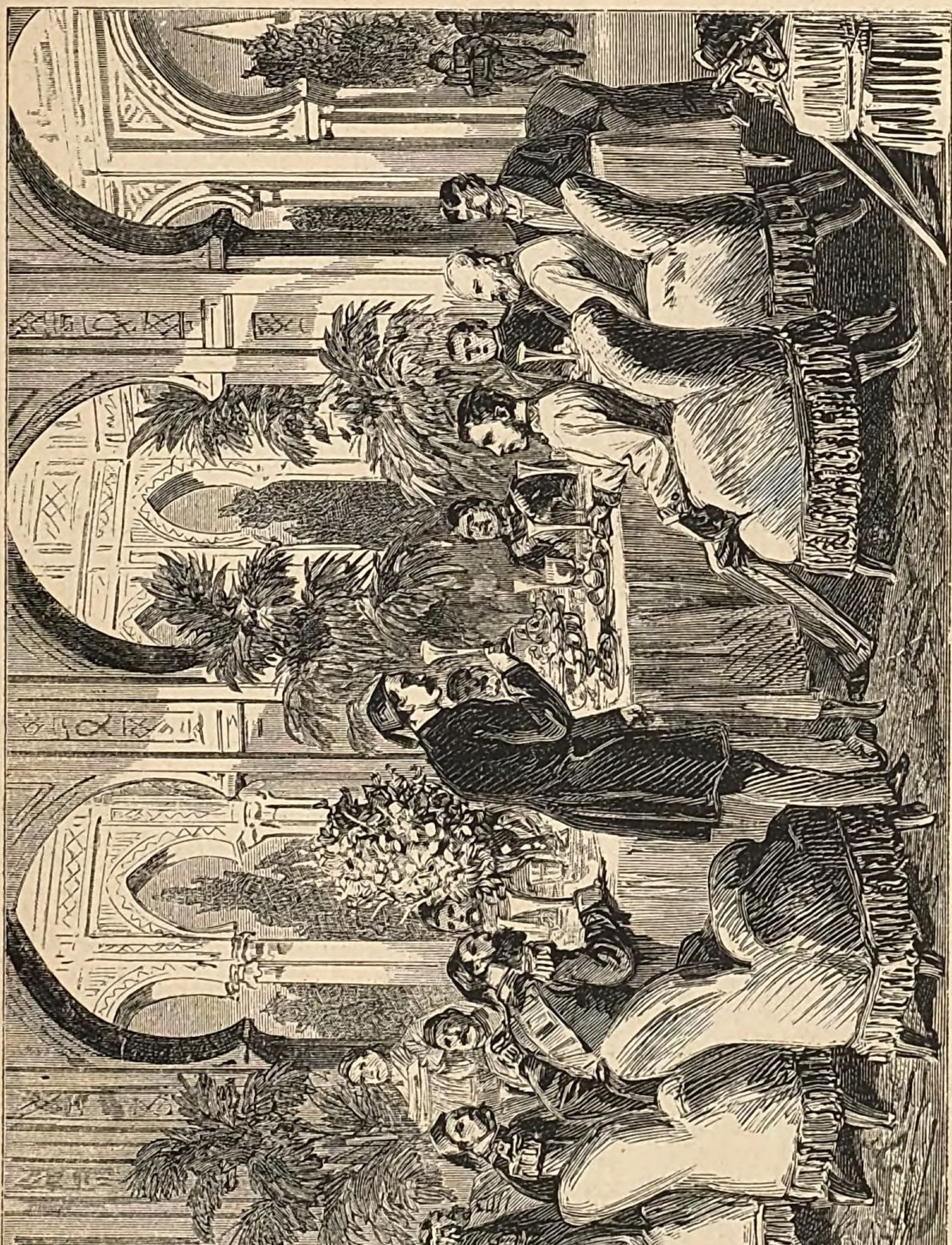
Am Montag, den 21. Februar, besuchten die Erzherzoge das hochberühmte, durch die Thätigkeit der beiden Brüder Emil und Heinrich Brugsch zur Weltberühmtheit gelangte altägyptische Museum zu Bulak. .... Der Ausflug fand in den ersten Morgenstunden statt.

Von Kassr-en-Nusha ging es die Schubra-Allee entlang bis in die Nähe des Alexandriner Bahnhofes und von hier entlang des großen Ismailiye-Canals bis zur Brücke Abi Lele, wo die Fahrstraße in die „Route de Boulak“ einmündet. Diese durchschneidet die hübschen, sonnebeleuchteten Gärten, welche den ganzen Raum zwischen dem Nil und dem genannten Canal ausfüllen. Auf dem Wege nach Bulak wurde diesmal Kairo gar nicht berührt, so daß die Reisenden, fern vom Getriebe der modernen Pharaonen-Residenz den unvergleichlichen Zauber genießen konnten, der in den ersten Morgenstunden in der Regel über die Gartenlandschaften des Nils webt, märchenhaft verklärt durch den Wechsel von saftigem Grün und klarem Himmelsblau, graugelbem Dunst im fernen Hintergrunde und milden Lichtreflexen am Saume des unermeßlichen Häusermeeres von Kairo.

Der Ort, wo sich das Museum befindet — Bulak — liegt hart am Nil, und zwar an dem östlichen der beiden Arme, welche die Insel, die gleichfalls den Namen „Bulak“ trägt, umfluthen. Es ist ein Dorf, in erster Linie dadurch von Bedeutung, daß es der Hafen von Kairo ist. Hier, an dem sonst wenig malerischen Gestade, wimmelt es von Dahabijen, jenen bekannten, und vordem fast ausschließlich zu einer Nilreise benützten Flußbooten mit großen lateinischen Segeln und überhöhter Deckkabine. Es ist ein wahrer Wald von Masten, der sich im Bulaker Hafen zusammendrängt. Ober-Aegypten, Nubien und der Sudan senden ihre Produkte hieher, Kaufleute aus dem Bereiche des östlichen Mittelmeers drängen sich zwischen die einheimischen Händler; Verfrachter schließen ihre Geschäfte. Kameelkarawanen kommen und gehen und zahlreiches anderes Volk: Eselmiether, Diener, Lastträger, Zwischenhändler u. s. w. vermehren die originellen Typen, welche dem Bulaker Hafenbilde ein so charakteristisches Gepräge geben.

Das Museum liegt hart am Nil. Es führt officiell den Titel „Musée d'antiquités égyptiennes“ und enthält eine der unvergleichlichsten Antikensammlungen der Welt. Wer seine Räume durchwandert, macht einen Geschichtscursus durch, der instructiver und interessanter gar nicht gedacht werden kann. Den Schauplatz freilich, dem die meisten Objecte der kostbaren Sammlung entnommen sind, kann man, zur Vervollständigung der Eindrücke nicht entbehren, und so erscheint die Nil-

reise ebenso unentbehrlich, um für die Bulaker Sammlungen das nöthige Verständniß zu erlangen, wie umgekehrt, ein erster Besuch des Museums



Diner im Abdihn-Schlosse.

die beste Vorbereitung zu dem unvergleichlichen Genusse ist, den die Nilfahrt bis zum ersten Katarakt bietet. Das Museum ist die Schatz=

kammer, das Nilthal die geheimnißvolle Welt, dem die Schätze entnommen sind. Dort ist es eigentlich ein archäologischer, hier ein rein historischer Cursus, den der Reisende durchmacht. Beide zusammen geben diesem den Schlüssel in die Hand, mit dem er den Wunderschrein öffnet, den man „Alt-Aegypten" nennt.

Das Gebäude, in welchem die Antiken untergebracht sind, ist nicht sonderlich imposant, im Innern beschränkt, die Wasserfront den Nil-Ueberschwemmungen ausgesetzt. Bei der Eintrittshalle, wo tropische Gewächse über den im Freien stehenden Alterthümern schatten, fallen zwei gewaltige Sphinxe auf. Sie figuriren als Wächter vor dem Heiligthum. Nur einer der beiden Kolosse — aus wunderbarem Rosengranit — ist echt; der Zwillingsbruder ist ein Gypsabguß des ersteren. An die beiden Sphinxe schließen drei gewaltige Sarkophage aus späterer (ptolomäischer Zeit). Die Reisenden nahmen flüchtig Gelegenheit, die feinen Gravuren, welche sich auf den Todtencultus beziehen, zu bewundern. In der Ecke, wo die Sarkophage stehen, spielten glühende Sonnenstrahlen und sie sponnen sich auch hinüber auf die granitene Kolossalstatue des Königs Ramses II., mit der bekannten Perrücke und der geflügelten Sonnenscheibe.

Der erste Schritt in den Antiken-Tempel, wo in kühlen Räumen die Herrlichkeiten mehrerer Jahrtausende aufgespeichert liegen, geschieht vom Garten aus in eine kleine Vorhalle, mit Särgen und Stelen (Inschrifttafeln), letztere rings an den Wänden auf entsprechend hohen Etageren. Ein frischer Luftzug streicht über die grauen Granite und grünen Basalte, als wollte er den einst auf heißem Nilboden Entschlummerten Kühlung zuwehen. Seltsame Hieroglyphen-Charaktere schauen von den Stelen auf den Besucher herab. Ein Hatorkopf blickt von seinem Pfeiler in das Halbdunkel, das zu ihm, der aus dem sonnigen Abydos stammt, in greifbarem Contraste steht. . . . Der nächste Raum ist die „große Vorhalle", mit vier Pfeilern, die von Steinsärgen umstellt sind. Auch hier gibt es zahlreiche Inschrift-Tafeln. Der erste Blick aber fällt auf die, der Eintrittspforte gegenüberliegende Königsstatue Ramses II., die man aus dem Schlammboden von Tanis hervorgeholt hat. Ihre Nachbarn sind zwei prächtige Sphinxe, welche die Porträts des Königs Totmes III. zeigen. Daran schließen andere

Sphinxe, Grabpfeiler und die früher erwähnten Särge, darunter ein prächtiger Serpentinsarg, der einst die sterblichen Reste der Mutter des Tachos enthielt.

Wir treten nun in den kleinen, links von der großen Vorhalle gelegenen Saal. Er ist hochinteressant wegen der merkwürdigen Hyksosstatuen, die hier zu sehen sind. Die Hyksos („Hirtenkönige") haben einige Jahrhunderte abwärts und aufwärts vom Jahr 2000 eine verhaßte Fremdherrschaft über Aegypten aufrecht erhalten. Schon Jahrtausende lang hatte das ägyptische Pharaonenreich, das Reich der Pyramidenkönige, bestanden, als „ein Volk unedler Race" (wie die Auszüge aus dem ägyptischen Geschichtsschreiber Manetho besagen), von Osten kommend, das Land überfiel, die Städte verbrannte, die Tempel niederriß. An einer östlichen Nil-Mündung baute Salathis, ihr erster König, eine feste Stadt mit Namen Awaris und versammelte dort ein gewaltiges, kriegsgeübtes Heer, um nach vor- und rückwärts, nach dem Nilthal sowohl, wie nach Asien, Achtung zu gebieten. Dieses Awaris war die Stadt, die bei den Griechen Tanis, in der Bibel Zoan hieß. . . In der That wurden die im Museum sich befindenden Hyksosstatuen auf der Stätte dieses Tanis gefunden. Auch eine merkwürdige Doppelstatue aus Granit — zwei sitzende Gestalten, mächtige Perrücken auf den Häuptern, langen Kinnbärten, und Wasservögel, Fische und Lotospflanzen in den auf den Knieen liegenden Händen — stammt aus Tanis. . . .

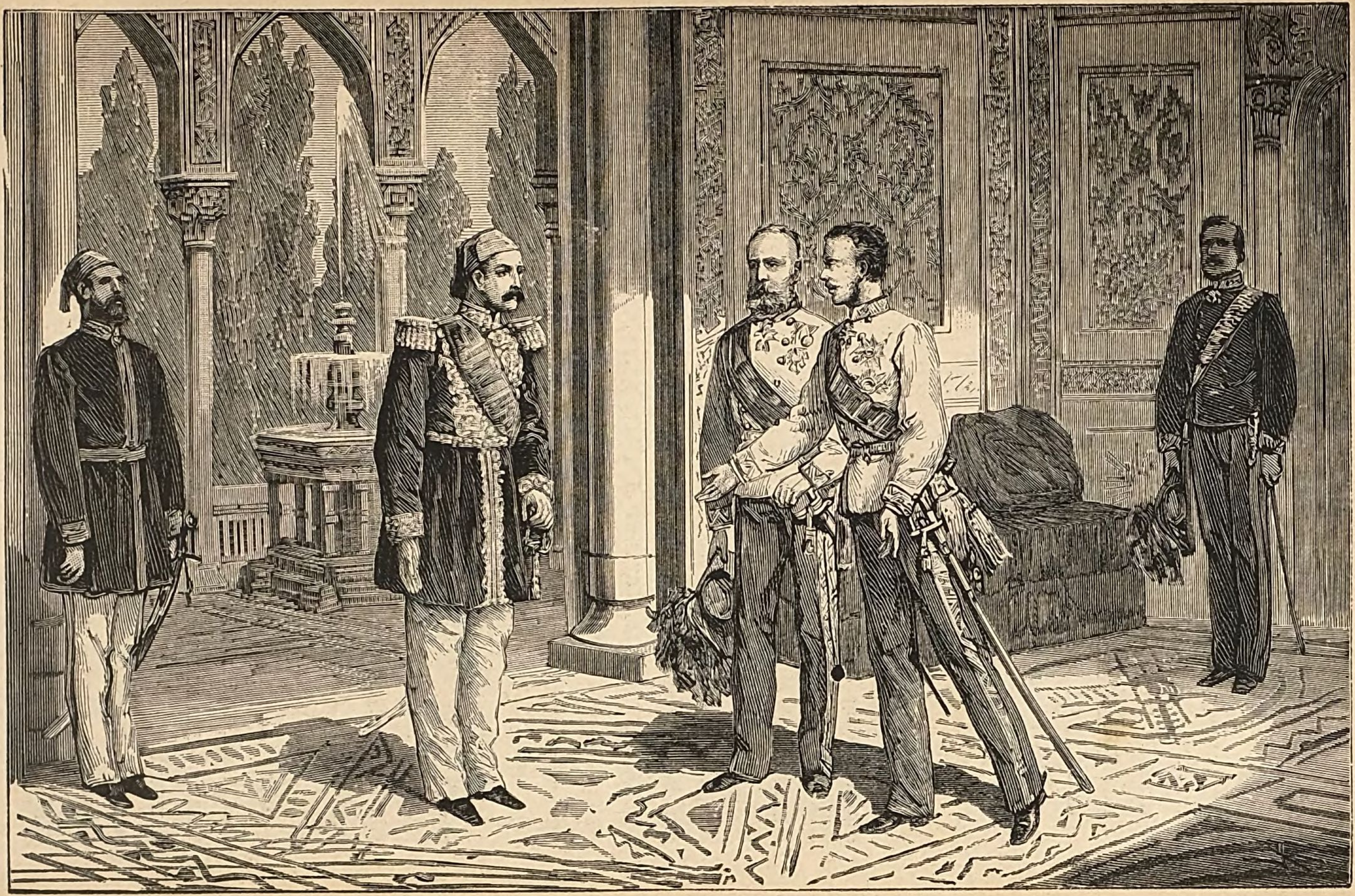
Dieses Tanis lag an einem östlichen Nilarm, unweit von dessen Mündung in die große, nur durch Dünenstreifen vom Meere getrennte Lagune. — Dort, wo die volle Herrlichkeit des ägyptischen Fruchtbodens begann. . . . Es heißt von der Jordanebene, sie sei vor Sodoms Untergang ein Garten Gottes gewesen, oder „wie das Land Aegypten, wenn man es bei Zoan (Tanis) betritt." . . . Also gab es auch damals schon die erquickliche Lebensluft, wie sie über der hartgebackenen unverfälschten Wüste oder über den blühenden Repsfeldern weht, und dieses wunderbar heitere Licht, das von Luft und Wasser und Palmwipfeln, wie es scheint, mit demselben Entzücken getrunken wird, wie von der Menschenseele. Aegyptisch hieß die Stadt „Ha-Uar" (Awaris). So steht der Name in einem historischen Papyrus des britischen Museums

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

(Pap. Sallier I.) und auf den Denkmalresten von Tanis. Aber nicht erst seit Salathis, sondern schon vor der Hyksoszeit war dort die pharaonische Residenz, wie die neuerdings aufgedeckten Statuen und eine Sphinx mit dem Königsnamen der XII. und XIII. nationalägyptischen Dynastie (unmittelbar vor den Hyksos) darthun. Die Hyksos haben ihre eigenen Namen neben jene älteren Namen gesetzt; umgekehrt haben spätere nationalägyptische Könige auf Hyksos-Monumenten ihre Namen gesetzt und die alten ausmeißeln lassen. In dem Museums-Saale, auf dessen Bildwerke diese Zeilen Bezug haben, befindet sich ein Königsschild des Königs Psusennes, worauf ein nun ausgemeißelter Name stand, und zwar höchst wahrscheinlich der des Hyksos-Königs Aphobis, an dessen Hof nach der gewöhnlichen Annahme der biblische Joseph lebte.

Unter den in Tanis gefundenen Denkmälern sind noch ganz besonders die Sphinxe, von denen eine dem Eingange des obigen Saales gegenübersteht, bemerkenswerth. Sie sind Löwensphinxe, d. h. Darstellungen des weltüberwachenden Sonnengottes oder eines Königs, den man nach gewohntestem ägyptischen Ausdruck in den Sonnengott erhebt. Nur ist bei diesen Hyksos-Sphinxen die Löwenbildung auch über den ganzen Kopf ausgedehnt. Sie haben Löwenohren und den Kranz eines Löwenbartes um das menschliche Antlitz, welch' letzteres, weit entfernt von ägyptischer Art, unverkennbar semitische Züge bietet. Auf den Schultern einer solchen Sphinx hat man den halbverstümmelten Namen Apapi entdeckt. Dieser Apapi (Apophis der Königslisten) dürfte es sein, unter dessen Regierung die Hebräer nach Aegypten kamen, denn dieser Apophis war gleichzeitig mit dem in Ober-Aegypten regierenden und ihm selber noch tributpflichtigen unmittelbaren Vorgänger Amasis I. Amasis I. machte dem Hyksos-Reiche ein Ende, nahm Awaris ein, stellt also jenen neuen König vor, jene neue Dynastie, die nichts von Joseph wußte.

Ein Königsschild — neben dem des Psusennes — gehört dem Menephtah, dem schwachen Nachfolger Ramses II. Unter jenem Menephtah fand der Aufstand und der Auszug der Hebräer aus Aegypten statt. Rechts von dem Eingange in den Saal befindet sich die berühmte Siegesstele Totmes III. aus schwarzem Granit. Die Siege, um



Staatsvisite

welche es sich hier handelt, sind jene, welche Totmes in den empörten syrischen Provinzen und in Mesopotamien erfocht. Ein Theil des Textes wurde durch den Apostaten Amenophis IV. (Amenhotep) verstümmelt, später jedoch durch einen anderen König (wahrscheinlich Ramses II.) restaurirt. . . . Neben dieser Stele trifft man in diesem Saale noch andere: so die bekannte Stele des „Hianchi", einem äthiopischen Könige aus der XXV. Dynastie; sie ist gleichfalls eine Siegesstele und behandelt die Feldzüge des genannten Königs in Aegypten. Eine andere Stele aus schwarzem Granit stammt aus der Ptolomäerzeit, mehrere andere sind aus Aethiopien u. s. w.

Wir treten nun in den Saal, rechts von der großen Vorhalle. Dem Eingange gegenüber gewahren wir zunächst die Büste des äthiopischen König Taharka und daneben das schwarze Steinbild eines anderen Königs. Jener Taharka war es, der nach Abzug des Assyrierkönigs Assurbanipal aus Aegypten sich mit den übrigen Deltafürsten empörte und Memphis eroberte. . . . Auch sonst gibt es in diesem Gemache reichliche Erinnerungen aus bewegten Tagen: ein Basrelief, eine Scene aus den Kriegen der Königin Hatasu darstellend; Stelen mit historisch wichtigen Inschriften, darunter das berühmte „Decret von Kanopus", welches zum Schlüssel für die Hieroglyphen-Entzifferung ward. Das Denkmal enthält nämlich ein unter Ptolemeus III. Euergetes I. erlassenes Decret der Priesterschaft von Tanis, und zwar in drei Sprachen: hieroglyphisch, griechisch und demotisch. Auf Grund dieses dreisprachigen Textes konnte die Bedeutung der hieroglyphischen Zeichen leicht festgesetzt und auf andere Inschriften dieser Art angewendet werden, wodurch von Fall zu Fall der Vorrath an Hieroglyphen, wie es in der Natur der Sache liegt, reichliche Vermehrung fand. . .

Eine Sammlung von ganz eigenem Interesse befindet sich im nächsten Raume, dem sogenannten „Salle du Centre." . . . Hier sieht man in Schränken und Glaskasten die mannigfachsten Dinge aus Bronce, Stein, Porcellan, Terracotta und Glas. Ein Schrank enthält unzählige Scarabäen, dann Statuetten und Gefäße, welche sämmtlich die Namen von altägyptischen Herrschern tragen und dadurch von hohem wissenschaftlichen Werthe sind. Andernorts gibt es broncene Götterfiguren, ungemein sorgfältig ausgeführt, dann Osirisstatuetten, Steinfiguren,

eine herrliche Alabasterstatue einer Königin, die sich seltsam von einem, hinter ihr an der Wand angebrachten Papyrus abhebt. Besonders reichhaltig ist die Collection von „Kanopen“, jenen Alabasterkrügen, welche dazu bestimmt waren, die Eingeweide der mumificirten Leichen aufzunehmen. Auch Mumien-Kartonnagen und einbalsamirte Thiere sind hier zu sehen. Nachhaltiges Interesse erwecken übrigens auch die zahlreichen Schmuckgegenstände in einem besonderen Glaskasten. Die Perle unter den aus den verschiedensten Epochen stammenden Gegenständen ist die Sammlung von Gegenständen, welche an der Mumie die Königin Ah-hotep gefunden wurden.

Eine andere Welt wieder — in ihrer Art so reichhaltig wie alle bisher berührten Sammlungen — erschließt uns der rechts vom Central-Saal sich öffnende Raum. Hier gibt es Gewichte, Amulette, Ringe, Spiegel, Meißel und andere Handwerkzeuge. Daneben Waffen, dann Einrichtungs- und andere Gebrauchsgegenstände, wie: Stühle, Körbe, Kämme, Gewebe und selbst Früchte. Auffällig unter Allem ist der vergoldete Deckel des Sarges der Königin Ah-hotep, der unter Glas liegt. Auch andere Särge und Mumien mit ihren Kartonnagen sind hier zu sehen. Tritt man ganz in den Hintergrund des Saales, wo ein seitlicher Eingang ist, so muß die Phantasie einen gewaltigen Sprung aus der ägyptischen Urzeit in die gräco-romanische Culturepoche machen. Es sind nämlich hauptsächlich Alterthümer aus dieser Zeit, darunter ein vollendet schöner, den Nilgott darstellender Marmorkopf, die Marmorstatue einer Römerin, die Büste eines römischen Imperators und dazwischen Mumien aus späterer Zeit.

Wer alle diese Dinge im Kopfe behalten kann, mag sich eines guten Gedächtnisses rühmen. Das Interesse an den Dingen bleibt aber vom Anfange bis zum Ende zu lebendig, um zu erlahmen. Der unbeschreibliche Zauber, der all' diese seltenen Funde verklärt, wurde auch unseren Reisenden im hohen Grade fühlbar. Zwei Stunden in solcher Umgebung verbracht, macht den gleichgiltigsten Menschen im Handumdrehen zum Archäologen, zum Historiker. Wenigstens der Trieb zu solchen Forschungen erwacht mächtig in der Seele des Besuchers, der unvorbereitet vor die Geheimnisse tritt, die in den Räumen des Bulaker Museums weben. . . . Der größte Genuß sollte indeß erst kommen,

denn die Hauptschätze harrten noch ihrer Besichtigung. Sie sind in dem Saale aufgespeichert, der an den Central-Saal linker Hand stößt. Dort gibt es Denkmäler, deren Alter selbst über jenes der Pyramiden hinaufreicht. Dieß gilt in erster Linie von dem sogenannten „Stein des Cheops", einer Inschriften- und Figurenplatte, deren Text beweist, daß die große Sphinx älter ist, als die große Pyramide... Schreitet man vorwärts, so stößt man zunächst auf drei riesige Sarkophage, deren Alter in die Zeit der Pyramidenerbaue hinaufreicht. An diese erinnert auch eine Statue des Chefren, die man in Gizeh gefunden hat. Es ist eine interessante sitzende Figur von ehrwürdigem Aussehen. Der Staub von Jahrtausenden ist aus den gemeißelten Zügen gewichen und das Antlitz blickt, wie ein visionäres Bild, aus längstvergangenen Zeiten in unsere moderne Welt herein. Auch andere Statuen, so jene des Prinzen Rahotep, der Prinzessin Nefert, fallen auf. Merkwürdiger aber als alle ist eine Holzstatue mit Augen aus Quarz. Sie führt den Namen „Scheich-el-Beled" (Dorfschulze) und wurde zu Sakkara gefunden.... Zieht man noch andere Objecte der Sammlung, zumal die merkwürdigen Holztäfelungen, die Opfertische und mehrere Grabstelen in Betracht, so wird man unschwer inne, daß man sich hier in Gesellschaft der ältesten Denkmäler befindet, welche die Menschengeschichte kennt. Mit einem Schlage fühlt sich der sinnende Gedanke in das graueste, von Mythennebeln umwallte Alterthum versetzt, von den Gestalten eines Mena, Teta, Uenephes und Butau. Wir gedenken des Gesetzgebers Kakeu der II. Dynastie, der den Apis von Memphis zum Gotte erhebt, des Tosorthros, der fast 4000 Jahre vor unserer Zeitrechnung gelehrte Bücher über Heilkunde u. dgl. schreibt.... Dann erst schweben die Schatten der Pyramiden-Erbauer herab, die eigentlichen Ausgangspunkte der ägyptologischen Forschung. Es sind die Könige der III. und IV. Dynastie, deren Riesenbauten wir in einem anderen Abschnitte bewundert haben. Dann überspringen wir ein halbes Jahrtausend — eine Kleinigkeit innerhalb des ausgedehnten Zeitrahmens — und stehen bewundernd vor Pepi I. (3233 v. Ch.), der ein großer Krieger war, Syrien und Nubien unterwarf. Dann folgen langwierige Fehden und Wirren, und die memphitische Herrschaft erlischt. Andere Gestalten beleben die Dämmerung der Vorzeit. Es sind

die Könige der thebanischen Dynastien, deren glänzendste Repräsentanten auch die glänzendsten der ganzen altägyptischen Geschichte sind... Wer hat nicht von dem krieggewaltigen Usortesen III. vernommen, wer nicht von Amenemhat III., der den im Alterthume so berühmten Möris-See unweit der Stadt Arsinoé als Ueberschwemmungsregulator



Der „Marienbaum" in Matariye (Heliopolis).

anlegte? Dann kommen die Hyksos-Könige und mit ihnen der unerträgliche fremde Druck. Aber nach 150jährigen Freiheitskämpfen gründet Ahmes I. wieder die alte nationale Unabhängigkeit und nun folgt eine Reihe von Dynastien, deren Repräsentanten zu den glänzendsten Sternen des altägyptischen Königshimmels gehören. Allen voran leuchtet die

Gestalt Ramses II., des Sesostris der Griechen. Er hatte ruhmvolle Vorgänger, wie Totmes III., den Bezwinger des empörten Syrien, Amenhotep II., den Eroberer Ninives und Amenhotep III., unter welchem das Reich die größte Ausdehnung, die es überhaupt jemals einnahm, erreichte. Dieser Amenhotep ist der „Memnon" der Griechen, dessen „tönende" Statuen wir zu Theben kennen lernen werden.

Mit Ramses II. neigen sich unsere Erinnerungen dem ersten Jahrtausend vor Christi zu. Menephtah, Ramses III. und die Oberpriester des Ammon, welche den Ramessiden über den Kopf wuchsen, bringen die Zeitereignisse bis an die Schwelle jenes ersten Jahrtausends. Wir haben also im Fluge den gewaltigen Zeitraum von Mena (4400 v. Ch.) bis auf Herchor (1100 v. Ch.), dem ersten ammonitischen Priesterkönige, durchflogen. Was nun folgt, ist zwar nicht minder vom Staube der Vorzeit bedeckt, wirkt aber nicht mehr so überwältigend auf die Phantasie.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unseren Reisenden zurück. . . . Dieselben verließen nach zweistündigem Aufenthalte das Bulaker Museum und kehrten nach Kassr-en-Nusha zurück. Dem Interesse für das Alterthum ward Genüge gethan und nun sollte auch der profanen Alltäglichkeit der unerläßliche Tribut gethan werden. Der Kronprinz und der Khedive statteten sich nämlich gegenseitig Staatsvisiten ab, letzterer unter großem orientalischen Prachtaufwande in Begleitung der Hofmarschälle, Garden, Ceremonienmeister u. s. w. Der Besuch des Kronprinzen fand unter Begleitung des österreichisch-ungarischen Geschäftsträgers Baron Schäffer im Palaste Abidihn statt. Das Schloß liegt am nördlichen Ende des Frankenviertels und ist, trotz seiner Größe, ein gewöhnliches Bauwerk, das mit seinen beiden rechtwinkligen Façaden fast wie eine Kaserne aussieht. Bis vor kurzer Zeit standen noch auf dem Platze zwei schlanke, stattliche Palmen, die höchsten von ganz Kairo; sie gaben dem Palais wenigstens noch einen orientalischen Anstrich, den es verloren hat, seitdem man diesen Schmuck zu entfernen für nöthig fand. Im Jahre 1879 wurde ein Theil des Palastes durch eine Feuersbrunst eingeäschert. . . . Die Säle im Innern sind natürlich mit seltener Pracht und außergewöhnlichem Luxus — wie alle Paläste des verschwenderischen Ismail Pascha — ausgestattet,

machen aber nichts weniger als einen eigenartigen morgenländischen Eindruck. Man gewahrt kostbare Pariser Möbel, Gobelins, Portièren, Candelaber und Kronleuchter, Etagéren, Pendulen und hundert andere Geräthe — Alles wie in dem erstbesten abendländischen Fürstenschlosse.

Der Platz vor dem Palais, der sich nach Nordosten öffnet und zum Theile von Gartengrün im Hintergrunde heiter belebt ist, eignete sich zu der Entfaltung des vorerwähnten Pompes ganz besonders gut. Da gab es prächtige Equipagen, herrlich geschirrte Reitpferde mit gold- oder silbergestickten Schabracken aus blauem oder rothen Sammt, dann Mohrentrabanten, buntfarbig costumirte Diener, Läufer und anderes Personal. Der vicekönigliche Hofstaat hatte sich im Vestibul versammelt. Es waren alle Großwürdenträger anwesend und wenn auch das bekannte türkische „Reformcostum" (schwarzer Gehrock, die „Stambuline" 2c.) dominirte, so gab es gleichwohl originelle und farbige Trachten. Zwischen den Gruppen sah man Ceremonienmeister, welche sich ihrer schweren Aufgabe mit vielem Geschick entledigten, denn der Andrang war groß und an Neugierigen kein Mangel. Kurz vor Ankunft des Kronprinzen hatten sich auch die Repräsentanten der kairensischen hohen Geistlichkeit eingefunden, und sie brachten einige Abwechslung in das farbige Bild. In der That, interessante Gestalten, diese braunen Scheichs und Ulemahs, mit ihren bunten seidenen, von Goldbändern durchflochtenen Turbanen! Die abendländische Geistlichkeit, die gleichfalls einige ihrer Repräsentanten hieher entsendet hatte, sah neben den stolzen Vertretern des Islam beinahe dürftig aus — so dürftig, wie die abendländischen Colonisten und Gäste neben den sternenbesäeten Würdenträgern des modernen Pharao. . . .

Als die Equipage des Kronprinzen vom Boulevard Abdul Aziz' her auf den Platz vor dem Schlosse einlenkte, intonirte die aufgestellte Militärmusik die ägyptische Nationalhymne, von der man eine gewisse Originalität erwarten hätte können. Sie ist gleichwohl eine sehr einförmige, uncharakteristische Pièce. . . . Hierauf ging der Khedive seinem Gaste entgegen, die Garden bildeten Spalier und der Hofstaat, einschließlich aller übrigen Anwesenden, machten im Vestibul freie Bahn. Nach den üblichen Vorstellungen beglückwünschte der Khedive den Kronprinzen persönlich zu seiner Verlobung. Die Einladung des Erz-

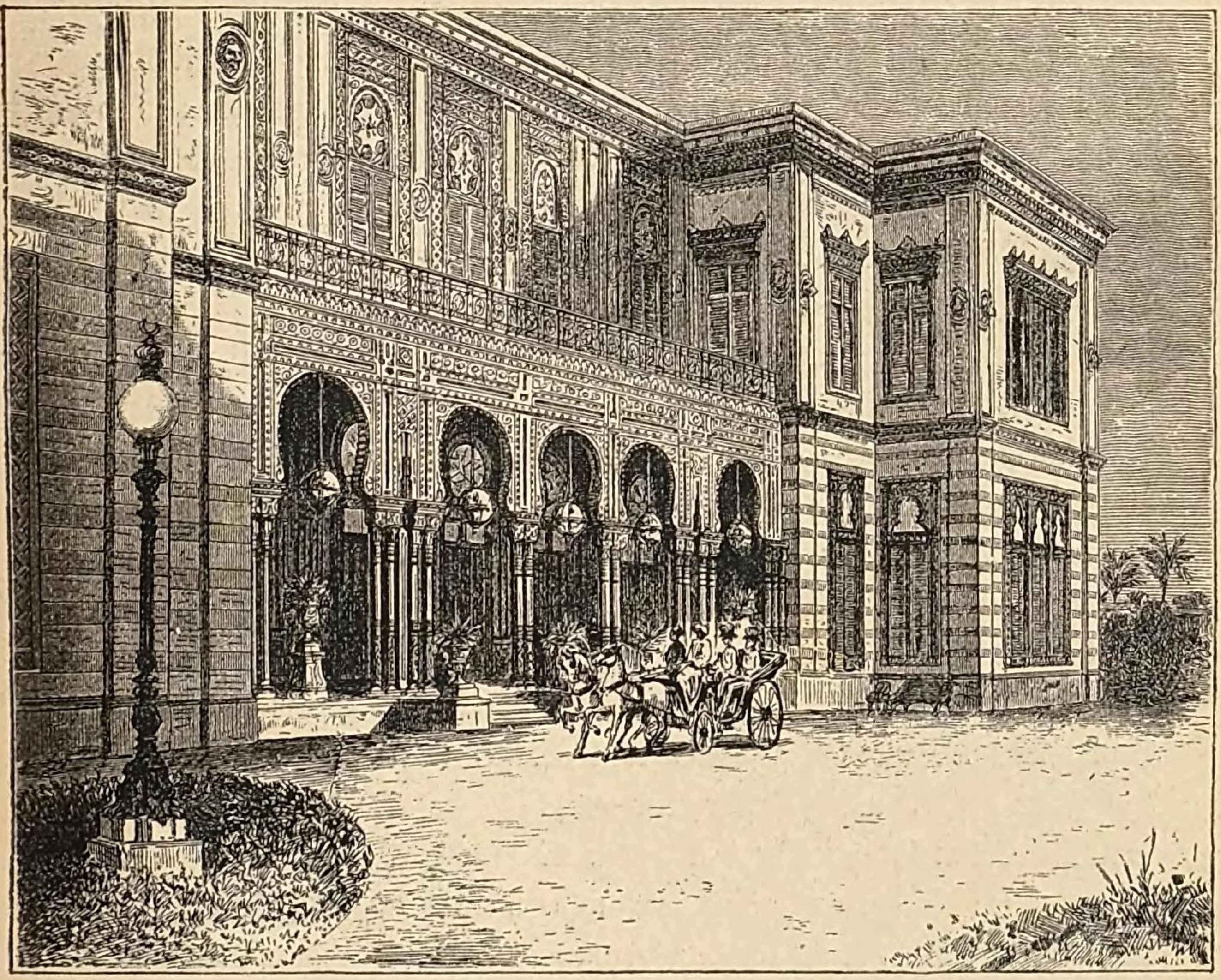
herzogs, zu der Vermälungsfeier nach Wien zu kommen, lehnte der Khedive dankend ab, versprach jedoch auf einer eventuellen Europa-Reise auch den österreichischen Hof zu besuchen. . . . Im Ganzen währte der Besuch des Erzherzogs nur kurze Zeit und als sich derselbe in seine Residenz zurückbegeben hatte, erfolgte seitens des Khedive der Gegenbesuch.

Es war ein Bild von echt orientalischem Pompe. Voran die goldgestickten Läufer, dann berittene Garden in prächtigen Uniformen, die Equipage des Vice-Königs von ordenbesäeten Palast-Officieren umgeben, dahinter eine endlose Suite. Aus allen Gassen strömte das Volk nach der Esbekiye und dem Boulevard Clot Bey, wo der Zug vorüber sollte. Man hörte laute Willkommensrufe, doch waren dieselben im Ganzen viel zahmer und zurückhaltender, als man sie beispielsweise bei uns zu hören bekommt. Auch die Schubra-Allee bot ein buntes, farbiges Bild. . . . Der Empfang in Kassr-en-Nusha war ein gleich warmer, dabei aber entschieden weniger ceremoniös als im Palais Abidihn. Nach Erledigung der Förmlichkeiten verbrachten der Kronprinz und der Vice-König eine halbe Stunde im vertraulichen Gespräche, worauf jener diesem seine zwei veröffentlichten Jagdwerke, die in einem Sammt-Etui lagen, als Andenken überreichte. Erzherzog Rudolf trug die kleidsame Uniform eines Contre-Admiral, während Taufik in großer Staatsuniform — über und über mit Gold überladen — erschienen war. Da der Khedive französisch spricht, so war die Intervention eines Dragomans unnöthig.

Nachdem sich Taufik Pascha von seinem Gaste empfohlen, erfolgte seitens des Kronprinzen der Empfang der Vertreter der österreichisch-ungarischen Colonie, des diplomatischen Corps und der gerade in Kairo anwesenden österreichischen Aristokraten und Notabilitäten. Die Ergebenheits- und Glückwunsch-Adresse, welche die Colonie überreichte, war mit mehr als zwölfhundert Unterschriften bedeckt. Sie wurde von einem in Kairo lebenden österreichischen Künstler äußerst geschmackvoll kalligraphirt und lag bei der Ueberreichung in einer reich mit Gold gestickten, rothsammtenen Enveloppe, auf welcher in arabischer Schrift die Worte „Gott segne den Kronprinzen“ zu lesen waren.

Bei dieser Gelegenheit wäre nachzutragen, daß mit dem Eintreffen der Nachricht von dem bevorstehenden Besuche des Kronprinzen,

die österreichisch-ungarische Colonie in Unter-Aegypten alle Energie und Opferfreudigkeit aufbot, um dem hohen Gaste den Aufenthalt so interessant und angenehm als möglich zu machen. Jeder wollte nach seinen Kräften und Mitteln zu den Festlichkeiten beitragen und binnen Kurzem waren 10.000 Francs an freiwilligen Gaben zu diesem Zwecke gesammelt, wobei jedoch einige wohlhabende Bankiers der Colonie sich



Schloß Gezireh.

zur Zahlung jeder beliebigen Summe bereit erklärten, falls die Kosten größer ausfallen würden. Erfreulich war es, daß der genannte Betrag mit wenigen Ausnahmen in Zeichnungen von 3—5 und 10 Francs zusammenkam, ein Beweis, wie allgemein die Verehrung und Opferwilligkeit der Oesterreicher in der Fremde sich kundgab und bis in welche Kreise dieselben gedrungen waren.

— — Der Nachmittag des 21. Februar war einem ganz besonders interessanten Ausfluge gewidmet. Es ging nach dem vereinsamten Heliopolis hinaus, der einst berühmten Sonnenstadt, die so vollständig vom Erdboden verschwunden ist, daß heute nur noch ein Obelisk — freilich der älteste und berühmteste von allen, die auf unsere Geschlechter überkommen sind — über dem Schutt und Staub aufragt. . . . In der Nähe der verschollenen Sonnenstadt liegt das Dorf Matarive, wohin zunächst aufgebrochen wurde. Die Reisegesellschaft befand sich in sehr aufgeweckter Stimmung, zumal der Kronprinz, der von dem ermüdenden Einerlei der Staatsvisiten und Empfänge der Erholung und Abwechslung bedurfte. So ging es denn hinaus, und zwar vorerst nach Abbasieh, einem von Abbas Pascha 1849 angelegten Orte. Das von ihm erbaute und seinerzeit bewohnte große Schloß ist nun Kaserne. Andere zu Militärzwecken dienende Gebäude, sowie die Sternwarte und ein zweites Palais liegen in der Nähe. Beim Palais des gegenwärtigen Khedieven endet die Flügelbahn, die vom Alexandriner Bahnhof hieher führt. Besonders malerisch in diesem Bereiche präsentirt sich das Hirtendorf Kubbe, mit seinem grünen Rahmen, der erst vor etwa zehn Jahren auf den Wüstenboden hingezaubert worden ist. Dieser Wüstenboden tritt von Osten her hart an die Route heran, die nach Heliopolis führt. Zuvor noch ist aber eine weite Culturebene zu kreuzen, die berühmt ist wegen zweier Schlachten, die hier ausgefochten wurden. Die eine derselben fällt in das Jahr 1517, und sie war der entscheidende Sieg des Osmanen-Sultans Selim I., der hier den letzten Mamluken-Sultan Tuman-Bey schlug, seine Schaaren zersprengte und hierauf als Sieger in die Kalifenstadt einzog. Nicht minder hartnäckig wurde fast dreihundert Jahre später auf derselben Stätte gefochten, damals als General Kleber mit nur 10.000 Franzosen am 20. März 1800 einen glänzenden Sieg über die fünffache türkisch-ägyptische Uebermacht erfocht.

Der Kronprinz besah sich mit besonderem Interesse diese denkwürdige Wahlstatt. Auf die geschichtliche Erinnerung sollte aber bald die — Legende folgen. Vor dem Dorfe Matarive befindet sich nämlich ein kleiner Garten und darin schattet eine alte, stattliche Sycomore, angeblich der Baum, unter welchem Maria mit dem Jesuskind während

ihrer Flucht nach Aegypten geruht haben soll. Die Behauptung, der „Marienbaum" wäre nur zwei, drei Jahrhunderte alt, ist unschwer zu widerlegen. Zwar neunzehn Jahrhunderte sind über seinem ehrwürdigen Wipfel nicht hinweggestrichen; gleichwohl reicht sein Alter tief in's Mittelalter hinein, das beweist schon sein Aussehen. Es ist ein Baum von nicht gewöhnlicher Größe. Aus den mächtigen Wurzeln stiegen früher fünf mächtige Aeste auf, von denen vor etwa zweihundert Jahren drei abbrachen, so daß jetzt nur noch zwei leben und mit Blätter und Früchten geschmückt sind. Der Umfang des Baumes beträgt hart oberhalb des Bodens über zehn Fuß. Das Innere war früher eine Capelle, in welcher zu Ehren der Gottesmutter zwei Ampeln brannten. Sicher ist, daß die Quelle schon lange vor Christi Geburt existirte und im Mittelalter „Ain Schems" — Sonnenquelle hieß, offenbar mit Bezugnahme auf die nahe Stätte von Heliopolis . . . Der Garten mit dem Marienbaum ist seit dem Jahre 1869, wo der Khedive Ismail Pascha ihn der Ex-Kaiserin Eugenie, gelegentlich ihrer Anwesenheit bei den Suez-Canal-Feierlichkeiten, zum Geschenke machte, deren Eigenthum.

In Matariye betreten wir den denkwürdigen Boden von Heliopolis, jener uralten, ruhmreichen Tempel- und Priesterstadt, die dem Sonnengotte geweiht war. Es war die hohe Schule, wo noch Plato und Eudoxos studirten und Pythagoras vergeblich die Aufnahme an dem dortigen Collegium anstrebte. Die Stadt war berühmt wegen ihres Ueberflusses an prachtvollen Obelisken; sie wurden weggeführt bis auf einen, der noch aufrecht im Orangengarten steht und den Namen des Königs Usortesen I. trägt. Seine Spitze strahlte einst in vergoldeter Bronce. Der Monolith ist aus Rosengranit und mißt 65 Fuß vom Piedestal an gerechnet, doch steckt ein Theil ziemlich tief in der Erde. Am Boden mißt er auf jeder Seite $6^1/_2$ Fuß und seine vier Flächen sind bis hoch hinauf mit Hieroglyphen von tadelloser Schärfe bedeckt. Nur ein Theil der Schriftzeichen ist unleserlich und zwar wegen der Nester, welche die Wespen hier angeklebt haben. Von der übrigen Stadt sind nur Schutthügel oder Schuttwellen übrig innerhalb der Züge der wohlerhaltenen Umwallung.

Eine eigenthümliche Stimmung überkommt den Besucher, wenn er auf diesem Schutthaufen steht. Vor unserem Geiste steigt die alte

Nicht beschmutzen! Nicht zerreißen!

Sonnenstadt aus dem Moder empor und bevölkert sich mit den Gestalten, die uns die Geschichte und die Legende überliefert haben. . . . Durch den Thorweg, zu welchem der Steinbock dort mit dem Namensschild Totmes III. gehörte, mag Moses gegangen sein, als er die Freilassung seines Volkes forderte; Pythagoras, als er von Phönikien herüberkam, um in das Mysterium ägyptischer Gottesgelehrtheit einzudringen. Hier vermälte sich Joseph, der Sohn Jacobs, mit Asnath, der Tochter des Sonnenpriesters Potiphera. Hier, um den Granitobelisken, standen schon vor sechsunddreißig Jahrhunderten zahlreiche Paläste und Tempel als Zeugen hoher Bildung.

Und das ist Alles verschwunden, wie vom Wüstenwinde verweht. . . . Es war ein ergreifender Moment, als unsere Reisenden auf der Stätte von Heliopolis verweilten, in vorgerückter Nachmittagsstunde, wo die über dem Nil herüberflammende Sonnenlohe den Steinriesen mit seinen phantastischen Schriftzeichen goldig überhauchte. Auf der Wüste im Hintergrunde lag goldgelber Dunst, aber ihr Athem strich belebend herüber. Auch durch die Marien-Sycomore spann sich das volle Licht und in seinen Schatten versetzte die Phantasie die fliehende Gottesmutter mit ihrem Kinde. Von weit drüben aber grüßten die Pyramiden, wie blaue Felszacken aus dem Purpurnebel der Abendsonne. Und wie einsam ist's auf dieser Stätte! Kein Leben, keine Bewegung, nur hin und wieder ein Wüstengeier in blauer Höhe, eine Schlange im Schutt, ein verirrter Fenek zwischen dem Geröll. Weit drüben im Dunst und Sonnendampf liegt die Kalifenstadt, aber ihr Geräusch reicht nicht bis hieher. Höchstens daß in weiter Ferne das Brausen eines Eisenbahnzuges verhallt auf dem Boden, wo vor Jahrtausenden altägyptische Priester den Spuren des Lichtes der Wahrheit nachgingen! . . .

Ob diese Wahrheit problematischer war, als diejenige, die wir nun mit vollen Zügen einzuschlürfen wähnen? . . . Wer weiß es? Sicher beherrschte diese Stimmung auch unsere Reisenden, als sie den Heimweg einschlugen und aus der todtstillen Vorzeit wieder in den Bereich des heutigen, warmpulsenden Lebens gelangten. Eindrücke solcher Art stellen sich von selbst ein, wo der Boden so erinnerungsreich, wie jener Aegyptens. . . .



Kalifengräber.

Der folgende Tag — der 22. Februar — war der letzte des Kairenser Aufenthaltes. Er war der Besichtigung der Schlösser Gizeh und Gezireh und einem Jagdausfluge in die Kairo im Osten einschließende und vom Mokattam-Gebirge begrenzte Wüste gewidmet ... Die beiden genannten Schlösser waren geeignet, mancherlei Erinnerungen an den früheren Beherrscher Aegyptens wachzurufen, denn sie waren wiederholt der Schauplatz jener glänzenden Feste, die Ismail Pascha jahrein, jahraus zu insceniren pflegte. Rücksichtlich Gizehs handelt es sich übrigens nicht nur um das Lustschloß des Ex-Khedive allein, sondern auch um eine Menge anderer Bauten, die noch in allerletzter Zeit von Ismail Pascha für seine Söhne in Angriff genommen wurden. Nebenbei vergrößerte er die Garten- und Parkanlagen. Die schnurgerade Allee von Nil-Akazien, die man zurückzulegen hat, wenn man zu den Pyramiden hinausfährt, wurde seinerzeit von dem galanten Ex-Khedive einzig und allein der Ex-Kaiserin Eugenie zu Ehren angelegt. Damals war die Kaiserin noch die allgefeierte und allbeneidete Monarchin, deren Huld und Liebreiz selbst die ägyptischen Zeitungen nicht laut genug preisen konnten, und dem Ex-Khedive war nichts zu viel, zu groß und zu theuer, was er nicht bereitwillig befohlen und gethan hätte, um dem hohen Gast seine unbegrenzte Verehrung und Ergebenheit zu beweisen. Gegen 30.000 arme Fellahs mußten in wenigen Wochen diese vier Kilometer lange neue Fahrstraße abgraben, ebnen und mit Bäumen bepflanzen. Was der hübsche Weg an Schweißtropfen, vielleicht auch an Blutstropfen gekostet hat, ahnte die Kaiserin gewiß nicht, als sie bald darauf sechsspännig, mit goldgestickten, keuchenden Läufern voraus, und von einer schimmernden Cavalcade, in der alle Costüme des Orients vertreten waren, gefolgt, über den glatten Wüstenkies dahinfuhr, an ihrer Seite der Prinz von Wales und ihr gegenüber der glückliche Khedive. Eine moderne Cleopatra sollte hier in vergoldeter Nilbarke mit blauseidenen Segeln den herrlichen Strom befahren. Dazu aber kam es nicht.

Interessanter als das Schloß von Gizeh ist jenes von Gezireh auf der Insel Bulak. Es liegt reizend in einem prächtigen Garten, deren Zierde eine Unzahl der herrlichsten tropischen Gewächse sind. Die Zufahrt erfolgt durch eine der Alleen, welche den Park durchschneiden.

Das Schloß wurde in den Jahren 1863—1868 von dem deutschen Architekten Franz-Bey erbaut und besitzt, trotz seiner reichen Ausstattung, keine nennenswerthen Sehenswürdigkeiten. Der schönste Theil des Palastes ist die große Haupttreppe, welche ganz aus schneeweißem Carrara-Marmor besteht und ein Geländer aus buntfarbigem Marmor-Mosaik hat, über das Krystall- und Broncekandelaber ragen. Im ersten großen Saale links, wo Ex-Khedive Ismail-Pascha gelegentlich seiner pompösen Soiréen Cercle zu halten pflegte, kommt verschwenderische Pracht zur Geltung, obwohl nicht der Orient, sondern Paris es ist, welches die kostbaren Dinge geliefert hat. Die goldgelben, schweren Seidenstoffe, welche die Wände bedecken, sind in Lyon nach eigens dazu angefertigten Zeichnungen gewebt worden, desgleichen die Portièren und Vorhänge, und die Gobelins der Divans, Sessel und Tabourets geben denen der früher kaiserlichen Schlösser in Frankreich nichts nach. Die Decke mit ihrem goldenen Gesimse und Füllungen, die Spiegel, der gewaltige Kronleuchter und die mindestens zehn Fuß hohen goldenen Kandelaber sind sämmtlich im maurischen Style. Der blitzende Fußboden ist kostbares Holzmosaik. In diesem Saale sieht man auch drei Kamine, die in ihrer Art berühmt sind. Es hat nämlich jeder von ihnen die Kleinigkeit von circa 50.000 Gulden gekostet — und doch sind diese kostbaren Feuerstellen ganz überflüssig, da ja in Aegypten nie — geheizt wird. Im Allgemeinen zeigen alle Räumlichkeiten des Schlosses die gleiche überladene Pracht, dieselbe Verquickung fürstlicher Verschwendung mit der Sucht zu blenden. Es war der rechte und echte Tummelplatz für einen Lebemann, wie Ismail Pascha, der in Gezireh zweitausend Gäste und mehr zu bewirthen pflegte, der großartige Buffets seinen Ballgästen darbot, wo Rheinwein und Champagner — trotz der Anwesenheit gottgeliebter Ulemas und heiliger Scheichs — in Strömen floß, wo es Gänseleberpasteten so groß wie Hutschachteln, Berge von Torten und Süßigkeiten, Wagenladungen von kostbarem Silberzeug, krystallenen und bronzenen Tafelaufsätzen u. dgl. m. gab.

Nachdem unsere Reisenden das Schloß in allen seinen Räumen besichtigt hatten, machten sie einen kurzen Rundgang durch den Park, in welchem seit der Abwesenheit Imail Paschas sichtbare Verwahrlosung platzgegriffen hat. Gleichwohl fehlt es nicht an reizenden Partien.

Es gibt einsame Lauschplätzchen, Fontänen inmitten kreisrunder Parterres, eine Halle aus Eisenguß, einen herrlichen Kiosk in maurischem Styl, ferner große Glashäuser, ein Voliere, eine (nun verödete) Menagerie u. s. w. An manchen Orten ist Pflanzendickicht in reicher, fast tropischer Fülle vorhanden und in den entlegeneren Partien fühlt man sich wie von einem unerklärlichen Zauber umstrickt. Im Westen, wo der Nil die Schloß-Insel bespült, geleitet ein Weg längs des Ufers und von hier gibt es reizende Ausblicke nach Gizeh hinüber bis zu fernen Pyramiden. Nordwestlich liegt weites Feld, von einigen Schutthügeln unterbrochen. Das ist die Stätte, wo Bonaparte am 21. Juli 1798 seinen entscheidenden Sieg davontrug und die gesammte Mamluken-Macht an der Tapferkeit der französischen Infanterie zerschellte. Der Contrast zwischen dem stillen Zauber des Gezirehparkes und jener Erinnerung ist auffallend genug, seltsamer noch dünkt uns aber ein anderer Contrast: die lärmende Festfreude, wie sie zu Ismails Zeit durch die Feenräume des Inselschlosses hallte, gegenüber dem feierlich-ernsten Todtenreich jenseits des Nils; die rauschenden Ballroben und die besternten Fracks gegenüber den eingetrockneten, viele Tausend Jahre alten Mumien, welche weit draußen im libyschen Sande ruhen; die lärmende Ballmusik gegenüber der stillen Todtenklage, die in seltsamen Schriftzeichen über die Wände der granitenen Grüfte dahinschleicht — Alles Bilder eines wunderbaren Schattenspiels ... Unsere Reisenden aber wurden nicht von derlei Reflexionen geplagt. Sie erquickten sich in der aromatischen Luft, welche von der Insel Rhoda herüberstrich und flüsternd durch die herrlichen Sycomoren und Palmen, durch die zart befiederten Nil-Akazien und großblättrigen tropischen Gewächse strich, bis zu den sprudelnden Springquellen mit ihrem Diamantregen im bezaubernden Regenbogenlicht. ... In einer Stunde war der Rundgang zu Ende. Ueber die Nil-Brücke gings zurück in die Stadt und von hier nach dem Mokattam-Gebirge, wo die Erzherzoge zwanglos dem Jagdvergnügen nachgingen. ...

Wenn man auf dieser Route das bunte, abwechslungsreiche Leben der Muski und seiner Fortsetzung, der Rue neuve, hinter sich hat, gelangt man in das Weichbild der Stadt, wo ganze Hügel von Scherben und Trümmern den Weg versperren — Reste einer längst entschwun-



Mamlukengrab.

denen Zeit, Anzeichen der immer weiter vordringenden Wüste. Steigt man auf den mit Windmühlen besetzten höchsten Gipfel dieser Hügel, so entfaltet sich vor unseren Blicken ein merkwürdiges Bild: zur Linken, also gegen Norden, die graugelbe Wüste, vor uns die seit Jahrtausenden ausgebeuteten Steinbrüche des Mokattam-Gebirges, und rechts die Citadelle mit der höchsten Scheitelplatte des genannten Rückens. In dem ganzen breiten Zwischenraum innerhalb der Hügel, der Wüste und der Citadelle breitet sich eine im argen Verfall begriffene, stille Todtenstadt aus, bei deren Anblicke wir nicht wissen, was uns mehr ergreift: die grandiöse Architektur der ockergelben Ruinen, der eigenartige Reiz des arabischen Baustyls oder die Friedhofsruhe, welche über dem phantastischen Trümmersturze brütet.

Es ist eine Stadt von Mausoleen, denn diese Ruinen sind Chalifengräber... Neben jeder Gruft steht eine kleine Moschee mit Kuppel und Minaret. Die Kuppeln sind mit dem zierlichsten steinernen Netzwerk überspannt; prächtige Portale, reizende Nischen, Rosetten, Säulenbündel und anderer architektonischer Schmuck erfreuten, einst mit bunten Farben bemalt, und erfreuen noch jetzt das Auge des Kunstfreundes. Leider nimmt der Verfall dieser Denkmäler von Jahr zu Jahr zu. Viele der Minarette sind zusammengestürzt, die Hallenhöfe vor den Grüften weggerissen, die Ornamente beschädigt, die Farben verblichen oder verwischt und die ganze große Metropole ist verrufen als nächtlicher Schlupfwinkel von allerlei losem Gesindel, dem innerhalb der Stadtthore die Polizei Herberge zu suchen wehrt. So ist denn zu fürchten, daß in kürzester Zeit — in zwei, drei Jahrzehnten — die ganze prachtvolle Todtenstadt nichts mehr als ein Haufe trostloser Ruinen sein wird.

Das Mokattam-Gebirge ist ein gelbgrauer Felsenwall, der sich von der rothen Klippenwand des Djebel Achmar — ernst und öde über Kairos Thürmen und seiner Citadelle erhebt. Er bezeichnet den Beginn der großen östlichen (arabischen) Wüste. Sie beginnt hart vor den Thoren der Stadt und endet erst am Gestade des fernen Rothen Meeres. An ihrem Saume bewegen zahlreiche Windmühlen ihre Flügel, steht ab und zu ein einsames Haus oder ein Zelt. Hie und da ist auch ein Baum oder Strauch in den Felsen zu sehen.

Allmälig aber verliert sich jede Spur menschlicher Thätigkeit, und kahl wie ein Mondgebirge starrt uns die wüste Felsenwelt entgegen.

In diesem öden Gebiete nun jagten unsere Reisenden einige Zeit hindurch. Das Ergebniß war unbedeutend: ein paar kolossale Geier und ein Schakal. Der Aufenthalt in der Wüste hatte aber andere Reize, die eben nur derjenige kennt, welcher sie je betreten. Der Reisende lebt hier in einer völlig anderen, als der gewöhnten Welt; er empfindet und denkt, er sieht und hört Anderes als bisher. Die Gegend ist einförmig, Sand und Felsen wechseln ununterbrochen. Dennoch ist die Beobachtung und Einbildungskraft auf das Lebhafteste beschäftigt. Jede kleine Veränderung in der Bodenbildung, jeder Farbenwechsel am Himmel erregt Aufmerksamkeit, das Auge sieht schärfer, das Ohr hört freier. Der Reisende befindet sich in fortwährender Aufregung. Es ist, als ob sein Puls in stärkeren Schlägen schlüge, als ob das Herz ihm aufginge und sich erweiterte, wenn er von seinem Reitthiere herabschaut und um sich nichts als die Einsamkeit erblickt. Keine Wolke am Himmel, kein Mensch im ganzen Umkreise, Sonnengluht auf den Felsgipfeln und in den Schluchten, und zur Seite der Wüstenwind, der mit seinem Flammenkusse die Wange brennt.

Die Todtenstille der Wüste wird nur dann unterbrochen, wenn ein Thier fällt und die Wüstengeier sich einstellen. Der Horizont flimmert, als befände er sich in steter Wallung. Fortwährend verwandelt der Wind mit seinem Flügelschlage die Gestalt der Bodenfläche: bald schichtet er den Sand zu Haufen, bald glättet er die Stelle wieder und legt die Rippen der Felsen blos, bald wieder begegnet er einem Gegenwinde, umfaßt ihn, ringt mit ihm und tanzt, in einer hohen Sandsäule Gestalt annehmend, in wildem Wirbel über die Fläche dahin. —

IV.

Jagd-Ausflug in's Fayum.

Das Fayum ist eine Culturoase im Westen des Nil, zwischen Beni-suef und der libyschen Wüste. Wo heute das Hauptstädtchen dieses Gebietes, El Medineh, sich erhebt, stand einst das glänzende Arsinoé, eine der berühmtesten Städte des alten Aegypten. Auch alles Land im Bereiche des Fayum ist Culturboden. Zwischen dem, von grünen Feldern gesäumten Nilstrome und dem engeren Gebiete von Medineh erheben sich kahle Hügel mit dem merkwürdigen Trümmersturz des Labyrinths, von dessem zusammengestürzten Mauerwerk man in das eigentliche Oasenland mit seinen unzähligen glitzernden Flußadern hinabblickt. Die Oase selbst findet im Westen durch einen großen See, den Birket-el-Kerun ihren Abschluß. Dahinter steigen die nackten Berge der Wüste empor und im See selbst liegen einige öde Felseilande.

Das Gebiet des Fayum ist eines der am bevorzugtesten Jagdziele aller Liebhaber des Waidwerkes, die nach Aegypten kommen. Im ganzen übrigen Flußgebiete gibt es nämlich kein halbwegs ergiebiges Revier, und da der Kronprinz außer seinen historischen und ethnographischen Studien auch dem Jagdvergnügen huldigen wollte, so wäre die Reise wenigstens bezüglich dieses Zweckes verfehlt gewesen. Glücklicherweise besaß die kairensische Fremden-Colonie in der Person des deutschen Geschäftsträgers, Baron Saurma, und in jener des Prinzen Thurn und Taxis, zwei ebenso tüchtige, wie erfahrene Jäger, und ihnen gelang es, im Fayum ein ziemlich ergiebiges Revier ausfindig zu machen. . . Ueber das Jagdwild im ganzen Bereiche von Unterägypten möchten wir folgende Bemerkungen voraussenden. Im eigentlichen Nilthal sind

jagdbare Quadrupeden weniger häufig, als in den Berggegenden der arabischen Wüste. Das Wildschwein findet sich gelegentlich im Delta, die Gazelle hauptsächlich im Fayum, ziemlich überall der ägyptische Hase, mit auffallend langen Löffeln, der Schakal, der Fenek (Wüstenfuchs) und die Hyäne. An wildem Geflügel sind Wachtel, Turteltauben, Trappen, Nilgänse, Kuhreiher überall häufig, Flamingos im Delta nicht selten, Raubvögel in zahlreichen Arten und zum Theil von sehr bedeutender Größe an allen Orten anzutreffen. Wasser- und Sumpfvögel bevölkern miliardenweise die Strandseen des Deltas, namentlich den Menzaleh-See. Krokodile wird derjenige, der Aegypten nur bis zum ersten Katarakt bereist, kaum zu sehen bekommen; vor Zeiten in ganz Aegypten häufig, haben sie sich mehr stromaufwärts gezogen. Man findet sie in Nubien nicht selten, doch sind sie auch dort sehr scheu und ihre Jagd erfordert viel Ausdauer und List.

Der Kronprinz war hoch erfreut über das Jagd-Arrangement des deutschen Vertreters. Am 23. Februar erfolgte die Abfahrt der hohen Reisenden vom Bahnhofe der oberägyptischen Linie aus. In Begleitung derselben befanden sich, außer dem Baron Saurma, der österreichisch-ungarische Geschäftsträger Baron Schäffer, ein Theil des am viceköniglichen Hofe accreditirten diplomatischen Corps und mehrere österreichische Cavaliere. Kurz vor der Abreise überreichte Baron Schäffer dem Khedive eine Depesche des Kaisers Franz Josef, in welcher dieser ihm seinen Dank für den dem Kronprinzen bereiteten Empfang ausspricht. Eine ähnliche Depesche erhielt der Khedive auch vom König Leopold von Belgien.

Die Fahrt auf der oberägyptischen Bahn ist nicht ohne Reiz und Abwechslung und bietet namentlich im ersten Abschnitte die mannigfachste Anregung. Im Angesichte der Pyramiden und an Gizeh, mit seinem Parke und Lustschlosse vorüber, geht es das breite, wohlbestellte Nilthal hinauf, manchmal hart am Strome, dann wieder mehr landeinwärts, zwischen Zuckerrohrplantagen und grünen Durrahfeldern. Dazwischen fehlt es nicht an Gärten und an Dörfern, die aus dem erquickenden Oasengrün hervorlugen. Schwärme, ja Wolken von Tauben, umflattern die flachen Dächer der armseligen Hütten. Fellahinen, mit blauen Hemden und antik geformten Thonkrügen steigen zum Strome

herab, an dessen Ufer riesige Schöpfräder aufragen, um das befruchtende Element in die Anlagen zu leiten. — Wo das Thal abschließt, steigen rechts und links kahle Berghänge empor und dahinter ist Wüste.

In wenigen Minuten fliegt der Zug durch die erste Station — Bedraschan mit Namen. Nur einige tausend Schritte weiter dehnt sich die Stätte, auf der sich einst das großartig angelegte Memphis, die Residenz der ersten zehn altägyptischen Dynastien erhob. Wie es jetzt auf diesem denkwürdigen Platze aussieht, werden wir später, gelegentlich der Rückreise des Kronprinzen vom ersten Katarakt nach Kairo, zu berichten haben. Immerhin bot auch in diesen flüchtigen Augenblicken, da der Train an der verschollenen Metropole vorübersauste, der Anblick des öden Gebietes mit seinem Kranze von Pyramiden dahinter, hohen Genuß. Da trat auch die berühmte Stufenpyramide von Sakkara in das Bild ein — ein ockergelber Koloß auf tiefdunklem Hintergrunde. Davor ist gelbe Wüste und graubrauner Trümmersturz, dem ein Schakal oder Fenek zuflieht, sobald die sausende Locomotive einherrast. Einzelne Wüstengeier, die hoch in dem herrlichen Blau schwebten, erregten besonders das Interesse der Reisenden. — Nach einiger Zeit wurden wieder mehrere Fellah-Dörfer passirt und bei der Station Uasta lenkte der Zug endlich in die Zweigbahn ein, die nach El Medineh, dem Hauptorte im Fayum, hinüberführt. Ein kurzes Defilée von graugelben Wüstenhügeln noch und die Oase mit ihrem reichen Wassersegen nahm die Reisenden auf.

Was nun die Jagd und die Details derselben anbetrifft, glauben wir unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir hier die betreffenden Schilderungen des hohen Reisenden selbst im Wortlaute wiedergeben. Sie beziehen sich übrigens nicht nur auf die Jagden im Fayum, sondern auch auf jene in der unmittelbaren Umgebung von Kairo.... Der fürstliche Jäger schreibt: Eine Fahrstunde weit von einer der größten Städte Afrikas liegt ein Orangengarten, gut gepflegt, mit schönen Promenadewegen, geziert durch Blumen und üppige Fülle afrikanischer Vegetation. Der Garten, nicht größer als manch anderer in der Nähe europäischer Landhäuser, ist mit einer niederen Lehmmauer umgeben und befindet sich inmitten wohlbebauter Felder und nahe eines Dorfes. Ein Bekannter lud mich und einige andere Herren zu einem

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

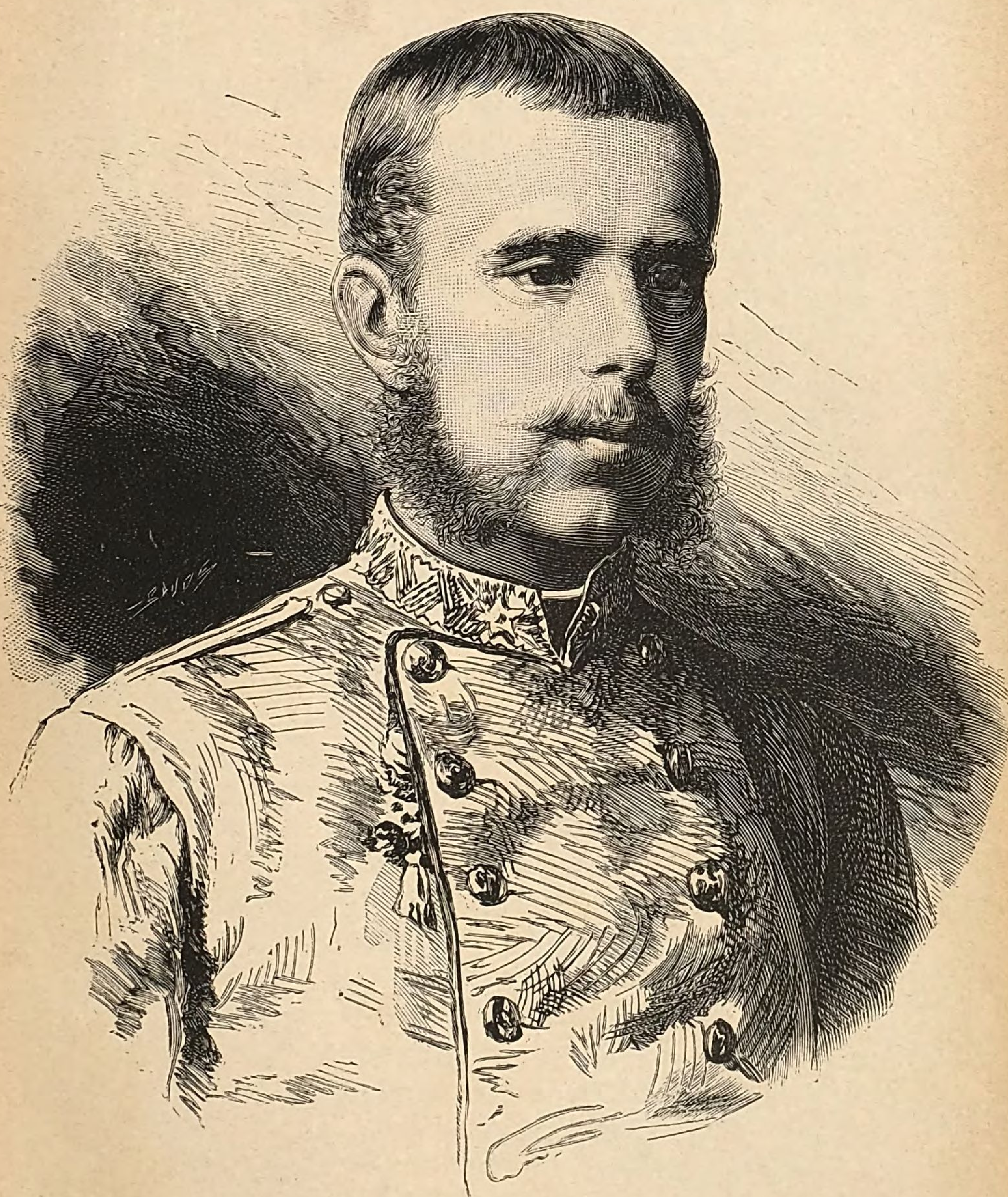
Jagdausfluge dahin ein. Als wir den Garten betraten, drängte sich uns unwillkürlich der Gedanke auf, wir würden hier höchstens auf die schöne afrikanische Palmtaube und anderes südländisches Kleingeflügel jagen; bald aber wurden wir eines Besseren belehrt. . . .

An einem den Garten durchschneidenden Hauptwege stellten sich einige Herren gedeckt hinter mit Früchten beladenen Orangenbäumen auf. Mir wurde der letzte Stand hinter der Lehmmauer angewiesen. Acht vorzügliche Dachshunde unseres Freundes wurden gelöst und bald erinnerte fröhliches Gekläff an die schönen Jagdgründe der Heimat. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte ich dem Gange der Jagd; nach einigen Minuten fiel am Wege ein Schuß, ihm folgte kurze Ruhe, doch rasch darauf hob das Geläute der Dachseln in entgegengesetzter Richtung von Neuem an. Immer mehr und mehr näherte sich die Jagd meinem Stande. Plötzlich hörte ich ein Stück in rascher Flucht durch das Gestrüpp auf mich zukommen, und gleich darauf erschien auch längs der Mauer ein Schakal im gestreckten Galopp vor mir. Ein glücklicher Schuß streckte ihn zu Boden. Nur mit Mühe entriß ich meine Beute den wüthenden Dachshunden, die gleich darauf auf der Fährte gefolgt waren. Ich hatte den echten afrikanischen Schakal, ein röthlich-gelbes, mageres, hochbeiniges Thier mit spitzigen Lauschern, erlegt. Nun eilte ich zu den andern Herren; einer derselben war so glücklich gewesen, eine echte, ziemlich starke Wölfin, ganz derselben Species wie unser europäischer Wolf, auf die Strecke zu bringen. Als wir dann den Garten nochmals und mit Hilfe einiger Beigekommenen durchtreiben ließen, erschien abermals ein Wolf, den ich durch das Gebüsch rasseln hörte und mein Jäger sogar sah; leider entschlüpfte aber das schlaue Thier unbeschossen über die Mauer. Zwei Waldschnepfen wurden gleichfalls gesehen, jedoch nicht in schußmäßiger Nähe. . . .

Wenige Tage hierauf fuhren wir von derselben Stadt (Kairo) aus mit der Eisenbahn nach einer vier Stunden weit entfernten Station. Dort angelangt, verließen wir den Zug und stiegen zu Pferde. Kaum lag der Bahnhof mit seinen Gebäuden einige hundert Schritte hinter uns, als wir auch schon ein ziemlich großes Zuckerrohrfeld entdeckten, welches inmitten anderer wohlbestellten Felder stand. Allenthalben

arbeiteten Landleute und nur mit Mühe konnten wir sie wegschieben, um freien Ausschuß zu bekommen. Nun wurde das ganze Zuckerrohr mit Schützen umstellt und einige Herren gingen mit der ansehnlichen Meute von 14 Dachshunden in den gelben, mannshohen Rohrwald. Nach wenigen Minuten erscholl das Geläute der Hunde und gleich darauf zwei Schüsse in rascher Folge. Einer der Herren hatte, leider erfolglos, auf einen starken Wolf geschossen, der nahe von ihm auf das offene Feld hinaus gewechselt war. Zum größeren Mißgeschick waren schwache Schrote in der Flinte geladen, da wir einige Minuten früher auf Spornkibitze und Kuhreiher geschossen hatten. Nach kurzer Zeit jagten mit lautem Gekläff die Hunde in allen Theilen des Zuckerrohrfeldes, viele Schüsse fielen; zwei der Herren hatten sogar zweimal auf Wölfe gefeuert, doch Alles ohne Erfolg, da die schlauen Thiere nur auf wenige Sprünge das Rohr verließen, um gleich wieder in demselben zu verschwinden. Auch wurde manchmal auf die im leichten Pflanzenwuchse dahineilenden Wölfe aufs Gerathewohl hineingeschossen. Oeftere Standlaute der Hunde und einige Rothfährten bewiesen, daß mehrere Schüsse getroffen hatten. Einige der Herren, vom Jagdeifer übermannt, verließen ihre Stände und eilten dem Standlaute zu; doch im Rohr, das kaum zwei Schritte weit einen Einblick gestattete, blieben alle diese Versuche vergeblich. Ich war während dieser ganzen, etwas wilden und unregelmäßigen Jagd nicht zum Schusse gekommen, und erst nach einer halben Stunde, als schon die meisten Herren ihre Stände verlassen hatten, um sich durch Vorlaufen den Laut gebenden Hunden zu nähern, entdeckte ich einen Querweg, der durch das ganze Feld führte. Auf demselben eilte ich bis zu einem Punkte, wo ein Bewässerungs-Canal, der in das Innere des Rohrstandes lief, eine schmale, nur einen Schritt breite Gasse als Ausschuß bot. Dort postirte ich mich nun, um die heranrückende Jagd zu erwarten.

Nur langsam näherte sich dieselbe, denn der verwundete Wolf ließ sich öfters durch die Hunde halten. Als endlich der starke Wolf über meine Schußlinie passirte, konnte ich der Hunde wegen, die ihn umgaben, nicht schießen. Auf der andern Seite begann abermals ein Kampf. Ich hörte das Knurren des Wolfes, vermischt mit dem hellen Geläute der Dachseln. Nach wenigen Minuten endete die Jagd und



vollkommene Stille herrschte wieder.... Nur ungern jagt der Dachshund den Wolf, und man kann daher nie auf eine lange Verfolgung eines angeschossenen, oder gar das Verbellen eines verendeten rechnen. Der Wolf, der nicht am Flecke liegt, ist meistens verloren.

Einige Minuten später verkündeten uns die Stimmen anderer Dachseln an der entgegengesetzten Ecke des Feldes den Beginn einer neuen Jagd. Wieder nahm die Hetze durch das Zuckerrohr die Richtung auf mich zu. Abermals ging es nur sehr langsam, und deutlich konnte man erkennen, daß die Hunde es mit einem kranken Wolfe zu thun hatten. Auf höchstens hundert Schritte von mir vernahm ich eifriges Standlaut. Während ich aufmerksam diesem Kampfe lauschte, hörte ich plötzlich dicht neben mir ein leises Brechen, und gleich darauf sehe ich einen noch ganz gesunden Wolf über die enge Schneuße schleichen. Rasch werfe ich meinen Schuß ihm nach, dem der erfreuliche Ton des Zusammenbrechens folgte. Ich eilte zur Stelle. Der Wolf hatte das Kreuz gebrochen und rutschte, halb sitzend, halb liegend, die Zähne fletschend, weiter. Durch den Schuß aufmerksam gemacht, kamen einige Hunde herbeigeeilt, und nun entspann sich ein wüthender Kampf, dem ich in einem günstigen Momente durch einen Fangschuß ein Ende machte.... Ein Wolf war die ganze Beute einer Jagd, die leicht hätte glänzend ausfallen können, denn auf wenigstens vier verschiedene Wölfe war geschossen worden. An eine Fortsetzung der Jagd war nicht zu denken, denn die Hunde erschienen einer nach dem andern todtmüde am Rande des Feldes. Die braven Thiere hatten bei der sengenden Hitze tüchtig gearbeitet....

In mehr oder weniger froher Stimmung setzte die Reisegesellschaft zu Pferde den Weg nach einem großen See (El Kurun), unserem nächsten Ziele, fort. In sehr primitiven Boten wurde zu einer felsigen Insel gefahren. Auf dem Wege dahin schossen wir erfolglos auf Pelikane. Des andern Morgens in früher Stunde begann der Zug der Wasservögel. Verschiedenartige Enten, Reiher, Möven, Cormorane, kleines Strandgeflügel u. dgl., einige streifende Flußadler boten ein schönes Bild, das noch um vieles interessanter wurde, als Pelikane einzeln und auch in kleine Trupps zusammengeschaart längs dem Ufer auf- und niederstrichen. Leider blieben die meisten

außer Schußweite und so erlegten wir nur eine beträchtliche Anzahl des kleineren Wildes. Einem der Herren glückte es endlich, einen Pelikan durch einen wohlgezielten Schrotschuß zu erbeuten. In den Mittagsstunden durchstöberten Einige von uns mit den Dachshunden den Felsenkogel der Insel. Es war fürwahr eine interessante, aber etwas beschwerliche Jagd, da man von einer Felsplatte zur andern und über all das Gewirr von Steinblöcken hinwegspringend, den Hunden folgen mußte. Vor einer der unzähligen Felsritzen und höhlenartigen Löchern gaben die Dachseln Laut und verschwanden suchend im Gestein. Wenige Secunden hierauf erschien ein Luchs, sein Versteck in großen Bogensprüngen verlassend. Ich stand auf einem Felsvorsprunge, unter welchem er hindurch wechselte. Auf meinen ersten Schuß brach er im Feuer zusammen, erholte sich aber wieder und blieb erst auf die zweite Ladung Schrote vollends.

Es war ein ganz besonderes mächtiges Thier von grauer Farbe mit Haarbüscheln an den Lauschern — der echte afrikanische Sumpfluchs, größer und stärker als sein europäischer Verwandter.

Einer der anderen Herren hatte indessen die entgegengesetzte Lehne des Berges mit Hunden abgesucht. Zweimal waren Luchse vor ihm erschienen, doch nur auf so kurze Augenblicke, daß vom Schießen keine Rede war. An einem schon früher bestimmten Punkte trafen wir zusammen und nun wurde gemeinschaftlich mit allen Dachshunden gesucht. . . Gar bald erscholl das fröhliche Geläute der Dachseln; wir eilten zur Stelle, doch leider war mir mein Freund, der nun an die Reihe zum Schießen kam, nicht genug rasch über die Felsen gefolgt und so verließ der Luchs unbelästigt sein Versteck, um gleich wieder zwischen Steinen zu verschwinden. Die Hunde suchten nun, so rasch es ihnen ihre kurzen Beine auf den abschüssigen Felsen erlaubten, der Fährte zu folgen. Nach einigen Minuten gaben sie vor der Röhre eines Baues, die unter einen großen Felsblock führte, Standlaute; auf der anderen Seite des Felsens eröffnete sich der weite Ausgang des Baues. Auf kurze Aufforderung drangen mehrere Dachseln in das dunkle Gewölbe. Der Luchs schien in eine Sackgasse eingeklemmt zu sein, da ein heißer Kampf begann. Die klagenden Töne geschlagener Hunde und die frischen Stimmen der muthig Kämpfenden vermischten



In der Wüste beim Mokattam-Gebirge.

sich mit dem wilden Murren des Luchses. Eine Stunde fast standen wir neben dem Bau und nichts änderte sich in der Situation. Es galt nun die Hunde herauszulocken, um dem Luchse Platz zum Entwischen zu lassen. Endlich erschienen auch die Dachseln, einer nach dem anderen, mit Staub bedeckt, todtmüde von den Anstrengungen des Kampfes. Nur zwei besonders Eifrige wollten den Bau nicht verlassen. Da entdeckten wir unerwartet eine Felsritze, unter welcher man am deutlichsten die Laute der Hunde hörte. Nun vergrößerten wir diese Spalte so gut es ging und ich sondirte mit einer Stange das Innere des Baues, stieß auch gleich auf einen weichen Gegenstand. Als ich das Holz hervorzog, hingen graue Luchshaare daran. Vorsichtig hineinblickend, sahen wir die grünlich funkelnden Lichter des Luchses. Auf dies hin stieß ich, so viel ich konnte, gegen das Thier herab und schon nach wenigen Minuten fühlte ich, wie der weiche Körper verschwand... Die Jagd unter der Erde wurde wahrnehmbar und das Gepolter des flüchtigen Luchses und der Hunde. Wenige Secunden hierauf erschien auch schon der graue Geselle in langen Sprüngen vor der Röhre, bei welcher mein Freund stand. Ein wohlgezielter Schuß empfing ihn da; halb kollernd, halb sich schleppend, erreichte das schwer getroffene Thier ein Versteck unter seinem großen Steinblocke. Zum Glück hielten die braven Dachseln den Luchs an den Hinterpranken und so gelang es einem der Herren, unter den Fels kriechend, ihm den Fang mit dem Waidblatte zu geben. Ein schönes, aber viel schwächeres Exemplar — eine Fee — lange nicht so groß und mächtig, als der von mir erlegte Ried, lag vor uns da. Nach diesem schönen Erfolge gaben wir die weitere Suche auf und gingen mit den müden und mehr oder weniger verletzten Dachseln zum Zeltlager zurück... In den Nachmittagsstunden erlegte ich noch einen Pelikan, der längs dem Ufer mir nieder über dem Kopfe strich...

Den übernächsten Tag benützten wir, um in früher Morgenstunde an das andere Ufer des Sees zu fahren. Neben einem felsigen Hügel, an einer schmalen Landzunge stellten wir uns an, um den Zug des Wassergeflügels zu erwarten. Es wurden auch mehrere Stücke erlegt, darunter zwei Pelikane. Als die Sonne vollends aufgegangen und somit die Zeit für den Zug des Federwildes zu Ende war, jagten

wir mit den Dachshunden die Randgestrüppe des Sees ab. Ein schmales Band von dichtem Gesträuch und hohem Schilf zieht sich längs des ganzen Gestades hin. In der Nacht kommen, wie es uns die vielen verschiedenartigen Fährten bewiesen, Hyänen, Wölfe, Schakale und Feneks (Wüstenfüchse) zur Tränke an den See. Wir umstellten rasch einen Theil dieser Dickungen in der Ausdehnung von einigen hundert Schritten. Ich wählte mir als Stand einen Ausschuß gewährenden Platz inmitten des Gesträuchs, knapp am Ufer. Kaum waren die Hunde gelöst, als auch schon die Jagd begann. Das laute Gekläff näherte sich meinem Stande. Plötzlich erschien knapp am sandigen Ufer ein langes, graubraunes, struppiges Thier mit spitzigem Kopf und unförmlich langer, schmaler Standarte im raschen Trapp vor mir. Ein glücklicher Schuß streckte es zu Boden... Ein Ichneumon, dieses echt afrikanische Thier, das in Aussehen und Benehmen mit keinem von unseren europäischen Raubthieren zu vergleichen ist, lag vor mir...

Ein zweiter ähnlicher Trieb blieb leer, und nun versuchten wir auf der entgegengesetzten Seite der Halbinsel im dichten Gestrüpp zu suchen. Abermals begannen die Hunde zu jagen, doch diesmal zeigte sich das gehetzte Wild nicht so bereitwillig und mehrmals ging die Jagd auf und nieder. Nach kurzem Standlaut erschien endlich ein Ichneumon, die Dickung verlassend, vor einem der Herren, der das komische Thier zwar roulirte, doch schleppte sich dasselbe bis in das Gestrüpp zurück, wo sich allsogleich ein heißer Kampf mit den auf der Fährte folgenden Hunden entspann. Ein großer, hochbeiniger Dachsel und der Ichneumon waren derart ineinander verbissen, daß man sie beide zugleich aufheben konnte. Nur mit vieler Mühe gelang es, die Kämpfenden zu trennen, und wurde einer der Herren bei dieser Gelegenheit vom Hunde, der andere vom Ichneumon in die Hand gebissen.... Mit zwei Ichneumonen und anderer reicher Beute an Felderwild fuhren wir nun den weiten Weg bis an das entgegengesetzte Ufer des Sees zurück, wo unsere Leute inzwischen das neue Zeltlager auf einer Sandbank aufgeschlagen hatten.

Des andern Morgens beschlossen wir jagend nach der Eisenbahnstation zurückzukehren. Anfänglich mußten wir einen Sumpf passiren, in welchem fleißig auf die hier in Hülle und Fülle hausenden

Beccassinen und Sumpfläufer geschossen wurde. Dann kamen wir in ein Terrain von niederen Sandwellen und spärlichem Gesträuche, welches den Sumpf vom cultivirten Lande trennt. Dort stöberten die Dachseln einige Hasen auf; einer der Herren und ich hatten das Glück, jeder einen dieser komischen Gesellen zu erlegen. Es ist dies der echte Wüstenhase, ein kleines, mageres, rehfarbiges, hochbeiniges Thier mit lächerlich großen, fast durchsichtigen Löffeln... Bald gelangten wir in das üppig bebaute Land, wo wir, längs einem Canal gehend, an ein ziemlich großes Zuckerrohrfeld kamen. Ein viel began-

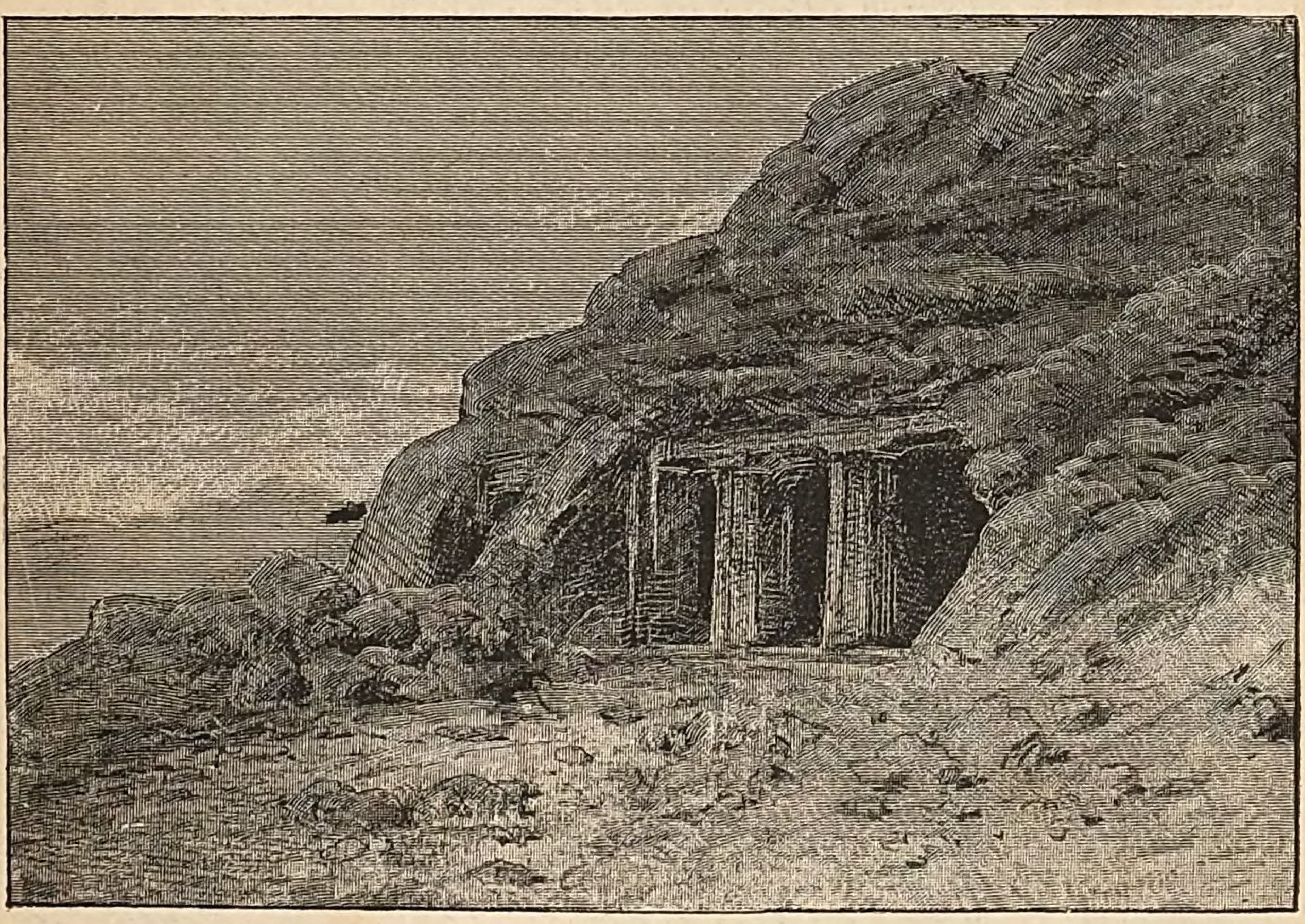


Das Nilthal bei Beni-Hassan.

gener Weg führt neben demselben; Büffel und Kameele weiden dicht dabei. Trotzdem beschlossen wir, es durchtreiben zu lassen. Um ganz gründlich zu jagen, requirirten wir so viele Treiber, als wir nur fanden. Das Feld wurde, so gut als es ging, mit Schützen umstellt; leider waren wir zu wenig und so blieben viel zu große Entfernungen zwischen den einzelnen Herren.

Zu Dritt standen wir neben dem Canale, zwischen dessen Damm in dem Felde. Kaum waren die schwarzen Treiber mit infernalischem

Geschrei in das Zuckerrohr eingedrungen, als auch schon mein Nachbar in das Feld hineinschoß; gleich darauf sprang ein auffallend starker Wolf zwischen ihm und mir heraus und mit langen Sätzen über dem Canal hinweg. Trotzdem die Distanz eine sehr bedeutende war, lief ich dennoch auf den Damm und schoß dem flüchtigen Thiere meine zwei Läufe nach, worauf es quer durch die Felder, die rechte Hinterpranke plagend, hinwegeilte. Bald erschienen die Treiber und wir ließen das Zuckerrohr nochmals durchtreiben. Diesmal schoß mein Nachbar



Felsengräber bei Beni-Hassan

zur Linken zuerst und verletzte auf einen Schuß einen ziemlich großen Wolf. Gleich darauf krachte es bei einem der Herren auf der linken Flanke; er roulirte einen Wolf, der sich wieder aufraffte und nun tüchtig schweißend bei einem anderen Schusse das Zuckerrohr verließ, und nochmals beschossen, das Weite suchte. Wenige Minuten hierauf erlegte mein Nachbar zur Rechten einen mittelgroßen Wolf mit einem Schuß. Gleich darauf sprang zwischen ihm und mir ein Wolf heraus über den Canal hinweg. Jeder von uns mußte ziemlich weit schießen

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

und so schleppte sich der sichtlich stark angeschossene Wolf, zwischen all' den weidenden Büffeln, dichten Saatfeldern zu.

Als nun die Treiber erschienen, ließen wir das Zuckerrohr zum drittenmale durchtreiben. Gar bald vernahm ich nahe an mir ein heranbrechendes Stück und sah einen ziemlich starken Wolf durch das Rohr huschen. Ein glücklicher Schuß streckte ihn zu Boden. Wenige Minuten später schoß mein Nachbar zur Linken einen Wolf schwer an, der sich nur mit Mühe in die naheliegenden Bohnenfelder schleppte. Zwei Wölfe waren an Stellen, wo die Schützen zu weit von einander standen, ohne Schuß entwischt. Im letzten Triebe schoß auch einer der Herren einen Ichneumon schwer an, der sich aber im dichten Rohr verschloff. Eine kurze Suche auf die angeschossenen Wölfe in den unabsehbar großen Feldern blieb begreiflicherweise ohne Erfolg.

Nach dieser Suche ritten wir gegen die Eisenbahnstation, stiegen vor derselben ab und beschlossen, dasselbe Zuckerrohrfeld, welches wir am ersten Tag durchjagt hatten, nochmals versuchsweise durchtreiben zu lassen. In aller Eile requirirten wir möglichst viele Treiber und umstellten das Feld. Kaum hatte der Trieb begonnen, als auch schon ein Wolf bei einem Schützen, der an einer Ecke des Zuckerrohres stand, herausbrach. Wegen der vielen ihn umlagernden Landleute konnte er, so lange das Thier nahe war, nicht schießen; als es endlich aus beiden Läufen krachte, war der Wolf bereits viel zu weit. Wenige Secunden darauf erlegte ein anderer Herr einen auffallend starken Wolf, den größten, den wir bis jetzt in Afrika erblickt hatten, und zwar in dem Momente, als er über den, das Feld durchschneidenden Weg wechseln wollte. Bevor die Treiber kamen, streckten noch zwei andere Schützen je einen Wolf; eine Waldschnepfe wurde gefehlt. . . .

Nun verließen wir das Feld, welches nach drei Tagen uns mehr Beute geliefert hatte, als bei der ersten Jagd. Sechs Wölfe an einem Tage aus zwei Zuckerrohrfeldern gestreckt, und einige angeschossene, liefern hinlänglich den Beweis, welch günstige Jagdgründe der wandernde Weidmann in Afrika findet. 2 Luchse, 7 Wölfe, 2 Ichneumone 2 Wüstenhasen, 4 Pelikane, 2 Fischadler, 1 Aasgeier, 1 afrikanischer Adlerbussard und 172 kleinere Stücke, darunter viele interessante Exemplare, bildeten das Erträgniß einer kaum viereinhalbtägigen Excursion.

V.

Nilfahrt bis zum ersten Katarakt.

Nach der von so großem Erfolge gekrönten Jagd-Campagne im Fayum sollte der interessanteste Theil der Reise — die Nilfahrt — seine Erledigung erhalten. Kronprinz Rudolf ist der erste Thronerbe, nach Kaiser Hadrian überhaupt die erste fürstliche Persönlichkeit, die Aegypten seiner ganzen Länge nach von Alexandrien bis nach Assuan bereist hat. Kein Wunder also, daß unter den in Luksor, auf der Stätte von Theben, weilenden Archäologen, die Idee angeregt wurde, den Besuch des Kronprinzen an geeignetem Orte in den grandiosen Tempelresten von Luksor oder Karnak durch eine entsprechende (hieroglyphische) Inschrift zu verewigen, ein Fall, der in Bezug auf eine andere hohe Persönlichkeit bereits vor einigen Jahrzehnten eingetreten war. Als nämlich der große deutsche Aegyptologe Lepsius mit Unterstützung des Königs von Preußen in den Vierziger-Jahren die Culturstätten Aegyptens besuchte, verfaßte er auf das Haus Hohenzollern und dessen Repräsentanten einen Panegyrikus in der Sprache und Schrift der alten Aegypter, der dann zum ewigen Andenken in eines der Denkmäler eingemeißelt wurde.

Am 27. Februar (dem Reiseprogramme nach etwas verspätet) traf der hohe Reisende in Beni-Suef, einem freundlichen Städtchen mit kleinem Bazar, ein. Der Empfang seitens der Bevölkerung war ein sehr herzlicher und der Kronprinz trat sofort einen Gang durch den Ort an, um dann noch einen kurzen Ausflug nach der Fayumer Oase zu machen, diesmal allerdings nur auf kurze Strecke. . . . . Es handelte sich nämlich um den Besuch des sogenannten „Labyrinths",

einem Bauwerke aus der XII. Dynastie, das indeß keineswegs mit dem Bauwerke, welches uns Herodot so weitläufig und eingehend geschildert hat, identisch ist. Lepsius hat das Labyrinth noch für das Herodotische Wunderwerk gehalten — Mariette hat die Ansicht bekämpft und heute weiß man ganz bestimmt, daß jenes Bauwerk ursprünglich ein Palast des Königs Amenemhat's III. — Schöpfers des Möris-Sees war — der nachmals in einen Tempel mit Gräberräumen umgewandelt wurde. Jener Palast führte den Namen Lope-ro-hunt (d. h. Tempel am Eingange zum See) und daraus haben die Griechen ihr „Labyrinth“ gemacht.

Das Labyrinth — bei welcher Bezeichnung wir, der herrschenden Uebung halber, bleiben wollen — bestand, nach Lepsius' Messungen, aus einem Gebäudecomplex von 100 Meter Breite und hatte auf drei Seiten einen Hofraum von fast 200 Meter Länge und 160 Meter Breite. Die Seite nach Norden hin war (und ist) durch eine Pyramide begrenzt, die jedoch, da sie nur 100 Meter im Gevierte hat, diese Seite nicht völlig abschließt ... Auf diesem so umschriebenen Platze stößt man allenthalben auf Spuren von Ausgrabungen aus allerjüngster Zeit. Die Reisenden waren überrascht von dem Anblicke von Menschenknochen, welche in großer Menge umherlagen. Der südliche Theil des Ruinenfeldes besteht aus mäßig hohen Schutthaufen, die sich auch jenseits eines (aus viel jüngerer Zeit herrührenden) Canals, welcher im Bogen durch die Trümmerstätte zieht, fortsetzten. Deutlich konnte man die regelmäßige rechtwinkelige Form des Trümmerfeldes von den höheren Punkten aus übersehen. Die Reisenden stiegen dann in den mittleren Raum hinab, in welchem man noch ausgedehnte Gräber und Gruben von der Lepsius'schen Expedition sieht, in deren Mitte meist große Granitblöcke, Säulenstücke und dgl. m. liegen. Sie zeigen allenthalben deutliche Spuren einer gewaltsamen Zerstörung (Bohrlöcher für trockene Holzkeile, die mit Wasser begossen wurden ꝛc.) und liegen in großen Mengen umher.

Die Pyramide im Norden ist eine Ziegel-Pyramide. Nicht ein Stein wurde zu ihrem Bau verwendet. Daraus erklärt sich denn auch ihr heutiger Zustand, der ein Bild der Zerstörung und des Zerfalles darbietet, während die monumentalen Quaderbauten von Gizeh



Nilufer bei Monfalut (Abu-Foda).

die Jahrtausende überdauert haben. Gleichwohl hat sie an Höhe wenig eingebüßt. Der Ausblick auf die fruchtbaren Gefilde des Fayum ist nicht ohne Reiz, wenngleich etwas einförmig. Man sieht auch die Wüste ringsum, welche die Oase auf allen Seiten einschließt und weit drüben ein kurzes Stück des „arabischen" Nilufers von Beni-Suef. Selbst die Felsencoulisse, welche den Birket-el-Kurun begrenzt, jenen See am Rande der libyschen Wüste, den wir im vorigen Capitel kennen gelernt haben, taucht noch wie ein blaßgelber Schatten in die Landschaft herein. Von dem Aussichtspunkte erkannte man ganz deutlich die rechtwinkelige, einem ungeheuren Hufeisen gleichende Gesammtanlage der Ruinen und die zahllosen kleinen Räume und Mauertrümmer des westlichen Ruinenfeldes.

Es ist ein seltsames Conglomerat von Kammern und Gelassen, die einst in zwei Stockwerken übereinander lagen. Labyrintisch sieht der Bau wohl aus, bei näherer Inaugenscheinnahme begreift man aber sofort, daß dies nicht das herodotische Labyrinth sein könne. Dagegen spricht in erster Linie, daß die meisten der vorhandenen Kammern entweder gar keinen, oder nur einen einzigen Ausgang haben. Ferner sind diese Gemächer aus ungebrannten Ziegeln aufgeführt, während doch Herodot ganz deutlich davon spricht, daß die Wände aller Gemächer, die er gesehen, aus behauenen Steinen gewesen seien. Merkwürdiger noch als dies, ist das Vorkommen von Rundbögen in Nischen, die doch nicht altägyptischen Ursprungs sein können. Von „übermenschlichen Werken", von denen der griechische Gelehrte spricht, ist nirgends eine Spur zu finden, wie denn überhaupt das Ganze einen keineswegs sehr alterthümlichen Eindruck macht. An Knochenresten und Skelettetheilen fehlt es freilich nicht; ob sie aber Ueberreste jener Könige und Priester sind, welche nach Herodot im Labyrinthe begraben lagen, mögen die gewiegtern Reisenden und Aegyptologen von Fach entscheiden.

Die Rückkehr nach Beni-Suef erfolgte auf demselben Wege, wie der Herritt, durch das Thal des „Josefs-Canals" nämlich und über die breite Culturebene, die zwischen ihm und dem Nil sich erstreckt. Das Wetter war nicht sonderlich schön, obwohl sonst der oberägyptische Himmel mit seiner intensiven ungetrübten Bläue geradezu sprichwört-

lich für das Frühjahr ist, welches hier schon im Februar seinen Anfang nimmt.... Indeß sollte ja die Nilfahrt nicht von Beni-Suef — was wohl rathsam gewesen wäre — sondern von Siut aus angetreten werden, also fast halbwegs der Strecke Beni-Suef-Theben. Bis Siut ward die oberägyptische Bahn benützt, die vorläufig der erste Ansatz eines Schienenweges ist, der später durch ganz Nubien bis Chartum, dem Hauptorte des ägyptischen Sudan geführt werden soll — eine Weltbahn in ihrer Art, wenn man erwägt, daß selbst heute noch eine Reise nach der großen, aber äußerst verrufenen Hauptstadt der „Aequatorial-Provinzen“, als Forschungsreise gilt und es, in Anbetracht der Strapazen, welche in der Nubischen Wüste zwischen Korosko und Abu Hammed zu bewältigen sind, auch thatsächlich ist.

Nun, in unserem Falle handelt es sich um keine Forschungsreise, sondern einfach um einen Ausflug nach Theben und zum ersten Katarakt — eine Reise, die heute so wenig Anstrengung oder Mühsal verursacht, wie eine Strompartie auf dem Rhein oder der Donau. Die Cook'schen Dampfer vermitteln schon seit einiger Zeit den Verkehr auf der obbezeichneten Strecke und die gewöhnlichen, von Alters her in Gebrauch stehenden Nilboote „Dahabiyen“ — werden nur von solchen Touristen benutzt, denen es nicht an Zeit gebricht, und die die volle Romantik einer Nilreise durchkosten wollen.... Dem „Vater Nil“ ist eben noch immer ein Zauber eigen, der trotz der Jahrtausende, welche über ihn hinweggegangen sind, ungeschmälert geblieben ist. Das Geheimniß freilich, welches ihn gleichfalls Jahrtausende lang umhüllte, besteht nun nicht mehr. Man weiß, daß der „himmelentsprossene Strom“ seine Quelle in der Nähe des Aequators hat, wo er aus dem großen Ukerewe-See (Victoria Nyanza) entspringt, später in einen weiten See (Mwutan oder Albert Nyanza) einströmt, um dann als unverfälschter „Nil“ nordwärts zwischen großartigen Wald-, Rohr- und Wasserpflanzen-Wildnissen abzuströmen. Sein bislang räthselhaftes Anschwellen ist längst gelöst, seitdem man weiß, daß die beiden Nebenströme des Nil, der „blaue Strom“ und der Atbara, beide in Abessinien entspringend, die Niveau-Unterschiede herbeiführen, während der eigentliche Nil verhältnißmäßig wenig zu den regelmäßig wiederkehrenden Hochfluthen beiträgt.

Wie Aegypten dem Nil seine Existenz verdankt, so hängen auch die heutigen Bewohner einzig und allein von der regelmäßigen, normalmäßigen Stromschwelle ab. Ein Meter mehr kann das ganze Land in Gefahr bringen, ein Meter weniger Dürre und Hungersnoth im Gefolge haben. Man begreift daher leicht, daß die Fellachen mit Spannung und Sorge dem Steigen der Nilwässer entgegensehen. Um die Zeit, wo der Strom die normalmäßige, also nothwendige Wasserhöhe erreichen soll, werden, namentlich in Unter-Aegypten, täglich Rapporte ausgegeben, oder die Leute sehen selbst nach, indem sie — wie die Bewohner von Kairo — nach der Insel Rhoda hinüberpilgern, wo sich der uralte, angeblich noch aus der Pharaonenzeit herrührende „Nilmesser" befindet. . . . Der Nil steigt! Das ist ein Signal, das die Bevölkerung des ganzen Landes alarmirt. Das Steigen beginnt auf den verschiedenen Strecken des Stromes in erheblich abweichenden Terminen; es beginnt beispielsweise in Chartum Ende März, in Nubien Ende Mai, in Ober-Aegypten Ende Juni. Anfänglich langsam zunehmend, steigt der Nil bald nach Mitte Juli rapid und erreicht im October seinen höchsten Wasserstand. Er beträgt 16—18 Ellen und nun ist fast ganz Aegypten eine einzige, spiegelglatte Wasserfläche, aus welcher die Dörfer mit ihren Palmhainen wie Inseln, die Dämme wie dunkle Linien oder Bänder hervorragen. Und dazwischen wälzt der, seine normale Breite mindestens dreimal überschreitende Strom seine ungeheueren Wassermassen dem Meere zu. . . . Das Wasser hält sich zuweilen im September eine zeitlang auf gleicher Höhe und tritt dann wieder zurück, allerdings um dann doppelt rapid zu steigen und Mitte October seine Maximalhöhe zu erreichen. In der zweiten Hälfte des October beginnt dann der Strom wieder zu sinken, anfangs allmälig, später immer schneller.

Die Dämme sind durchstochen, das Culturland durchtränkt, mit neuem, das Wachsthum ungemein förderndem Schlamme überlagert. Gleichwohl wäre es um die Bodencultur Aegyptens schlecht bestellt, wenn man einzig nur dem Nil, beziehungsweise seinen regelmäßigen und normalen Schwellungen die Befruchtung überließe. Alles Land, welches auf diese Weise cultivirt wird, bringt nur eine Ernte hervor und ist nur für die Cultur gewöhnlicher Cerealien geeignet. Indigo,



Moufalut.

Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak, Pfeffer, Sesam u. s. w. bedürfen der Bewässerung das ganze Jahr hindurch und ein derart künstlich befeuchteter Boden gibt im Jahre nicht eine, sondern drei Ernten. Man wird überdies begreifen, daß es größere Flächen gibt, auf die das Wasser des Nil, selbst bei erlangter Maximalhöhe, nicht gelangen kann. Sie sowohl, wie jener kostbarere Culturboden müssen daher künstlich bewässert werden, und zwar theils mit Ziehbrunnen — häufig mehrere in Etagen übereinander — oder durch colossale Schöpfräder, deren Thongefäße das Wasser in höher gelegene Rinnen befördern, durch die es in die Culturen abgeht.

Die ganze Nilstrecke entlang kann man diese Schöpfräder sehen. Ihr monotones Knarren und Stöhnen ist von einer Landschaft Ober-Aegyptens ebenso unzertrennlich, wie es die hohen Taubenthürme der Fellachen-Dörfer und diese selbst sind... Der Eintritt der Nilschwelle aber ist ein allgemeiner Festtag in ganz Aegypten. Es wird illuminirt und getanzt, gebetet und musicirt, gejubelt und geschmaust. Welch' Jammer aber, wenn der Strom die normale Höhe nicht erreicht! Selbst die Staatsgewalt ist dann gezwungen in irgend einer plausiblen Weise zu interveniren. Als im ersten Jahre der Ankunft der Araber in Aegypten (unter Amr, dem Feldherrn des Chalifen Omar im Jahre 638 v. Ch.) der Nil nicht steigen wollte, waren die Aegypter bereits im Begriffe, heißt es, ihrer alten Sitte gemäß eine reichgeschmückte Jungfrau (die „Nilbraut") zu opfern. Das gab Amr, der die Menschenopfer kurz vorher abgeschafft hatte, nicht zu, fragte aber, als der Strom immer tiefer sank, den Chalifen um Rath. Nun schrieb Omar: „An den Nil Aegyptens, von Omar, dem Fürsten der Gläubigen. Bist du bisher nach deinem eigenen Willen geströmt, so vertrockne! Hat aber Gott, der Einzige, Allmächtige, dir zu fließen geboten, so beten wir Gott, den Einzigen, Allmächtigen an, daß er dir wieder zu fließen gebiete." .. Dieses Schreiben ward in den Nil geworfen, und gleich in der nächsten Nacht stieg der Strom um 16 Ellen... Zur Erinnerung an das Wunder und das abgeschaffte Opfer steht noch immer ein Erdpfeiler mit dem Namen „Nilbraut" in dem Canal, welcher die Nilwässer nach Kairo führen soll, von dem schwellenden Strom aber durch einen Querdamm noch abgesondert ist. Am Tage des Durchbruches beginnt

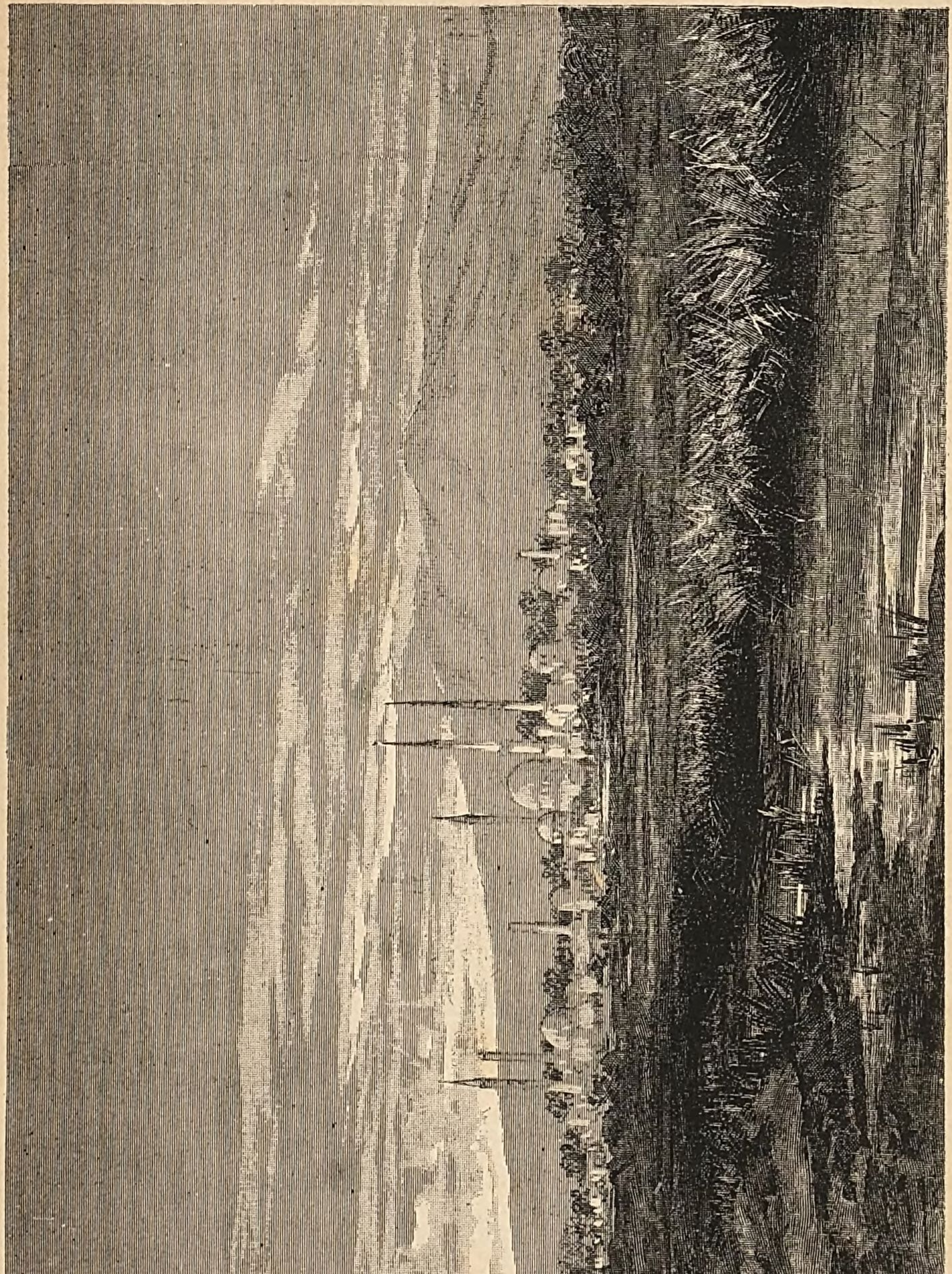
man von Sonnenaufgang den Damm immer schmäler und schmäler zu hauen, bis ein Boot hindurchbrechen und mit dem so gebildeten Wasserfall in den Canal abfluthen kann. Dieselbe Fluth verschlingt auch die „Nilbraut“. Früher warf man Gold in die dunklen Wogen, um welches dann die Fellahjungen tauchen und sich balgen durften. ... Eine „staatliche Intervention“ in Sachen der Nilschwelle, welche in unsere Zeit fällt, ist besonders charakteristisch, weil sie darthut, daß ihr Veranlasser der Gewissensfreiheit wesentlich näher stand, als die übrigen moslemischen Gebieter in Aegypten. Als nämlich im Jahre 1825 der Nil nicht zur rechten Höhe steigen wollte, ordnete Mehemet Ali Gebete in allen Moscheen an und lud zugleich die übrigen Culte ein, Gott um die gemeinsame Wohlthat zu bitten. „Es wäre doch merkwürdig“, soll er gesagt haben, „wenn keine dieser Religionen etwas taugen sollte.“ ...

Wir haben uns übermäßig lange mit „Vater Nil“ beschäftigt und müssen nun an die Schilderung der eigentlichen Stromfahrt denken. Wir haben oben erfahren, wie sich der Riesenstrom in gewöhnlicher Zeit ansieht, und welches Bild er darbietet, wenn seine Wässer zu gewaltiger Höhe anschwellen. ... Nun noch einige Worte über das Nilthal. Seit den ältesten Zeiten verstand man unter „Aegypten“ immer nur jenes schmale Culturland, welches sich auf das eigentliche Thal des Nil beschränkt, und das zu beiden Seiten von Wüstenbergen gesäumt wird. Schon damals in früheren Jahrtausenden ging es, wesentlich wie heute, auf leichter Barke mit frischem Nord die glänzende, breite, barkenbelebte Stromfläche hinauf, und vorüber an den erdgebauten Dörfern zwischen ihren Palmgruppen und Palmhainen, über denen der Sperber, damals ein heiliger Vogel, kreist. Wenn der Wind ausbleibt und die Barke von der Mannschaft am Strick gezogen wird, ist es einladend genug, zu Fuß vorauszugehen, auf dem hohen Nilufer am Rand des üppig grünen, von Wasserschöpfrädern getränkten Feldes in jener erquicklichen Lebensluft eines ägyptischen Winters, wo ein Tag rein und golden wie der andere ist. Den grünen, bald mehr, bald minder breiten Thalgrund begleitet zu beiden Seiten ein gelbes Wüstengebirg und tritt zuweilen sogar bis an den Strom.

Das ganze Nilthal ist nichts anders als ein riesiger Friedhof der Menschen- und Culturgeschichte. Mit wenigen Ausnahmen beschränken sich die Ruinenplätze und Trümmerstätten nur auf das Thal selbst, und an solchen Denkmälern — kolossalen Leichensteinen gleich — gibt es wahrlich keinen Mangel. Sie sind mehr oder weniger die Etapen jenes unvergleichlichen Lebens, welches man ägyptische Geschichte und Cultur nennt. Nichts ist ergreifender, als die Wahrnehmung, daß der Zeit nichts zu trotzen vermag, selbst die glänzendste Kundgebung des menschlichen Geistes nicht. Zwar die gigantischsten Denkmäler ragen zum Theile noch immer aufrecht; daß aber auch ihre Herrlichkeit ein Ende nehmen wird, bedarf kaum der Beweisführung. Neigen doch selbst die gewaltigen Säulen des großen Ammonstempels, jede 12 Fuß dick und 66 Fuß hoch — zum Sturze! Und wer verbürgt, daß nicht in näherer oder fernerer Zukunft die Nilwässer den Boden unter den sitzenden Memnonskolossen auf der thebanischen Ebene unterwaschen und ein gewaltiger Trümmersturz die Stätte bezeichnet, wo jene Wunderstandbilder standen, deren eines (das „tönende") vor Zeiten die Morgenröthe mit süßem Klagelaut begrüßte? . . .

Die Nilreise des Kronprinzen nahm von Beni-Suef ihren Ausgang, und zwar wurde die erste Strecke bis Siut, wie bereits erwähnt, nicht zu Schiff, sondern mit der oberägyptischen Eisenbahn zurückgelegt. Zudem fand die Fahrt in den Nachtstunden statt, so daß wir über einen der interessantesten Abschnitte des Nilthales eigentlich nichts zu berichten hätten. Wer aber ein Bild von dem Ganzen gewinnen will, muß nothwendigerweise den vollständigen Zusammenhang des Details kennen, und so erscheint es unerläßlich, dem Leser die einzelnen Stationen wenigstens mit einigen Strichen vorzuführen. Was von Belang ist, wird sich leicht einflechten lassen. Auf unserer Rückfahrt dann wollen wir da und dort Nachlese halten und der Reflexion größeren Raum geben.

Die oberägyptische Bahn hat eine Länge von 400 Kilometer, und kommt sonach so ziemlich der Strecke Wien-Rosenheim oder Wien-Steinbrück gleich. Der Fahrpreis ist nur um weniges geringer, die Fahrzeit ($11^1/_2$ Stunden) sogar etwas kürzer, wenn man auf jenen Strecken die Eilzugsgeschwindigkeit zum Vergleiche nimmt, in



Siut.

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

welchem Falle dann die Tour auf der Nilthalbahn um zwei Stunden länger währt. . . Es läßt sich denken, daß auf einer so ausgedehnten Strecke, zumal in einem Lande wie Aegypten, an denkwürdigen Plätzen und interessanten Objecten kein Mangel ist. Die erste Theilstrecke von Kairo bis Beni-Suef kommt hier nicht in Betracht. Von Beni-Suef ab ist die erste Station Bibe, wo sich eine Fabrik mit hochragendem Schornstein befindet — ein Bild, das wohl kaum sonstwo ähnlich störend wirkt, wie auf dem Culturboden des Pharaonen-Reiches. Weiter folgt Feschn, ein zu Zeiten von regem Handels- und Gewerbsleben durchpulstes Städtchen.

Bedeutender ist Abu Girge — nicht zu verwechseln mit Girge, das stromauf von Siut liegt, und wo wir später länger verweilen werden. Schräg von Girge gegenüber befindet sich der Fabriksort Scheich el Falt, ein Ort, der insoferne merkwürdig ist, als man in seinem Bereiche zahlreiche Hundemumien gefunden hat. Führen wir nicht in den Nachtstunden, die zu Schiff allerdings ihre unvergleichlichen Reize haben mußten, im Coupé aber doppelt schwer zu ertragen sind, dann würden wir hier das arabische Ufer des Nilthales auf einen ganz schmalen Culturstreifen beschränkt finden, zumal dort, wo die gewaltige Kalksteinmasse der Djebel et Ter an den Strom herantritt. Bleiches Licht, wie rosige Dämmerung liegt auf der massigen Scheitelfläche. Stille große Sterne hängen in tiefblauer Höhe und senden blitzende Strahlengrüße in die Tiefe. Der Nil zieht lautlos vorüber und sein klarer Spiegel gibt die Uferhöhe wieder, über deren Rand ein Schimmer wie Phosphorlicht zittert. Es ist der Mond, dessen fahle Schleierhülle die weißgrauen Kalkzinnen umweben . . .

Und seltsam — diesen unvergleichlichen Zauber genossen unsere Reisenden von den Fenstern eines modernen Waggoncoupés aus, der über denselben Boden rollte, der vor Jahrtausenden die pomphaften Aufzüge der Ramses' und Totmes' und Amenophis' — der äthiopischen und assyrischen, der persischen und römischen Kriegsherren gesehen!

Der Zug poltert in weiten Curven aber scharf am Nilufer dahin. Wir sind in Samallut, dessen Minaret geisterhaft durch die Nacht flimmert. Drüben, am schroffen Abhange des Djebel et Ter,

hängt hart an der breiten Gipfelfläche, das Koptenkloster der „Jungfrau Maria“.

Man sagt, daß die Mönche dieses Klosters häufig über den Strom herüberschwimmen, wenn sie der Dahabiyen europäischer Reisenden ansichtig werden, und vollständig nackt aus dem Wasser steigen, um Geschenke zu erbetteln. Nun lag freilich die schwüle Nacht über Kloster und Ter-Höhe ausgebreitet und die ehrwürdigen monophysitischen Patres lagen im süßen Schlummer. . . Wieder geht es im Fluge vorwärts. Wir langen in Minye an. Schade daß es Nachtzeit ist! Wir hätten da ein Stück moderner Welt vor uns; eine prächtige Villa des Vicekönigs, Fabriksschlote, und sogar ein griechisches Restaurant: Alles von dem regen Leben des freundlichen und netten Städtchens umfluthet . . . Dann folgt eine langgestreckte dörferlose Culturebene, und linker Hand (auf der arabischen Uferseite) ein stilles Thal, in welchem des Mondes Silber in lichten Wellen wallt. Darüber ragt im Süden eine Uferhöhe, jene von Benihassan, wo die berühmten „Felsengräber“ liegen.

Die schönsten — eine Reihe von Kammervorhallen mit dorisch-hohlgestreiften Säulenschäften unter dem Felsendach — stammen aus der Zeit der XII. Dynastie . . . Nur wenige Minuten schneidet die Kammhöhe des Uferberges unseren Horizont, dann ist auch diese Scenerie dem Blicke entrückt. Plötzlich schimmert der Nil herüber; die Bahn zieht hart am Strome hin und berührt den hervorragenden Fabriksort Roda. In Aegypten aber, wo es so viel zu denken, zu reflectiren gibt, wo die Zeugen des grauen Alterthums und die Zeichen der modernen Zeit fast immer unvermittelt nebeneinander liegen, muß die Phantasie des Reisenden jederzeit auf die gewagtesten Sprünge in Raum und Zeit gefaßt sein. So auch hier. Gegenüber dem Fabriksorte, dort, wo die Kalkhänge des Ufers ihre Schatten in den breiten Strom werfen, hat Antinous, der Liebling des Kaisers Hadrian, jenes rührende Opfer gebracht, das erst neuerdings ein berühmter Aegyptologe und nicht minder berühmter Romanschriftsteller in einer farbenreichen Erzählung poetisch verklärt vorgeführt hat. Es dürfte wohl allgemein bekannt sein, daß Antinous, der „schöne Bithynier“, sich in den Strom stürzte, um ein Unheil abzuwenden, das laut eines

Orakels den Kaiser ereilen sollte. Hadrian aber, ebenso dankbar als baulustig, ließ auf jener Stelle eine Stadt erbauen — Antinoë — deren Trümmer man vom Stationsplatze von Roda aus sehen müßte, läge nicht fahle Dämmerung auf dem ganzen Bilde.

Roda liegt übrigens gleichfalls im Bereiche einer Culturstätte. Unweit von hier bestand nämlich vor Alters Hermopolis, des Hermes Stadt, deren Tempel-Trümmer erst in diesem Jahrhundert vollends verschwunden sind. Nur auf ägyptischem Boden kann man verstehen lernen, wie die Griechen dazu kamen unter dem Namen Hermes sowohl einen in den Feldern stehenden Befruchtungsgott (die sogenannten Hermen), als den jugendlich schönen Götterboten der homerischen Dichtung zu begreifen. Mit dem Namen Hermes (der selber ägyptisch ist) benannte nämlich Aegypten sehr verschiedene Götter — erstens den Sonnengott, zweitens den Mondgott, der nach altägyptischem Glauben die Seelen an sich zog, und darum auch in menschlicher Gestalt als Seelenführer erscheint; drittens gab es noch einen Hermes, der Vorstand der Priesterschaft an Osiris' Hof war.

Als dieser jüngste Hermes einst auf dem Nilufer spazierte, stieß er mit dem Fuße an eine Schildkrötenschale, so daß die vertrocknet darin ausgespannten Sehnen einen Klang gaben. Das brachte den Gott auf die Idee eines Musikinstrumentes und die Lyra war erfunden. . . Diese Sage hat sich bekanntlich auf die Wanderschaft begeben und ist am arkadischen Berg Kyllene hängen geblieben, wo ein homerischer Hymnus den angeblich dort geborenen Hermesknaben die Schildkrote finden und zur „Sängerin" machen läßt.

Wir sausen mitten durch die Nacht, die nichts weniger denn eine ägyptische Finsterniß ist. Alles Land erscheint von dem bleichen Schimmer des herrlichen Sternenhimmels verklärt und die Gefilde scheinen belebt zu sein von den Gestalten der Vorwelt. Fern im Osten aber liegt ein blasser Streifen, der erste matte Schimmer von Eos' Rosenfittigen. Es dämmert. Der Zug rasselt durch breites Culturland und tritt dann wieder bei der nächsten größeren Station hart an den Strom heran. Diese Station ist Monfalut, und gegenüber dunkelt der Djebel Foda, ein Eldorado für Jäger auf Vogelwild. Unzählige Schaaren von Pelikanen, Reihern und Störchen pflegen den Fels, der



Abfahrt von Siut.

von den Schiffern als Windfang gefürchtet ist, zu umschwärmen. Wir haben noch 42 Kilometer Bahnstrecke vor uns, die in einer Stunde zurückgelegt werden. Dann lenkt der Zug in den Stationsplatz von Siut ein.

In Siut hatte man sich für eine ganz andere Empfangszeit, für den vorhergegangenen Abend nämlich, vorbereitet. Der österreichisch-ungarische Consular-Agent, der ein echter und rechter Araber ist, gedachte die hohen Reisenden mit dem üblichen Ceremoniell zu empfangen und überdies Festlichkeiten zu veranstalten, die natürlich nicht stattfinden konnten, als der Kronprinz um 5 Uhr Früh in Siut angelangt war. Er begab sich direct auf den Nil-Dampfer, mittelst welchem er die Reise fortsetzen sollte. Die Triumphbögen, Laternenpfähle, Fahnen, Palmzweige, Festons u. s. w. verblaßten in der grauen Morgen-Dämmerung. Das hübsche Empfangszelt, welches der Consular-Agent hatte herstellen und mit kostbaren Teppichen belegen lassen, blieb ungesehen.

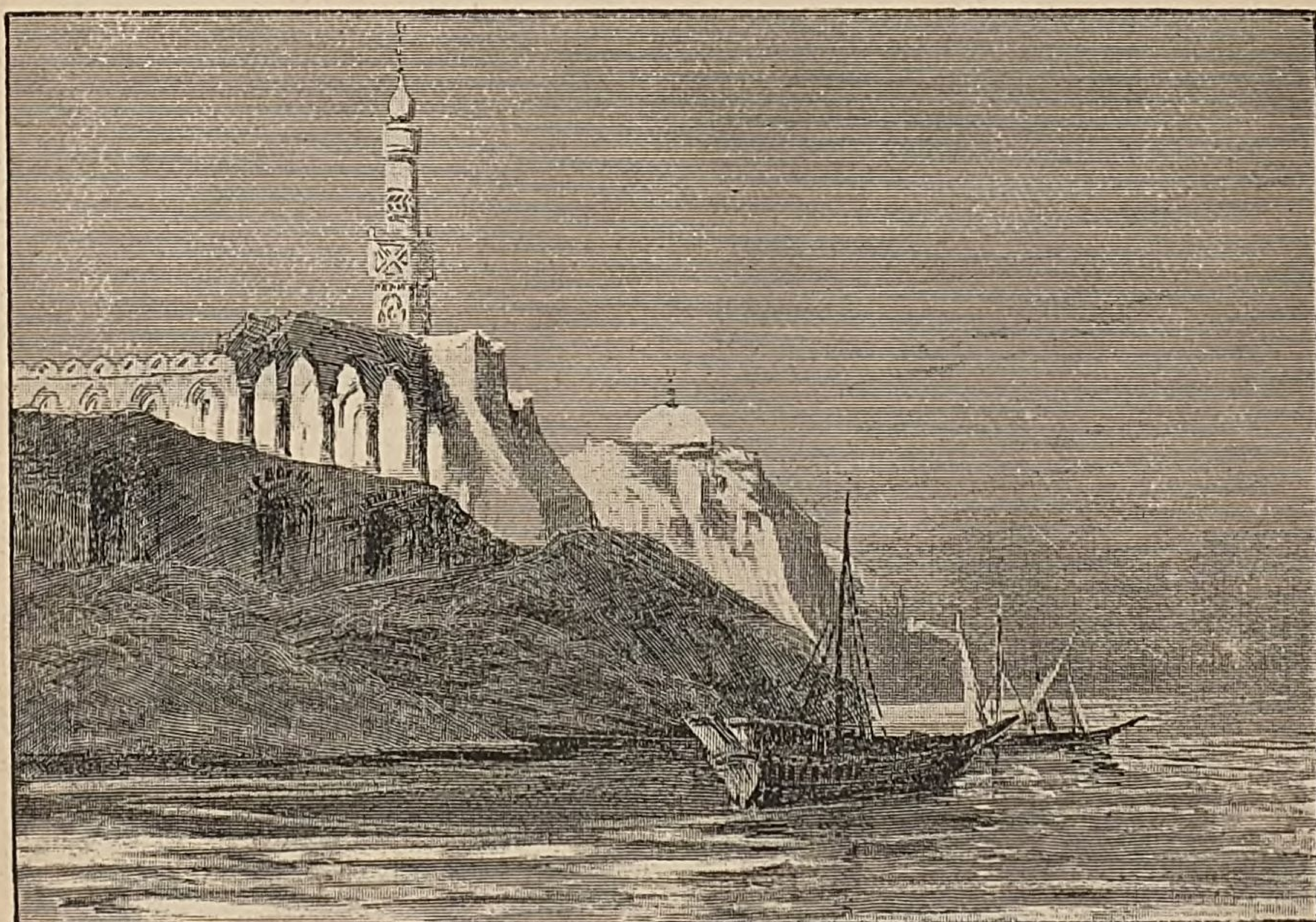
Der Nil-Dampfer, — „Feyruz" mit Namen — den der Vice-König den hohen Reisenden zur Verfügung gestellt hatte, stammt noch aus Ismail Paschas Zeit. Er ist der schönste und schnellste, wenn auch nicht der größte unter allen Nil-Dampfern. Uebrigens unterscheidet er sich fast gar nicht von den gleichen Fahrzeugen, wie sie auf europäischen Strömen verkehren. Abweichend von diesen war nur die ungewöhnliche Pracht, die von Seite des Khedive aufgewendet wurde, um seinen Gästen für die Dauer der ziemlich langen Nilreise einen würdigen Aufenthalt zu bieten. Ueber der mit großem Luxus ausgestatteten Schlafkoje mit gold- und seidestrotzendem Himmelbette, liegt ein ähnlich prächtiger, für einundzwanzig Personen eingerichteter Speisesaal und über diesem das mit einem Zeltdache überspannte Verdeck. Das Vorderdeck enthält die Schlafkojen und Speisezimmer für das Gefolge und die Dienerschaft, das sich diesmal auf 35 Personen belief. Mit der durchaus ägyptischen Schiffsmannschaft dürfte die Kopfzahl von Hundert nicht weit entfernt gewesen sein. — —

Sonniger Morgen, herrliche, ungetrübte Bläue — weißes Vogelwild über den Nilfluthen schwebend: so ließ sich die erste Stunde der Wasserfahrt an. Später gestaltete sich die Reise weniger freundlich,

wenn auch die ganze Fahrt unvergleichlich reizend war. Das Thal erweiterte sich zu großer Breite und überall schimmerte prächtiges Grün längs der mehr oder minder hohen und steilen Ufer. Die Garteninseln werden zahlreicher, die Baumgruppen üppiger, zumal wo sie Dörfer umrahmen. Da und dort knarren die hohen Schöpfräder, und um hohe, zinnengekrönte Thürme schwärmen förmliche Wolken von Tauben. Neugierig drängen die Fellachen mit Weib und Kind nach dem Strome und geben so malerische, zum Strombild harmonisch wirkende Staffagen ab. Die Kinder sind meist splitternackt, die Männer oft nur mit Lendenschurz oder leichtem Ueberwurf, die Weiber mit dem bekannten blauen Hemde bekleidet... Erquickender als Alles ist aber die balsamische Luft — ein wahrer Paradieses-Athem. Wenn man sie in vollen Zügen einschlürft, begreift man erst ganz, wie sehr jene Heilbedürftigen Recht haben, wenn sie dem heimatlichen Comfort und den Neigungen des Culturlebens Valet sagen, um unter dem Himmel Ober-Aegyptens, unter fremden Menschen, und fremdartigen, auf die Dauer ganz gewiß lästigen Verhältnissen, einen oder den anderen Winter zu verbringen. Während daheim der Schnee auf Häuser und Fluren lastet, der kalte Straßendampf den Fußgeher umweht, und dem Fahrenden die Füße starr werden, lächelt im Nilthale ein Tag wie der andere golden herab, leuchtet der Himmel strahlenverklärt und weht die stärkende Wüstenluft neuen Lebenszauber in die Brust des Siechenden.

Die Fahrt von Siut ab bot zunächst bis Abu Girge wenig Abwechslung. Wohl sieht man ab und zu Trümmer, aber sie sind meist ohne Belang. Dagegen darf die Erinnerung gerade in diesem stark vereinsamten Theile des Nilthales bis weit in die älteste Sagenwelt Aegyptens hinaufgreifen, denn hier, wo unweit von Kau el Kebir die Stätte von Aetaeopolis sich dehnt, fand, nach ägyptischem Mythus, der Entscheidungskampf zwischen Horus, dem Lichtgotte, und Typhon (Seth) statt. Man wird sich erinnern, daß ersterer ein Kind des Osiris und der Isis war. Osiris aber erlag den Nachstellungen des Typhon. Letzterer hatte den Osiris gelegentlich eines Gastmahles bewogen, sich in eine Lade zu legen, die er nun mit 72 Genossen verschloß und in den Nil warf, der sie ins Meer trieb. Isis legte Trauerkleider an

und suchte klagend die Lade, fand sie bei Byblos und erbrach sie. Typhon sperrte sie aber wieder auf und zerschnitt den Leichnam des Osiris in 14 Stücke, die er zerstreute, die aber von Isis gesammelt, und am Fundorte beerdigt wurden (daher die vielen Osirisgräber in Aegypten). Horus aber, der beim Tode des Osiris noch ein Kind war, wurde später der Rächer seines Vaters und besiegte Typhon in mehrtägigem Kampf, ohne ihn indeß völlig zu vernichten. Osiris war



Girge.

übrigens nicht gestorben, sondern in die Unterwelt hinabgestiegen, während er auf der Oberwelt in seinem Sohne Horus fortlebte....

Die nächsten größeren Ortschaften, welche passirt wurden, waren Sohag und Achmim; ersteres ist der Ausgangspunkt jenes großen Jusuff-Canals, der die ganze lange lybische Thalseite des Nillandes bis Beni-Suef und schließlich das Fayum durchädert und bewässert. Es ist dies eine Strecke, die, direct gemessen, über 500 Kilometer



Das Nilufer bei Abydos.

mißt, die Krümmungen des Canals eingerechnet, wahrscheinlich aber über 600 Kilometer lang sein dürfte.... Die erste Station aber, wo der „Feyruz" halten sollte, war Girge, eine Stadt, die dadurch interessant ist, daß sie stückweise im Nil untergeht. Auf hohem, dem gewaltigen Ansturme des Stromes ausgesetztem Ufer gelegen, stürzen schon seit langer Zeit die Böschungen successive ein und was darüber ragt, fällt in die Tiefe. Nun ist der Rest einer Moschee daran, den Sturz in die Tiefe zu machen. Man sieht jene scharf ober der Kante des letzten Böschungsrutsches ragen, ein Mahner an eine nicht aufzuhaltende Katastrophe. Die Bewohner von Girge freilich meinen, daß eine solche Katastrophe sie nicht über Nacht überraschen könne, und das Zerstörungswerk langsam genug vor sich gehe, um den Auszug aus den bedrohten Gebäuden zeitgerecht bewirken zu können.

In Girge, wo die Reisenden am 2. März eintrafen, wurde auf dem Schiffe übernachtet. Ursprünglich hatte der Kronprinz gar nicht die Absicht, das Städtchen zu betreten. Aber die glänzende Illumination der ganzen Stadt war verlockend genug, ans Land zu steigen, was denn auch nach dem Diner geschah.... Der ganze Weg, welchen die Reisenden zurückzulegen hatten, war mit Teppichen belegt und durch kleine Triumphbögen, die rothe und weiße Lämpchen trugen, markirt. Das Haus des österreichisch-ungarischen Consuls, Veranstalter der Empfangsfeierlichkeiten, ist eines der schönsten in Ober-Aegypten, was freilich nicht viel sagen will, denn es ist kaum mit einem unserer gewöhnlichen Wohnhäuser zu vergleichen. Der Consul that ein Uebriges, indem er die gesammte Einrichtung seiner Wohnung aus Anlaß des hohen Besuches aus Oesterreich bezog. Man begreift, daß dem Kronprinzen diese Ueberraschung Vergnügen bereitete.

Im großen Empfangssaale des Consular-Gebäudes wurde nun den Reisenden eine sogenannte „Fantasia" vor Augen geführt, ein landesübliches Vergnügen, wie es auf Bestellung allerdings jeder Tourist haben kann. In Ermanglung edlerer Zerstreuungen sind die Fantasias solche, die, wenn nichts anderes, gewiß den Anspruch auf Originalität erheben dürfen... Den Glanzpunkt der Fantasias bilden allemal die Almés oder Sängerinnen und die Ghawazies oder Tänzerinnen. In Girge waren nur die letzteren zur Hand, deren „Kunst-

gebiet“ seit Abbas Paschas Zeit überhaupt nur in Ober-Aegypten ist, da jener zelotische Winkeldespot das leichtfertige Völkchen sammt und sonders aus dem Nildelta abschaffte. Man findet sie heute namentlich in Kene, der wahren Pflanzstätte der edlen orientalischen Tanzkunst.

Der Consul von Girge hatte sich die berühmtesten Ghawazies aus Kene und Luksor kommen lassen — leider sammt und sonders alte und häßliche Gestalten. Etwas weniger „Kunst“ bei mehr „Jugend“, wäre sicher besser gewesen und hätte den Reiz des Schaustückes erhöht. Der Tanz, den die Ghawazies aufführen, ist uralt. So „tanzten“ bereits die beliebten, aber übelbeleumundeten „gaditanischen Mädchen“ der Römer und auch die Hebräerin des hohen Liedes scheint nur auf diese Art von Tanz sich verstanden zu haben. Wenn jene Tänzerinnen jung und schön sind, was zuweilen vorkommen soll, dann kann das Bild kein ungünstiges sein. Die leichten Gestalten werfen sich, wie ein Zug von lustigen Sommervögeln, die vom Fluge müde sind, in launiger Weise auf die Strohmatte der Kaffeebude, in der sie sich eben produciren. Hier schlürfen sie den ihnen von allen Seiten gereichten Kaffee. Plötzlich schnellen sie, wie von einer Inspiration ergriffen, empor und beginnen zu hüpfen und zu springen, endlich zu „tanzen.“ Aber was für ein Tanzen! Die Bewegung fängt zuerst oberhalb der Füße an und pflanzt sich von da in aufsteigender Linie fort bis zum Oberkörper, wo sie ihren Gipfelpunkt erreicht. Dann nimmt sie wieder ab, wird leichter und sanfter, bis schließlich um Kopf und Brust kaum mehr ein merkliches Zittern spielt. Der Paroxismus dieser Bewegung ist fast unheimlich zu nennen; mit förmlicher Wuth und bacchantischem Wahnsinn wenden und drehen die Mädchen die zarten Leiber, daß man zu glauben versucht wird, sie wollten aus sich selbst heraushüpfen — gleichsam als fänden sie die irdische Hülle zu zart und zu schwächlich, um noch länger den Vulkan glühender Leidenschaften in sich zu beherbergen.

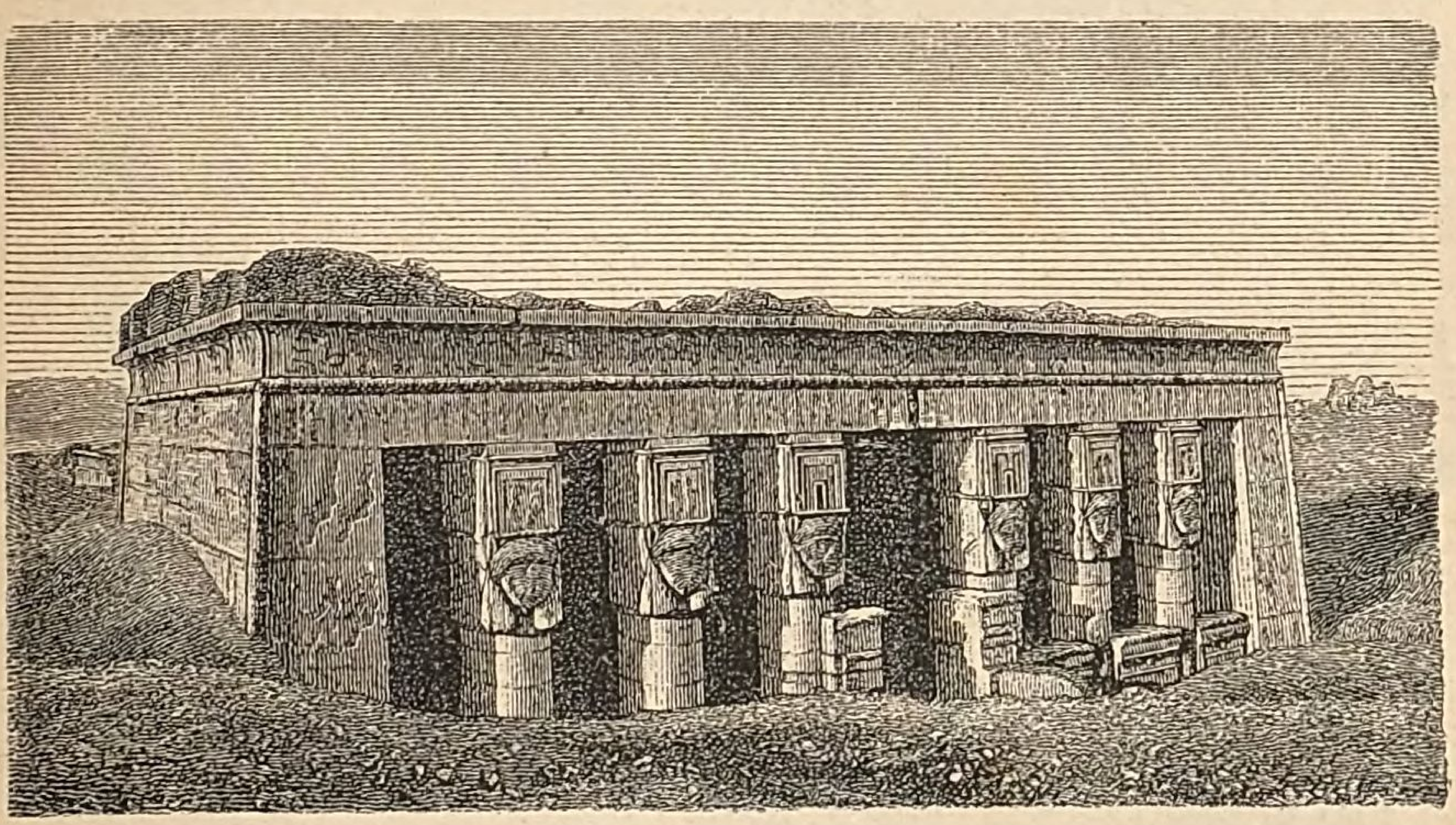
Die Ghawazies gehen alle unverschleiert und sind reich mit seltsamen Geschmeide behangen. Ihr Haar fällt oft in langen, dunklen Wellen auf den entblößten, in mattem Bronzeton schimmernden Busen herab, und ihr Costüm besteht aus bunten, reich verzierten Stoffen... Was jene Tänze anbelangt, die die Ghawazies vor unseren Reisenden

executirten, so gab's mitunter einige interessante Nummern. Da gab es z. B. einen „Schwertertanz", wobei eine der Tänzerinnen einen langen Beduinen-Säbel mit dem Griff nach abwärts auf den Boden stellte, sich die nadelscharfe Spitze desselben an das rechte Augenlid ansetzte und dann, ohne sonstwie das Schwert zu halten, um dasselbe herumtanzte. Ein falscher Schritt, eine Zuckung mit dem Kopf und das Schwert saß ihr im Gehirn. Aber die Force dieser Tänzerinnen besteht eben darin, jeden Körpertheil unabhängig von dem andern bewegen und verdrehen zu können, und während so Hände und Füße und der ganze Körper in wilder Hast bewegt wurde, hielt die Ghawazie den Kopf stets auf gleicher Höhe. Eine andere Tänzerin bewies gleichfalls eine fabelhafte Geschicklichkeit und Sicherheit in der Ausführung von fast unmöglich dünkenden Bewegungen. Sie hatte sich eine gewöhnliche Weinflasche mit einer brennenden Kerze auf den Kopf gestellt und vollführte solcherart unglaubliche Sprünge und Verrenkungen. Sie warf sich auf den Boden, wälzte sich umher, hielt jedoch in ihren Bewegungen stets den Kopf derart, daß die Flasche darauf stehen blieb. Nach Beendigung dieses Tanzes stellte sie zwei Flaschen übereinander auf den Kopf und vollführte auch damit dieselben Evolutionen.

Die Krone der Production war jedoch der „Ringtanz". Eine der Ghawazies zog einen Ring vom Finger, warf denselben auf den Boden und tanzte nun mit erstaunlicher Geschicklichkeit um diesen herum, ohne ihn nur zu berühren. Zuletzt bückte sie sich, ohne Zuhilfenahme der Hände, zu Boden und hob den Ring mittelst der Augenmuskeln in ähnlicher Weise vom Boden auf, wie man etwa ein Monocle einzwängt.... Trotz solcher bravourösen Kunststücke machte die Production, wie dies in der Natur der Sache liegt, keinen besonderen Eindruck auf die Reisenden. In der Zukunft unterblieben denn auch alle angesagten und nicht angesagten Fantasias, mit Ausnahme eines Beduinentanzes in Kene.

Weit interessanter als alle Ghawazie-Tänze und Empfangs-Ceremonien waren die Eindrücke, welche die hohen Reisenden von einem Ausfluge nach Abydos heimbrachten. Diese Excursion bot dem Kronprinzen zum erstenmal auf seiner Nilreise Gelegenheit, große antike

Bauten in Augenschein zu nehmen. Die Ruinen von Abydos bestehen aus zwei Monumenten, dem sogenannten Memnonium Seti's I. und dem Osiris-Tempel. Ersteres ist kein großartiges, wohl aber höchst bedeutsames Denkmal, da es in seinem Innern ein Detail birgt, welches für die ägyptologische Forschung von größter Bedeutung wurde. Wir werden später auf dasselbe zurückkommen und gehen vorerst auf die allgemeine Schilderung des Memnoniums ein. . . . Es besteht aus zwei rechtwinklig zu einander stehenden Tempel-Abtheilungen, von denen die zweite eigentlich nur ein Zubau, und zwar aus späterer Zeit ist; denn nur der Haupttempel wurde von



Tempel von Dendera (Façade).

König Seti I. errichtet, während dessen Sohn, Ramses II. jenen Flügel hinzufügte.

Naht man dem Memnonium, so macht dasselbe keineswegs einen großartigen oder auch nur interessanten Eindruck. Man legt zwei arg verfallene Pylonen (Thorthürme) zurück und gelangt so vor die pfeilergegliederte Façade, in der vor Alters sieben Eingangsthore sich befanden, von Ramses aber bis auf eines zugemauert wurden. Tritt man durch das freigelassene Mittelthor ein, so hat man einen wenig geräumigen Säulensaal vor sich, dessen vierundzwanzig Schäfte mit ihren hübschen Knospen-Capitälen, nur die theilweise erhaltene Decke

tragen. Parallel zu diesem Saal mit seiner Doppelreihe paarweis geordneter Säulen, läuft ein zweiter, größerer dahinter, mit sechsunddreißig Säulen, von denen aber nur die zwei vorderen Reihen, wie in der vorderen Halle, Knospen-Capitäle tragen, während die hinterste dritte Säulenreihe Schäfte ohne Capitäle zeigt. Diese Reihe liegt übrigens etwas höher und man tritt sonach auf eine Art von Plattform, um vor jene Reihe von Kammern zu gelangen, welche das eigentliche Sanctuarium bilden. . . . Waren schon die beiden zurückgelegten Säulenhöfe interessant genug, um die Wißbegierde der Reisenden zu erwecken, so war dies noch mehr mit jenen Kammern der Fall. . . Letztere waren verschiedenen Gottheiten geweiht; in alter Zeit besaß jede der sechs Heiligthümer das Standbild des betreffenden Gottes, dem es geweiht war. Was noch vorhanden ist, und einen tiefen Einblick in das altägyptische religiöse Leben gestattet, das sind die zahlreichen Bildwerke, welche sich auf den Wänden der Kammern vorfinden — Darstellungen von Opfergeräthen und Culthandlungen, wie sie für die einzelnen Gottheiten: dem Phtah, Osiris, Horus, der Isis u. s. w. gebräuchlich waren.

Keine einzige der interessanten Kammern wurde unbesucht gelassen. Sie bildeten aber keineswegs den Glanzpunkt des Memnoniums. Tritt man in den zweiten Säulenhof zurück, so hat man — auf jener früher erwähnten Plattform verbleibend — eine Eingangsthür rechter Hand (d. i. südöstlich) vor sich, durch die man in einen langen Gang eintritt. Die Wände desselben enthalten höchst merkwürdige Inschriften, von denen jene auf der rechten Seite eine der wichtigsten historischen Urkunden ist. Es ist dies die weltberühmte „Königstafel von Abydos“: zwei Schriftcolonnen mit den Namen von mehr als siebenzig ägyptischen Königen. Auch an bildlichen Darstellungen fehlt es nicht, doch sind dieselben von geringerem Belange, was auch von denjenigen der linken Wand gilt, wo auch eine auf die Götter Bezug nehmende Inschrift vorhanden ist. . . . Der Entdecker dieses Ganges, Mariette, hat ihn — was im Interesse der Wissenschaft freilich nicht zu unterschätzen ist, den Reisenden und Studirenden aber großen, wissenschaftlichen Abbruch bereitet — wieder zuschütten lassen, um jede muthwillige Zerstörung hintanzuhalten. Was die anderen Räumlichkeiten

dieses ramessidischen Flügelbaues betrifft, so sind sie von geringerem Interesse, als Seti's Haupttempel. Aus einem Quergange (oder schmalen Gemache, wenn man es so nehmen will) führt eine Treppe auf das Dach des Tempels.

Das zweite monumentale Denkmal von Abydos ist der Osiris-Tempel, nun arg verfallen, aber noch in seinen kümmerlichen Resten von gewaltigem Eindrucke. Erbaut wurde er von Ramses II. Die Königsliste, welche vordem eine der, noch immer mit farbigen Darstellungen geschmückten Wände einnahm, hat die Reise übers Meer antreten müsser und befindet sich nun im brittischen Museum. . . Im ganzen Tempelcomplexe ist wüste Anhäufung von gestürzten Säulen, Götter-Pfeilern (dem Osiris zugehörend) und Obelisken aus den verschiedensten Gesteinsgattungen, darunter sogar Alabaster. Ein Gesammtüberblick über das Trümmerfeld ist dennoch nicht ohne eigenthümlichen Reiz, obwohl der Osiris-Tempel gegenüber dem Memnonium Seti's I. in keiner Richtung einen Vergleich aushält. — Während des Besuches der Ruinenreste hatten sich zahlreiche Neugierige aus dem nahen Fellah-Dorfe Arabat el Madfune eingefunden. Die Niederlassung liegt mitten im Fruchtfeld und auch weiterhin ist grünes Land, aber von trostloser Einförmigkeit, denn die Culturebene ist platt wie ein Tisch. Nur im Westen der Ruinen erhebt sich eine Terrain-Unebenheit, der Höhenrand der libyschen Wüste nämlich, über dem die glühende Luft vibrirt und an dessen Schattenflächen der ganze Zauber eines herrlichen Helldunkels zur Geltung kommt — schöner und bestrickender, als alle Kunst eines Coreggio ein solches hervorzuzaubern vermöchte. . . .

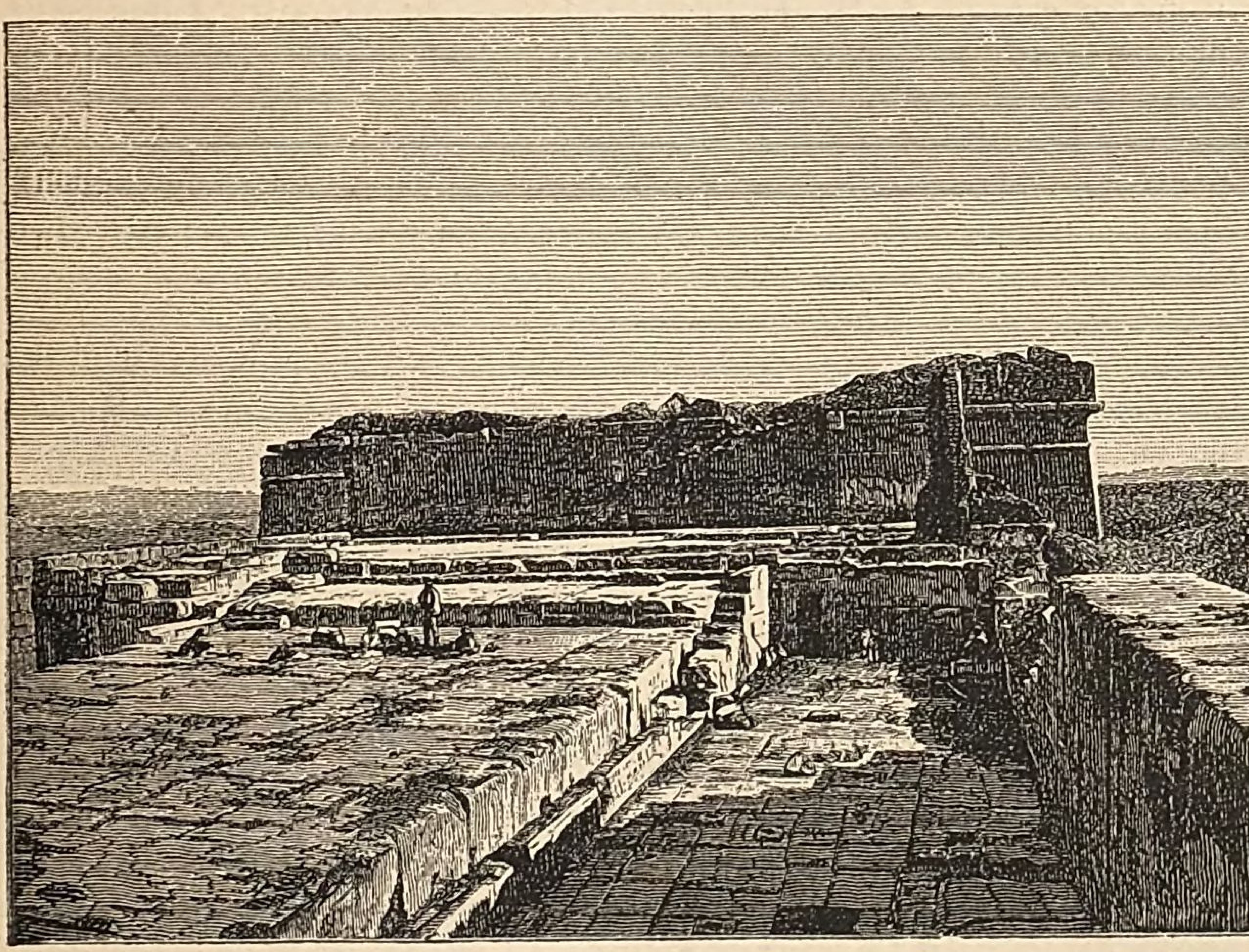
Nach der Rückkunft in Girge wurde sofort die Weiterfahrt angetreten. Der „Feyruz" mußte sich nun mühsam und vorsichtig zwischen den zahlreichen Inseln und Sandbänken seinen Weg suchen, was natürlich bei so niederem Wasserstande, wie es beim Nil anfangs März der Fall zu sein pflegt, nicht verhinderte, daß der Dampfer mehrmals festrannte, um erst nach längeren Anstrengungen wieder flott gemacht zu werden. . . . Trat ein solcher Fall ein, dann stürzten die nothdürftig mit einem Lendentuch bekleideten ägyptischen Matrosen mit Geschrei in den Strom, um die Wassertiefe zu sondiren, in die Zug-

taue einzugreifen und das Fahrzeug wieder vorwärts zu bringen. Solche Verzögerungen benützten unsere Reisenden, um da und dort, oft mitten in menschenleerer Gegend ans Land zu steigen und dem Jagdvergnügen, das im Nilthale eben überall sein Terrain hat, nachzugehen. Nachtfahrten wurden während der ganzen vierzehntägigen Dauer der Nilreise auch mit dem „Feyruz" nicht gemacht, eben jener Untiefen und Sandbänke halber. Die Dahabiyen verkehren auch bei günstigem Fahrwasser niemals in den Nachtstunden. Umso häufiger begegnet man ihnen während des Tages und in diesem Falle muß man Acht haben und den langsam mit den hohen und spitzen lateinischen Segeln gleich Riesenschwänen dahingleitenden Booten unausgesetzt ausweichen.

Die Strecke, welche auf diesen zurückgelegt wurde, begreift das Stromstück zwischen Girge und Kene in sich. Hervorragend wichtige Localitäten gibt es auf ihr nicht. Nur hinter Hau gibt's einige Abwechslung in Folge der zahlreichen Felsengräber, welche dort in dem rechtsseitigen Uferrand eingetrieben erscheinen. Umso merkwürdiger und interessanter ist die nächste Localität, die Stätte von Dendera, mit einem der wichtigsten Monumente aus altägyptischer Zeit. Es ist dies jener, inmitten des weitläufigen Ruinenfeldes gelegene große Hator-Tempel, ein Bauwerk, das die mannigfachsten Wandlungen durchgemacht hat. Daß schon in den ältesten Zeiten ein Heiligthum hier stand, ist erwiesen. Was man heute sieht, ist aber verhältnißmäßig jung, denn das Heiligthum ward erst unter den letzten Ptolemäern aufgeführt — freilich in Styl und Anlage ganz und gar nach dem älteren Vorbilde, das aus der Zeit Totmes III. stammt. Das älteste Heiligthum reicht angeblich bis in die VI. Dynastie hinauf, also etwa in das Jahr 2200 v. Ch. . . .

Der Besuch des sogenannten „Höhlentempels" währte längere Zeit, da er nicht nur sehr weitläufig ist, sondern auch zahlreiche bildliche Darstellungen enthält. Unter Brugsch's trefflicher Führung gestaltete sich der archäologische Excursus in Denderas heiligen Räumen zu einem ungemein fesselnden und interessanten. Ohne unsere Schilderung mit unnöthigen, oder das Gedächtniß belastenden Details vollzuspicken, wollen wir es versuchen, dem Leser ein möglichst anschauliches

Bild von dem Heiligthum zu geben. Durch ein verfallenes Thor und zwischen niederen Schutzmauern (von Mariette zur Abwehr des Trümmersturzes aufgeführt) gelangen wir vor die säulengegliederte Hauptfaçade, die mit der östlichen Schmalseite des Bauwerkes identisch ist. Was nun folgt, ist ein imposanter, unter dem Niveau des Bodens liegender Säulensaal, drei Säulenreihen tief, zu dem man auf Stufen hinabsteigt. Rechts und links vom Haupteingange gruppiren sich in quadratischer Anordnung je neun, mit Kelchcapitälen geschmückte Schäfte



Tempel von Dendera (das Dach).

von gewaltiger Totalwirkung. Hat man diesen Saal hinter sich, so folgt ein wesentlich kleinerer, gleichfalls säulengegliederter Raum — streng genommen, nur eine Verlängerung der Vorhalle — von dem aus nach beiden Seiten Kammern sich öffneten. Sie dienten verschiedenen Cultuszwecken, wie die auf den Wänden sich befindlichen Sculpturen darthun.... Unsere Reisenden nahmen sich die Mühe, jeden der kleinen Nebenräume zu besuchen, und sich deren Zweck von dem sie begleitenden Aegyptologen erklären zu lassen. Dann betraten sie den sogenannten

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

„Saal des Opfertisches“, und einen dahinter liegenden zweiten größeren Raum, der unmittelbar vor dem „Allerheiligsten liegt... In allen diesen Räumen herrscht mitunter eine unheimliche Dunkelheit, was freilich andererseits den Vortheil in sich schließt, daß man einzelne dieser Räume durch künstliche Beleuchtungseffecte in förmliche Märchengelasse verwandeln kann. Nichts ist ergreifender, als dieses Lichterspiel an den grauen Mauern, über Capitäle und Simse hinweg, an den Decken entlang, von denen das gigantische Bild der Himmelskönigin herabsieht, oder in jenem engen Gang, der rings um das „Allerheiligste“ herumläuft. Hier öffnen sich nach drei Seiten abermals Kammern, eigentlich kleine, vollständig finstere Zellen, deren jede einer der Gottheiten von Dendera geweiht war. Nun nisten Schaaren von Fledermäusen in diesen „geheimnißvollen Gemächern“, wie sie in den Denkschriften genannt werden. Sie umschwärmen den Besucher und flattern ängstlich um das flackernde Licht oder im Bereiche des fahlen Glühscheines von Magnesium-Draht, welch’ letzterer die düsteren Räume in einem magischen, man möchte sagen verklärenden Schimmer taucht. Auch im „Allerheiligsten“ ist’s nun grabesöde. Einst befanden sich hier die „heiligen Barken“ mit den Götterschreinen darauf, die das Hator- und Horusbild enthielten. Am Neujahrstage aber, dem größten Feste zu Dendera, wo der König — die einzige Person, die überhaupt in das innerste Heiligthum eindringen durfte, und zwar nur an jenem einen Tage des Jahres — der Schönheitsgöttin opferte, wallten die Processionen durch alle eben geschilderten Räume, bis sie zuletzt aus dem geheimnißvollen Inneren des Tempels nach dem Dache emporstiegen.

Dorthin gelangt man auch heute noch mittelst Treppencorridoren, von denen der eine geradlinig, aber ungemein lang und völlig finster ist, während der zweite in gebrochenen Absätzen emporführt und einiges Seitenlicht empfängt... Als unsere Reisenden das Tempeldach bestiegen hatten, athmeten sie förmlich auf; hier gab es keine Fledermäuse, keine Moderluft, keine beklemmende Hitze. Vom nahen Nil herüber strich belebende Kühle und sein Spiegel blitzte da und dort silbern auf, bis gegen Kene hinauf, der Stadt im Osten. Freilich ist der Rundblick vom Tempeldache lohnender und genußreicher, als

eine Wanderung über dasselbe. Da nämlich das Heiligthum Oberlicht hatte und auch mehrere unsichtbare Oeffnungen, behufs Zufuhr der Luft, bedurfte, so ist das Wandeln auf der Oberfläche der Decke nicht so ganz ungefährlich. Ein Rundgang erschien überdies zwecklos, denn, ein kleines Tempelchen ausgenommen, besitzt das Tempeldach keinen Ausblick. In jenem kleinen Heiligthum aber fand zur Zeit des Hatorfestes am Neujahrstage die Hauptceremonie statt: Die Adoration der aufgehenden Sonne — des Gottes „Ra", des Vaters der „gebärenden Hator". Nun scheint die Sonne wie vor Jahrtausenden über das Denkmal, auch ragen die Säulen jenes Tempelchens noch. — Hator aber ist längst verschollen und Jene, welche sie an dieser Stelle anbeteten, sind verweht worden, wie der Wüstenstaub, der ihre zerstobenen sterblichen Reste deckt.

Von der Landungsstelle bei Dendera bis Kene hinüber, der eigentlichen Station für jene Ruinenstätte, ist's nur eine Spanne Wegs. Die Stadt ist ansehnlich und wichtig als Stapelplatz für die Karawanen, welche zwischen diesem Orte und dem rothen Meere (Kosseïr) verkehren — der ersten jener Transversalrouten, welche von der Küste des genannten Meeres aus in's Innere des Nil-Landes führen. Die zweite Route ist jene von Sauakin durch Ober-Nubien (Taka) nach Chartum, die dritte von Massauah durch Abessinien oder gleichfalls durch Ober-Nubien, (aber etwas südlicher) nach Chartum.

Kene ist die eigentliche Heimat der Ghawazies oder Tänzerinnen, mit denen wir uns weiter oben eingehend beschäftigt haben. Der Kronprinz, der die freundliche Stadt, den Bazar und die interessanten Bauten in Augenschein nahm, zeigte diesmal wenig Lust, die Glieder- und Körperverrenkungen der tanzenden Schönen nochmals anzusehen, und lehnte deshalb in freundlicher Weise das Angebot der Fest-Arangeure ab. Der Aufenthalt in Kene währte überhaupt nur ganz kurze Zeit. Die Nähe Thebens drängte die Reisenden sozusagen mit unerklärlicher Zaubergewalt vorwärts, und so war auch in den Städten Kuft und Kus, keines Bleibens.

Endlich, wo das Thal zu einer breiten Ebene wird, entrollten sich rechts und links die gelben Gruppen der Ammonstadt Theben.

Meilenweit auseinander bezeichnen sie den Umfang, den die hochgebaute, längst wieder in Fruchtfeld aufgelöste Stadt einst gehabt hat. Rechts, auf der Westseite, wo das Wüstengebirg sich weniger weit zurückzieht, steht ein ganzer Kranz von Tempeln am Fuße des Gebirges. Es sind meist Erinnerungstempel für Könige, die jenseits dieser vorderen Gebirgswand in unterirdischen, nun wieder zugänglichen Grabpalästen beigesetzt waren. Wir müssen bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß jede der Pyramiden in Unter-Aegypten einen Tempel, der dem innewohnenden Verstorbenen geweiht war, auf der Ostseite an ihrem Fuße hatte. In Theben dachte man sich das ganze Gräbergebirg als Pyramidenkette und setzte Tempel von entsprechender Bedeutung gleichfalls auf der Ostseite an seinem Fuße....

Ehe wir in die Details der Trümmerwelt von Theben eingehen, müssen wir eine allgemeine Umschau halten, damit der Leser die unerläßliche Orientirung gewinne. Bleiben wir also vorläufig im Bereiche der (linksufrigen) Todtenstadt.... Der mittelste jener früher genannten Tempel, das sogenannte Memnonium, war dem Andenken Rameses II. jenes Drängers der Hebräer geweiht. Im Vorderhofe saß und liegt jetzt die einst 60 Fuß hohe Granitfigur des Königs. Die Natur des Steines, bemerkt Diodor, in dieser Größe, ohne Spalt, ohne Ritz, sei nicht weniger wunderbar, wie die Größe und die Kunst des Werkes... Zu Hinterst, in der jetzigen Folge von Mauer- und Säulengruppen, in die der Tempel sich aufgelöst hat, fand man noch die Inschrift: „Saal für die Bücher des Thoth (des Hermes)" — also die Bezeichnung einer heiligen Bibliothek. Noch weiter nach Süden steht die kleine Burg und dahinter der große Prachttempel Ramses III. — oder wenigstes zwei Säulenhöfe dieses Tempels, von denen der innere an seinen Wänden in farbenreicher Darstellung den Krönungspomp und die Siegesstürme des Königs (aus der Zeit bald nach dem Abzuge der Hebräer) aufbewahrt hat. Zuletzt folgte eine Niederung zwischen langen Wallzügen am Fuße des Gebirges. Es war ein See, wie ihn auch Memphis nicht entbehrte — der See, über welchen die Leichenbarke mit ihrem Grabgeleit von Klagebarken zog, denn drüben, im heiligen Gebirg des Westens öffnen sich auch diesseits allenthalben die schwarzen Eingänge der Gräber. Dieser See ist nur ein Nach-



Ankunft in Luksor.

bild des unterirdischen Sees, über welchen nach ägyptischer Vorstellung die Todten fahren mußten und wenn die Vorstellung von einem solchen See auch auf griechischen Boden wiederkehrt, so ist sie sicher aus Aegypten bezogen....

Der Strom des Lebens in der ägyptischen Hauptstadt aber wandte sich südostwärts nach dem Nilufer. In jener Richtung wird die alte Hauptstraße jetzt noch bezeichnet durch zwei sitzende Riesenbilder des Königs Amenophis' III., der noch einige Jahrhunderte über die Ramessiden hinaufreicht. Die zwei Kolosse sitzen jetzt mitten im Feld und haben die drei Jahreszeiten der Dürre, der Ueberschwemmung und des Grüns bereits manchesmal wechseln sehen, seit die Stadt verschwunden und das altägyptische Leben sich nicht mehr zwischen ihren Fußgestellen drängt.... Die Strecke zwischen beiden Kolossen weist nach Luksor hinüber, dem Dorf auf dem jenseitigen Ufer, bei der dortigen Hauptgruppe, die nach diesem Dorfnamen benannt wird. Es ist ein Tempel, malerisch hoch auf dem Gestade, mit durchsichtigen Colonnaden und gewaltigem Thorsystem, denn wenn die Pforte selber auch ausgebrochen, so ragen doch die beiden Flügelbastionen des Thores noch in ganzer Höhe. Diese pyramidal geneigten, den Tempel deckenden Massenflügel haben im Innern Treppen und Kammern mit Fenstern nach Außen und dienten wohl als Wohnung für Priester und Sterndeuter. Vor dem Eingang standen zwei Obelisken (von denen der Eine die Reise nach Paris hat machen müssen) und begann eine Allee von mehr als 600 Riesensphinxen. In dieser Allee, von der nur das jenseitige Ende noch aus der Erde taucht, trug man einst unter Räucherung und Processionsgesängen die vergoldete Riesenbarke des Ammon-Ra. Die Allee führte hinüber nach Karnak, wo der Tempel des Gottes selber stand, und der sich heute als eine Kette von Thorbastionen, Säulenhöfen, Obelisken überragter Trümmerhaufen, Kammersystemen u. s. w. darstellt. Dieser Ammonstempel zeigt die größten Formen, deren selbst die ägyptische Kunst fähig war.

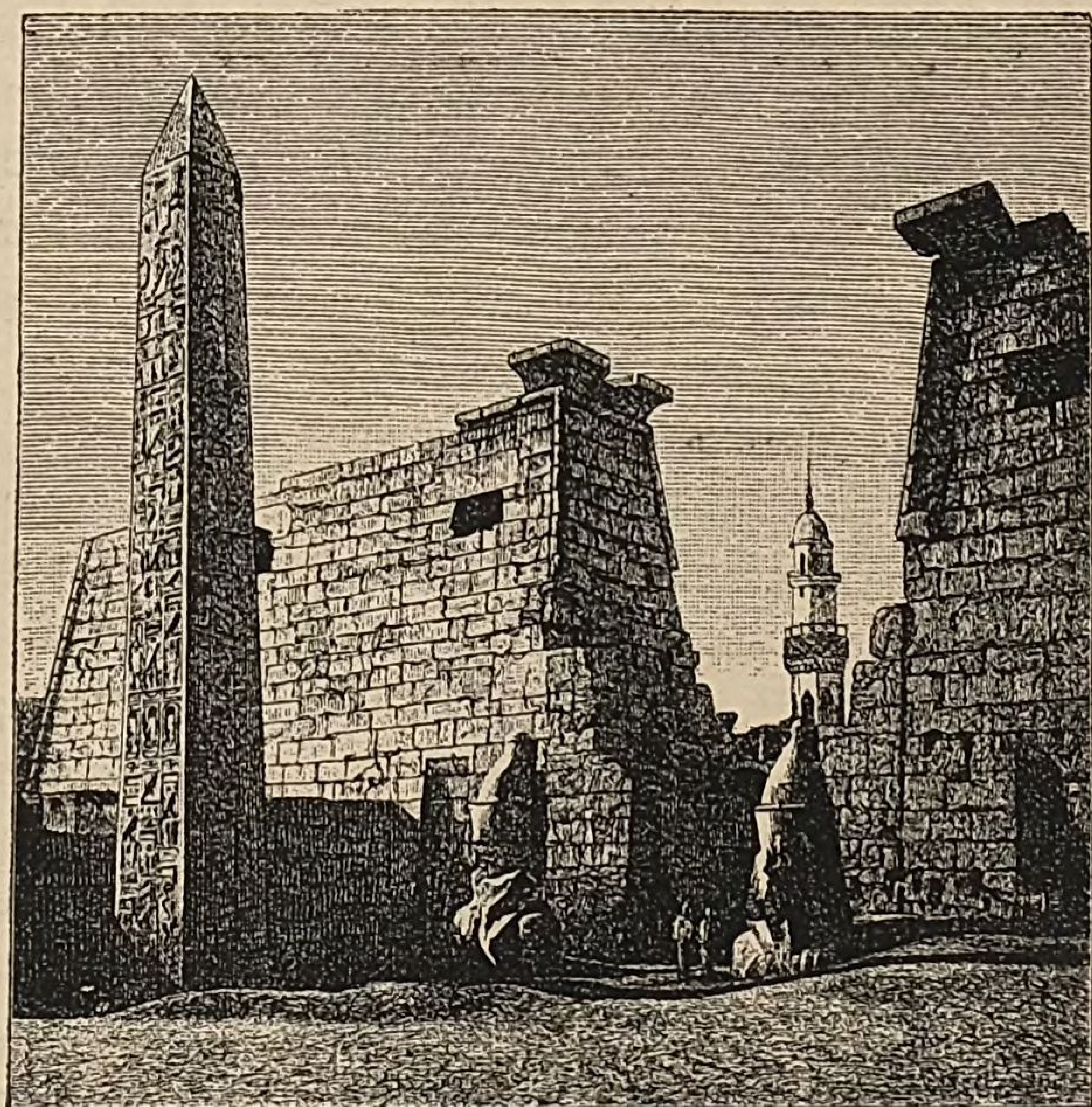
Nach dieser oberflächlichen Orientirung über das gesammte thebanische Ruinenfeld möchten wir nun auch noch einige Bemerkungen über das „hundertthorige Theben" selber machen. Wann seine Gründung stattgefunden, ist unerforscht. Die ältesten noch vorhandenen

Denkmäler reichen in das Zeitalter der XI. Dynastie hinauf (um 2500 v. Chr.) Mentehotep IV. war der erste der thebanischen Monarchen, welcher Ober- und Unterägypten unter seinem Scepter vereinigte. Nachmals, namentlich unter den Ramessiden, wurde Theben die glanzreichste und berühmteste Stadt des Pharaonenreiches, zumal in Folge seiner großen Prachtbauten, die vor dreitausend und mehr Jahren ebenso Bewunderung ernteten, wie die imposanten Reste in unseren Tagen. Später freilich, als asiatische Erobererschaaren (Assyrier, Perser) das Nilthal herauf bis zu ihr vordrangen, sie brandschatzten und schädigten, ging die Stadt rapid zurück. Eine neue Glanzepoche hat sie nicht wieder erlebt, trotz den Bestrebungen der Ptolemäer, sie wieder emporzuheben. Die letzten Zerstörungen wurden durch heftige Erdbeben und durch christlichen Fanatismus hervorgerufen. Der Islam fand von Theben nichts mehr vor als dessen Ruinen, die seine Bekenner, soweit die Bewohner des thebanischen Bezirkes in Betracht kommen, reichlich zu ihren Neubauten ausnützten.

Der erste Anblick von Luksor, wo unsere Reisenden an's Land stiegen, war ein sehr vortheilhafter. Ueberall helle Gebäude mit darüber flatternden Fahnen und Consularflaggen und dazwischen die luftigen hohen Säulenhallen, mit reizenden Durchblicken nach dem röthlich-gelben Horizont. Auch einige eben anwesende Dahabyen hatten geflaggt. Ueber der Landungsbrücke war eine kleine Triumphpforte errichtet, unter der die Ortsbehörden und fremden Consule, sowie die in Luksor permanent anwesenden Archäologen der hohen Reisenden harrten. Der Volksandrang war gering, da Luksor ein ganz unbedeutendes Dorf ist. Seit einem Jahre freilich hat der Culturfortschritt auch auf dieser entlegenen Reisestation verkörperten Ausdruck in Cook's comfortablem Hôtel erhalten – das programmmäßige Absteigquartier Jener, welche mit dem Dampfer desselben Unternehmens die Nilreise machen. Man kann also heutigen Tags von Kairo ab, bis hinauf nach Assuan mittelst drei verschiedenen Verkehrsmitteln gelangen, je nachdem man entweder die landesüblichen Dahibyen, oder Cook's Reisedampfer, oder die Regierungs-Dampfer benützt. Die Preisunterschiede sind sehr groß, denn während beispielsweise die Kosten einer Reise mit der Dahybie von Kairo nach Assuan und zurück 2500 Gulden ö. W. betragen, bei den

Cook'schen Dampfern dieselben sich noch immer auf 550 Gulden beziffern, zahlt man auf den Regierungsdampfern (1. Cajüte) etwa 270 Gulden, inclusive Verpflegung und Eisenbahnfahrt von Kairo nach Siut.

Die Ankunft des Kronprinzen in Luksor erfolgte am 3. März Nachmittags; der Aufenthalt währte im Ganzen drei Tage. Natürlich konnte in dieser Spanne Zeit von einer eingehenden Besichtigung der räumlich ziemlich weit auseinanderliegenden Alterthümer zu beiden

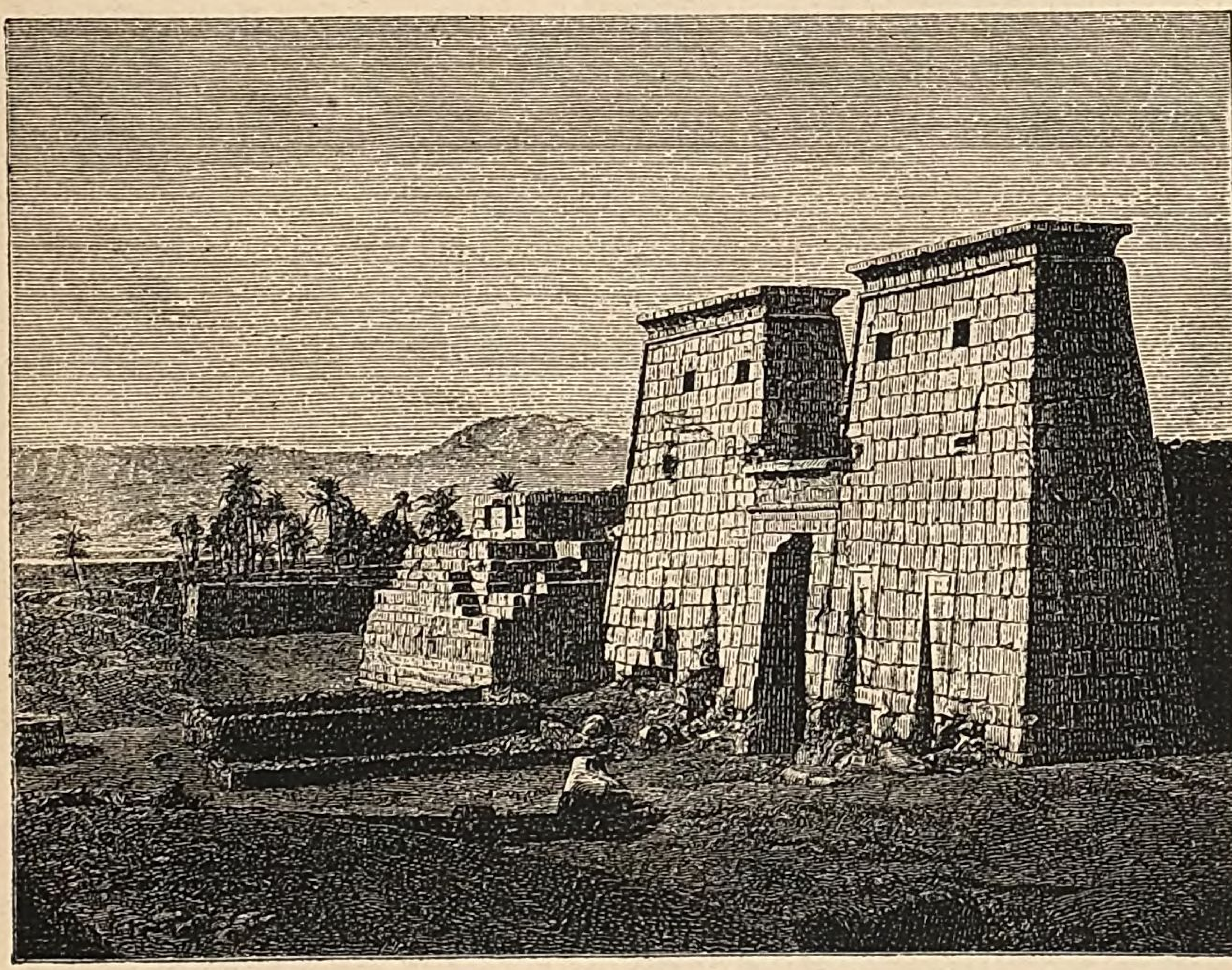


Obelisk und Pylonen im Tempel von Luksor.

Seiten des Nils keine Rede sein. Dafür wurden besonders interessante Localitäten mehrmals besucht, andere gänzlich übergangen. Bei der Wichtigkeit der vom Kronprinzen besuchten Ruinenstätten, erscheint es nothwendig, unseren Schilderungen einen möglichst weiten Rahmen zu geben, damit auch der Leser von den unvergleichlichen Bildern, welche die thebanischen Denkmäler darbieten, Nutzen ziehen könne.

Den Anfang macht der Tempel von Luksor. Er steht auf einer ziemlich hohen künstlichen Plattform, welche nilwärts durch einen

Quai geschützt ist. Ohne Zweifel gruppirte sich im alten Theben um diesen Tempel die Hafenstadt, deren Reste unter mächtigen Hügeln begraben liegen, und von der das Bild des Ammon auf der heiligen Barke über den Nil gesetzt und in feierlicher Procession nach den Memnonien auf dem Westufer geleitet und am Rande der Todtenstadt vorübergeführt wurde. Wenn wir vom Nil aufsteigen, so werden unsere Augen verwirrt von der Menge von Pylonen, Obelisken, Kolossen und



Tempel des Chunsu im Südwesten des großen Karnak-Tempels.

Säulen, und erst wenn wir uns den Plan des Gebäudes veranschaulicht haben, bekennen wir den Eindruck der Schönheit und planmäßigen Durchführung desselben. Vor der ersten Thorbastion dieses Ammonstempels standen zwei von Ramses II. errichtete Obelisken aus Assuaner Granit (Granit von Syne, daher Syenit). Der größere hat eine Höhe von 75 Fuß und ein Gewicht von 180 Tonnen. Der kleinere, um 10 Fuß kürzere Obelisk wurde seinerzeit seitens Mehemet Ali's dem König Louis Philippe zum Geschenke gemacht. (1830.) Seine Fortschaffung bis auf

die Place de la Concorde, wo er aufgerichtet wurde, hat einen Kostenaufwand von drei Millionen Franken (!) erfordert. Bekanntlich sind die Obelisken, was ihre Behauung und Schriftmeißelei anbetrifft, das Vollendetste, was in Granitarbeit in allen Zeiten geleistet wurde. Wäre die Masse feinster Kitt, die Schriftzeichen hätten nicht weicher ausgerundet, und wäre der Stein Karneol, sie hätten nicht schärfer abgekantet werden können. Die Inschrift der größeren Obelisken lautet: „Der Herr der Welt, Sonne, Wächter der Wahrheit, der von Phra anerkannte, hat dies Gebäude aufführen lassen zur Ehre seines Vaters Amun-Ra, und hat ihm errichtet diese beiden großen Obelisken in Stein vor dem Ramesseum der Stadt des Amu (Ammon)."

Hinter den Obelisken, unmittelbar vor dem Pylon befinden sich vier 40 Fuß hohe, an den Schultern über 10 Fuß breite Bilder des Ramses und seiner Tochter aus grauem Granit, bis an die Schulter in Schutt und Sand steckend. Es sind sitzende Bilder, das Haupt des Königs ist mit der Krone geziert und die streng stylisirten Locken fallen über die freigelassenen Schultern zu beiden Seiten des Halses herab. Die Füße stehen parallel und auf den Oberschenkeln ruhen die Hände der an die Seiten des Körpers eng anschließenden Arme.

Tritt man durch die Thorbastion in den Hof, so hat man ein eigenthümliches Bild vor sich. Ganz Luksor liegt zwischen den Tempelresten, ein Theil sogar auf dem Dache der rückwärts an den ersten Hof schließenden Bauten. Auch größere Gebäude, wie die Amtswohnung eines Consuls und das „französische Haus" sind zwischen die Säulen hineingebaut. Andere Zwischenräume sind mit einer Moschee, einer Schule und den übrigen Hütten der Araber ausgefüllt. Der Hof selber ist linker Hand fast bis zum Architrav der doppelten Säulenarcaden von Sand verschüttet. Durch eine zweite Thorbastion, vor dem gleichfalls Bildsäulen stehen, gelangt man in eine Allee von sieben Säulenpaaren, deren Höhe etwa 45, die Dicke der einzelnen Schäfte aber 9 Fuß beträgt. Die Seitenmauern sind bis auf wenige Reste verschwunden, sie standen aber so weit von den Säulen ab, daß die steinernen Querbalken zum Tragen der Decke 24 Fuß lang gewesen sein müssen, wie denn auch die noch vorhandenen Architrave über den Säulen eine Länge von 20 Fuß, eine Breite von 10 Fuß erreichen.

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

Leider liegen diese herrlichen Säulen fast 30 Fuß tief im Schutt und Trümmersturz begraben.

Der Bau, den die hohen Reisenden mit so großem Eifer besichtigten, war eigentlich nur der von Ramses II. aufgeführte Vorbau zum eigentlichen Tempel, welcher von seinem Vorgänger, Amenophis' III. (Memnon) herrührt. Der Vorbau hatte wesentlich den Zweck, den Tempel mit dem später zu nennenden Reichstempel von Karnak in architektonische Verbindung zu setzen, und es wurde derselbe deshalb unter einem doppelten, sehr stumpfen Winkel vor den Tempel gelegt, so daß er in der Richtung der Sphinxen-Allee von Karnak liegt. Die Thorbastionen vor dem Vorhof der älteren Tempelanlage sind zerstört, wohl aber stehen die 76 Säulen noch aufrecht, welche zu beiden Seiten in doppelten Reihen die Decke der Hallen tragen. Die Pforte zum folgenden Saale ist von koptischen Christen zugemauert worden da sie in dem Saale eine Kirche eingerichtet hatten. . . . Durch den breiten folgenden kleinen Saal gelangt man schließlich in das Sanctuarium, auf dessen granitenem Architrave man die Widmung Amenophis' III. an Ammon-Ra liest.

Leider wurde die Besichtigung des Tempels von Luksor wesentlich dadurch erschwert, daß innerhalb der Räumlichkeiten eine Intercommunication nicht besteht, und die eigentlich interessanten, durch bildliche Darstellungen ausgezeichneten Kammern und Zellen im Bereiche des Allerheiligsten auf großen Unwegen und nur durch Breschen zugänglich sind. Dennoch hielten unsere Reisenden wacker aus und unterzogen sich allen Schwierigkeiten, welche die Begehung des Denkmals nothwendig macht. Einen orientirenden Totalüberblick gestattet der Tempel, wie bereits erwähnt, nicht. Nur die ungeheure Längenausdehnung ist leicht zu überblicken, und zwar vom Strome aus, und auf dieser Seite befindet sich auch die früher erwähnte Bresche, die Zugang in das Sanctuarium gewährt. . . . Tritt man aus dem Tempel wieder ins Freie, so hat man ein prächtiges, sonnendurchleuchtetes Bild vor sich, mit einigem Grün dazwischen und den majestätischen Nilstrom im Mittelgrunde, an den im Osten die thebanische Ebene mit den Resten der einstigen Todtenstadt anschließt.

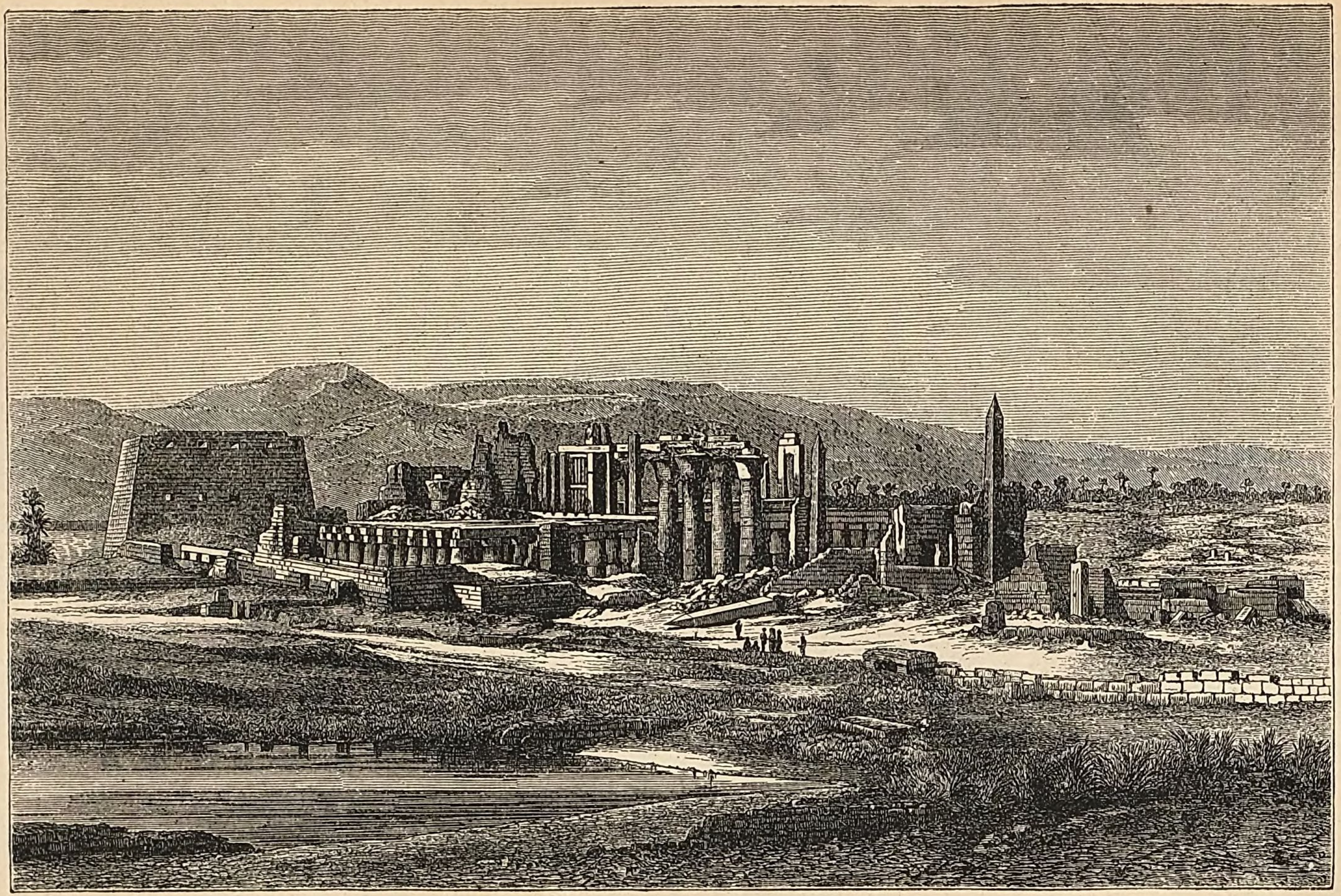
Dorthin werden wir später gelangen. Was uns vorläufig näher liegt, ist K a r n a k, der eigentliche Glanzpunkt von Theben. Denn mag

auch die Gräberwelt im Westen des Nil, die ergreifende Einsamkeit im Thale der Königsgräber und zwischen den Trümmern der Memnonien des ernst-feierlichen Eindruckes nicht entbehren: überwältigender als Alles — Memnonscolosse und Höhlenlabyrinthe — ist der große Ammonstempel von Karnak mit seinem Glanzpunkte, dem grandiosen hypostylen Saale.

Die Reisegesellschaft machte sich frisch auf den Weg und durchritt in nordöstlicher Richtung gut bebautes Land auf überraschend guter Straße. In einer halben Stunde gelangte man an die Stelle, wo die Fragmente jener früher erwähnten Sphinxen-Allee über den Boden ragen. Plötzlich, fast unerwartet, stand man vor dem gewaltigen Thor des Chunsu-Tempels, von dem nichts anderes die Zeiten überdauert hat. Der Karnies über dem Triumphthor springt fast 4 Fuß hervor und an der Hohlkehle schwebt eine mächtige geflügelte Sonnenscheibe. . . . Wie zu Luksor, ist es auch hier wieder ein Hof mit doppeltem Säulengang, der den Besucher zunächst aufnimmt, dann ein achtsäuliger Vorsaal und die in der Mitte der Tempelmauer eingefügte Capelle des Gottes — hier jener Chunsu.

Dahinter liegt der große Ammons-Tempel, in welchem die ägyptische Kunst ein Werk geschaffen, welches an königlicher Pracht und gigantischen Verhältnissen von keinem Bauwerke auf unserem Planeten übertroffen wird. Die ganze Anlage dehnt sich über eine Strecke von nahe 2000 Fuß aus, und zum Glück sind gerade die in ihren Raumverhältnissen größten Theile der Anlage verhältnißmäßig gut erhalten, obwohl es der barbarischen Zerstörungswuth gelungen ist, die Bedeckung der Säle herabzuwerfen und einzelne Theile fast gänzlich zu zerstören. Die Façade, d. h. die Länge der Thorbastionen (Pylonen) mit dem zwischen ihnen liegenden Thore, beträgt 348 Fuß bei einer Höhe von 134 Fuß. Die Thür ist zerstört, aber ihre Reste zeigen, daß sie 80 Fuß hoch war und eine 20 Fuß breite Oeffnung hatte — lauter Dimensionen, die dem Besucher Staunen und Bewunderung abringen.

Treten wir ein. Der Hof, der uns aufnimmt, hat eine Ausdehnung, die groß genug ist, um irgend eine der vorhandenen größten gothischen Kathedralen aufnehmen zu können. Die Säulenhalle auf



Karnak: Der große Tempel des Ammon.

beiden Seiten ist 46 Fuß hoch. Auf der Südseite (zur Rechten) ist die Colonnade unterbrochen von einem großen Tempel, dessen von prächtigen Karyatidenpfeilern getragener Vorsaal in den Hofraum hineinragt. In diesem großen Hofe ist übrigens die Zerstörung am weitesten vorgeschritten, denn von den zwölf colossalen Säulen, die ihn einst gliederten, steht nur mehr eine einzige aufrecht, allerdings ein Prachtexemplar besonderer Art. Sie hat 9 Fuß im Durchmesser, ist 63 Fuß hoch und die Capitälplatte mißt 45 Fuß im Umfange. Der Hof wird rückwärts abgeschlossen durch Thorbastionen, die heute einen colossalen Trümmersturz darstellen — einen Berg von Steinblöcken! Dagegen ist der Anblick des 90 Fuß hohen Thorraumes selbst, durch den man weiterhin schreitet, überwältigend genug. Welchen Anblick mag diese Thorfaçade einst dargeboten haben, als die gigantischen Pylonen noch aufrecht standen!

Hat man diesen Thorraum hinter sich, so steht man inmitten des größten architektonischen Wunders aller Völker und aller Zeiten. ... Es ist der berühmte „hypostyle Saal“ — ein ausgedehnter Raum mit 134 aufrechtstehenden Riesensäulen, deren mittlere Doppelreihe Dimensionen aufweist, die sich in ähnlichen Werken auf der ganzen Welt nicht wieder finden. Sie sind 66 Fuß hoch, messen 12 Fuß im Durchmesser ihres Schaftes und 22 Fuß im Durchmesser ihrer Kelchcapitäle. Die andern 122 Säulen, obwohl gleichfalls Giganten, sind in kleineren Dimensionen gehalten und da sie niederer sind, wie die in der Achse des Säulensaales gelegenen 12 Kolossalschäfte, erhebt sich über ihnen ein von Fenstern und Gittern durchbrochenes Mauerwerk, bis auf die Tellerhöhe der Capitäle jener mittleren Doppelreihe. Dadurch war es möglich, die Architraven in gleichem Niveau zu halten und die Deckplatten horizontal anzubringen. Trotz der partiellen Zerstörung dieser Eindachung ist der Totaleindruck des Säulensaales ein unbeschreiblich großartiger, feierlich-ernster.

Als unsere Reisenden den Raum durchschritten, blieben sie eine Zeit hindurch wie gebannt bei einzelnen Riesenschäften stehen, die sich mitsammt den Architraven zum Sturze neigen — ohne stürzen zu können. Es muß ein ungeheurer Druck sein, den die Riesen auf ihre Nachbarn, die ihnen zur Stütze dienen, ausüben. ... Brugsch, der

gelehrte Cicerone, war unermüdlich im Erklären und Erzählen. Für einen Meister dieses Schlages mag es freilich ein Kinderspiel sein, die Inschriften und Bilder auf den Wänden und Säulen so geläufig abzulesen, als wäre es ein riesiges — modernes, illustrirtes Journal. Der Laie aber hat begreiflicherweise Mühe, nachzukommen. Der Athem geht ihm aus, die Phantasie macht förmliche Capriolen und schließlich wird einem zu Muthe, als habe man ein Mühlrad im Kopfe.

Der große Säulensaal von Karnak ist das Werk dreier ruhmvoller Herrscher der XIX. Dynastie. Ramses I. hatte ihn begonnen. Sethi I. (der „Sethos" der Griechen) den Bau weiter geführt, Ramses II. (der „Sesostris" der Griechen) denselben vollendet. Es erscheint nothwendig, um Manches aus den folgenden Mittheilungen besser zu verstehen, einen kurzen Abriß von den Thaten der drei Herrscher zu geben. Ramses I. kam in sehr vorgerücktem Alter zur Herrschaft und hatte nur kurze Feldzüge gegen Syrien und Aethiopien geführt. Bedeutender als er war sein Sohn Seti I., welcher erfolgreich die Cheta (Hethiter) bekriegte und so in Syrien den ägyptischen Einfluß zu einem dominirenden machte. Eine vollständige Bändigung der alten Widersacher Aegyptens gelang ihm freilich nicht; aber er hatte im Großen und Ganzen am Libanon mehr geleistet, als irgend einer seiner Vorgänger. Erwähnen möchten wir noch, daß Sethi es war, der in Unter-Aegypten einen Canal bauen ließ, der den Nil mit dem rothen Meere verband.... Der dritte der genannten Herrscher — Ramses II. — ist der größte der thebanischen Dynastien und überhaupt einer der glorreichsten Könige Alt-Aegyptens. Seine Thaten hat der Dichter Pentaûr verherrlicht, und die Feldzüge in Asien, welche Ramses mit fast ungetrübtem Glücke vollführt hatte, bildeten den Inhalt des alt-ägyptischen National-Epos! Auf asiatischem Boden war Ramses angeblich bis nach Vorder-Kleinasien vorgedrungen. Zu Nimfi bei Smyrna befindet sich eine Felssculptur, die bislang für ein „Sesostris"-Bild galt, später aber als assyrischen Ursprunges erkannt wurde. Dagegen ist die Fels-Sculptur am Hundsfluß in Syrien (oberhalb Beyrut, wo nachmals auch Sanherib und Selim I. sich verewigten) unbestreitbar ramessidisch, und in der That fällt der Schwerpunkt seiner Thaten nach Syrien. Dort hatten sich die Cheta wieder erhoben

und allerlei Hilfsvölker zu Bundesgenossen gemacht, deren Bekriegung und Besiegung dem ägyptischen Könige nicht gar so leicht gemacht wurde. Einmal gerieth derselbe sogar in ernstliche Gefahr und eine Wandsculptur am Tempel zu Karnak zeigt — wie wir sofort sehen werden — die betreffende kritische Lage. Nach schweren Kämpfen kam es zum Frieden und Ramses führte nun sogar die Tochter Chetasars, des Regenten der Hethiter, als seine Gattin heim... Auf die asiatischen Kriegsstürme folgte eine längere Zeit des Friedens, welche der große Ramses zu einer Reihe monumentaler Prachtbauten ausnützte. Einen solchen Bau lernten wir bereits zu Abydos kennen. Seine größten Werke aber finden wir in Theben, eines in Karnak — jenen Säulensaal nämlich — und ein zweites (das später zu besuchende „Ramesseum") auf dem westlichen Nilufer in der „Todtenstadt."

Kehren wir nun zum großen Karnaker Tempel zurück. Wir haben bereits früher erwähnt, daß es ihm weder an lehrreichen Inschriften, noch an hochinteressanten Sculpturen und bildlichen Darstellungen überhaupt gebricht. Man findet alle Säulenschäfte und Architravbalken damit förmlich bedeckt. Sie sind religiösen Inhalts, im Gegensatze zu den Darstellungen an den Außenwänden, welche sich auf historische Ereignisse, und zwar hauptsächlich auf diejenigen beziehen, von denen eben die Rede war.... Unsere Reisenden verabsäumten daher nicht, auch diese zu besichtigen. Es ging durch die linke, von Sethi herrührende Saalhälfte und weiters durch eine Pforte in der Nordwand ins Freie... Was man zunächst sieht, nimmt auf Sethi's I. Kriegszüge Bezug. Mit ungetheiltem Interesse folgte die Reisegesellschaft den spannenden Erläuterungen Brugsch's und der Kronprinz selber musterte bewundernd die Großthaten eines Königs, die fast genau 3200 Jahre von unserer Zeit abliegen. Da gibt es dramatisch bewegte Kämpfe, Triumphzüge und lebendige Scenen aller Art. Auf einem Wandbilde sieht man Aegypter und Asiaten (Hethiter) verzweifelt kämpfen, auf einem andern erstürmen die Heerschaaren Sethis Ninive, auf einem dritten folgt die lebendige Scene der Bezwingung von Kadesch, einer Hethiter-Festung (wahrscheinlich das heutige Homs in Mittel-Syrien.).. Andere Darstellungen zeigen Götterbilder, denen



Totmes-Obelisk mit einem Theile des vordersten Säulensaales im großen Karnak-Tempel.

die Gefangenen gewidmet werden, man gewahrt einen Triumphzug, der bei den Schilflandschaften Pelusiums ägyptischen Boden betritt und von Bewohnern begrüßt wird. Die Einzelbilder sind ungemein charakteristisch und dramatisch bewegt. Der König zeigt sich in den Kämpfen allemal auf seinem hohen Streitwagen, der über die Leichen der erschlagenen Feinde dahinrast; ihm zu Haupte schwebt die geflügelte Sonnenscheibe... Auf der entgegengesetzten (südlichen) Wand, wo die Thaten des großen Ramses verewigt waren, sind die bildlichen Darstellungen leider arg beschädigt. Nur Einzelnes daraus ist von besonderem Interesse, und darunter wieder hauptsächlich das Fragment jener Friedens-Urkunde, welche die Cheta-Kriege ablchloß.

Mit Recht wird behauptet, daß kein Bauwerk des Alterthums einen so gewaltigen Eindruck auf die Menschenseele macht, wie der Riesenbau von Karnak. Bedenkt man, daß beispielsweise die Architravbalken 22 Fuß Länge, 6 Fuß Höhe und 4 Fuß Dicke haben, und jeder von ihnen zwischen 800 und 900 Centner wiegt, und daß jede der Riesensäulen circa 5900 Kubikfuß Gestein enthält, so fragt man sich unwillkürlich, wie dies Alles fertig gebracht werden konnte. Bei unserer geringen Kenntniß von den mechanischen Fertigkeiten der Aegypter können wir uns nicht vorstellen, wie die Mauer von Karnak — 40 Fuß, dick an der Basis und fast 100 Fuß hoch — gebaut wurde; wie einzelne Blöcke von mehreren hundert Tonnen Gewicht an ihre Stelle gehoben, und zu Obelisken und Statuen als Schmuck der Thorbauten verarbeitet wurden; wie die majestätischen Säulen der großen Halle behauen, mit Sculpturen bedeckt und mit mathematischer Ordnung aufgestellt, und wie das ungeheuere Gebäude als eine Festung errichtet wurde, in welcher die älteste Bildung der Welt, als ob sie im Momente ihrer Blüthe und Kraft versteinert worden wäre, die Schrecken der Kriege und den Ruin der Jahrtausende ausgehalten hat. Die Größe Aegyptens erscheint hier in seiner Architektur, wo jeder Pfeiler, jeder Obelisk, jeder Stein historische Angaben über seine großen Monarchen enthält....

Bescheidener als der Riesensaal ist dahinter (in der Mitte der ganzen Tempelanlage) die Bautengruppe, welche vor dem Allerheiligsten liegt. Diese — die eigentliche Tempelanlage — ist bedeutend älter,

als die eben beschriebene. Man schreitet durch einen fast gänzlich zerstörten Pylon (dem dritten in der Reihe vom Haupteingange her) und erblickt zunächst nur wüsten Schutt oder großartige Trümmer. Kein Theil des Karnaker Tempels hat so viel gelitten, wie dieser. Man sieht einen gigantischen Granitobelisken (von Totmes I., im 17. Jahrhundert v. Ch. errichtet) auf dem Boden liegen und durchschreitet einen weiteren (vierten) Pylon, von dem gleichfalls ein gewaltiger Obelisk, dieser aber aufrecht, sich findet. Die Schwester und Vormünderin Totmes III. hatte ihn errichtet. Seine Spitze war vergoldet und die tief eingeschnittenen Hieroglyphen waren mit Electron, einer Mischung von Gold und Silber, ausgefüllt. Sein Gegenstück liegt nun gleichfalls auf dem Boden. Jener aufrechtstehende Obelisk ist der größte und schönste Aegyptens; der Kronprinz verweilte eine Zeit vor demselben, um sich die Inschrift übersetzen zu lassen. Sie lautet: „Die Herrin der Diademe und Gute an Jahren, der (weibliche) Horus, die Göttliche der Diademe, die Königin und Herrin beider Welten, Ramake, sie hat errichtet dieses Monument ihrem Vater Amun, dem Herrn der Sitze der Welten — sie hat ihm aufgestellt zwei große Obelisken an dem schönsten Pylon Amun's, des großen Widders, hat sie geschmückt mit reichem Golde viel und reichlich — sie hat erleuchtet Aegypten gleichwie die Sonnenscheibe — niemals hat Aehnliches gethan ein Herrscher, was sie ihm gethan hat, der Sohn (die Tochter) des Sonnengottes, Amenumt Haxasu, die Leben Spendende."

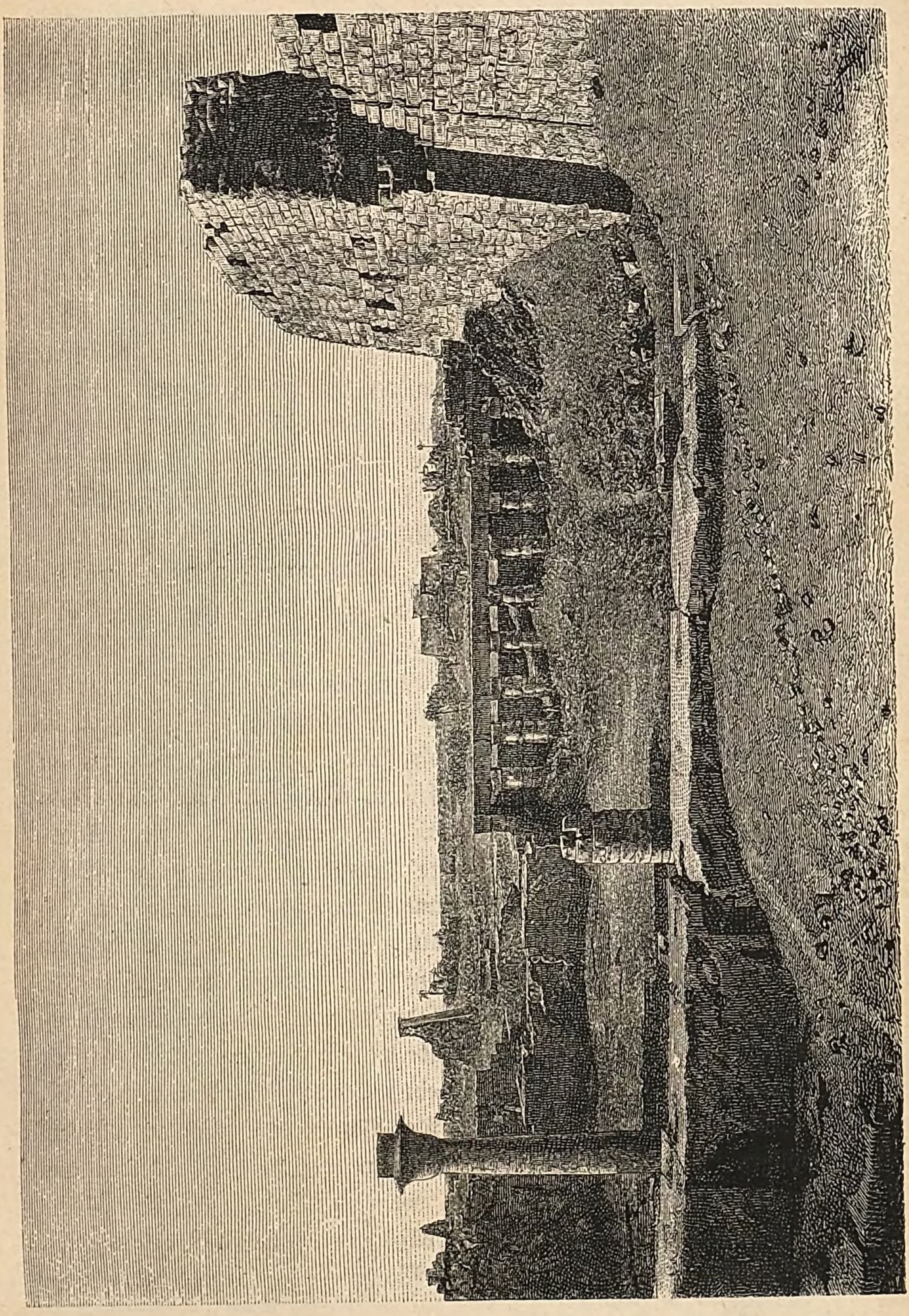
Vom vierten Pylon aus führt ein Karyatidengang (Osirispfeiler) durch ein weiteres Thor auf den Vorhof des Allerheilgsten. Anlage und Ausdehnung sind bescheiden; auf den Wänden der Kammern aber, welche die innerste Cella einschließen, liest man die Thaten des Gründers, d. h. Totmes III., der (einige Jahrhunderte vor jenem Ramses) in 15 Feldzügen alles Land bis in's innerste Asien erobert hat.

Leider ist dies Alles, sowie die Gruppe der rings um das Allerheiligste laufenden Gemächer, im ärgsten Verfall. Es hat übrigens den Anschein, daß manches von den bildlichen Darstellungen nie vollendet worden ist, denn der unfertige Zustand, der von menschlicher Barberei und den Elementen verschont gebliebene Rest, deutet darauf

hin. — Was hinter dem Allerheiligsten folgt, gehört zu den ältesten Resten des großen Ammons-Tempels. Manches dürfte noch aus dem 3. Jahrtausend vor Christi herrühren. Die Säulenstümpfe, deren man zunächst ansichtig wird, rühren von Usortesen I. Uralt ist auch das Mauerviereck, welches einen völlig wüsten Platz mit zwei großen Granit-Postamenten umschließt, und den man — immer nach Osten fortschreitend — zurücklegen muß, um die östlichste Tempelanlage zu erreichen.

Um einen Begriff von der Längenausdehnung der ganzen Tempelgruppe zu geben, wollen wir hier bemerken, daß wir vom (ersten) West-Pylon aus genau 300 Meter zurückgelegt haben, wenn wir an die Schwelle jener östlichsten Tempelanlage gelangt sind. Diese rührt von Totmes III. her und zeigt zunächst einen großen Pfeilersaal, dessen Decke theilweise noch erhalten ist. Das Sanctuarium schließt hieran und ist dasselbe namentlich dadurch von Interesse, daß die bildlichen Darstellungen in demselben noch sehr gut erhalten sind. Der Raum aber ist beschränkt und ebenso winzig sind die zahlreichen Kammern, welche das Sanctuarium im Norden und Süden einfassen. Noch kleiner sind die Zellen auf der Südseite, die in einen Gang münden. . . . Hinter der Totmes'schen Anlage folgt die große Umfassungsmauer, in die Ramses II. nicht nur die Bauten Totmes III., sondern auch jene Totmes I., der Königin Makara und alle Anlagen aus ältester Zeit (Usortesen ꝛc.) einbezogen hatte. Hat man die stellenweise arg verfallenen Mauern überschritten und die Karyatidenhalle desselben Ramses hinter sich, so erreicht man den Ziegelwall, der den ganzen mittleren Tempelbezirk von Karnak, die noch zu besuchenden Nebenbauten und den „heiligen See“ (User-Ha) mit inbegriffen, umschloß. An diesem östlichsten Ende (550 Meter von den Widder-Sphinxen vor dem West-Pylon entfernt!) liegt ein unvollendeter Pylon, das Werk eines Königs einer der letzten nationalen Dynastie (XXX.) — des Königs Nektanebus II. . . .

Schon mit dem Ueberschreiten der Ramses'schen Umfassungsmauer, waren unsere Reisenden nach anstrengender und langwieriger Wanderung durch die großartigen Tempelreste in's Freie gelangt. Der goldene Tag lächelte wieder auf sie herab und vom Dorfe Karnak



Vorhof des großen Karnak-Tempels.

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

grüßten die Palmenwipfel herüber. Ab und zu schwebte ein Reiher hoch oben in den Lüften — wie ein Gedanke in der Unendlichkeit... Die Reisegesellschaft schlug nun den Weg nach Norden ein, um auch in der dortigen Tempelgruppe Umschau zu halten. Auf das eben Gesehene hin, war hier der Gesammteindruck begreiflicherweise ein weit schwächerer. Man hatte jenen Ziegelwall vor sich, der überschritten werden mußte, um durch einen Pylon jener anderen Umwallung zu gelangen, die den nördlichen Tempelbezirk in ähnlicher Weise umschließt. Das Hauptdenkmal ist hier die Anlage Amenophis' III. mit mannigfachen Zubauten aus der Ptolemäenzeit. Unweit hievon liegt ein anderes, bedeutungsloses Tempelchen aus derselben Zeit. Hat man dieses hinter sich, um wieder nach dem mittleren Tempelbezirk zurückzukehren, so ist jener große Wall wieder zu kreuzen, und ein schmaler Bau (mit den Namensringen verschiedener Könige: Totmes III., Ramses II., Schabak, Ptolemäus IV. u. s. w.) zu passiren. Plötzlich hat man den gewaltigen, langgestreckten Haupttempel wieder vor sich. Er wurde von den Reisenden in seiner Längenmitte durchschritten, denn es galt noch einige Zubauten im Süden desselben und schließlich den südlichen Tempelbezirk zu besuchen.

Diese Wanderung, welche durchswegs auf offenem Terrain erfolgte, gestaltete sich zu einer förmlichen Erholung. Freilich hatte sich der Reisenden eine unleugbare Abspannung bemächtigt, was bei der Fülle des Gesehenen erklärlich erscheint. Die gute Laune des Kronprinzen blieb indeß ungeschmälert. Er durchschritt die nach Süden führenden Pylone und hielt einige Augenblicke am „heiligen See", für die goldene Ammonsbarke immer von den Erzählungen und Erläuterungen Brugsch's mannigfaltig angeregt. Zuletzt wurde (am Südrande jenes Ziegelwalles) durch den Pylon Amenophis' III. die uralte, nun von arg zerstörten Androsphinxen gesäumte „Processionsstraße" nach dem südlichen Tempelbezirk eingeschlagen. Diese Strecke ist 450 Meter lang und führt zu einer Tempelanlage Amenophis' III., die von besonderem Interesse ist. Der Bau war nämlich der „löwenköpfigen Göttin" Pacht geweiht, deren merkwürdige Standbilder aus schwarzem Granit stellenweise noch vorhanden sind.

Ein seltsamer Anblick, diese düsteren, durch die Zerstörung fast fratzenartig anwidernden Idole! Manche neigen zum Sturze und

spiegeln ihre schwarzen Leiber in einem halb versumpften See, der die Tempelanlage hufeisenförmig umschließt. Wenn die glühende Sonne eines oberägyptischen Frühlingstages um den russigen schwarzen Leibern spielt, mag der Anblick noch wenig ergreifend sein. Anders aber, wenn das bleiche Mondlicht die phantastischen Götzenbilder umfließt und der fahle Widerschein auf dem Teichspiegel zittert. Grabesruhe brütet ringsum und das Trümmerwerk des Tempels ragt mit phantastischen Formen in die schwüle Nacht empor. Nur ab und zu knistert es geheimnißvoll im Trümmersturz, den die leisen Flügelschläge des Wüstenwindes umfächeln. Dann scheinen auch die Götzenbilder sich zu beleben und die Fratzen nehmen einen dämonischen Ausdruck an. . . . Ist's nicht ein heiseres Kichern, das von ihren steinernen Lippen kommt? . . . Nein, starr und regungslos blicken sie in das silbern überthaute Teichwasser hinab. Das seltsame Gewinsel rührt von einer Hyäne, die in der Nähe nach Beute fahndet, und wenn dazwischen grelles Gekläff sich vernehmen läßt, dann sind dies keine Unterweltsstimmen, sondern die Lockrufe der — Schakale. . . .

— — — Es ist ein herrlicher Frühlingsmorgen. An reifendem Fruchtfeld vorüber, strömt der majestätische Nil und an seinem Saume nicken Palmenkronen, um sich in der Tiefe zu spiegeln. Vom hohen Ufer bei Luksor sieht man über eine Strominsel hinweg mit einer Häusergruppe unter einigen Palmen; dann folgt ein schmaler Flußarm und dahinter die weite thebanische Ebene, flach wie eine Tischplatte.

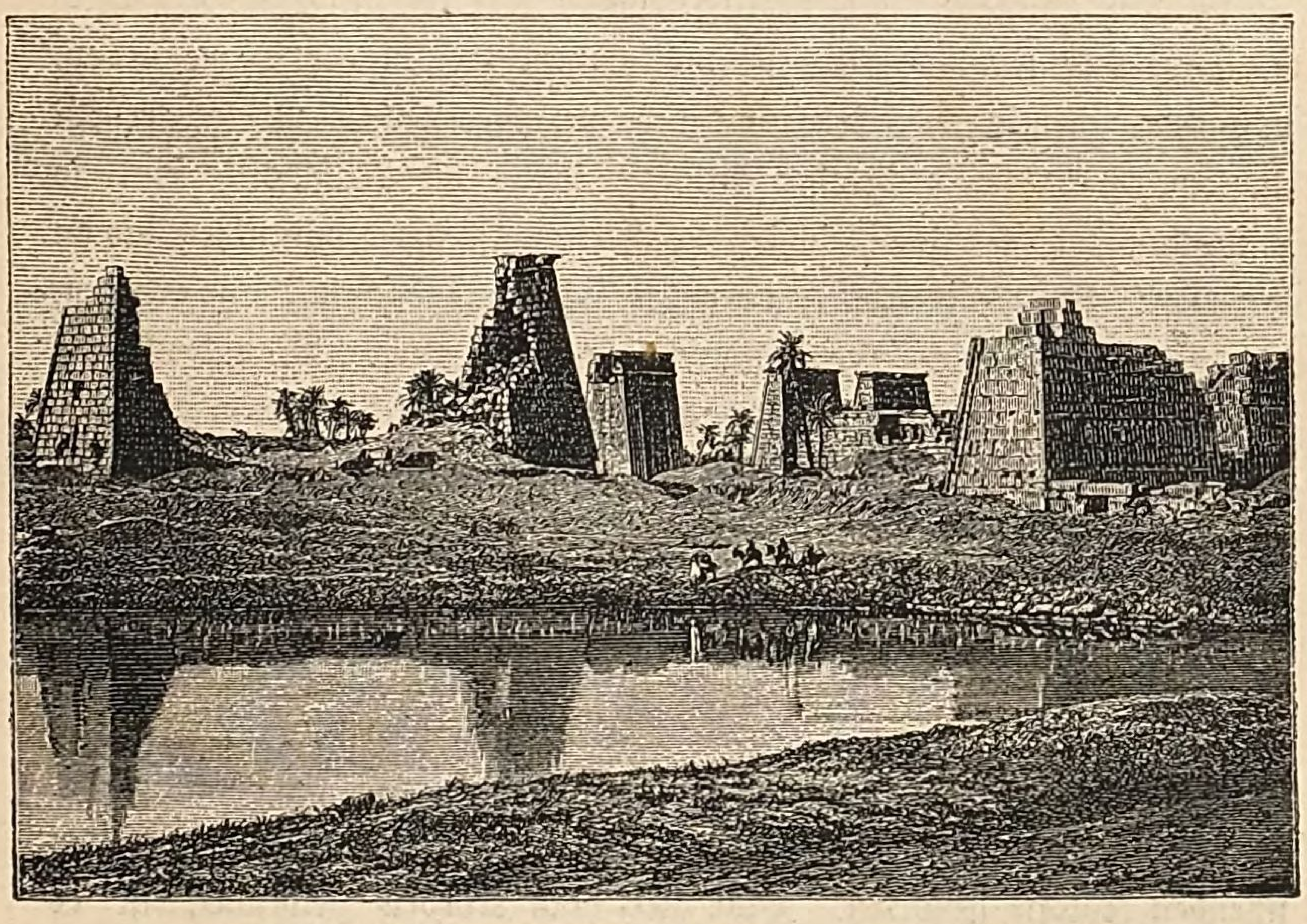
Am Saume der Ebene aber, wo die lybischen Berge terrassenartig aufsteigen und ihre kahlen Hänge im Sonnenschimmer baden, liegen die Trümmer jener Tempelanlagen, die einst im Vereine mit zahlreichen Priesterwohnungen, Schulen, Bibliotheken, Balsamirhäusern, Wohnungen der heiligen Thiere, Beamtenwohnungen, Kasernen, Herbergen, die heiligen Haine und Seen nicht zu vergessen — die großartige thebanische Todtenstadt bildeten. Die eigentlichen Gräber aber lagen und liegen in den Felshängen und Thälern jener lybischen Berge, die unseren Ausblick von der Uferhöhe bei Luksor im fernen Westen begrenzen.

Es ist eine melancholische, aber unvergleichliche Localität, wo die stolzen Memnonien der thebanischen Könige liegen. Seltsamer

noch muthen jene Nekropolen selber an, in welchen die Geheimnisse eines Titanengeschlechtes schlummern. Dort hat Mariette jene kostbare Mumie einer Prinzessin gefunden, deren prachtvolles Geschmeide wir — wie man sich erinnern wird — im Bulaker Museum bewundert haben; von dort wurden Jahrzehnte lang unzählige Mumienschreine mit ihrem seltsamen Inhalte in die Welt hinausgesendet: buntbemalte Kästen aus Sycomoren- oder Cedernholz mit phantastischen Todtengestalten, deren goldbemalten Gesichter und Augen aus feuchtem Krystall, wie aus einer unenträthselten fernen Welt auf die Gräberschänder blickten. Aus jenen Gräberstollen hatte Venedig für seine Alchymisten schon im Mittelalter ganze Schiffsladungen bezogen, und zwar unter Intervention eines eigens hiezu bestellten Agenten, der in Kairo seinen Sitz hatte. Der Handel mit Mumien, sowie mit dem ganzen übrigen seltsamen Spielzeug von Glasfiguren, Käfern, Siegeln, Schmuckfragmenten und vergoldeten Mumienfüßen — blühte namentlich vor Mehemet Ali. Dann aber verwandelte der Machtspruch dieses letzteren den Antiquitätenhandel in ein Staatsmonopol; was in den Sammlungen der Händler vorgefunden wurde, verfiel der Beschlagnahme, die Ausfuhr über Alexandrien wurde verboten und Suez allein durfte hie und da noch Alterthümer exportiren. Das glänzende Geschäft, welches bis dahin die Händler betrieben hatten, verwandelte sich in einen verborgenen Handel, in eine gefährliche Contrebande und sank nach und nach zu einem Detailschacher mit Figuretten, Schmuck, Papyrusrollen u. dgl. herab. Von Zeit zu Zeit stürzten ganze unterirdische Räume der, wie Bienenwaben ausgehöhlten Felsengräben ein, wobei neue Gänge, Grabhöhlen oder Rotunden, mit Schätzen aller Art bloßgelegt und in aller Eile, mit Umgehung der lauernden vicekoniglichen Agenten ausgebeutet und sorgfältig erstreckt wurden. — Die Gräber haben daher weder der Zeit noch der Barbarei der Menschen zu trotzen vermocht, wie ihre Schöpfer es gewollt. . . .

An jenem früher erwähnten herrlichen Frühlingsmorgen begab sich der Kronprinz mit seiner Reisegesellschaft auf das linke Nilufer hinüber, um in der großartigen Todtenstadt Umschau zu halten. Man reitet etwa eine halbe Stunde quer über die thebanische Ebene, um das zunächstliegende Denkmal zu erreichen. . . Es sind dies die weltbe-

rühmten Memnonskolosse, zwei gigantische Standbilder des Königs Amenophis' III., der noch einige Jahrhunderte über die Ramessiden hinaufreicht. Die beiden Kolosse sitzen jetzt mitten im Felde mit den arg verstümmelten Gesichtern gegen Sonnenaufgang. Der eine davon, dessen obere Hälfte herabgeworfen war (seine jetzige Ergänzung durch Quaderschichten stammt aus spätrömischer Zeit) — wurde trotz des anfänglichen Protestes der ägyptischen Priester zum wunderbar klingenden Memnon der Griechen und Römer. Aus verschiedenen Inschriften



Der heilige See im mittleren Tempelbezirke von Karnak.

geht übrigens unzweifelhaft hervor, daß einer der Kolosse thatsächlich bei Sonnenaufgang zu „tönen" pflegte, und zwar war es eben jener gespaltene. Als die Wiederherstellung erfolgt war, verlor das Standbild die Eigenschaft zu tönen, woraus hervorgeht, daß nur das Vorhandensein jenes Spaltes die Ursache des Phänomens war. Der während der Nacht stark abgekühlte und thaufeuchte Stein konnte, ohne daß es deshalb einer Wunder-Erscheinung bedurfte, durch plötzliche Ausdehnung in Folge der Hitze, wohl Töne von sich geben, woraus die Mythe von dem aus Aethiopien stammenden Memnon entstand,

der seine Mutter Eos (die Morgenröthe) bei ihrem Erscheinen mit süßem Klagelaut begrüßte.

Die beiden Kolosse sind etwa 22 Schritte von einander entfernt und standen einst vor einem gewaltigen Pylon, durch den man den Tempel selber — das „Amenophium" betrat. Die Figuren zeigen eine Höhe von 15½ Meter, wozu noch vier Meter hohe Sockel kommen. Die Körperdimensionen sind natürlich kolossal, die Länge des Fußes beträgt mehr als 10 Fuß, die des Mittelfingers 3½ Fuß u. s. w. Der Umstand, daß sie vollkommen frei in der Ebene stehen, und zwar ziemlich weit weg von den verschiedenen Tempeln, erhöht nur noch das Großartige des Bildes. Tritt die Nilschwelle ein, so reichen in der Zeit des höchsten Wasserstandes die Hochfluthen bis an den Rand der Basis-Ebene, über der sich die lybischen Berge erheben, und dann stehen die beiden Standbilder im Wasser. Man denke sich hiezu eine klare, herrliche Mondnacht, mit ihrem bleichen Lichterspiele auf den leise rauschenden Wässern, die dunklen, aber magisch verklärten Steinbilder, wie über der Fluth schwebend — unheimlichen Phantomen gleich — und man wird einen Begriff von dem zaubervollen Bilde gewinnen!

Hinter den Memnonskolossen ist wüstes Feld. Unsere Reisenden passirten die Stelle, wo ein versunkener Koloß auf dem Rücken im Fruchtfelde liegt und ritten an Kom-el-Hetan vorbei, der Stätte des einst glänzenden Amenophiums, zu dem, wie erwähnt, die beiden sitzenden Kolosse gehörten. Von hier nach Norden gewendet, ist es eine halbe Viertelstunde zu dem berühmtesten Denkmal der thebanischen Nekropolis — dem Ramesseum. Ramses II. hatte es zur Erinnerung an seine wunderbare Errettung aus Feindeshand den Göttern zum Dank errichten lassen. Das erwähnte Ereigniß bezieht sich auf eine Schlacht mit den Hethitern (Chetas) bei Kadesch, wo Ramses umzingelt und verloren schien, schließlich aber sich durch die Feinde schlug und diese nun selber angriff, besiegte, und in den Fluß drängte. Dieses Ereigniß bildet das Hauptstück der „ägyptischen Iliade", jenes früher erwähnten nationalen Heldengedichtes des Dichters Pentaûr.

Man sieht diese und andere Scenen an der inneren Mauerfläche des nun arg zerstörten Hauptpylons des Ramesseums. Der hohe

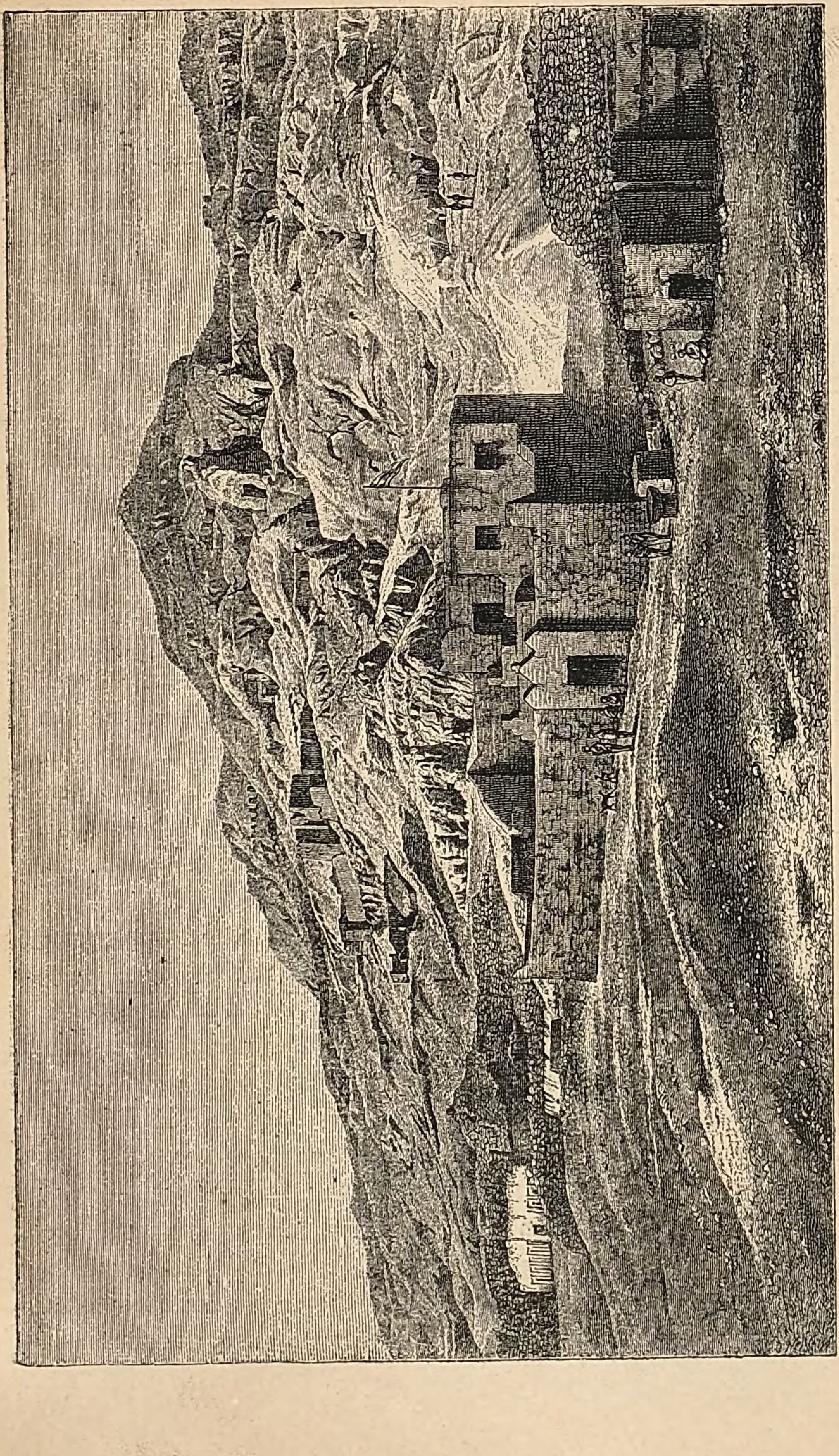
Reisende ließ sich die betreffenden bildlichen Darstellungen erklären und besichtigte dann die Trümmer des Kolossalbildes, welches vor dem zweiten Pylon liegt. Wie die Fragmente zeigen, war es das größte Standbild, welches das alte Aegypten überhaupt besaß. Frühere Messungen und Berechnungen haben ergeben, daß dieses Ramsesbild bei 17½ Meter Höhe hatte, also die Memnonskolosse um noch weitere zwei Meter überragte. Unwillkürlich steht man bewundernd vor solchen Riesenwerken, umsomehr, als die Durchführung des Details geradezu tadellos ist. Ramses-Statuen standen auch im zweiten Hofe, der hallengesäumt war, so zwar, daß zwei Seiten Säulenreihen, die beiden anderen aber Osirispfeiler hatten. Sowohl die Statuen, wie die Säulen sind längst zusammengestürzt oder verschwunden und nur einige der Osirispfeiler sind noch vorhanden.

Der Glanzpunkt des Ramesseums ist — ähnlich wie beim großen Ammonstempel in Karnak — dessen großer hypostyle Saal. Selbst die Anordnung zeigt eine Nachahmung jenes andern Bauwerkes, denn auch im Ramesseum sind die Säulen der beiden mittleren, in der Tempelachse liegenden Reihen bedeutend höher, als die übrigen, über deren Knospencapitälen sich Maueraufsätze, welche von Fenstern durchbrochen sind, erheben um auf das Niveau der Kelchcapitäle jener großen Mittelsäulen zu gelangen. Auf dem Rost von im Ganzen 48 Säulen ruhte das Deckengebälk. . . In den Inscriptionen ist dieses Hypostyl der „Saal der Erscheinung“ genannt. Wo die Wände erhalten sind, sieht man, wie anderwärts im Ramesseum, bildliche Darstellungen aus den Kriegen, welche der König in Syrien führte. Von weit größerem Interesse noch ist vielleicht der an das Hypostyl schließende kleine Säulensaal, der einst eine Bibliothek enthielt. Man fand nämlich hier die Inschrift: „Saal für die Bücher des Thoth (Hermes)“, also die Bezeichnung eines Aufbewahrungsortes der heiligen Bücher. An der Pforte zu dieser Bibliothek sieht man Porträts von nicht weniger als 26 Kindern des Königs, darunter allein 23 Söhne. Der Bibliothekraum ist an den Wänden mit Sculpturen, an der Decke mit mathematischen (astronomischen) Darstellungen geschmückt. Ein weiterer Saal ist arg zerstört und was weiter folgt, ist nichts als wüster Trümmersturz. Man sah daher von dessen Besichtigung ab und ritt

die kurze Strecke zwischen dem Ramesseum und dem koptischen Dorfe Medinet Habu in südwestlicher Richtung ab.

Der Weg führt an Tempelresten, später hinter der Trümmerstätte des Amenophiums vorüber und dann ein Stück in die thebanische Ebene hinaus, da der Zugang zu der Tempelgruppe im Südosten liegt. . . Die Gruppe ist von bedeutendem Interesse und begreift außer dem „Memnonium" Ramses' III. weiter das zum Memnonium gehörende Siegesthor (genannt „der Pavillon"), den Tempel Totmes III. mit seinen später hinzugefügten Bauten, und schließlich einen kleinen Ptolemäer-Tempel. Gebaut haben an diesen Gruppe auch noch Amenophis' I., Totmes II., Taharka, dann Nektanebos I., Soter II. (Ptolemäer) und Andere. Die ganze Gruppe macht sonach nichts weniger als einen einheitlichen Eindruck, ist aber im Detail sehr interessant. Namentlich bemerkenswerth ist ein monumentales Prachtthor, an dem eine kolossale geflügelte Sonnenscheibe angebracht ist. Schreitet man durch dieses Thor, so gelangt man in einen Vorhof und durch einen zweiten Pylon, in ein kleines Heiligthum, dann über Schutt und Trümmer durch einen dritten Pylon in einen wüsten Hof, an den das Allerheiligste schließt. Auch an den üblichen Zellen und Kammern fehlt es nicht, so daß diese Tempelanlage, an der so viele Herrscher der verschiedensten Dynastien gebaut haben, sich wenig von anderen ähnlichen Collectiv-Bauten, dessen großartiger Repräsentant der Ammonstempel von Karnak ist, unterscheidet.

Als unsere Reisenden wieder auf die Ebene hinausritten, stand die Sonne bereits hoch, und ihr Glühschein spielte um die Terassenhänge der lybischen Bergkette. Wie geschmolzenes Gold glühte es zwischen den Klüften, durch die seit Jahrtausenden der Grabesodem weht. Steile Pfade winden sich hinauf und über ihnen ragen bleiche Felszinnen in fast mathematisch horizontaler Linie. Daneben öffnen sich Schluchten, in denen der heiße Tagesdunst brütet und vereinzelte Hyänen- und Schakaljäger auf- und niederklettern. . . Je schwüler es wird, desto einsamer gestaltet sich das Bild der thebanischen Todtenstadt. Nur ab und zu ist die Gräberwelt durch einzelne Staffagen belebt. Im Fruchtfeld ruhen die Arbeiter, oder schreitet ab und zu gravitätisch ein schlankes Fellahweib mit dem gebauchten Henkelkrug auf der



Scheich-abd-el-Kurna.

Schulter. Auf dem mürben Schutt sonnen sich goldgrüne Eidechsen und wo einige Vegetation ansetzt, kriechen große glänzende Käfer. Die ferneren Abschnitte der weitläufigen Landschaft verschwinden aber im goldig-purpurnen Sonnendampf. Selbst Luksor ist dem Blicke wie verschleiert. Nur die Riesenschäfte seines Tempels scheinen in der schwülen Bläue zu glühen, zu leuchten — wie Riesenfackeln, die zum Himmel aufstreben. . . . Man genießt gerne ein solches Bild, und genießt es immer wieder, je nach Tageszeit und Farbenstimmung, mit gleicher Andacht. Diesmal war aber das Bild besonders einschmeichelnd. Hatte man doch von Medinet Habu aus gerade im Süden jene Einsenkung vor sich, welche einst der „heilige See" ausfüllte, den die Todtenbarken mit ihrer Mumienfracht durchzogen, um diese den stillen Gräbern des Felsengebirges zu übergeben! . . .

Den Glanzpunkt der Tempelgruppe von Medinet Habu bildet das Memnonium Ramses' III. Seine Besichtigung lohnt reichlich der Mühe, verschiedener bildlicher Darstellungen halber, die uns sowohl die Kriegsthaten dieses Königs, wie seine Privatvergnügungen vorführen. Auch hat das Monument hochinteressante Abschnitte, wie den gewaltigen Vorbau, mit seinen charakteristischen Flügeltracten, deren durchbrochene Wände jene Kriegsthaten vorführen. Durch den Mitteltract geht es über eine nun leider zerstörte Treppe (daher über Trümmersturz) in die oberen Räume, wo sich merkwürdige bildliche Darstellungen mit allerlei, mitunter verfänglichen Details aus Ramses' III. intimem Privatleben vorfinden. Das Bewunderungswertheste an diesen Bildern ist die Pracht der Farben, welche allen Wetterunbilden und mechanischen Zerstörungen getrotzt haben. Was nun folgt sind gewaltige, aber zerstörte Pylone, mit Farbenbildern daran, und wüste Höfe, welche Trümmer und gestürzte Säulen erfüllen. Aus dem zweiten dieser Höfe hatten die Kopten einst einen christlichen Gebetraum gemacht, doch liegt die koptische Ansiedlung selber schon seit Langem in Trümmer.

Hat man das Memnonium hinter sich, so wird man von einer bildlichen Darstellung überrascht, die uns eine Seeschlacht vorführt. Alles Detail ist originell und höchst charakteristisch, die Scene dramatisch bewegt, wenn auch ungeheuerlich in ihren einzelnen Vorgängen —

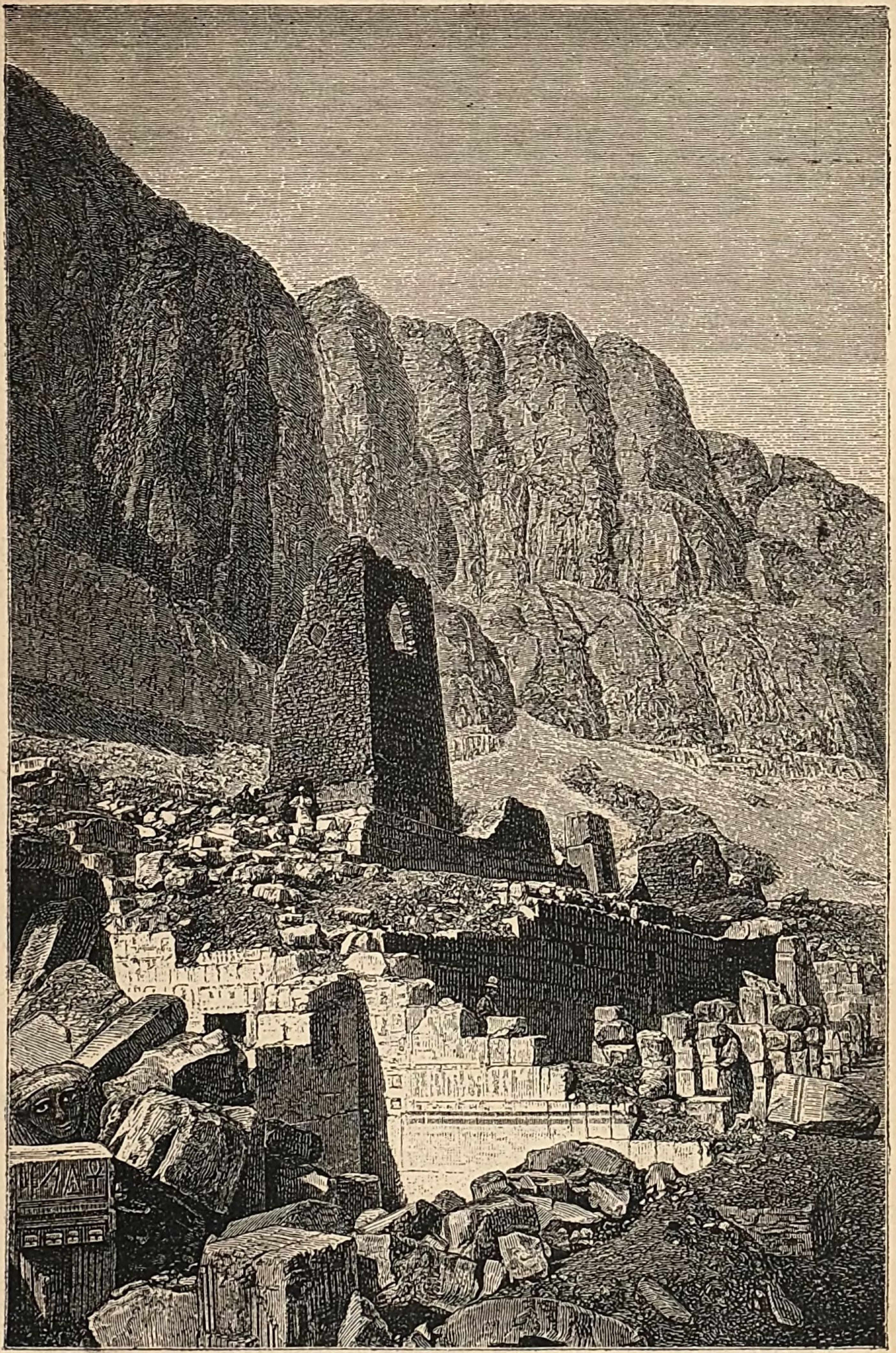
— eine Eigenthümlichkeit, die man auf allen altägyptischen Schlachtengemälden beobachten kann. ... Im Nordwesten von Medinet Habu ist öde Ebene und dahinter erheben sich die todtstillen, starren libyschen Felsenberge. In dieser Richtung stößt man nach halbstündigem Ritte in einem einsamen Thalkessel auf die „Gräber der Königinnen“ mit der Prachtgruft der Königin Thisi und reitet weiterhin über die südöstlichen Ausläufer der Felsberge selber. Bald sieht man die Hütten des Fellachendorfes Kurnet Muraï und dann folgt eine Gruppe von Gräbern, deren interessantestes jenes eines Statthalters Amenophis' IV. Setzt man über die Felsrücken in nordwestlicher Richtung, so blickt man in eine öde, menschenleere Schlucht hinab mit den Resten eines kleinen aber zierlichen Ptolemäertempels. Im Hintergrunde ragen hohe Felswände auf, bis zu dem tafelförmigen Hochkamme, der in Nordwesten und Norden in weitem Bogen die Memnonien umzieht und in seinem Innern selbst eine hochinteressante Merkwürdigkeit — die Königsgräber birgt.

Wir werden denselben weiter unten einen Besuch abstatten und setzen vorläufig unsern Ritt am Rande des Gräbergebirges fort ... Ueberall Trümmer und Schutt, nackte Flächen oder felsige Hügel. Von den letzteren ist der nächste derjenige, auf dessem Abhange das Dorf Scheich-Abd-el Kurna liegt. Ein seltsames Bild, diese Gräbergruppe! Das laute Toben und der schweigsame Tod scheinen sich gut mit einander zu vertragen, denn allenthalben haben die Fellachen in den Gräberstollen sich häuslich eingerichtet. Die schönsten und merkwürdigsten dieser Felsengrüfte sind aber zugänglich und unsere Reisenden nahmen Gelegenheit, hier zum erstenmale mit der inneren Einrichtung dieser Todtenbehausungen Bekanntschaft zu machen. Uebrigens wiederholen sich diese Felsengräber auf der ganzen Strecke von Scheich Abd-el-Kurna über Assassif und Drah Abu en Negga bis Kurna.

In all' diesen Felsgrüften herrscht ewige Nacht, aber sie haben einen Schmuck, der an Schönheit und Originalität häufig genug denjenigen der Tempelbauten übertrifft. Es sind dies die gemalten Sculpturen, mit denen die Innenwände der Stollen und Kammern bedeckt sind. Die Geschichte des betreffenden Verstorbenen, seine Thaten und

Beschäftigungen, seine Lieblinge und Angehörigen umgeben ihn in Bildern, und so geben uns die Gräber die reichsten unerschöpflichsten Fundgruben über das Privatleben dieses merkwürdigen Volkes ab. ... Nichts läßt sich mit den ägyptischen Tempeln, Palästen und Kolossen vergleichen, als die Todtenstadt im Innern der Berge. Diese Berge — die libysche Felskette — sind auf einer Strecke von mehr als zwei Meilen mit geringen Unterbrechungen und in mehreren Reihen übereinander mit Felspforten versehen, welche bald in horizontaler, bald in schief geneigter, oft mäandrisch gewundener Richtung in die Tiefe des Felsens führen, auf beiden Seiten unterbrochen von Sälen, Grotten und Kammern, die sich durch Hänge oft derart labyrinthisch verzweigen, daß eine Irrwanderung wohl möglich ist, und thatsächlich häufig genug stattgehabt hat. Solche Irrwanderungen haben freilich mitunter zur Entdeckung und reichlicher Exploitation großartiger Mumienlager geführt, häufig aber auch zu verheerenden Bränden und Explosionen tief im geheimnißvollen Felseninnern geführt. Die bitumengetränkten Mumien mit ihren Cartonnagen sind eben ungeheuer feuergefährlich, die Grabschänder aber, zu ihrem eigenen Schaden, sorglos und unvorsichtig genug!

In der Regel ist in der Grabkammer ein tiefer Schacht in den Felsboden getrieben, welcher die Mumien enthält. Herrscher und Würdenträger wurden in den Kammern selber in zum Theil mächtigen Sarcophagen beigesetzt. Die Eingänge sind bald gerade an der Fläche der Bergwand, bald liegen sie erst hinter einem Säulenporticus, den man aus dem Fels gehauen hat. Im Innern der Gräber sieht es mitunter wüst genug aus, denn die Gräberschänder haben in ihnen arg gehaust. Habsucht hat die durch Jahrtausende verschlossen gewesenen Eingangspforten gesprengt, die Särge aus den Tiefen geholt und die Mumien umhergestreut. Selbst die Eingänge sind mitunter derart mit Schutt und Mumienresten verbarricadirt, daß man auf allen Vieren in die Stollen kriechen muß — mit dem Lichte in der Hand, das jeden Augenblick einen Gruftbrand anfachen kann! Die Fellachen haben sich aber nicht nur mit dem Gräberraub begnügt, sie haben die Mumien auch an's Tageslicht geschleppt, um sie als — Brennmaterial zu gebrauchen! Das mag ein schmackhafter Hirsebrei sein, den ein Herd-



Terassentempel von Deïr el Bah'ri.

feuer aus mürbem Fleische und Bandeletten weiland der Würdenträger eines Amenophis oder Totmes gar gemacht hat! Einen solchen Wandel hatten die Mächtigen des einstigen Pharaonenreiches gewiß nicht vorausgesehen.

An überraschenden Funden hat es in dieser geheimnißvollen Unterwelt nie gefehlt. Wenn eine der furchtbaren unterirdischen Explosionen oder Grufteinstürze erfolgt war, dann fehlte es nie an Verwegenen, die in die Stollen krochen, die labyrinthischen Gänge durchstöberten und nach neuen Fundstätten fahndeten. In der That ward mancher Verbindungsgang durch derlei elementare Ereignisse blosgelegt Zahllose Stollen führten nach allen Richtungen in die Tiefe des Berges; ein unzählbares Heer von Mumien aller Arten, aller Formen, lagen in Verwirrung umher, bedeckten die Wände, schauten aus tiefgehauenen Grabnischen schauerlich neugierig hervor und ein erstickender Geruch von Natron und Erdpech schwängerte die Luft. ... Zuweilen fiel den Gräberschändern ein besonders reicher Mumienschrein in die Hände, und dann beeilten sie sich denselben zu zertrümmern, um den Inhalt zu erlangen. Und was sahen sie beim grellrothen Lichtschimmer? Vielleicht eine Frauenmumie, so wunderbar erhalten, so frisch, als wäre sie erst von den Einbalsamirern in den aus Aloe Myrthe, Zimmt und Cassia lignea gemischten Balsam getaucht worden. Da gab es dann reiche Vergoldung, prachtvolle Haarflechten, glänzend schwarz, sorgfältig geflochten, wie schlummernde Nattern auf der juwelenschuppigen Brust ruhend; oder reiche, die Arme umspannende Spangen, funkelnde Ringe an den Fingern, strahlende Halsbänder. Offenbar hatten hier Einbalsamirer, Maler, Vergolder und Hieroglyphenkalligraph gewetteifert, dieser königlichen Mumie ein wunderbares, geheimnißvolles Scheinleben auf Jahrtausende hin zu erhalten. Ewig, unvergänglich — wie dieser Grufttempel — sollte diese Schönheit sein! Sie blieb es nicht, und die Grabschänder warfen die Mumie zur Seite, nachdem sie sie ihres Goldes beraubt hatten.

In den Grabkammern gab es durch alle Zeiten übrigens nicht nur reiche Mumienbeute, sondern auch andere Schätze zu heben. Es sind dies Amulette, tragbare Statuetten, Fragmente größerer Statuen in Terracotta, Porcellan, Alabaster, Granit; Dinge, mit denen

die europäischen Museen überfüllt sind. Sehr wichtig sind auch die Papyrusrollen, welche man in den Mumienschreinen findet.

Diese ältesten Schriften der Welt bestehen aus Blättern, welche man aus zwei sehr dünnen Lagen des Papyrusbastes zusammenfügte Die Rollen werden zwischen den Schenkeln, oder zwischen Arm und Leib gefunden. Eine der größten dieser Rollen ist über 28 Fuß lang, Sie sind gelb und riechen nach dem Balsam der Mumien. Die Schrift, theils Cursiv, theils in Hieroglyphen, läuft in Columnen, und der Anfang der Abschnitte ist roth geschrieben, der übrige Text schwarz. Alle zeigen Gemälde an verschiedenen Stellen, meist Scenen aus der Unterwelt, das Todtengericht, die Fahrt über den See u. dgl.

Zu dem Besuche vieler Gräber bedarf es einer guten leiblichen Constitution und starker Nerven; denn die Temperatur, welche in den unterirdischen Räumen herrscht, ist eine geradezu unerträgliche, der penetrante Geruch wirkt fast betäubend. Dazu gesellen sich in dem einen oder andern Raume Massen von Fledermäusen, welche das Licht, in dem ohnedies äußerst feuergefährlichen Raum stürmisch umflattern oder vollends auslöschen. Dazu der Schutt und die unzähligen Mumien-Fragmente, die zum Theile abschüssigen Gänge, die rauchgeschwärzten Kammern, ohne Luft und Licht — Alles zusammen: ein unerträglicher Zustand.

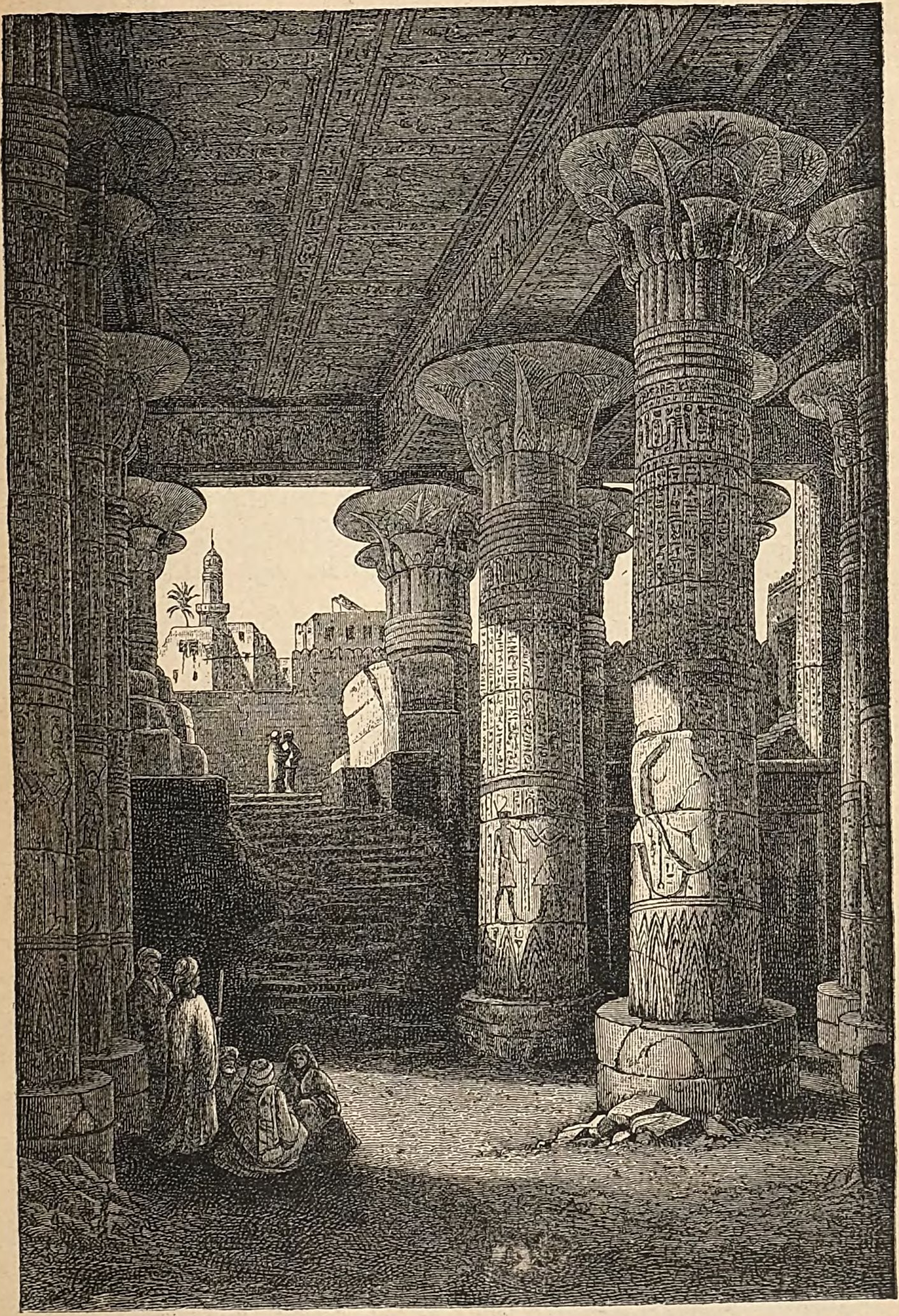
Besser bestellt ist es mit den großen „G r ä b e r n d e r K ö n i g e“ in den Felsenthälern der libyschen Bergkette. Ihr Besuch bildete die letzte Programmnummer der hohen Reisenden. Der Weg dahin — über eine Stunde weit — führt von dem Seti-Tempel zu K a r n a k durch ein mäandrisch gewundenes ödes Felsenthal in westlicher Richtung — der Schauplatz einer der ergreifendsten Scenen in J. Ebers Roman „U a r d a“ . . . Zu beiden Seiten steigen die nackten braunen Wände senkrecht empor, darüber dachen sich wüste Abhänge ab bis zu den höchsten Zinnen, die vielfach zerrissen zum höchsten Kamme ansteigen.

An mannigfachen Felsformen, oft bizarr geschnitten, ist wahrlich kein Mangel. Dennoch ist der Gesammteindruck ein solcher, der uns weniger das abwechslungsreiche Leben, denn vielmehr den starren Tod vor Augen führt. Hat man die Thalkrümmungen zurückgelegt, so öffnet

sich vor dem erstaunten Blicke des Reisenden ein weitläufiger Bergkessel, mit schluchtenartigen Ausästungen, die in die Stollen münden.

Wir stehen vor den Gräbern der Könige aus drei Dynastien welche so ziemlich den Glanzpunkt der ägyptischen Herrschaft repräsentiren: der XVIII., XIX. und XX. . . . Ueber zwei Dutzend der prächtigsten, unerschöpflichsten Grüfte sind hier jedem Besucher offen. Natürlich gebrach es unseren Reisenden an Zeit, die einzelnen Königskatakomben der Reihe nach durchzumustern; umso eingehender wurden aber diejenigen in Augenschein genommen, die der gelehrte Cicerone des Kronprinzen zum Zwecke der Belehrung und vom Gesichtspunkte des allgemeinen Interesses hiezu auserlesen hatte.

Zunächst Einiges über jene Dynastien, deren Repräsentanten einst auf dieser Stätte zur ewigen Ruhe eingegangen waren. Den Königsreigen der XVIII. Dynastie eröffnete Ahmes I., der Befreier Aegyptens aus der schmachvollen, jahrhundertlangen Knechtschaft, welche die Hyksosherrschaft über das Reich gebracht hatte. Er stellte die alten Grenzen des Reiches wieder her und ging mit einer äthiopischen Königin eine Ehe ein, aus der ein Sohn, Amenophis, hervorging. . . . Er war der erste König dieses Namens, und seine Thaten beschränkten sich auf die Vollendung des Befreierwerkes, welches sein Vater inaugurirt hatte. Bedeutender als diese beiden Herrscher ist die Erscheinung Totmes I., der ein Sohn Amenophis' I. war. Mit ihm beginnt eine Reihe glänzender äußerer Thaten, die sich bei dem genannten König selbst auf Syrien und die Länder am Euphrat, bei seiner Nachfolgerin, der energischen Hatasu (Harschepu) auf Arabien erstreckten. Hatasu war die Gemalin des Schattenkönigs Totmes' II. und hatte sich während ihrer ganzen Regierungszeit durch Charakterstärke und Unternehmungsgeist hevorgethan. Unter ihrer strengen Vormundschaft wuchs Totmes heran, als König der Dritte dieses Namens und gewaltiger Eroberer. Unter ihm drangen die Aegypter bis Ninive vor und unterwarfen die Assyrier. Zwar nach Totmes' III. Ableben, fielen die letzteren wieder ab, Amenophis II. nahm das Werk seines Vorgängers wieder auf, eroberte Ninive und stellte die frühere Abhängigkeit der assyrischen Könige von Aegypten wieder her. Totmes IV. behauptete die vor ihm gemachten Erobe-



Tempel von Esne. (Innenansicht des vordersten Säulensaales). 26

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

rungen. Die wahre Glanzzeit der XVIII. Dynastie fällt aber mit dem nächsten Herrscher, dem glorreichen und prachtliebenden König Amenophis III. zusammen. Unter ihm erlangte das ägyptische Herrschaftsgebiet eine räumliche Ausdehnung, wie nie zuvor, nie nachher. Selbst in den Galla-Ländern hörte man auf Amenophis' Machtspruch und im äußersten Norden lagen die Standquartiere der ägyptischen Truppen tief im Innern des armenischen Hochlandes. Was er an Werken des Friedens geschaffen, darüber geben die großartigen Reste derselben, die wir theilweise ja kennen gelernt haben (im großen Ammonstempel zu Karnak und im nördlichen und südlichen Tempelbezirk daselbst, ferner das Amenophium mit den sitzenden Kolossen, einen Tempel nördlich hievon u. s. w.), Auskunft. Schlimmer erging es dem Reiche unter dem Sohne dieses glanzreichen Königs, Amenophis' IV., der von dem Glauben seiner Väter abfiel und sich zum Sonnencultus bekehrte. Als Apostat führte er den Namen Chunaten und residirte in der neu errichteten Residenz bei dem heutigen Tell el Amarna (zwischen Beni-Hassan und Monfalut).

Nach seinem Ableben nahmen die inneren Wirren überhand, die von einer Anzahl schwacher Herrscher nicht bewältigt werden konnten. Erst Horemheb stellte Ruhe und Ordnung wieder her und führte die Aegypter in den Schooß ihres alten Glaubens zurück.

Dieser Horemheb war der letzte Repräsentant der XVIII. Dynastie. Da er kinderlos starb, trat eine neue Dynastie — die XIX. — die Herrschaft an, deren Träger den Höhepunkt der thebanischen Glanzzeit bezeichnen. Wir brauchen, ohne uns in historische Details einzulassen, die wir bereits an anderer Stelle vorgebracht haben, nur die Namen eines Ramses' I., eines Seti I., Ramses' VI. zu nennen. Seti I. ist der Sothes, Ramses' II. der Sesostris der Griechen. Alle Herrscher der XIX. Dynastie waren mächtige Kriegsherren, prachtliebende Könige und fürsorgliche Landesväter. Ihr größtes Denkmal haben sie sich selber in den großartigen Tempelanlagen von Karnak geschaffen, vor denen die Nachwelt bewundernd steht, die Namen ihrer Erbauer auf den Lippen . . . Der vierte und letzte Repräsentant dieser Dynastie, war Menephtah, der zwar auf dem vorgezeichneten Wege seinen glorreichen Vorgängern folgte, im Uebrigen aber wenig

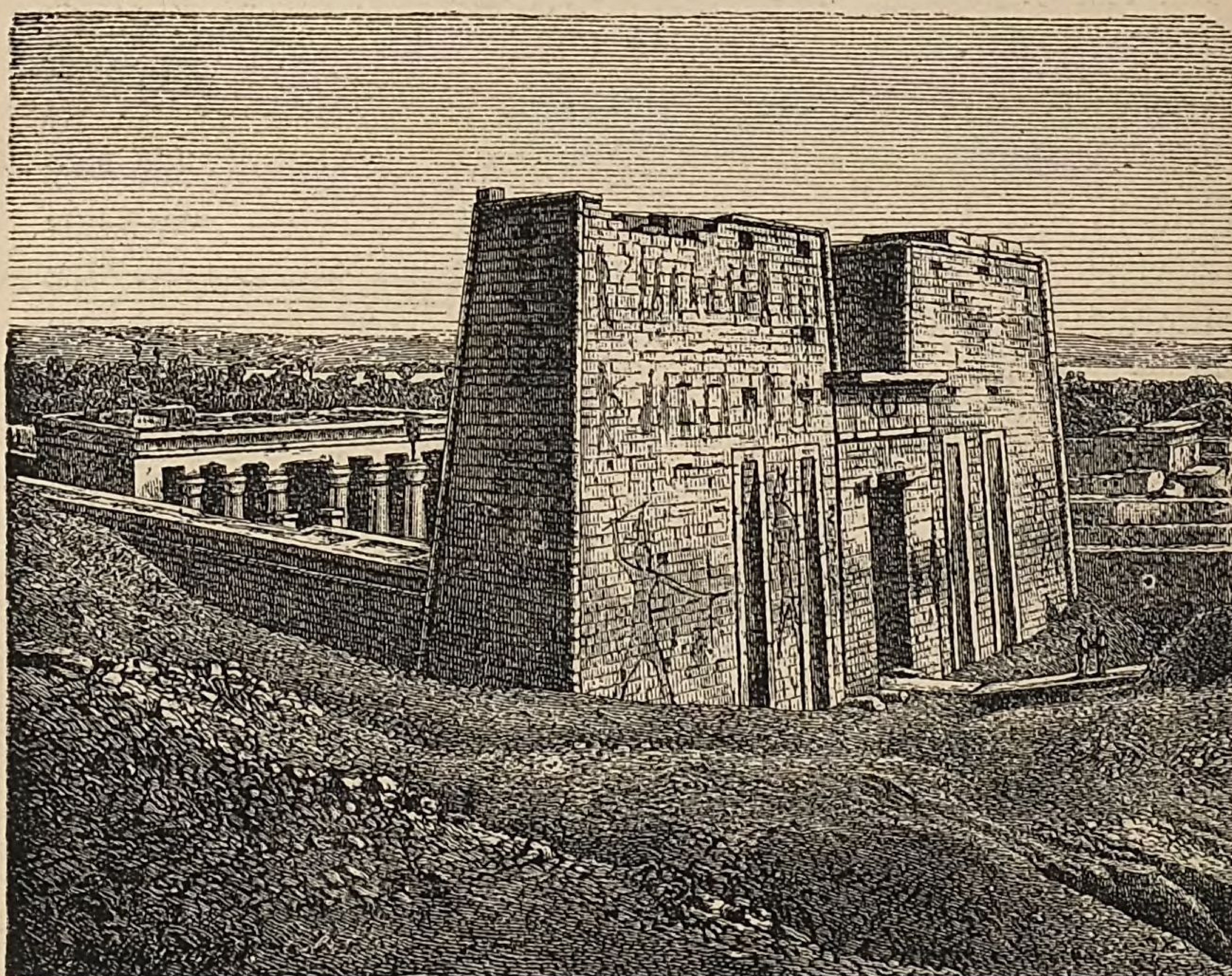
Glück hatte. Unter diesem Menephtah soll der Exodus der Juden aus Aegypten stattgehabt haben (um 1300 v. Chr.).

Die nächste, XX. Dynastie, ging aus den Wirren und Empörungen hervor, welche das Ableben Menephtah's im Gefolge hatte. Auch in diese Dynastie floß ramessidisches Blut, denn ihr Begründer war ein Abkömmling Ramses' II. Mit Ausnahme desselben — der Necht-Seti hieß — führen denn auch alle Könige der XX. Dynastie den Namen „Ramses“. Ihre Herrschaft füllt fast genau ein Jahrhundert (1200—1100 v. Ch.). Den Reigen der neuen Ramessiden eröffnet Ramses III., der Rhampsinit der Griechen. Es war ein letztes Aufblühen des altägyptischen Glanzes im Innern und nach Außen, das das Scepter dieses Königs hervorzauberte. Nochmals zitterten die kleinasiatischen Völker, welche Ramses' III. Schwert niederwarf. Dasselbe Schwert traf die räuberischen Libyer und die Bewohner Arabiens, nach dessen Küsten er eine Flotte sandte . . . Nach ihm aber trat der Verfall mehr und mehr ein, und die vielen Namensträger der vorangegangenen großen Ramessiden erwiesen sich als der Bezeichnung unwürdig. Es war eine Reihe von Schatten-Herrschern, deren Einfluß fast unmerklich in die Hände eines andern Machtfactors überging: der Oberpriester des Ammon. Wer die Herrschaft vollends usurpirte, war Herhor, aber er blieb ohne Nachfolger . . . Die thebanische Herrschaft war erloschen und es entstanden neue Dynastien, fern in Unter-Aegypten, welche man unter der Bezeichnung „Saïtische Periode“ (XXI.—XXX. Dynastie) zusammenfaßt . . .

Dieser kurze geschichtliche Abriß soll dazu dienen, uns die Gräber jener Könige, die wir nun zu besuchen haben, in Raum und Zeit näher zu rücken. Wie schon erwähnt, gebrach es unseren Reisenden an Zeit, um sämmtliche Grüfte in Augenschein zu nehmen. Berühmt und interessant sind ohnedies nur wenige, und zum Glücke sind es gerade diejenigen, an die sich mehrere jener berühmten Namen knüpfen, von deren Trägern eben die Rede war. . . In diesem Sinne betreten wir zuerst die Felsengruft Seti's I. Es sind fast sechzig Jahre verstrichen, seit Belzoni sie entdeckt. Sie war schon damals offen und die Mumie beraubt, macht aber noch immer einen imposanten Eindruck, theils

durch die umfassende Anlage der unterirdischen Räume, mehr noch aber durch die prachtvollen Wandgemälde und Inschriften, von denen die ersteren in so frischen Farben prangen, als wären sie vor Jahren und nicht Jahrtausenden gemalt worden.

Treten wir ein. Ein Thor, zu dem eine Treppe abtaucht, nimmt uns auf und dahinter senkt sich ein geneigter Gang in des Berges Tiefe. Nun folgen zwei Gemächer hintereinander, von denen das zweite,

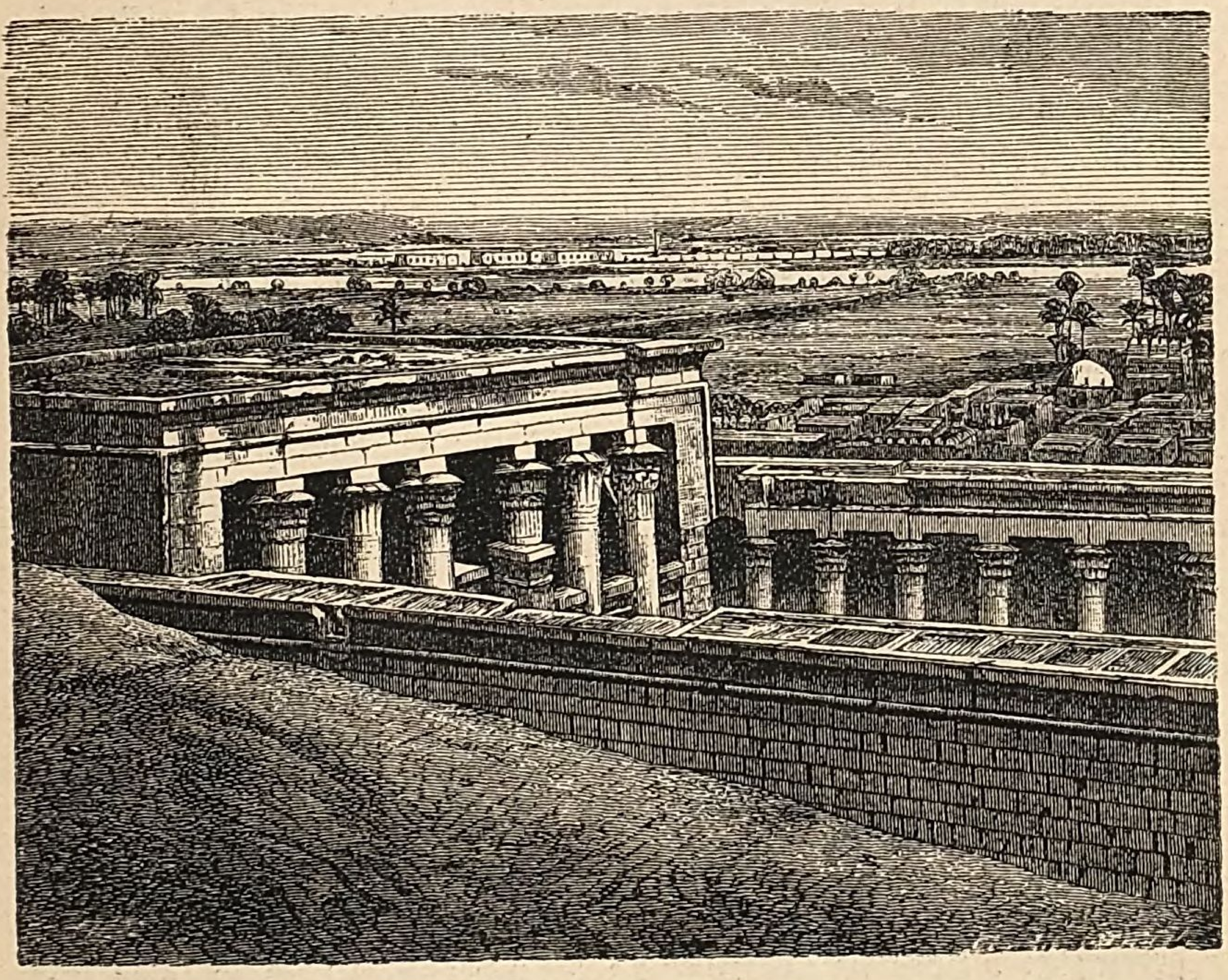


Pilonen mit dem Vorhof und Hypostyl des Edfu-Tempels.

tiefer liegende, eine kleine Pfeilerhalle ist. Ueberall herrliche Wandgemälde, welche den Todtencultus betreffen. Dasselbe gilt von dem noch tiefer im Innern liegenden dritten Pfeilergemache. Der Besucher glaubt, hier am Ende des unterirdischen Grufttempels zu sein, denn die Reihe der Gemächer erscheint plötzlich abgeschlossen. Es gibt aber noch andere Räume, in die man aus dem vorletzten Gemach hinabsteigt... Welch' seltsames Wandern auf dieser Stätte des Todes, durch diese Gänge

und Thore und stufenab in immer grausigere Finsterniß! Die Leuchten freilich durchflimmern mild die öden Grufträume und ihr Schimmer belebt die Bilder an den Wänden, Scenen und Götterbilder und das Bild des Königs selber. Dann tritt man in die gewölbte Königsgruft selbst. Sie ist leer und die Schauer der Vergangenheit weben nur um die geheimnißvollen Himmelszeichen, welche das Grabgewölbe zieren.

Man verläßt leichten Herzens die Gruft, denn am Ende seiner



Vorhof und Hypostyl des Edfu-Tempels.

Wanderung durch die Seti-Katakombe steht der Besucher fast 160 Fuß tief unter dem Grottenportale im Innern der Felsmasse. Es geht rasch die Treppen und Gänge hinan, die Pfeilerhallen zurück, bis an die erlösende Pforte, wo das goldene Tageslicht in Strömen hereinfluthet und die Seele wie in einem Aetherbade erleichtert aufathmet. Vor uns steigen die gigantischen Felshänge empor und um ihre braunen verwitterten Häupter spielt das Gold des Flammengestirns. . . . Der

Besucher hält seinen Schritt an, um die freundliche Oberwelt auf sich einwirken zu lassen. Handelt es sich doch um weitere Gruftfahrten, wo die Schatten verschollener Heroen wieder an uns herantreten und die Dämonen der Unterwelt mit Geisterzungen zu uns lispeln. . .

Wir treten in Ramses' III. Katakombe ein. Sie ist noch großartiger, als Seti's Gruft. Welch ein Labyrinth von Gängen, Kammern und Hallen! Erst im zwölften pfeilergestützten Gemach findet die Wanderung ein Ende. Dort stand der mächtige Granitsarkophag, den nun das Louvre beherbergt, während die sterblichen Reste des prunkliebenden Herrschers der Wind verweht hat. . . Auch in Ramses' III. Grabräumen sind die Wände reich mit bildlichen Darstellungen geschmückt. Man sieht Festscenen und solche landwirthschaftlichen Genres, Götterbilder und farbigen Audienzpomp, in welchem der König von Würdenträgern und Gabenspendern umgeben erscheint. Am Eingangsportale wieder angelangt, werfen wir noch einen letzten Blick auf die Thorpfeiler mit ihren Stierköpfen und die geflügelte Sonnenscheibe darüber und lenkten unsere Schritte nach der gegenüberliegenden Gruft.

Es ist diejenige, welche einst die irdischen Reste Ramses' VI. aufnahm. Tief im Innern, im neunten Raume, der eine Pfeilerhalle ist und die Bezeichnung „goldenes Haus" führt, steht noch immer der Sarkophag, aber zertrümmert von barbarischen Händen; die Mumie ist verschwunden — wahrscheinlich schon frühzeitig. Was in dieser Gruft überrascht, das sind die obscönen bildlichen Darstellungen. Man darf nicht vergessen, daß die Zeit der letzten Ramessiden die Periode des Verfalls, der Entsittlichung bezeichnet, und so können jene, mit dem geheiligten Raume im Widerspruche stehenden Darstellungen kaum befremden. . . . In der That findet man ähnliche Bilder in dem Grabe Ramses' IX., welches dem eben besuchten fast gegenüberliegt. Es begreift sechs Gemächer und der Bilderschmuck von so anrüchiger Bedeutung zeichnet sich ganz besonders durch Frische und Reichthum aus.

Um so auffallender ist die Bedeutungslosigkeit der Gruft jenes thebanischen Herrschers, dessen Kriegs- und Friedensthaten uns auf ägyptischem Boden auf Schritt und Tritt verfolgen — des großen Ramses nämlich. Man geht fast gleichgiltig an dieser schmucklosen,

unbedeutenden und nebenher arg verschütteten Anlage vorbei. . . Wer übrigens oft die Gruftgänge wiederholt hat, sehnt sich kaum nach einer Wiederholung. So war es auch bei unseren Reisenden der Fall, die nach der Besichtigung der Hauptgräber die Todtenstadt wieder verließen.

Wir aber haben noch einige Worte über Mumien und Mumificirung zum besseren Verständnisse der Gräberwelt und ihres merkwürdigen Inhalts vorzubringen. Der dürre Fels der libyschen Bergkette war vortrefflich für die Bewahrung der Mumien geeignet, da der Mangel an Regen und aller Vegetation keine Feuchtigkeit erzeugt, welche durch Einsickern in den Fels die vermauerten Grabkammern zerstören, die Leichen der Verwesung hätte aussetzen können; und so gelang es den Aegyptern das ganze Volk, wenigstens dem lebendigen Zustande ähnlich, auf die Nachwelt zu vererben.

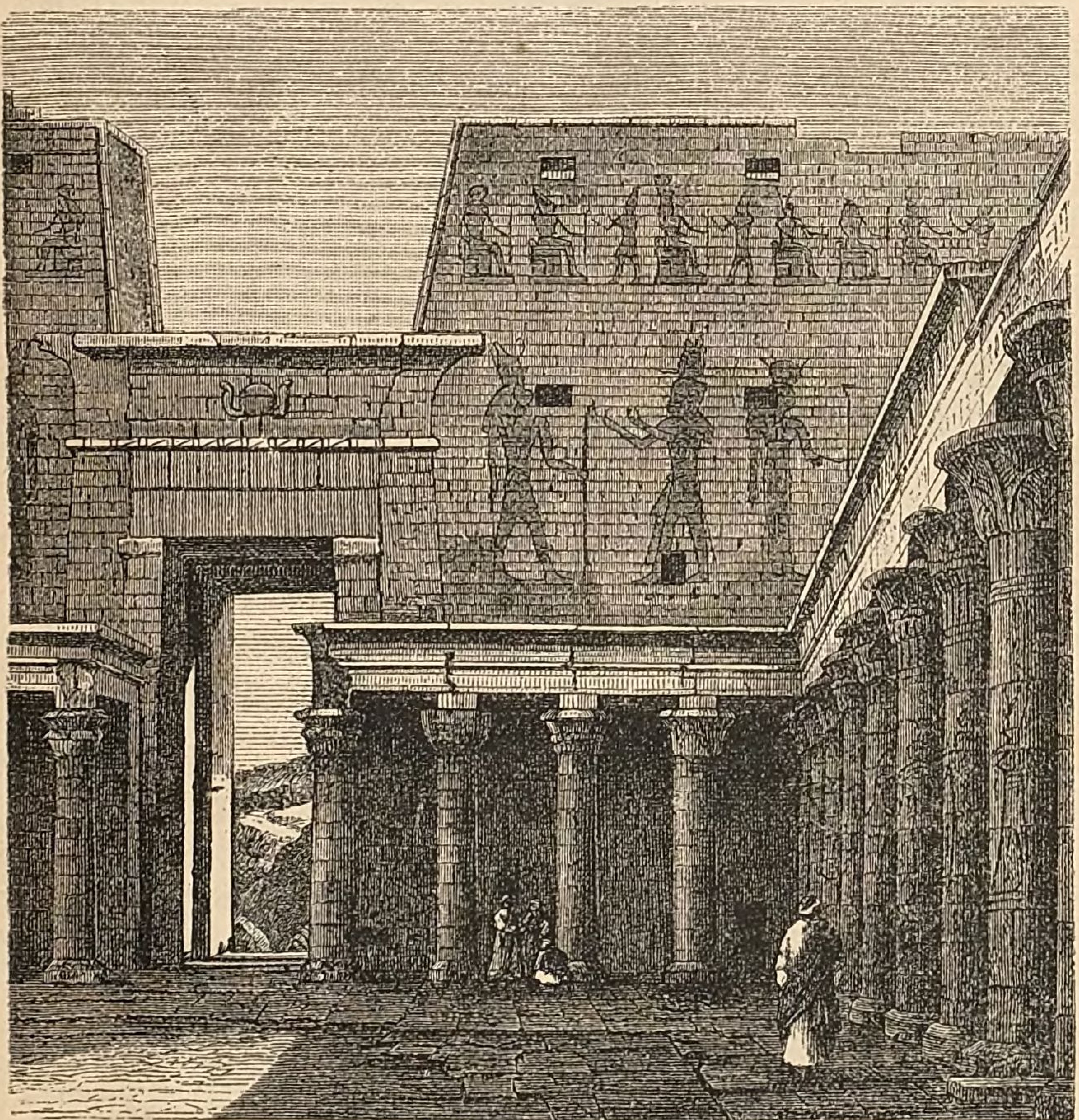
Wir haben bereits gelegentlich des Besuches der großen Pyramiden von Gizeh auf den eigentlichen und einzigen Zweck derselben hingewiesen, deren monumentale Anlage auf jene religiöse Anschauung zurückgeführt, welche — auf der Seelenwanderung fußend — die Conservirung der sterblichen Ueberreste vor natürlicher oder gewaltsamer Zerstörung als unerläßlich erkannte, und an diese Thatsachen interessante Folgerungen geknüpft. Demselben Zwecke wie die Pyramiden dienten auch die Felsengrüfte von Theben. Die Mumificirung blieb natürlich da und dort dieselbe. Gesicht, Hände und Füße der Leiche wurden mit einer Leinwand umwickelt, auf welcher, wahrscheinlich durch eine Form, die Gestalt dieser Körpertheile in Relief ausgepreßt waren; man suchte durch die Umwickelung die Körperformen möglichst zu erhalten und das Zusammenschrumpfen zu verhindern. Jedes Glied, jeder Finger, jede Zehe wurde vorerst besonders umwickelt, ehe die allgemeine Einhüllung vorgenommen wurde. Die Leinwand unmittelbar auf der Haut ist gröber, als die übrige; die äußerste Umhüllung ist von der feinsten Sorte. Diese letztere ist ein breites Stück Leinen, welches durch eine Naht verschlossen ist, während die unteren Umhüllungen aus schmalen Streifen bestehen. Diese sind zuweilen mit Hieroglyphen oder Cursivschrift versehen und bald mit blauen Streifen, bald mit langen, in einem Knoten endenden Fransen,

bald mit verschiedenen Malereien verziert. Sie haben eine hellgraue Farbe, auch die äußeren Hüllen, welche nicht mit Bitumen getränkt, sondern nur mit arabischem Gummi (von der Akazie) bestrichen sind. Der Aufzug und der Zettel des Byssus besteht oft aus zwei, bisweilen auch aus drei, vier Fäden; die Breite der Streifen mißt 3 Fuß und darüber. Man hat in den Gräbern gestreiftes Leinen, rothes Leinen, Baumwollenpelüche und Halbsammet, orangefarbige Wolle mie Cannelirungen, wie bei Barchent oder Camelot gefunden. Einige Mumien sind mit einem Gitter von Schmelz verziert, welches über einer balsamirten Leinwand liegt.

Die Gesichtszüge der Mumien sind unter diesen zahlreichen Umhüllungen fast dieselben geblieben, wie zu Lebzeiten, nur hat die Haut eine schwarze Farbe angenommen. Sie gleichen sehr den Bewohnern, welche das Nilthal zwischen Theben und Assuan besiedeln. Während aber bei jenen der Kopf erhalten ist und fast die Rundung des lebendigen Zustandes hat, ist der übrige Körper entsetzlich verschrumpft. Die Mumien in Unter-Agypten sind bedeutend nachlässiger hergerichtet, als die thebanischen. Es kommt auch vor, daß Juden und Araber Mumien nachahmen, indem sie aufgelesene Leinwandstücke und Leichenmasken aus den Katakomben verwenden und Mumientheile damit ohne Ordnung einhüllen. Die Mumien in den europäischen Museen sind meist solche aus Memphis. Die Frauenmumien haben die Hände auf den Schenkeln, die der Männer kreuzweise auf der Brust liegen. Häufig findet man Nägel, Lippen und die Masken, selbst die Füße und Sexualtheile vergoldet. Das zerfetzte Fleisch bildet mit dem Salpeter und Bitumen eine Art Pulver, welches im Freien explodirt. Auch der Ibis, Sperber und andere Raubvögel, dann Hunde, Stiere, Schakale, Affen, Katzen, Widder, Krokodile u. s. w. finden sich in großen Massen als Mumien.

Ihre Einbalsamirung und Umwicklung geschah mit derselben Sorgfalt wie bei den Menschen, so daß die Federn der Vögel oft noch die ursprüngliche Farbe behalten haben. Die Mumien der Vögel sind kegelförmig, die der Säugethiere cylindrisch oder vierkantig mit abgerundeten Ecken; nur der Kopf ragt heraus. Zuweilen vereinigte man bei großen Thieren nur einige Knochen und setzte ihnen einen künstlichen Kopf auf. Auch Thiermumien wurden mit Gold überzogen,

welches nach dem Schwinden des Fleisches an der Luft auf den Knochen zu liegen kommt. Kleine Thiermumien finden sich in Gefäßen von Terracotta, welche dieselbe Form wie die Mumie haben; in Theben sind Gefäße auch von Stein und blauer Fayence gefunden worden. . . . Der Mumiensarg ist ein Kasten, welcher ganz einer



Offener Vorhof des Edfu-Tempels.

Mumie ähnlich gebildet ist, und natürlich zu dem in ihm zu bergenden Leichnam in Proportion steht. Der Deckel ist bemalt mit Hieroglyphen, Figuren, Blumen und verschiedenen mehr oder weniger reich verzierten Feldern. An der Stelle des Kopfes findet sich das Gesicht des Todten

nachgebildet, und zwar oft ganz vergoldet. Die Kasten sind aus dem Holze der Sycomore, dem härtesten, das existirt, oder auch von Leinwand, von welcher viele Stücke über einander geklebt und so hart geworden sind, wie Holz. Beide Arten von Kasten sind mit Stucco überzogen, über welchen die Farben gestrichen sind. Selbst die Sohlen der Särge sind mit Sandalen bemalt, auf denen sich zuweilen Köpfe oder Figuren eines Aegypters und eines Negers dargestellt finden. Das Innere des Kastens ist gleichfalls durchaus gemalt. Indessen haben die Armen keine Kasten um ihre Mumien gehabt, die Reichen aber zuweilen deren zwei. Die Sarkophage der Könige und Würdenträger sind von Stein — Granit, Basalt oder Porphyr — gemacht...

* *
*

Luksor liegt halbwegs zwischen Siut und Assuan, doch ist die zweite Hälfte der Nilstrecke lange nicht so interessant, wie die erste, namentlich dann, wenn man zu dieser auch noch Theben hinzurechnet. Zudem halten die Denkmäler auf der Route Luksor-Assuan nicht im entferntesten einen Vergleich mit jenen aus, die wir bisher besucht und bewundert haben. Der Zauber, der um die alte Pharaonen-Residenz Theben webt, prägt sich dem Reisenden zu tief ein, um sein Interesse fernerhin in gleichem Maße rege zu erhalten. Fast traumhaft verfolgen den, der weiter hinauf den Nil befährt, die Bilder und Gestalten, welche die Erinnerung in den Tempeln von Karnak, auf dem Gebiete der thebanischen Todtenstadt und in den düsteren, aber großartigen Grabpalästen von Babin Muluk wachgerufen hat.

Bei ziemlich unfreundlichem Wetter — in Ober-Aegypten in dieser Jahreszeit eine Seltenheit — setzten die Erzherzoge am 5. März die Nilreise fort. Der großartige landschaftliche Rahmen zur thebanischen Ebene im Osten, die libyschen Berge, bleiben noch geraume Zeit in Sicht. Bei Erment, der ersten Station für gewöhnliche Passagierdampfer ab Luksor, dunkeln ihre massigen Kämme noch einmal über die stattlichen Sycomoren-Kronen herüber, die hier — auf der Stätte des alten Hermonthis — das Nilufer säumen. Die Reisenden nahmen hier Abschied von dem sonnigen Thalbecken Theben, denn schon nach

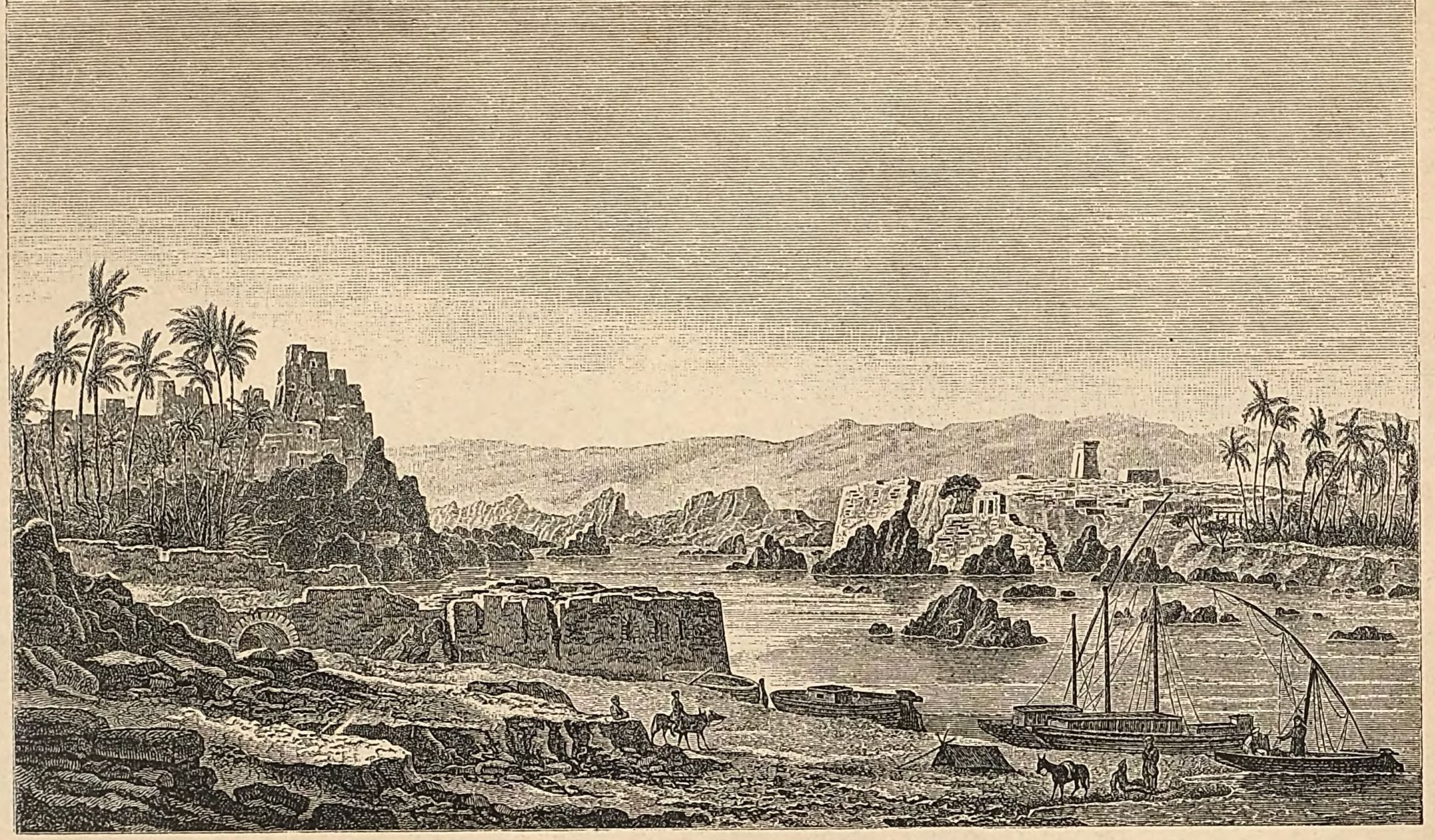
wenigen Stunden ging es in den Strompaß von Dschebelen hinein, dessen hohe, hart an den Strom tretende Gebirgseinfassungen jeden weiteren Ausblick verhinderten. . . Wo das Thal sich wieder erweitert und zu beiden Seiten freundliche Culturen zeigt, liegt Esne, berühmt durch seinen Hathortempel und vielleicht die malerischste Stadt Ober-Aegyptens. Schon von Weitem erblickt man eine prächtige viceköningliche Villa, von Palmwipfeln und Gartengrün umrahmt. Dazu gesellt sich eine stattliche Allee, welche vom Strome zu der theilweise hochgelegenen Stadt emporführt. Eine Merkwürdigkeit Esnes ist, daß ein Theil der Stadt auf dem Dache des Hathor-Tempels liegt. Welche Schätze im archäologischen und historischen Sinne mögen die solcherart unzugänglichen, in ewiger Nacht liegenden Innenräume des Heiligthums noch bergen. Was zugänglich ist, präsentirt sich als ein großartiger Säulensaal, zu dem man auf Stufen hinabsteigt. Es sind 24 mächtige Säulen, welche die riesigen Sandstein-Architraven, auf denen die Decke aufruht, tragen. Besonders interessant sind die zahlreichen bildlichen Darstellungen und Inschriften, welche alle Wände und Säulenflächen einnehmen. . . . . Die Erzherzoge besichtigten mit großem Interesse diesen einzigen zugänglichen Theil des offenbar sehr ausgedehnten Tempels, der ein Werk der letzten Ptolemäer ist. Daß Totmes' III. der Gründer des älteren Tempels ist, steht fest. Doch würde erst die Bloßlegung des vorderhand unzugänglichen Theiles näheren Aufschluß in dieser Richtung geben.

Esne ist, wie Kene, eines der Hauptquartiere der Ghawazies. Gewöhnlich halten sie sich in den, im südlichen, flach liegenden Stadttheile sich befindenden Kaffeebuden auf, und werden von den Inhabern der Dahabiyen an Bord geladen, wo sie ihre Kunst executiren. Unter diesen Tänzerinnen befand sich noch vor einigen Jahren die auch in Europa durch Maxime de Camp's Schilderungen berühmt gewordene Kutschuk-Hanem, eine Dame, welche dereinst zu den einflußreichsten Frauen des halbtollen Vice-Königs Abbas-Pascha gehörte, gelegentlich aber nach Esne verbannt wurde und sich dort der Bajaderenkunst hingab. . . Diese romantische Erinnerung ist den Bewohnern von Esne geblieben und sie berichten mit Vorliebe von dem in Ungnade gefallenen Fürstenweibe, das fern von dem Glanze und Wohlleben

der modernen Pharaonenresidenz, in den einsamen Nilstädtchen Ober-Aegyptens von Leuten sich bewundern ließ, über die ihr ehemaliger Gatte gebot.

An Bord des „Feyruz" hatte seit der Abfahrt von Theben die fröhliche, ungetrübte Reisestimmung wieder die Oberhand gewonnen. Die Müdigkeit und Abspannung waren überwunden, die erquickende Luft, welche über den majestätischen Nil wehte, fachte die Lebensgeister von Neuem an. Bald sollte auf den bisher fast ununterbrochenen archäologischen und historischen Excursus einige Abwechslung folgen: Die Jagd und das moderne Leben und Treiben in dem nubisch-ägyptischen Grenzgebiete, von dem der Dampfer nur mehr eine starke Tagreise entfernt war. Zwar harrte der Reisenden vorläufig noch eine interessante, und wenn man will ausgiebige Nachlese im ersteren Sinne und zwar auf der nächsten Strecke ab Esne, bei El Kab, Edfu und am Dschebel Selsele, jener Nilenge, welche als die natürliche Grenze zwischen Aegypten und Nubien gelten kann... In El Kab sind es die gewaltigen Ringmauern der altägyptischen Stadt Nechebt mit den dahinter liegenden Felsinschriften; in Edfu ist es der prächtige, außergewöhnlich gut erhaltene Horus-Tempel, eines der interessantesten Bauobjekte im Nilthal; im Defilé von Selsele endlich sind es merkwürdige Höhlen und ausgedehnte Steinbrüche, welche den Reisenden zu eingehendem Besuche einladen.

El Kab blieb aus Zeitmangel unbesucht. Dagegen stiegen die Reisenden bei Edfu ans Land, um in dem Heiligthume des Lichtgottes vorzusprechen. Es repräsentirt ein wahres Modell altägyptischer Tempelbauten, denn so gut erhalten wie der Edfu-Tempel ist keiner im ganzen Nilthale, oder Aegypten überhaupt. Durch einen gewaltigen Pylon gelangt man in das weitläufige, hallengesäumte Peristyl, an den mehrere hypostyle Säle schließen. An der Verschiedenartigkeit der Kelchcapitäle erkennt man die spätere Ptolemäerzeit, in die die Gründung dieser Tempelanlage fällt. Ein Horusheiligthum stand übrigens schon vor Alters hier und man kennt ein solches aus der Zeit Totmes III. Die gesammte Anlage, wie sie sich heute präsentirt, verfehlt nicht, auf jeden Besuchen gewaltigen Eindruck zu machen. Diese Empfindung wird noch erhöht, wenn man von einem der Säulensäle



Der Hafen von Assuan.

oder vollends von den finsteren Kammern der Thorbastionen aus auf das Dach, beziehungsweise auf die eine oder andere Pylonen-Plattform tritt und aus solcher Höhe die imposante Tempelanlage mit einem Blicke umfaßt und ein Stück des herrlichen Landschaftsbildes dazu. Wenn die feierliche Stimmung durch die ringsum herrschende Stille noch potencirt wird, dann meint man im Dämmer der Ufernebel, oder auf dem goldig überhauchten Strom eine jener Processionen zu sehen, die meistens von dem Hathor-Heiligthum Denderas hieher gepilgert kamen, oder von hier aus Stromab und über Theben hinaus dorthin zogen. Jene zu Berg ziehende Procession pflegte nämlich das Götterbild des Hathor zum Besuche des Horusbildes nach Edfu zu bringen, und gelegentlich erfolgte dann ein Gegenbesuch mit dem Horusbilde bei der Hathor zu Dendera.... Dort wie hier ist's aber seit langem Stille geworden. Keine Lobhymnen erschallen, kein lautes Leben drängt sich an den Strom, der hier in ziemlich schmalem Thale dahingleitet. Nur der heilige Schauer ist geblieben und er durchpulst die vereinsamten Gegenden und drängt sich auch in die Seele des andachtsvollen Beobachters, so daß in ihm uralte, mythenhafte Erinnerungen wie geheimnißvolle Sphärenmusik erwachen...

Unsere Reisenden legten die Strecke von Theben bis Assuan in zwei Tagereisen zurück. Die letzte Station bildete das Defilé von Selsele, eine Strompartie des Nil, die ihre ganz besonderen Reize hat. Zwar fehlt es auch hier nicht an antiken Resten: Grabkammern, Stelen, Capellen, u. dgl.; die meiste Anziehungskraft übt aber die Strompartie an sich aus und zwar durch das bizarr geformte, man möchte sagen, großartige Thor im Sandsteingebirge, durch welches der Nil hindurchströmt. Schon bei dem Araberdorfe El Hosch kündet sich der landschaftliche Scenenwechsel durch die malerisch, auf hohem Uferberge gelegenen Trümmer einer arabischen Festung an. Dann folgen Blöcke, in Terrassen übereinander, diese zum Theile, wie durch Erosion ausgewaschen, im übrigen aber vollkommen nackt und öde. Nur hart am Strome selbst fehlt es auch hier an Grün nicht: Palmen und Sycomoren und schmale Streifen Culturlandes. Interessant sind die alten Steinbrüche in der Stromenge, die in den Fels getriebenen Capellen, Grabkammern und Stelen.

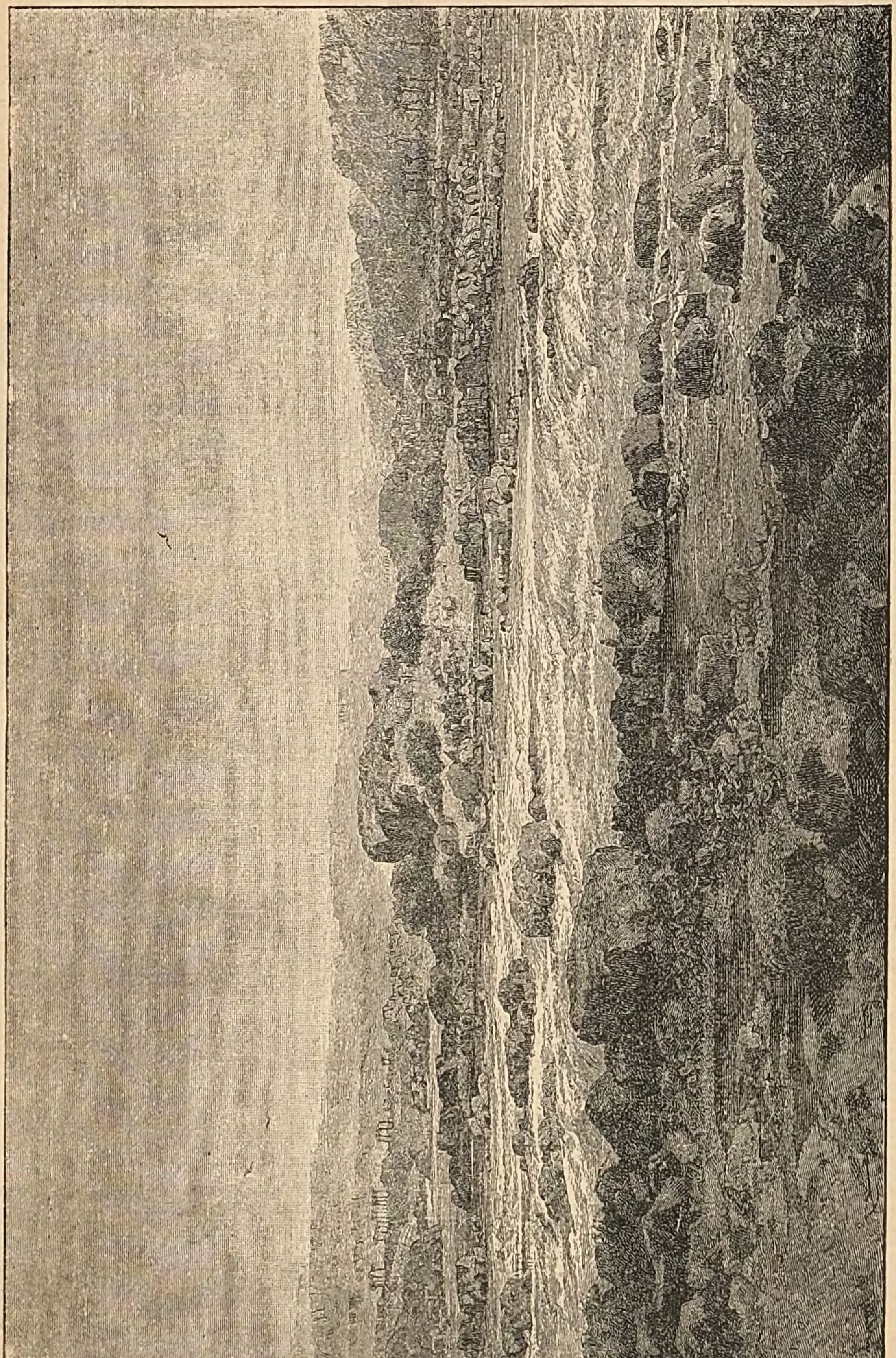
In der Stromenge von Selsele stieg der Kronprinz ans Land, um sich dem Jagdvergnügen hinzugeben. Dasselbe galt hauptsächlich dem Flugwilde, obwohl in dem zerissenen Geklüft der Sandsteinmassen sicherlich auch Laufwild (Schakale, Hyänen rc.) aufzuspüren gewesen wäre. Indeß genügte die willkommene Abwechslung und Zerstreuung und bald hierauf ging es frohern Muthes die letzte Nilstrecke hinauf. Sie gestaltete sich, obwohl sie von jenem Defilé ab bereits auffällig den Charakter der trostlosen nubischen Landschaften trägt, namentlich bei Kom Ombo interessant. Hier steht der merkwürdige Doppel-Tempel einer zweifachen Göttertrias, ein Bau mit zwei Eingängen und den entsprechenden inneren Räumen. Der Tempel ist auch deßhalb merkwürdig, weil die Elemente auf zwei Seiten mit vereinten Kräfte an dessen Zerstörung arbeiten. An der Stromseite ist es das Wasser, welches hier, wie bei Girge, Stück für Stück vom Ufer losreist und dieser Art bereits einen beträchtlichen Theil des Baudenkmals zu Fall gebracht hat; an der anderen Seite dringt der Wüstensand unbehindert vor, häuft immer mächtigere Schichten übereinander, so daß das Niveau des Bodens um nur wenig unterhalb der Kelchcapitäle der mächtigen Säulen zu liegen kommt. Ueber den drei Schäften des Doppeleinganges lagert noch immer der mächtige Architrav mit seinem doppelreihigen Inschriftenschmucke und darüber ragt, wenn auch in der Mitte entzwei geborsten, die gleich mächtige Hohlkehle mit einer geflügelten Sonnenscheibe auf jeder Seite. Dahinter, der Tiefe zu, folgen die Säulenstellungen mit ihrer theilweise wohlerhaltenen Eindachung und bleibt seitswärts unter einzelnen Dachbalken von großartigen Dimensionen ein herrlicher Durchblick nach dem tiefblauen Himmel des Hintergrundes offen. Auch vom Strome aus macht das Baudenkmal einen außergewöhnlichen Eindruck. Vielleicht trägt der Umstand, daß hier die Uferpartien des Nil öde und menschenleer, von Vegetation oder Culturen so viel wie gar nichts zu sehen ist, zur Erhöhung jenes Eindruckes noch wesentlich bei.

In der That, welch' erhebende feierliche Ruhe im Bereiche des majestätisch dahingleitenden Nil! Drüben steigen runde Sandsteinhöhen an, mit scharfen Terrassen dazwischen und gigantischen Blöcken, die sich stufenartig übereinander lagern. Alles ist in graue oder braune

Localtinten, der unbeschreiblichen Einförmigkeit des Landschaftsbildes wie angepaßt, getaucht. Scharfe, fast senkrechte Ufercoulissen treten hart an den Strom und spiegeln ihre Kanten und Absätze in der leise vibrirenden Tiefe . . . Das Vibriren der Stromfläche — Silberblättchen auf Azur gleich — rührt von den weiten und flachen Wellenreigen her, die vom Kiel des „Feyruz" auszittern und bis zum grauen Ufer verlaufen. Zur Abwechslung treten dann ab und zu kleine Culturflecken, wie winzige Oasen, in das Bild, bis zu jenem Puncte, wo die Scenerie fern im Süden einen überraschenden Wechsel darbietet.

Es sind die dunklen Granitberge von Assuan, die in Sicht kommen. Wie ein Zackenmeer überragen sie den Horizont. Schon werden Klippen auch im Fahrwasser sichtbar, dann wird das seltsame Bild des Hintergrundes dem Beschauer wieder entrückt und das Schiff schwenkt gegen eine, bis zum Fuß der Berge sich hinziehende, im Gartengrün liegende Stadt . . . . Es ist Assuan, der Endpunkt unserer Nilreise. Graues Mauerwerk ragt aus den Fluthen, dahinter öffnet sich ein Thor, über dessen Plattform ein förmlicher Palmenhain schattet. Im „Hafen" selber liegt ein Dutzend Dahabyen vor Anker, im malerischen Chaos, und auf dem Verdecke der Cajüten drängen sich neugierige Araber, um den ankommenden Dampfer zu begrüßen . . . . Wendet man sich rückwärts, d. h. von Assuan ab und zum linken Nilufer hinüber, so hat man die steilen Ufer der Insel Elephantine vor sich, mit Bautentrümmern und Palmengruppen darüber. Der Strom selber windet sich vor unseren Blicken zwischen steilen Uferfelsen hervor und erscheint hier wie ein See abgeschlossen. Diese letztere Täuschung wird umso lebhafter, als im Hintergrunde über dem Wasserspiegel, breitgipfelige Uferberge in zwei Etagen hintereinander das Seebild vollständig abschließen.

Die Ankunft des „Feyruz" erfolgte am 7. März, dem zweiten Tage nach der Abfahrt von Theben. Der Kronprinz hatte sich jeden officiellen Empfang verbeten; gleichwohl fand sich der Gouverneur mit seinem Stabe am Hafen ein und die Assuaner Garnison war zum festlichen Empfange ausgerückt. Die ganze, an 4000 Seelen zählende Stadt-Bevölkerung war auf den Beinen. Man konnte deutlich sehen,



Der erste Katarakt.

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

daß man hier nicht mehr in Aegypten, sondern in Nubien war. Die Bewohner zeigten einen wesentlich anderen Habitus: Die Männer mit dichtem, schwarzem Haar im phantastischen Arrangement, mit Schildern, Lanzen und Holzkeulen bewaffnet; die Frauen, auf das allernothdürftigste bekleidet, mit Fransengürtel, Nasenringen und merkwürdiger Haartracht.

Nicht genau an dem Platze, wo die Lehmhütten des heutigen Assuan stehen, sondern etwas südlich davon, stand einst das altägyptische Sun, (Syëne) an eben der Stelle, an welcher auf und aus den Trümmern das altarabische Assuan sich aufbaute, eine Stadt, die ihrerzeit eine nicht unbedeutende gewesen sein muß, wie sowohl aus den Berichten der arabischen Schriftsteller hervorgeht, als auch zu dieser Annahme der ausgedehnte Todtenacker im Osten des ehemaligen Stadtgebietes uns berechtigt, der mit zahlreichen Grabmonumenten, unter denen einzelne Grabmoscheen vom reinsten arabischen Style sich befinden, versehen ist. Sie stehen den berühmten, von uns früher erwähnten und geschilderten Kalifen- und Mamlukengräbern Kairo's nicht nach und bezeugen, daß das altarabische Assuan nicht blos eine stark bevölkerte, sondern eine reiche Stadt gewesen sein muß. Im Erkennen der strategischen Wichtigkeit dieser Grenzstadt Aegyptens, scheinen die alten Araber die von ihnen hier vorgefundenen Festungswerke noch bedeutend erweitert und auch auf das andere Ufer verpflanzt zu haben, woselbst übrigens schon zur Römerzeit Befestigungen existirt haben müssen ... Die Stadt Assuan war als eine wohlgeschützte Grenzfestung ein vorzüglicher Platz behufs Durchführung von Raubzügen nach Nubien hinein. Freilich spielte sie auch eine umgekehrte Rolle, als nach dem Sturze der fatimidischen Kalifen, bei dem plötzlichen Einfalle der Nubier, diesen zuerst in die Hände fiel und durch sie vom Grund aus zerstört wurde. Unter Selim I. wurden im Jahre 1517 die Nubier zwar wieder hinter die Katarakten zurückgeworfen, doch das alte Assuan war vernichtet, und der nordwärts von seiner Trümmerstätte neu erstandenen Stadt ist es niemals gelungen, zu irgend welcher Bedeutung sich emporzuschwingen.

Gleich nach dem Anlangen zu Assuan begaben sich die Erzherzoge auf die Jagd. Der Gouverneur hatte schon einige Tage früher

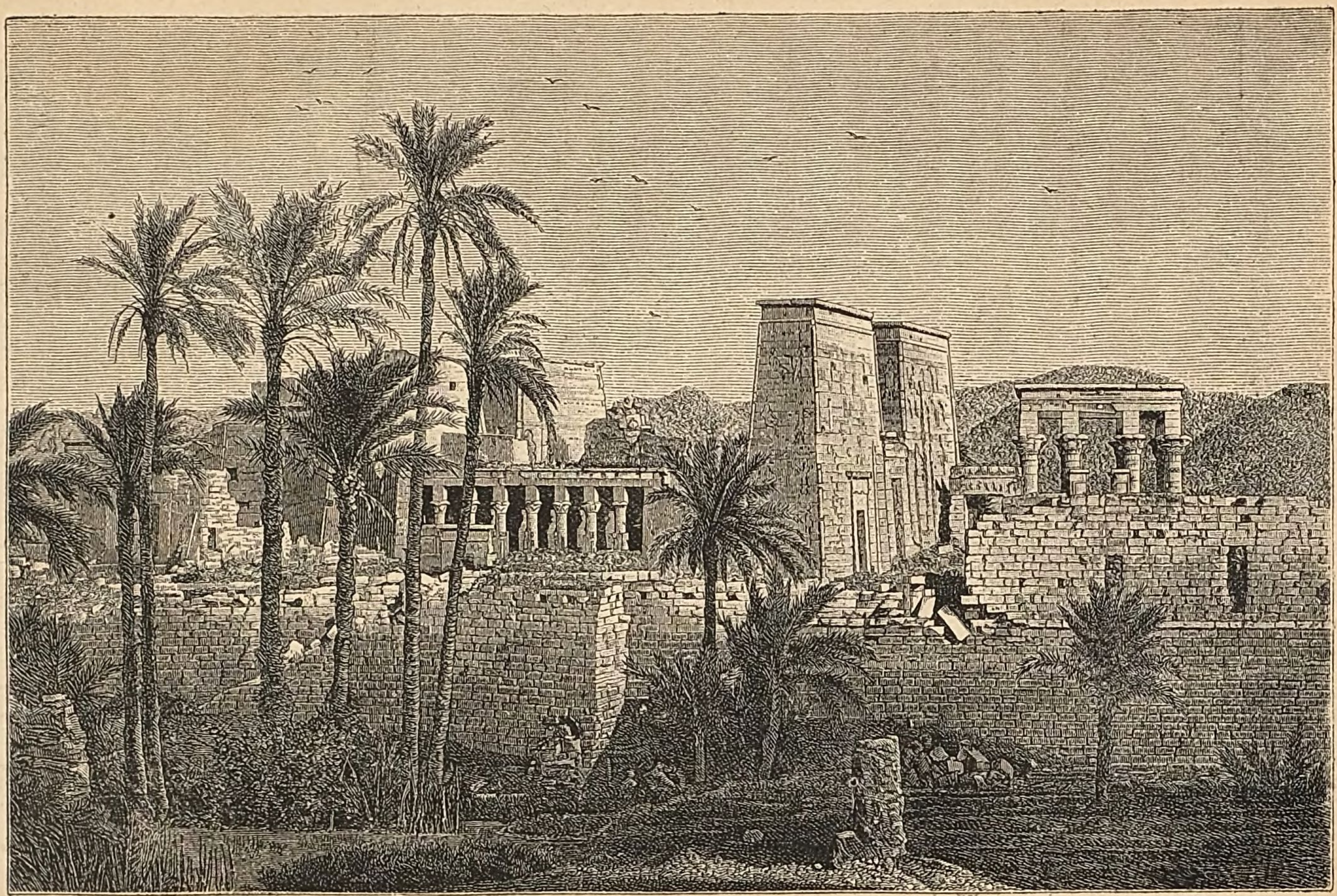
in dem Bezirke, wo der Kronprinz auf Schakale jagen sollte, Lämmer schlachten und die Stücke an bestimmte Stellen auswerfen lassen, um das Wild anzulocken. Der Kronprinz, in Begleitung einiger Jäger, die ihm in entsprechender Entfernung folgten, legte sich in der Nähe der Falle auf die Lauer und wartete ruhig die Ankunft des Wildes ab. In dem Augenblicke, wo sich dieses mit dem Fraße beschäftigte, kroch der fürstliche Jäger bis auf schußsichere Distanz heran, und dann war das Thier in der Regel verloren. Die Jäger zogen dem erlegten Wilde meist schon an Ort und Stelle die Bälge ab, um sie dem Präparateur Hodek auf's Schiff zu bringen. Hier wurden sie mit Arsenik und Salzen präparirt, getrocknet und dann in Kisten verpackt, um nach Wien gesendet zu werden. Auf diese Weise kamen mehrere hundert Bälge zusammen und das Naturaliencabinet, welches der Kronprinz besitzt, hat sonach durch die Nilreise, beziehungsweise durch die in ihrem Verlaufe arrangirten Jagden, eine sehr werthvolle Bereicherung erfahren. . . . Nur ein Uebelstand befand sich bei diesen Jagden sozusagen an der Tagesordnung: die Neugier der Araber; durch ihre uneindämmbare Zudringlichkeit verscheuchten sie häufig genug das Wild und vereitelten die Jagd. Auch kamen Fälle vor, daß fremde Touristen, welche offenbar von der Anwesenheit der fürstlichen Gäste keine Kenntniß hatten, das für diese bestimmte Revier abjagten. Durch zeitgerechte Intervention der Assuaner Behörde wurde bei wiederholten Jagd-Ausflügen solchen störenden Vorkommnissen erfolgreich entgegengetreten.

Am Nachmittag des 7. März wurde die Stadt und der Bazar besichtigt. Erstere ist fast ohne jedem Interesse; dagegen unterhielten sich die hohen Reisenden um so besser in dem kleinen Bazar, der ein wesentlich anderes Gepräge besitzt, als die arabischen in Unterägypten und anderwärts im Nil-Thale. Eine staubige Lehmgasse ist von verwahrlosten, aber malerischen Hütten eingefaßt, deren breite Thoröffnungen bis zu den Dachterrassen hinaufreichen. Diese Gasse, ohnedieß schmal und unbequem, wird noch weiters eingeengt, durch breite Stufen, welche wie Sitzreihen den Häusern entlang ziehen. Auf diesen kauern die Händler und anderes, dem Müssiggange ergebenes Volk. Von Häuserreihe zu Häuserreihe sind, über die Gasse hinweg, Balken

mit Reisig oder elenden Lappen gelegt, welche dieser Art einen kühlen, schattigen Gang bilden würden, wäre die Eindachung nicht alle zwei, drei Meter vollständig defect. Wer übrigens in orientalischen Kleinstädten Lichteffecte und Abwechslung in den Localtönen liebt, dem dürfte gerade die defecte Bazar-Eindachung willkommen sein; denn nur den großen Lücken in dieser letzteren ist es zu verdanken, daß oft mitten in die dunkle, farblose Gasse, ein breiter Lichtstrom einfließt, Alles in goldenen Sonnendampf hüllend. Darüber ragt ein leuchtthurmartiges Minaret mit Kuppelknopf, der einer Leuchtthurm-Laterne zum Verwechseln ähnlich sieht. Natürlich fehlt es nicht an Palmen, welche das ganze Straßenbild heiter beleben und ihr Grau mit den gelben, braunen und grünen Localtönen in angenehmen Gegensatz bringen.

Die Buden-Besitzer im Assuaner Bazar hatten, auf die Kunde von dem bevorstehenden außergewöhnlichen Besuch hin, große Vorräthe ihrer einheimischen Producte und Industrie-Artikel aufgespeichert. Es gab Massen von Straußenfedern, Thierfellen, Elfenbein, dann zierliche Thongefäße, Muschel-Colliers, Glasperlen, Pfeile und überhaupt nubische Waffen, Matten, Stroh- und Rohrgeflechte, Trinkgefäße aus Hörnern, Fransengürtel u. s. w. Wer dies Alles aufkaufen wollte hätte eines eigenen Frachtendampfers bedurft. Der Kronprinz acquirirte daher nur einige belanglose Gegenstände, darunter den Kopf einer Antilope.

Am folgenden Tage (Dienstag den 8.) wurde die Insel Elephantine besucht. Auf ihr erhob sich einst die gleichnamige Hauptstadt des oberägyptischen Gaues, und in ihr befand sich das der Nomosgottheit geweihte Provincialheiligthum, der herrliche Tempel des Kataraktengottes Chnum. Ein geräumiger Hafen war dort angelegt für die ägyptischen Schiffe, die in großer Zahl sich einfanden, um als Fracht die aus dem Süden kommenden Waaren aufzunehmen, unter denen das im Alterthum so hochgeschätzte Elfenbein zu allen Zeiten einen Hauptbestandtheil bildete, welcher Umstand offenbar der Stadt und der Insel den Namen gegeben. Zwar von den alten Tempeln und Palästen auf Elephantine ist nichts mehr erhalten, wohl aber ist noch das in der Pharaonenzeit dort errichtete Nilmesser-gebäude vorhanden. Es ist ein mit dem Flusse in Verbindung stehen-



Die Insel Philae.

des, schmales und unbedecktes Treppenhaus, in welchen in 6 Abtheilungen 55 Stufen hinabführen, neben denen die Merkzeichen für den Wasserstand angebracht sind. „Dieser Nilmesser“ — sagt Strabo — ist ein am Ufer des Nil aus gleichmäßigen Quadern erbauter Brunnen, in welchem man die Anschwellungen des Stromes bezeichnet, sowohl die größten als die kleinsten und die mittleren; denn das Wasser des Brunnens steigt und fällt in dem Strome. An der Wand des Brunnens nun sind Merkzeichen, die Maße vollkommener als alle anderen Wasserhöhen. Diese beobachtet man und macht sie allmählig bekannt zur Nachricht.“ ... Auf Befehl des Ex-Khedive Ismaïl ist im Jahre 1870 durch den ägyptischen Astronomen Mahmud Bey das alte Nilmessergebäude vollständig freigelegt und wieder für den Gebrauch nutzbar gemacht worden, so daß gegenwärtig wieder, wie vor Jahrtausenden, die Verkündigung der Nilschwelle von hier aus erfolgt.

Eine in Bezug hierauf von Mahumed Bey angebrachte Inschrift lautet: „Après plus de mil ans d'abandon et d'oublie ce Nilomètre a été complètement deblayé. Les Anciennes divisions sont respectées, une nouvelle coudée est adoptée et remise à l'usage publique en 1870 de J. Chr. sous le bon souverain régénérateur de l'Egypte le Khédive Ismaïl par un de ses fidèles serviteurs l'astronome Mahmoud-Bey“ . . .

Die interessantesten Abschnitte im Assuaner Bezirk sind der Katarakt und die an seinem Südende liegende kleine Insel Philae mit dem berühmten Heiligthume der Isis. Zur Besichtigung beider Objecte wurde ein ganzer Tag, der 9. März (Mittwoch) angesetzt. Brugsch hatte, wie bisher die geographische und archäologische Führung übernommen. ... Die den Nil auf seinem ganzen Laufe durch Aegypten begleitenden Höhenzüge, welche der Sand- und Kalksteinformation angehören, werden an der Südgrenze Aegyptens durch einen aus Granit bestehenden Quergebirgszug durchbrochen, der, als ein Arm des Küstengebirgssystems des rothen Meeres, von Osten nach Westen sich erstreckend, den Nil bei Assuan überschreitet und noch am anderen Ufer eine Strecke in die libysche Wüste hinein sich fortsetzt. Auf einer Ausdehnung von etwa 10 Kilometer des Stromlaufes ragen die dunkel-

glänzenden Massen jenes Granitgebirges, als wild zerklüftete Wände an den Ufern empor, oder liegen, als gewaltige Blöcke oder zu Gruppen vereint und übereinander gethürmt, im Strombette selber. Der schäumende Strom drängt sich zwischen diesen Massen hindurch, oder er überfluthet sie, oder saust pfeilschnell an den aufragenden Klippen vorüber. . . . Das ist der sogenannte „erste Katarakt“. Es ist diese Gegend eine Landschaft von großartigem Style. Die so sehr beliebte Bemerkung (augenscheinlich blasirter) Touristen, es handle sich hier eigentlich nicht um einen gewaltigen „Katarakt“, sondern um einfache Stromschwellen, mit denen sogar das „Eiserne Thor“ der Donau rivalisiren könnte, ist einfach unsinnig. Wer seinen Blick über die Kataraktenstrecke von Assuan schweifen läßt, ist ganz und gar befangen von diesem unvergleichlichen Schauspiele. Vor uns hingebreitet liegt das wilde Wasser- und Felsenchaos, jene seltsame, durch vulkanische Gewalten einst aus der Erde emporgehobene, wie durch Cyklopenarbeit aufgethürmte und niedergerissene Granitmauer, über deren riesige Trümmer hinweg die siegreichen Wogen des Stromes sich Bahn brechen.

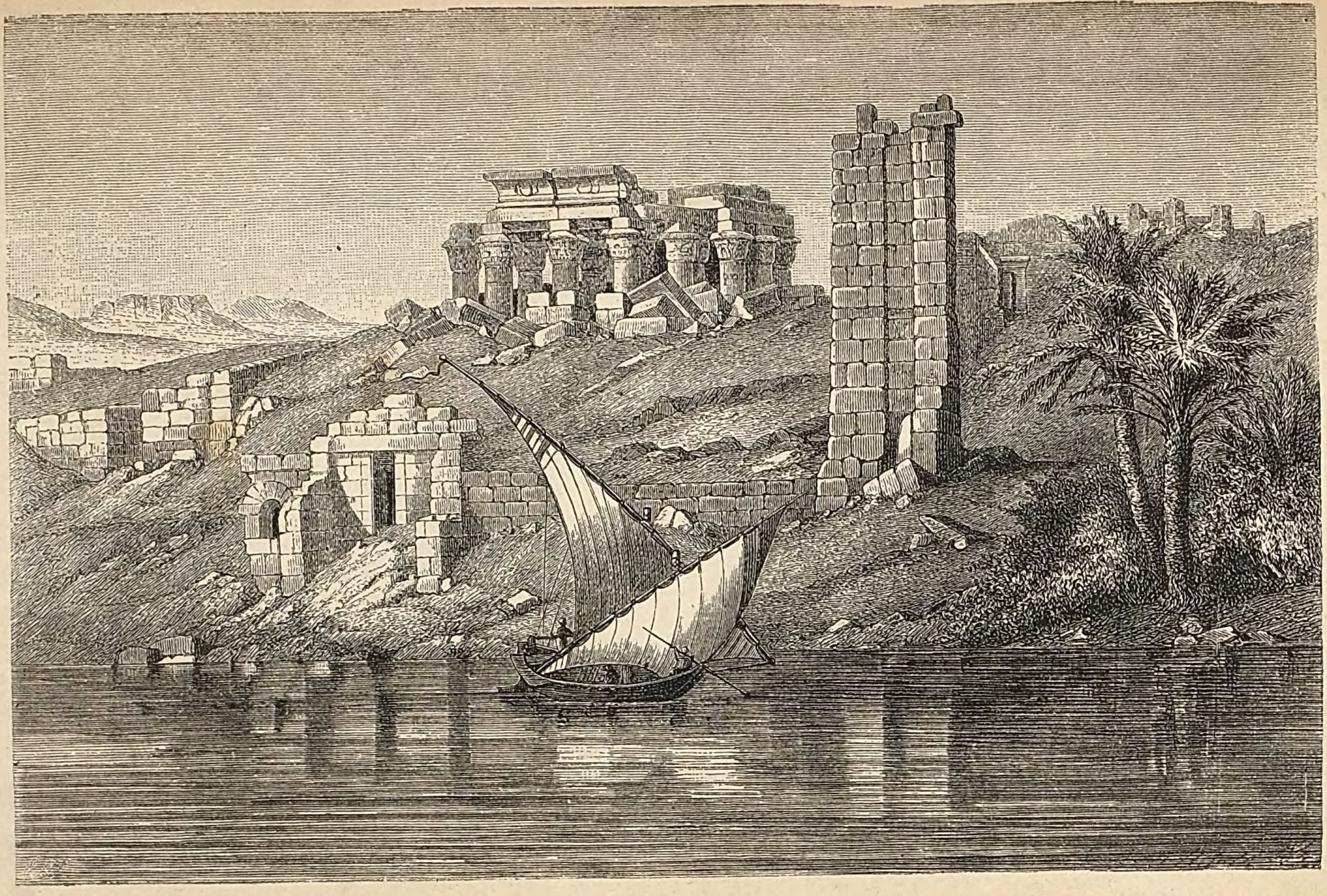
Der Ritt durch das Katarakten-Thal regte unsere Reisenden im hohen Grade an. Es geht von Assuan in einem kleinen Zwischenthale, dessen westliche Höhenwand den Strom dem Blicke entrückt, geradewegs nach Süden. Zwar der Weg selber ist wüst und mit Trümmern besäet und der Linienzug einer alten verfallenen Ziegelmauer zieht fast parallel mit demselben; im östlichen Hintergrund aber, dort wo die Granitberge höher ansteigen, säumt ein grüner Gartenstreifen mit dichten Palmgruppen und Sycomoren den nakten Felsenwall. Fast wie der Säulenrost eines griechischen Tempels ragen da und dort die kerzengeraden Schäfte der Dattelpalmen über den würfelförmigen Häusern, die von Gartengrün sich abheben. Durch das Astwerk der Dumpalmen aber sieht man rückwärts die tafelartigen, breiten Massen des Gebirgszuges im Hintergrunde, über den die heiße Luft wie in einem Glühofen vibrirt.

Wenn man aus diesem Zwischenthale wieder heraus ist und des Nil ansichtig wird, rückt ein liebliches Architecturbild in den landschaftlichen Rahmen ein: Die Insel Philae mit ihren hochinteressanten

Bautenresten .... Die ganze Insel war der Isis geheiligt, ihren Cultus beging man im Haupttempel, dessen Reste noch immer ein überraschendes Bild der prächtigen Tempelanlage darbieten. Unsere Reisenden nahmen den herkömmlichen Weg und stiegen an der Nordostecke der Insel ans Land. Von Süden herüber grüßte das eigentliche Wahrzeichen von Philae, der sogenannte Kiosk, ein zierlicher Bau, mit hochragenden, schlanken Säulen, auf denen die mächtigen Architrave noch vollständig intact aufruhen. Darüber ragen die zarten Federkronen einiger Palmen. Das Tempelchen, an dem man den unfertigen Zustand deutlich erkennt, würde ein noch weit reizenderen Durchblick zwischen seinen Säulen gewähren, wenn diese nicht bis auf halbe Höhe durch Schranken miteinander verbunden wären ... Der Isis-Tempel liegt im Osten dieses Kiosks und fast im Süden der früher erwähnten Landungsstelle.

Die einzelnen Abschnitte des Isis-Tempels zeigen eine unregelmäßige Anlage. Der eigentliche Tempel rührt von Ptolemäos II. Philadelphos her, der, wie andere Ptolemäer, seine Anlagen an die stehen gebliebenen Bauten des Nektanebos anschloß. Einige römische Kaiser, namentlich Tiberius, fügten gleichfalls Neubauten, oder doch Decorationen hinzu. Am ersten Pylon, oder richtiger im Thorweg desselben, interessirte unsere Reisenden namentlich eine moderne Inschriftentafel, welche folgendes verkündet: „L'an 6 de la République le 13 Messidor. Une armée française commandée par Bonaparte est descendue à Alexandrie. L'armée ayant mis vingt jour après les Mammelouks en fuite aux Pyramides. Desaix commandant la première division les a poursuivis au delà des cataractes où il est arrivé le 13 Ventôse de l'an 7" . . . Es folgen die Namen mehrerer Brigadegeneräle, ferner die Notiz: „Le 13 Ventôse an 7 de la République, le 13 Mars an de J. C. 1799." Die von feindseliger Hand zum Theile verstümmelte Inschrift ließ der Prinz Napoleon gelegentlich seines Besuches wieder herstellen und darüber die Worte anbringen: „Une page d'histoire ne doit pas être salie" . . .

Hat man diesen Pylon hinter sich, so öffnet sich der prächtige hypostyle Saal mit einem zweiten Pylonenpaar im Hintergrunde, durch dessen Pforte der Eintritt in den eigentlichen Tempel erfolgt. Der



Kum-Ombo.

hypostyle Saal ist im Westen durch eine von Säulengängen umgebene Cella, im Osten durch eine Kolonnade mit Hathormasken an den Capitälen begrenzt. Das Hypostyl des eigentlichen Tempels ist licht und farbenbunt und harmonirt vortrefflich zu den übrigen Anlagen dieses freundlichsten aller Heiligthümer . . . Ueberhaupt ist das Eiland, welches der Isis geweiht war, der lieblichste Punkt im ganzen Nilthale. Nicht ohne Grund also mögen die alten Priester Philä zur Errichtung jenes Tempels auserwählt haben, der dem Culte der „Mondgöttin“ gewidmet war. Isis leitet die Ab- und Zunahme des Nil, ihre Thränen schwellen den Strom und befruchten das Land; sie wird Spenderin der Nahrung, ist Krankenheilerin und Geburtshelferin, tritt unter die Gottheiten der sittlichen Weltordnung, wird Gesetzgeberin, Stifterin der Ehe u. s. w. Aber Isis hat auch ihre verderblichen Seiten: sie bewirkt Blindheit, Anschwellungen des Körpers und andere Leibesleiden, ist Göttin der Rache und daneben Beratherin der Liebesintriguen, die sie in ihren Tempeln begünstigt, so daß letztere in späterer Zeit oft berüchtigte Häuser der Wollust wurden.

Was den großen unbestrittenen Reiz des Eilandes anbelangt, ist es schwer, denselben näher zu präcisiren. Selbst ein so feiner Beobachter und glänzender Schilderer wie G. Ebers, bleibt auf die sich selbst gestellte Frage die Antwort schuldig . . . „Sind es — frägt er — die herrlichen Bauten, die das Eiland trägt? Ist es der Kranz von frischem Grün, der sein Ufer schmückt und in dem größten Gartenkünstler unserer Zeit, dem Fürsten Pückler-Muskau, den Wunsch erweckte, die Insel der Isis in einen Park zu verwandeln? Ist es das leuchtende, süße, frische Wasser des Stromes, das es von der Wüste trennt und es ringsum umfluthet? Ist es die Dornenkrone der granitenen Felsblöcke und Zacken, die es nach Norden hin im Halbkreis umgibt, oder das gesegnete Fruchtland, das den nach Süden hinschauenden Blick erfreut? Ist es der tiefblaue Himmel dieses völlig regenlosen Erdstriches, dessen Reinheit weder im Winter, noch im Sommer von finsteren Wolken getrübt wird? Das Alles mag sich einzeln — nicht minder schön, ja schöner vielleicht an anderen Stätten Aegyptens finden; aber wie heißt in der übrigen Welt der Platz, auf dem sich, so wie hier, all die genannten, landschaftlichen Reize zusammenfinden und zum

abgerundeten, einheitlichen, durch die historischen Einnerungen, die es umschweben, geweihten Bilde verbinden?“ ...

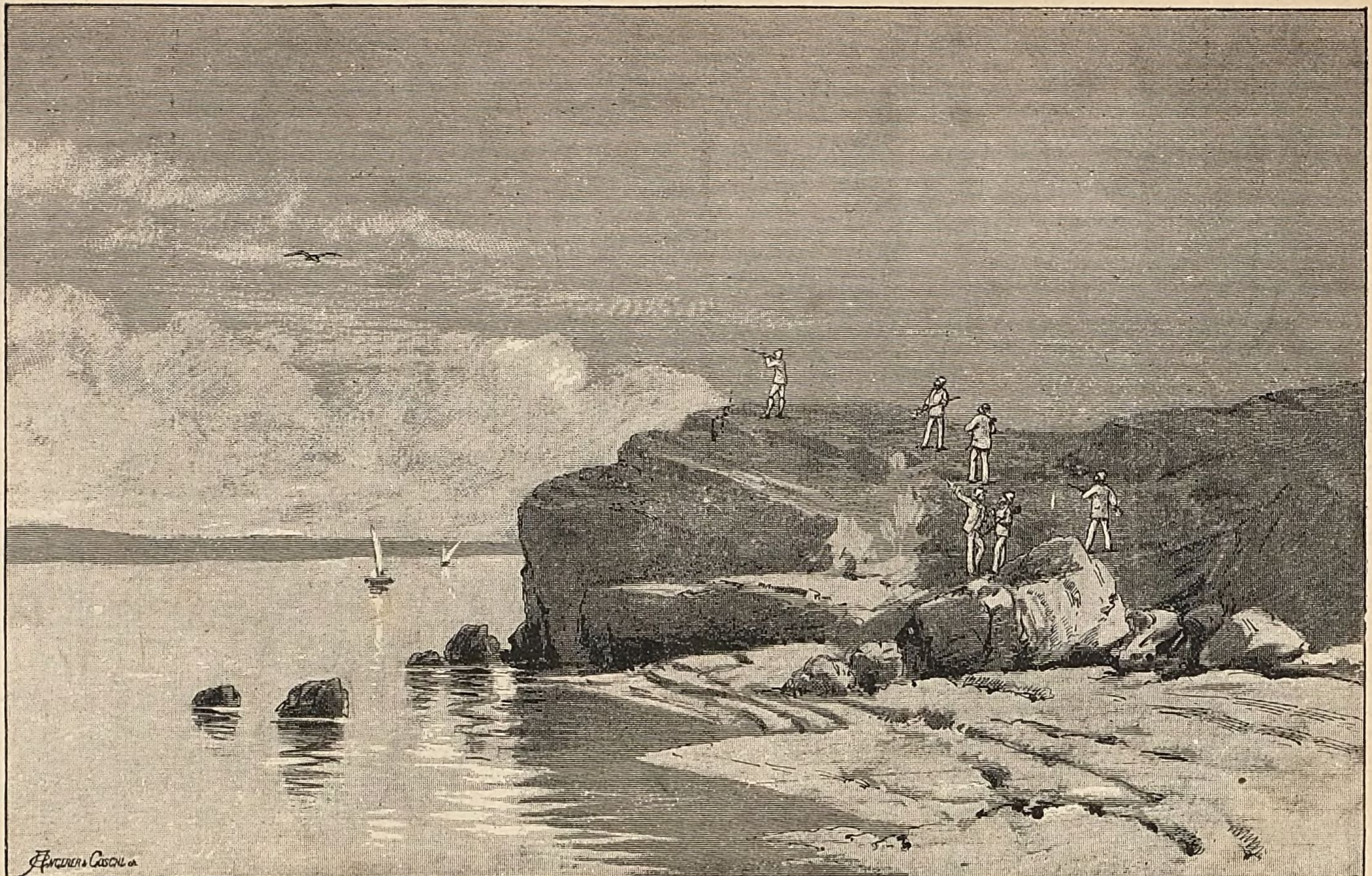
Ehe unsere Reisenden Philä verließen, traten sie noch einmal an den Westrand des Eilandes, um über den schmalen Stromarm hinweg ein anderes Inselbild zu genießen. Es ist Bige, mit einem verfallenen Ptolemäer-Tempel, von dem nur noch ein Thor und zwei Säulen aufragen. In den Trümmern haben sich einige nubische Familien eingenistet. Die Scenerie ist sehr malerisch und gewinnt noch durch den Umstand, daß hinter Bige, im Westen, eine dritte, aber bedeutend größere Insel liegt, deren massige Formen einen auffallenden Contrast zu den beiden anderen Eilanden bilden ... Alle drei Inseln begrenzen den Hauptarm des Nilstromes auf der westlichen Seite, während im Osten das flache, sandige Gestade die Begrenzungszone bildet. Erst hinter dieser Zone erheben sich die Höhen der arabischen Bergkette. Der Nil erscheint in dem so umschriebenen Raum fast beckenartig erweitert, und strömt majestätisch und still, als gäbe es nur wenige Minuten stromab keinen Katarakt, den dieselben Fluthen später durchbrausen müssen ...

* * *

Wir sind am Ende unserer Mittheilungen über die unvergleichliche Nilreise angelangt. Ehe wir den freundlichen Leser mit dem Verlaufe der Rückfahrt und anderen Einzelnheiten des zweiten Aufenthaltes in Kairo bekannt machen, möchten wir, zum besseren Verständnisse des bisher Erfahrenen, einige Bemerkungen fachlicher Natur an den vorstehenden Reisebericht anschließen. Die gewonnenen Bilder würden dem Gedächtniß kaum nachhaltig eingeprägt bleiben, wenn sie einfach nur einer langen Reihe von topographischen Localitäten entsprächen, sonst aber ihres inneren Zusammenhanges entbehrten. Um diesen Zusammenhang wenigstens oberflächlich herzustellen, bedarf es einiger culturgeschichtlicher Streiflichter, die wir im Folgenden in möglichst knappen Strichen vorführen.

Die Religion der alten Aegypter war Naturreligion; die heilbringenden Gaben und Erscheinungen der Natur: Das Wasser, die Sonne, die Kräfte des Wachsthums, die Zeugung und Geburt ꝛc.,

anderseits auch die unheilvollen Naturkräfte wurden in den Göttern personificirt. Die hervorragendsten Gottheiten des sehr vielgestaltigen ägyptischen Pantheons sind die folgenden: Nut, das Himmelsgewölbe. Ptha, der Schöpfer aller Wesen. Als Gott des Anfanges aller Dinge erscheint er auf den Denkmälern in Gestalt eines Kindes. Häufig trägt er den Kopf des Scarabäus oder Mistkäfers, der nach dem Glauben der Aegypter ohne Begattung sich fortpflanzen konnte, und deshalb für eine Symbolisirung des sich selbst erzeugenden Gottes angesehen wurde. Der ägyptische Sonnengott hieß Ra; er tritt in verschiedenen Formen auf; als Morgensonne, als Gott des Tages, als Gott des Unterganges (Tum); auf seinem Wege durch die Unterwelt zwischen Niedergang und Aufgang der Sonne wird er zum widderköpfigen Chnum (Kataraktergott). Symbol des Ra ist die, auf allen Tempelbauten so häufig wiederkehrende geflügelte Sonnenscheibe... Andere Gottheiten sind: Neith, eine Personification des weiblichen Naturprincips; Pacht (oder Sechet) Göttin der Geburt und des Kindersegens: Sebek, mit Krokodilhaupt, Gott der Nilschwelle, hauptsächlich in der Kataraktengegend verehrt; Hathor (besonders zu Dendera verehrt) ist gleichfalls eine empfangende und gebärende Gottheit, die Göttin der Liebe und der Festfreude, von den Griechen mit der Aphrodite identificirt; Ma, die Tochter des Sonnengottes, ist die Göttin der Wahrheit und Gerechtigkeit; Chunsu ist der Mondgott, Toth (der Hermes der Griechen), der Herr des Maßes und der Zahl; Safech, die Pflegerin der heiligen Schriften. Zwei Gottheiten, deren Cultus im Laufe der Zeiten immer größere Bedeutung gewann, sind Osiris und Isis. Osiris galt den Aegyptern als der Begründer der Gesittung, besonders als Erfinder des Pflugs, der Gesetze und des religiösen Cultus. Er erlag den feindlichen Nachstellungen seines Bruders Typhon, ward zuerst ins Meer geworfen, und seine durch Isis wieder aufgefundene Leiche zerstückelt. Von dieser Katastrophe abherrschte Osiris fortan in der Unterwelt... Ueber die Göttin Isis haben wir weiter oben gelegentlich unserer Beschreibung von Philä die nothwendigen Andeutungen gemacht. Was jenen Typhon (oder Seth) anbetrifft, so war er der Kriegsgott der alten Aegypter. Seit diesem das Kriegsglück häufig ungünstig gewesen und selbst ausländische



Jagd-Ausflug bei Kum-Omba.

Eroberer siegreich in das Nilthal eingedrungen waren, wurde Seth verstoßen, und galt seitdem als Gott der Feinde Aegyptens: der Finsterniß, der Dürre, des Mißwachses, und wurde allmählig ganz zum Princip des Bösen, sein Name auf den Denkmälern vertilgt. Nephthys war die Schwester und Gattin des Seth, ist eine Unterweltsgöttin, aber entschieden harmloser Natur. Eine hervorragende Gottheit der alten Aegypter war Horus, das Kind der Isis und Osiris. Bei dem Tode des letzteren war Horus noch ein Kind, wurde aber nachmals der Rächer seines Vaters, indem er Typhon in mehrtägigem Kampfe besiegte. Horus ist der Sonnen- und Lichtgott und fließt als Auferstehung des jungen Lichts aus dem Dunkel mit Ra zusammen. Die Griechen fanden in Horus ihren Hellios und auch Apollon wieder. Der Hauptgott von Theben war Ammon, das heißt „Der Verborgene", der seit dem Uebergang der Herrschaft von Memphis auf Theben mit dem Ra als Ammon-Ra verbunden und zum obersten Gott erhoben wurde. Seine Heiligthümer, die das Großartigste sind, was aus der alten ägyptischen Culturwelt auf uns überkommen ist, haben wir zu Karnak kennen gelernt und bewundert.

Entsprechend dem reichen und vielgestaltigen religiösen Leben, waren im alten Aegypten der einflußreichste Stand die Priester. Sie zerfielen in vier Rangklassen, je nach den Gottheiten, denen sie dienten, und nach den Tempeln, die ihnen oblagen. Vielweiberei war ihnen untersagt. Der Sohn des Priesters wurde gesetzmäßig wieder Priester. Den Dienst der Göttinnen versahen Priesterinnen, die aus den Töchtern der Edlen genommen waren. Die Söhne der vornehmsten Priester, gut erzogene junge Leute von mehr als 20 Jahren, waren die stete Umgebung des Königs. Das Tageswerk dieses letzteren war streng geregelt. Morgens, nachdem er geweckt worden war, hatte er die von allen Theilen des Reiches eingelaufenen Briefe zu lesen und darüber zu entscheiden, dann nahm er ein Bad und legte hierauf die Abzeichen der königlichen Würde an, um den Göttern zu opfern. Der Oberpriester trat, wenn die für das Opfer bestimmten Thiere zum Altare geschafft waren, in des Königs Nähe und sprach mit lauter Stimme ein Gebet: Die Götter möchten dem Könige, der seine Unterthanen pflichtgemäß schütze, Gesundheit und alle anderen Güter schenken; hierauf

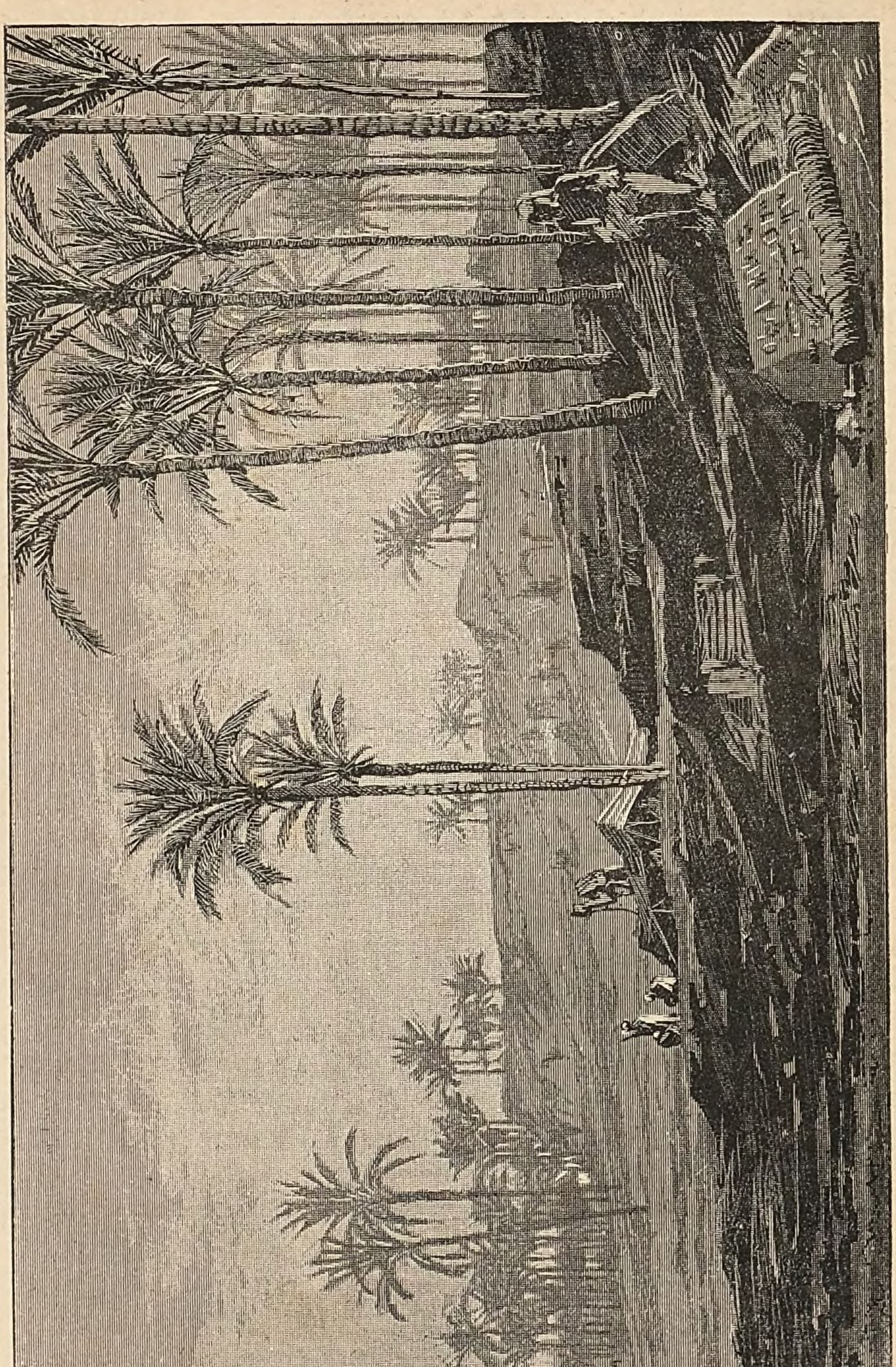
pries er die einzelnen Tugenden des Königs, indem er sagte, der König sei gottesfürchtig, mild gegen die Menschen, enthaltsam, gerecht, großherzig und dazu wahrhaftig, gütig im Leben, beherrsche alle seine Leidenschaften, ahnde die Fehler mit geringeren, als den verdienten Strafen, und vergelte denjenigen, die ihm wohlgethan, mit einem Danke, der größer sei, als die Wohlthat war; dann verfluchte der Priester die vom Könige begangenen Sünden, ihn selbst von jedem Vorwurfe freisprechend, dabei Verderben und Strafe auf diejenigen herabwünschend, die dem Könige im Bösen gedient, oder dazu gerathen hatten. Wenn die Opferschlachtung vorüber war und der König bei der Eingeweideschau glückliche Zeichen vorgefunden hatte, las der heilige Schreiber aus den heiligen Schriften die Beispiele der ausgezeichnetsten Männer vor, damit der König dieselben nachahme. Aber nicht nur für die öffentlichen Geschäfte war der König an bestimmte Zeitstunden gebunden, sondern auch für Spazierengehen, Baden, Schlafen, kurz für alle Verrichtungen des Lebens. Seine Nahrung mußte sehr einfach sein, man setzte ihm nur Kalb- und Gänsefleisch und ein bestimmtes Maß Wein vor. Mit der Herrscherherrlichkeit eines altägyptischen Despoten hatte es sonach seinen Haken.

Die altägyptischen Tempelbauten, von denen wir so viele großartige Trümmer kennen gelernt haben, rühren fast durchwegs aus dem „neuen Reiche", und müssen wir nun an dieser Stelle einige orientirende Bemerkungen vorbringen. Die Anlagen haben, bei aller sonstigen Mannigfaltigkeit doch in der Hauptsache drei Dinge gemein: einen offenen Säulenhof, eine gedeckte Säulenhalle und das Allerheiligste mit den dasselbe umgebenden Zellen; was sonst noch etwa hinzukam, ist nichts durchaus Wesentliches. Begonnen wurde der Bau allemal mit der Herstellung des Allerheiligsten und schritt dann allmählig fort bis zu den Pylonen. Die Straße zum Tempelbezirk war besetzt mit einer Allee von Sphinxen, auf Postamenten liegenden Löwengestalten mit Mannes- oder Widderkopf. Den Eingang zum Tempel bildeten Pylone, d. h. zwei mächtige, abgestumpften Pyramiden gleichende Thürme, durch einen Portalbau verbunden, geschmückt mit Reliefdarstellungen und Inschriften. Vor den Pylonen standen Kolossalstatuen von Königen oder Obelisken, zuweilen auch beides. Das

Portal durchschreitend, gelangte man auf einen offenen Säulenhof (Peristyl), aus diesen in eine gedeckte Säulenhalle (Hypostyl), von dem vorigen Raum dadurch geschieden, als in halber Höhe der Säulen eine dieselbe verbindende Wand (Schranken) gezogen ist, nur Raum lassend für den Eingang. An das Hypostyl schloß sich ein kleiner Säulensaal, an diesen hie und da noch ein oder mehrere Gemächer von immer abnehmender Höhe (in ihrer Gesammtheit als Proanos zu bezeichnen), bis man an das von größeren oder kleineren Kammern umgebene Allerheiligste (Adyton) gelangte, welches häufig aus einem einzigen riesigen ausgehöhlten Felsblock bestand. In diesem befanden sich, durch Vorhänge dem profanen Blick entzogen, ein Götterbild und ein heiliges Thier.

Daß die Tempelräume bis zum Allerheiligsten in den Dimensionen immer kleiner wurden, war mit dem Gottesdienst sehr wohl verträglich, denn bis in die Nähe des Adyton durften nur der Priester und der König vordringen, die Uebrigen fanden die Grenze des von ihnen Betretbaren je nach dem Grade der Eingeweihtheit in die Mysterien, schon im Hypostyl oder Peristyl, ja die gemeine Masse des Volkes war vom eigentlichen Tempel ganz ausgeschlossen. Der Tempelbezirk, häufig von vier Mauern umfriedet, umfaßte außer dem eigentlichen Tempel nicht selten eine Anzahl kleiner Capellen, die besonderen gottesdienstlichen Verrichtungen dienten. Manche derselben sind auf dem Dach des Tempels angelegt, und man gelangt dahin auf Treppen, deren Eingang sich im Proanos befindet. Außerhalb der Mauern liegen dagegen gewöhnlich die heiligen Seen und der heilige Hain. Abweichungen von der geschilderten Form kommen natürlich vor, namentlich wo die Verhältnisse des Terrains die freie Entfaltung hinderten, wie bei den Felsentempeln und den Grabtempeln (Memnonien), welche dem Cultus der verstorbenen Könige geweiht waren.

Malerei und Plastik erscheinen in Aegypten auf das engste an die Architektur gefesselt und haben sich nicht zur freien Kunst entwickelt. Der großartige Naturalismus der ältesten Werke verliert sich in späterer Zeit in äußerlichen Schematismus. Die ältesten Erzeugnisse der ägyptischen Plastik finden wir, abgesehen vom Sphinx, in den Gräbern zu Gize und Sakkara. Da wir über letztere noch zu



Die Stätte von Memphis.

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

berichten haben werden, verbleiben wir einstweilen bei den ersteren. Die dortigen Wandgemälde zeigen uns das Leben und Treiben der Aegypter aus der Zeit der Pyramiden-Erbauer in voller Lebendigkeit. Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei sind die Hauptbeschäftigungen. Der Ackerbau wird theils mit der Haue, theils mit dem Ochsenbespannten Pfluge von Sklaven besorgt. Die Saat wird nach der Ausstreuung von Widdern, welche über das Feld getrieben werden, in den Boden gestampft. Der Weizen wurde in halber Höhe der Halme abgeschnitten, wahrscheinlich wurden die übrig bleibenden Stoppeln verbrannt. Die Körnerfrüchte wurden von Ochsen ausgetreten und das Getreide durch Worfeln gereinigt.

Bei allem Reichthume an Produkten ist das Leben der Aegypter im alten Reiche, selbst der Vornehmen, sehr einfach; der König ist in einfachen Schurz gekleidet, auf dem Haupte trägt er die Doppelkrone, als Waffe eine Keule, auf der Jagd den Bumerang und zur Jagd auf größere Fische oder auf Nilpferde den einfachen Spieß. Die vornehmen Priester tragen das Pantherfell, die niederen den einfachen Lendenschurz aus weißem Stoff. Die Aufseher sind ebenfalls so gekleidet, die Sklaven entweder ganz nackt, oder mit einem Gürtel um den Magen, oder einen großen Schurz.... Die Gastmäler waren sehr einfach; es wurde mit den Fingern zugegriffen und der Weinkrug machte die Runde. Auch die Vergnügungen waren einfach, der Tanz beschränkte sich auf einfache Körperbewegungen, welche mit Harfen oder Flöten und Gesang, und mit Händeklatschen begleitet wurden.

Die sogenannte mittlere Zeit des ägyptischen Reiches weist gegen früher manche Veränderungen auf. — Theben ist der Sitz der höchsten Amtsgewalt. Wir müssen bei dieser Gelegenheit das bisher angedeutete, aus den Pyramiden-Gräbern geschöpfte Leben der Aegypter, durch die Darstellungen in den Gräbern von Beni-Hassan ergänzen. So begegnen wir zunächst der Verbesserung der Waffen; wir sehen Bogen, welche an einem Ende gespannt werden, und Schleuderer; ein militärischer Chef läßt sich in einer Sänfte tragen, während ein Soldat hinter ihm Schild und Streitaxt trägt. Mit Bogen und Pfeil werden Löwen gejagt, Gazellen mit dem Lasso gefangen. Die Industrie präsentirt sich als Weberei, welche auch von Frauen betrieben wird,

die ein Eunuch beaufsichtigt, während die Männer den Flachs brechen, Seile drehen, Netze stricken und Matten weben; ferner als Walkerei, Töpferei, Malerei, Goldschmiedkunst u. s. w. Unter den Vergnügungen haben die der Akrobaten große Fortschritte gemacht; Männer und Frauen, namentlich letztere, zeigen alle möglichen Körperverrenkungen, werfen Kugeln oder Bälle vorwärts und rückwärts, und fangen dieselben reitend auf. Männer üben Ringkämpfe und ähnliche Kunststücke der mannigfachsten Art. Bei den Herren ist das Damen-Spiel beliebt ꝛc. . . .

Mit den Eroberungszügen der Könige der XVIII. und XIX. Dynastie war ein üppiger Reichthum in Aegypten eingekehrt. Der König und die vornehmen Krieger fuhren auf prächtigen Kriegswagen in die Schlacht und kleideten sich in metallene Panzer. Vornehme Frauen fuhren in mit Kühen bespannten Wagen; die Schiffe der Könige hatten bunte, prachtvoll gestickte Segel, während vielruderige Lastschiffe die Frachtschifffahrt besorgten. Der Handelsgeist trieb die ägyptischen Kaufleute in fremde Meere, und Darstellungen dieser Art widersprechen der Meinung, daß die Aegypter die Seefahrt ganz und gar den Phöniciern überlassen und sich nicht aufs Meer gewagt hätten. Allerdings sind die fremden Kriegsschiffe mit fremden Söldnern besetzt, aber gerade diese Wahrhaftigkeit bestätigt die Richtigkeit in der Darstellung der rein ägyptischen Kauffahrteischiffe . . . In dieser Zeit der allgemeinen Ueppigkeit und des Glanzes waren die Häuser der gemeinen Leute einfach, hatten aber gleichwohl den Luxus einer Capelle mit einem Götterbilde. Vornehme besaßen prachtvolle Paläste und Villen mit Teichen und Parkanlagen. Während im alten und mittleren Reiche nur der König oder vornehme Priester sitzen, ist im neuen Reich der Gebrauch der Stühle allgemein. Daneben gab es auch Ottomanen. Die Tische sind bedeutend größer und mit Schnitzwerk versehen. Bei der Musik ist zur Harfe und Flöte die Quitarre, sowie das Tamburin getreten; die Militärmusik bestand aus Trompeten, länglichen Trommeln, welche mit den Händen geschlagen wurden, und Castagnetten. . .

Eigenartig, wie das gesammte altägyptische Leben und die uralte Cultur ist auch die Ausdrucksweise dieses geistigen Moments; die Hieroglyphenschrift. Die Hieroglyphen sind Zeichen, welche die

Gestalt concreter Gegenstände haben. Eine Buchstabenschrift in unserem Sinne waren die Hieroglyphen nie; die ägyptische Sprache war arm an Worten (wie die chinesische) in der Sprache mußte die Geberde den Sinn des Wortes erläutern, in der Schrift das Bild. Brugsch bemerkt, daß das hieroglyphische System durch den König Tosostros für den Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet wurde. Daraus erklärt sich auch der Umstand, daß die älteren Bauwerke keine Schrift zeigen, während in den Gräbern der III. und IV. Dynastie die Hieroglyphenschrift uns in vollendeter Weise entgegentritt, ohne daß eine Spur allmähliger Entwicklung bemerkbar wäre. Gleichwohl hat im Laufe der Zeiten eine solche Entwicklung stattgefunden. Aus den reinen Hieroglyphen entstand, als man begann, auf die Blätter der Papyrusstaude zu verzeichnen, eine Schrift in einfacheren Umrissen, eine Art Cursivschrift der Hieroglyphen, die sogenannte hieratische Schrift. Der Papyrus ist eine Schilfpflanze, aus der unter Anderem auch das Schreibmaterial bereitet wurde. Man schnitt zuerst die Enden der Pflanze ab, der mittlere Theil des Stammes wurde gespalten, die inneren Häute der Länge nach mittelst einer Nadel in schmalen, zwei bis drei Finger breiten Bändern abgezogen. Darauf wurden die Streifen ausgewaschen, auf einer hölzernen Tafel ausgebreitet, schichtenweise zwei und mehr Streifen dicht neben und quer übereinander gelegt, so daß ihre Fasern sich kreuzten. Hierauf wurde die Schicht behufs ihrer besseren Auflösung mit heißem, trüben Nilwasser befeuchtet, welches ihre klebrigen Säfte hervortrieb; dann wurde die Masse gepreßt, getrocknet und schließlich mit Elfenbein geglättet. Selbst der beste Papyrus war nicht glatt, sondern geritzt. Gewöhnlich wurde auf einer Seite geschrieben, da die Farbe durchschlug. Der beschriebene Papyrus wurde sorgfältig gerollt und in Leinwand eingeschlagen, wohl auch mit Pech umgeben, um ihn vor Feuchtigkeit zu schützen.

Aus der hieratischen Schrift entwickelte sich unter dem Bedürfniß schnellerer Mittheilung und mit Rücksicht auf die allmählig eingetretenen Abweichungen der Umgangssprache von dem alten heiligen Dialect, die sogenannte demotische Schrift, welche den Volksdialect wiedergab, und in der man die alten hieroglyphischen Vorbilder nur noch mit großer Mühe oder gar nicht wieder erkennt. Die reinen

Hieroglyphen, die „Schrift der Götter", wie sie auf den Denkmälern heißen, wurde in Stein zu allerlei Inschriften benutzt, auf Papyrus überwiegend zur Aufzeichnung religiöser Texte; das Hieratische, die „Schrift der Bücher", meist auf Papyrus geschrieben, diente zur Herstellung literarischer Werke, religiösen, wissenschaftlichen und belletristischen Inhalts; der demotischen Schrift bediente man sich in allen Fällen, wo der bürgerliche Verkehr ein Niederschreiben erheischte.... Die Hieroglyphen wurden ebenso gut von der Rechten zur Linken, wie umgekehrt geschrieben; auch durften die Zeilen, je nach dem Erforderniß, wagrecht oder senkrecht geordnet werden. Dagegen wurde das Hieratische und Demotische stets von rechts nach links geschrieben....

VI.

Rückreise und zweiter Aufenthalt in Kairo.

Im Hafen von Assuan herrschte reges Leben. Der „Feyruz“, stattlich herausgeputzt und frisch gescheuert, harrte der hohen Gäste, welche durch das Thal der Katarakte von Philä herüberritten, um sich sofort einzuschiffen und die Rückreise anzutreten. Am Landungsplatze gab es bunte Gruppen neugieriger Nubier, die vor Anker liegenden Dahabiyen waren von anderen Neugierigen besetzt. Der Gouverneur von Assuan war mit seinem ganzen schwarzen Stabe von vollblütigen Nubiern zum Abschied eingetroffen, und der Kronprinz, reiselustiger denn je gestimmt, dankte dem biederen, aber etwas befangenen Würdenträger wiederholt für den ihm bereiteten Empfang ... Kaum hatte der Dampfer seine Taue gelöst, erschollen spontane Abschiedsrufe vom Nilufer herüber, am Top erschien die kaiserliche Standarte und langsam glitt der „Feyruz“ den Strom hinab ... Sonniger Morgen zog herauf und bald hüllten rosige Schatten die Ufergegend von Assuan ein. Dazu gesellte sich eine milde, balsamische Luft, so daß die Heimreise — entgegen der Bergfahrt — eine Zeit ungetrübter Erholung zu werden versprach.

Auf der herrlichen Fahrt stromab, welche am 10. März erfolgte, gab sich manche Gelegenheit, die gewonnenen Bilder zu vervollständigen, die Eindrücke lebendiger dem Gedächtnisse einzuprägen. Erst jetzt, wo es keine zeitraubenden Empfänge und im Hinblicke auf die Fahrt selbst, störenden Aufenthalte gab, konnte man sich ganz dem unvergleichlichen Genusse einer Nilfahrt hingeben ... Von den 800 Meilen, welche der Nil von dem Austritte aus seinen Quellseen bis zur Mündung

ins Mittelmeer mißt, entfallen etwa 400 auf die Strecke des vereinigten Stromes. Das ist also von Chartun ab, wo der „blaue Nil" in den „weißen Nil" einströmt. Von diesen 400 Meilen gehört indeß nur ein Drittel dem eigentlichen Aegypten an, und diese 130 Meilen legten nun unsere Reisenden zum zweiten Male zurück ... Wer früher weniger Zeit fand, sich mit dem Strombilde zu beschäftigen, der konnte nun doppelt intensiv fühlen, wie monoton das Nil-Thal auf weiten Strecken ist. Monoton zumeist in den Formen, der dem Strome auf beiden Seiten begleitenden Gebirgszüge, die bald am östlichen, bald am westlichen Ufer näher herantreten, monoton in gleicher Weise, zum größten Theile auch in Bezug auf das bebaute Uferland und monoton nicht minder in Betreff der uns zur Rechten und zur Linken begegnenden Ortschaften. Es sind immer dieselben erdfarbenen, aus lufttrockenen Nilschlamm-Ziegeln aufgeführten Hütten, da und dort begraben im Grün der Palmen, Sycomoren und Mimosen, aus denen dann gewöhnlich ein schlankes Minaret oder deren mehrere und die zumeist dem oberen Stockwerk der Wohnungen aufgesetzten, thurmförmigen Taubenhäuser sichtbar sind. Dorfschaft oder Stadt: eine sieht immer aus, wie die andere ... Gleichwohl ist dieses Thal ein herrliches Stück Erde, trotz aller Einförmigkeit eine im überraschendsten Contrast von der angrenzenden Wüste sich abhebende Landschaft, die namentlich, wenn der Lichtglanz der kommenden oder gehenden Sonne des Orients glühende Farbenpracht über sie breitet, in wahrhaft entzückender Schönheit strahlt. Zwischen den röthlich grauen Mauern der einfassenden Wüstengebirge ein frisch grünender Garten, zwischen todtem Sand und öden Felsen eine Leben athmende Oase, die den größten Theil des Jahres in üppiger Vegetation prangend, bei nur einigermaßen sorgsamer Bearbeitung ihren Bewohnern eine zwei- bis dreimalige reiche Jahresernte sichert. Und mitten durch dieses liebliche, fruchtbare Thal zieht jene einzig in ihrer Art dastehende, seit Jahrtausende benützte Straße: der majestätisch dahingleitende Nilstrom!

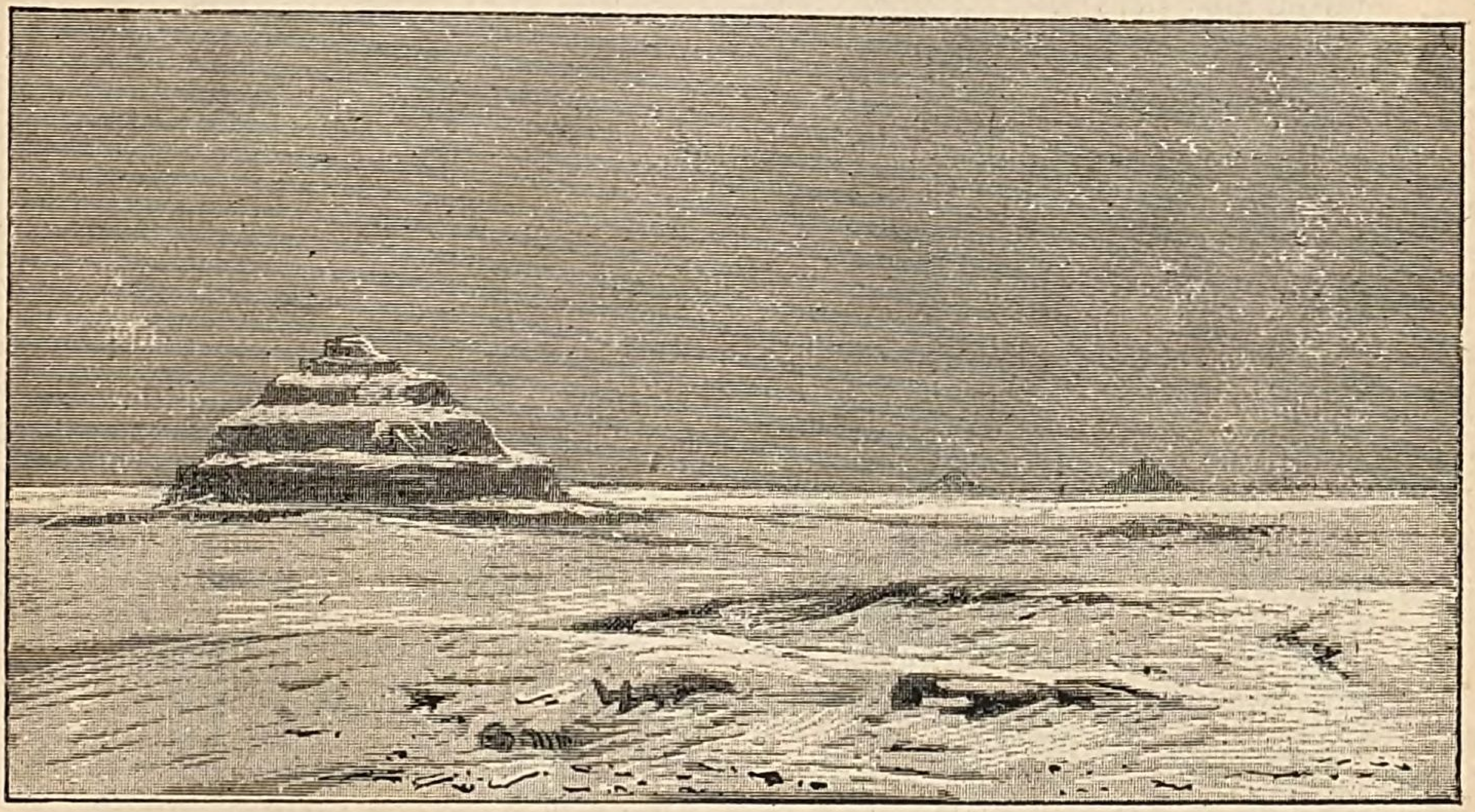
Man weiß allgemein, welche Wechselwirkungen zwischen dem gewaltigen Strome und dem eigenartigen Volke der alten Aegypter bestehen, wie jener allenthalben mächtigen Einfluß ausübte, wie er in dem von ihm der Wüste abgerungenen Gebiete nicht blos in materieller

Hinsicht allzeit der treue Ernährer geblieben, sondern wie er auch die geistige Ausbildung und das sociale Werden und Wachsen der an seinen Ufern angesiedelten Bewohner so unverkennbar beeinflußt hat. Die Nation eines Landes ist ja stets mehr oder weniger vom Einfluß auf die Ausbildung besonderer Eigenheiten seiner Bewohner; in Aegypten jedoch war dies in so hohem Grade der Fall, wie wir in gleicher Weise in keinem andern Lande das wiederfinden, und vorzugsweise war es dort der so merkwürdige Strom, welcher in seiner Eigenart den Anstoß zu jenen hervorragenden Leistungen gegeben, die die alten Aegypter zu dem bedeutendsten Culturvolke des frühesten Alterthums machten und diesen Ehrenrang durch Jahrtausende sie behaupten ließen. — — — —

Die erste Station auf der Rückreise war Lukfor, wo der Kronprinz zur Nachtzeit in der Umgebung von Karnak auf Schakale jagte und nachträglich noch einige der Denkmäler auf dem lybischen Ufergebiete von Theben besuchte. Nach weiterer, zweitägiger Stromfahrt erreichte der Dampfer endlich am Montag, den 14. März, wieder den Ausgangspunkt der Reise, Siut, von wo der „Feyruz“ am 1. desselben Monats abgedampft war. Die Nilreise hatte daher, hin und zurück, die Stationen und Aufenthalte behufs Besichtigung der Alterthümer und Abhaltung der Jagden inbegriffen, im Ganzen genau 14 Tage beansprucht . . . In Siut wurden die hohen Reisenden mit großer Feierlichkeit empfangen und die festfreudigen Consuln und Bewohner konnten nun nachtragen, was ihnen bei dem ersten Besuche des Kronprinzen, der, wie man sich erinnern wird, damals in die ersten Morgenstunden fiel, entgangen war. Der Kronprinz besuchte die Stadt und gab sich am Abend mit Erfolg der Hyänen-Jagd hin. Am nächstfolgenden Tage wurde der Dampfer verlassen und der Separattrain bestiegen, der die hohen Reisenden nach Kairo zurückbringen sollte.

Auf dieser Bahntour wurde noch einer der interessantesten Ausflüge gemacht. Bei der Eisenbahn-Station Bedraschen stiegen die Herrschaften aus dem Coupé, um die denkwürdige Stätte von Memphis und die in ihrem Bereiche liegenden Denkmäler zu besuchen. Nichts stimmt wehmüthiger auf ägyptischen Boden, als die

Localität, wo Aegyptens älteste Residenz gestanden. Sie ist nämlich so spurlos vom Erdboden verschwunden, daß man kaum ihren einstigen Bereich zu erkennen vermag. Von der genannten Station reitet man auf einem Damm westwärts zum Dorfe Rahine hinüber. Auf diesem Wege stößt man auf das einzige Denkzeichen der uralten Metropole: auf ein gestürztes, nun kaum zu erkennendes Steinbild, das eine Kolossalfigur Ramses' II. darstellt. Die Felsmasse liegt in einer, vom Wasser ausgefüllten Vertiefung, einer Lache, um welche Palmengruppen stehen. Wie einsam ist's hier, auf der Stätte der einstens



Die Stufenpyramide von Sakkara.

großartigen, weitberühmten Weltstadt! Nur Palmenwald und Durrahfeld, und einige Fellah-Hütten! ... Wohl ist der Anblick feenhaft schön, wenn vom Strome aus zuerst die Citadelle der heutigen, landeinwärts auf der andern östlichen Stromseite gelegenen Hauptstadt Aegyptens sichtbar wird, jene hochragende Moscheekuppel zwischen rohrschlanken Minarets in goldenem Duft. Aber wie imposant mochte Memphis sein, da es noch vollständig war, d. h. sieben Wegstunden im Umfang hatte. An seinen Quaderdämmen lag Barke an Barke, um die Ballen und Krüge aus Süd und Norden auszuladen. In

den Gassen zwischen hohen Häusern und aus deren unteren Räumen hervor lärmte das ägyptische Gewerbsleben, wie es ähnlich laut und rührig heutzutage wohl nur in Neapel zu sehen ist. Die Figuren in den Wandgemälden, wo die Aegypter mit solcher Vorliebe ihre eigene Arbeitslust abbilden, schreien allerdings nicht und ihre Mumien bleiben ewig stumm; aber wir wissen, wie lebhaft die lebendigen Aegypter sich zu äußern pflegten.

Mitten aus dem Volksgewühl ragten granitene Königscolosse, stehend oder sitzend; ragten hohe Tempelpforten zwischen ihren breiten pyramidal geneigten Flügelthürmen, ragte eine ganze Königsburg. Diese Burg, ein Drittel der Stadt einnehmend, umfaßte auch den großen Ptah- oder Hephästos-Tempel, das urälteste Heiligthum des Reiches. Es waren die Priester dieses Heiligthums, mit welchen Herodot verkehrte, und über deren mathematische und astronomische Kenntnisse er sich so rühmend aussprach. Was sie an dem über Aegyptens Boden in unwandelbarer Pracht und Herrlichkeit erglänzenden Himmelsgewölbe erschaut, wie weit sie in der Kenntniß des unendlichen Weltraumes schon damals vorgedrungen waren, wissen wir schon seit geraumer Zeit. Ihre Beobachtungen über den Auf- und Niedergang der Gestirne, über Sonne und Mond, über Planeten und Fixsterne — „die ruhelos den himmlischen Ocean durchrudernden“ und „die nicht rudernden“ von ihnen genannt — ihre Wahrnehmung über Sonnenwenden und Nachtgleichenpunkte, über den großen Jahreslauf der Sonne, durch die zwölf Theile der Sternenbahn an der von Ost nach West umschwingenden Himmelskugel: über Alles dies ist uns durch die in sorgfältiger Zeichnung ausgeführten Deckenverzierungen ihrer Tempel und Gräber bereits mancher interessante Aufschluß geworden.

Jenes Ptah-Heiligthum müssen wir uns sonach in unmittelbarer Nachbarschaft des gestürzten Kolosses denken. Nicht ein Steinchen ist von dem großartigen Tempel zu sehen, woran die Pharaonen Jahrtausende lang in allen Himmelsrichtungen fortgebaut, immer neue Vorhöfe und Hallen, Pfortensysteme, Kolossalbilder hinzufügend . . . Wenn man das alte Memphis in seiner ganzen Ausdehnung durchmessen hatte, bis zu dem See, zu den Palmen- und Mimosenhainen im Westen, und wenn man dort einer Hochstraße in die freie gelbe Wüste hinaus

folgte, da erblickte man bis in blauduftige Ferne nach Nord und Süd die Pyramidengruppen und Grabdenkmäler der Könige der memphitischen Dynastien ... Gerade so ist es heute der Fall. Als unsere Reisenden über die Einsenkung, wo Ramses' II. Kolossalfigur versunken liegt, hinweggeritten waren, hatten sie eine langgestreckte Pyramidenreihe vor sich, deren größte Merkwürdigkeit die bekannte Stufenpyramide ist. Sie liegt im Nordwesten des Dorfes Sakkara, von dem sie den Namen hat. Wenn es wahr sein sollte, wie von mancher Seite behauptet wird, daß diese Pyramide von dem Könige Uenephes I. erbaut worden sein soll, dann wäre nicht die große Sphinx bei Gizeh, sondern die Stufenpyramide von Sakkara das älteste, noch immer aufrechtstehende Bauwerk der Welt (siehe Seite 93) ... Ihr Alter betrüge diesfalls die Kleinigkeit von 6000 Jahren! Die Pyramide hat sechs, stufenförmig ansetzende Etagen, von denen jedoch gegenwärtig, da das Ganze tief im Wüstensande steckt, nur fünf über die Bodenoberfläche ragen. Der Kronprinz versuchte die Besteigung, ließ aber bald, der außergewöhnlichen Beschwerlichkeit halber, mit der sie verbunden war, davon ab.

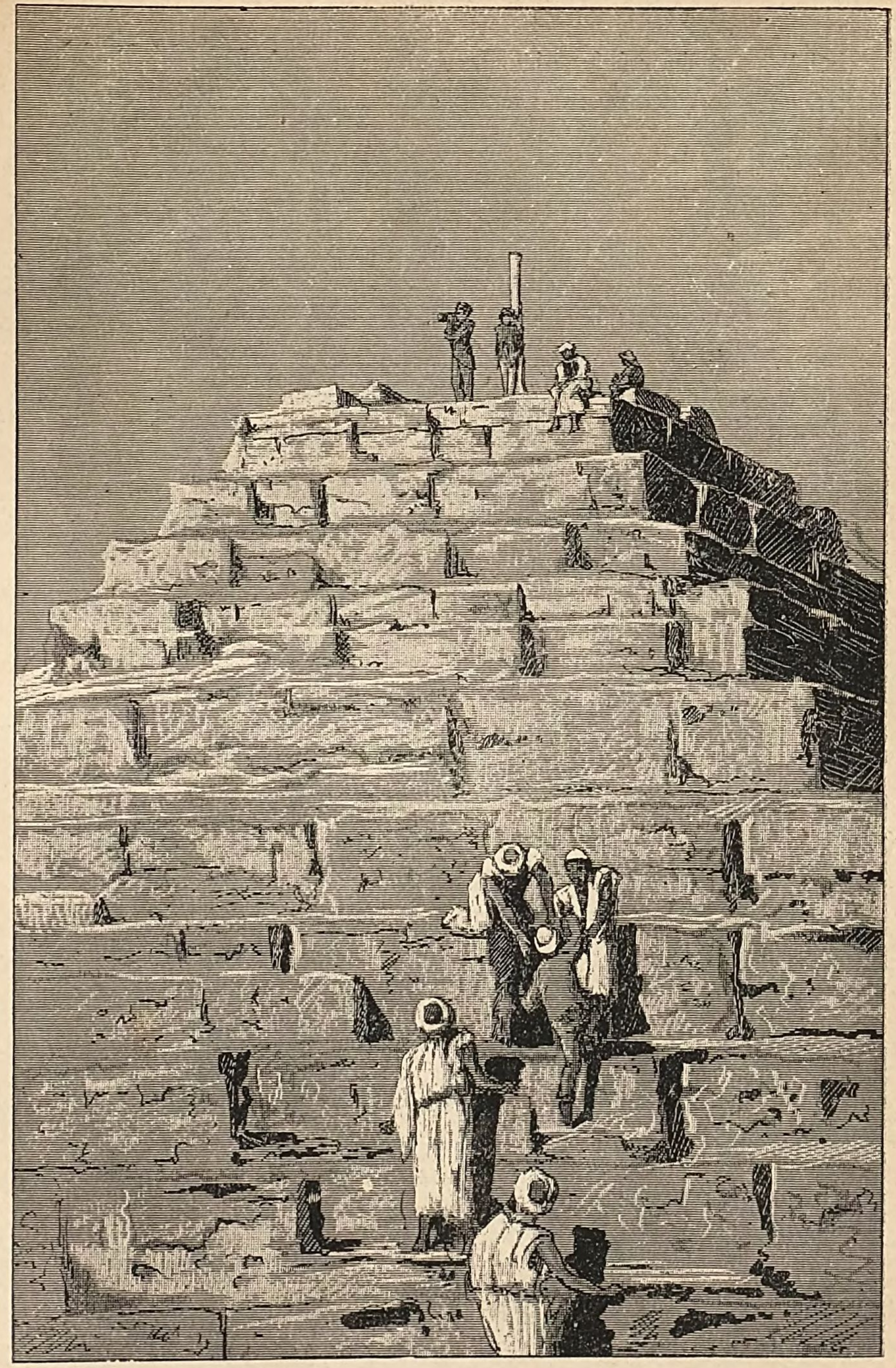
Wieder im Sattel legte die ganze Reisegesellschaft das wellenförmige, wüste und trümmerbesäte Terrain hinter (d. h. westlich) der Pyramidenzone zurück und hielt zuletzt vor dem, jedem Aegypten-Reisenden gewissermaßen heiligen Hause Mariette's. Es liegt in heißer, wüster Gegend, und kein Mensch, der nicht den Wissensdurst und das leidenschaftliche Trachten, denselben zu befriedigen, begreift, würde es in diesem Forscherheim auch nur einige Tage aushalten. Mariette aber hatte hier sein Hauptquartier, und eine seiner denkwürdigsten Thaten, die sich an dasselbe knüpfen, ist die Aufdeckung der Apisgräber, welche nur weniges weiter im Westen liegen. Als die hohen Reisenden dieses merkwürdige Denkmal betraten, waren sie sichtlich überrascht. Man weiß, daß die altägyptischen Priester in den Apis-Stieren eine Incarnation des Osiris erblickten. Jeder derselben mußte von schwarzer Farbe sein, mit einem weißen Dreieck auf der Stirne und weißen, adlerförmigen Flecken auf dem Rücken. Seinen Aufenthalt hat das hochverehrte Thier in Memphis, und zwar in einem Säulenhof zunächst des Phtah-Tempels. Steigt man in

den dunklen unterirdischen Gang, so öffnen sich zu beiden Seiten größere Nischen, in welchen die gewaltige Sarkophage der Apisstiere stehen. Als Mariette seinerzeit das „Serapenum“ entdeckt hatte, fand er in einigen Sarkophagen sogar noch die reich mit Goldschmuck versehenen Stier-Mumien. Es sind heute noch immer zwei Dutzend der riesigen Steinsärge vorhanden. Leider ist der Aufenthalt in der dumpfen und heißen Gruft nichts weniger als angenehm.

Die Reisenden verließen alsbald die hochinteressante Localität und besichtigten unmittelbar darauf eine andere, die sogenannte Mastaba des Ti, das wichtigste und merkwürdigste Grab aus dem älteren Reiche. Es ist weniger die Persönlichkeit desjenigen, der einst hier beigesetzt wurde (Ti war ein Würdenträger aus der Zeit der V. Dynastie), dem unser Interesse gilt, als vielmehr der Bilderschmuck in den arg verwüsteten Räumen. Im Vorhof, in der Pfeilerhalle (nun ohne Decke), sowie in den beiden Korridoren und im Hauptgemache finden sich nämlich herrliche, auf das Leben, Thun und Gebahren der Aegypter aus jener Zeit Bezug nehmende Darstellungen in bemalten Flach-Reliefs, welche von unschätzbarem culturgeschichtlichen Werthe sind. Wir haben schon früher einmal von diesen Darstellungen gesprochen, und beschränken uns daher diesmal auf die Mittheilung, daß die Grabräume von den hohen Reisenden mit großem Interesse in Augenschein genommen wurden und sich alle bildlichen Details durch den berühmten Cicerone der kronprinzlichen Reisegesellschaft erklären ließen. Dann erfolgte die Rückkehr zur Station Bedraschen, von wo die Bahntour nach Kairo fortgesetzt wurde.

Am 16. März, am Tage nach der Ankunft aus Oberägypten, bestieg der Kronprinz die Cheops-Pyramide, nachdem es, wie wir bereits in einem früheren Abschnitte erwähnt hatten, zu einer solchen Besteigung gelegentlich des ersten Besuches an Zeit gebrach.

Im Laufe des 16. März wurde dann von den hohen Reisenden in Kairo selbst Nachlese gehalten, und unter anderen auch die berühmte Aschar-Moschee („Die Blühende“), die „Universität“ von Kairo besucht. . . . Ihre Gründung fällt weit zurück, ist aber in ihrer jetzigen Gestalt das Werk späterer Jahrhunderte. Nach alter Art hat sie keine Façade, sondern ist zugebaut von allen Seiten und besteht



Besteigung der Cheops-Pyramide.

lediglich aus einem hallengesäumten Hofraume. Diese Hallen (in innern Rundbogen auf 380 antiken Säulen von Granit und Marmor und mit 1200 Lampen, die von der Decke schweben) sind um den Hof herum durch Gitter und Holzverschläge in Säle getheilt, denn solche braucht man für die studierende Jugend aller Provinzen des Islam, wie sie immer noch bei dieser hohen Schule für Theologie und Gesetzwissenschaft sich einfindet. Da ist ein Säulensaal für die Türken, einer für die Moghrebiner (Nordwestafrikaner), einer für Südarabien, Java, und einer für die Neger aus Innerafrika, einer für die Ostküste Afrikas, einer für Oberägypten (der täglich 1000 Brotrationen bezieht); andere für Unterägypten, Syrien, Bagdad u. s. w. Die Studierenden sind völlig mittellos und schlafen auf den Strohmatten des Bodens. Der Professor (gleichfalls ohne Gehalt, aber sonst im Genuß eines kleinen kirchlichen Amtes) kauert im Kreis seiner Zuhörer am Fuße einer Säule auf der Strohmatte, vor oder neben ihm ein Lesepult. Nach Abbeten der Fatihah (des ersten Korancapitels) beginnt er sein Heft zu lesen oder lesen zu lassen und fügt seine Erklärungen bei.

Hauptaufgabe außer dem viel verdeuteten Koran selbst, sind die „Traditionen", d. h. die Sammlungen von Aussprüchen des Propheten, die nicht im Koran stehen und gleichwohl benützt werden können, um Rechtsstreitigkeiten zum Abschluß zu bringen. Nur muß man im Stande sein, einen solchen Ausspruch von Gewährsmann zu Gewährsmann zurück zu verfolgen bis auf einen Zeitgenossen des Propheten selbst. Solche Traditionen, zu jedem Zweck brauchbar, gab es in so unglaublichem Uebermaß, daß der berühmteste Sammler und Dichter, Al Bucharij (Ismaïl Iben Mohamed aus Buchara), unter dem Kalifen Mamun auf seinen Reisen durch alle Länder des Islam nicht weniger als 600.000 auffand. Aber nur 4000 davon bestanden seine Kritik. Wie groß aber die Theilnahme des Volkes damals war, erhellt aus der Nachricht, daß um diesen Bucharij, wie er noch ein bartloser Jüngling war, in den Straßen von Bassorah Tausende sich versammelten, und in Bagdad hatte er Zuhörerschaften, wie sie einem abendländischen Gelehrten noch niemals zu Theil geworden. Andere Kirchenlichter (Abu Daud, Muslim ꝛc.) folgten nach und häuften eine

Masse an, mit welcher immer noch und zwar hoffnungslos gekämpft wird. Das Selberdenken, welches früher auch in den hohen Schulen des Islam eingekehrt war, ist mit Abschluß des orthodoxen Systems erstorben, und man hat kein Bedürfniß mehr, als die Meinungen der Vorfahren sich einzuprägen und sie unverändert weiter zu schieben. Das allein erfordert alle Zeit, allen Fleiß, und wer von dem wirren Kram am meisten auswendig gelernt, ist nicht nur der gelehrteste und weiseste, sondern auch der gottgefälligste. . . .

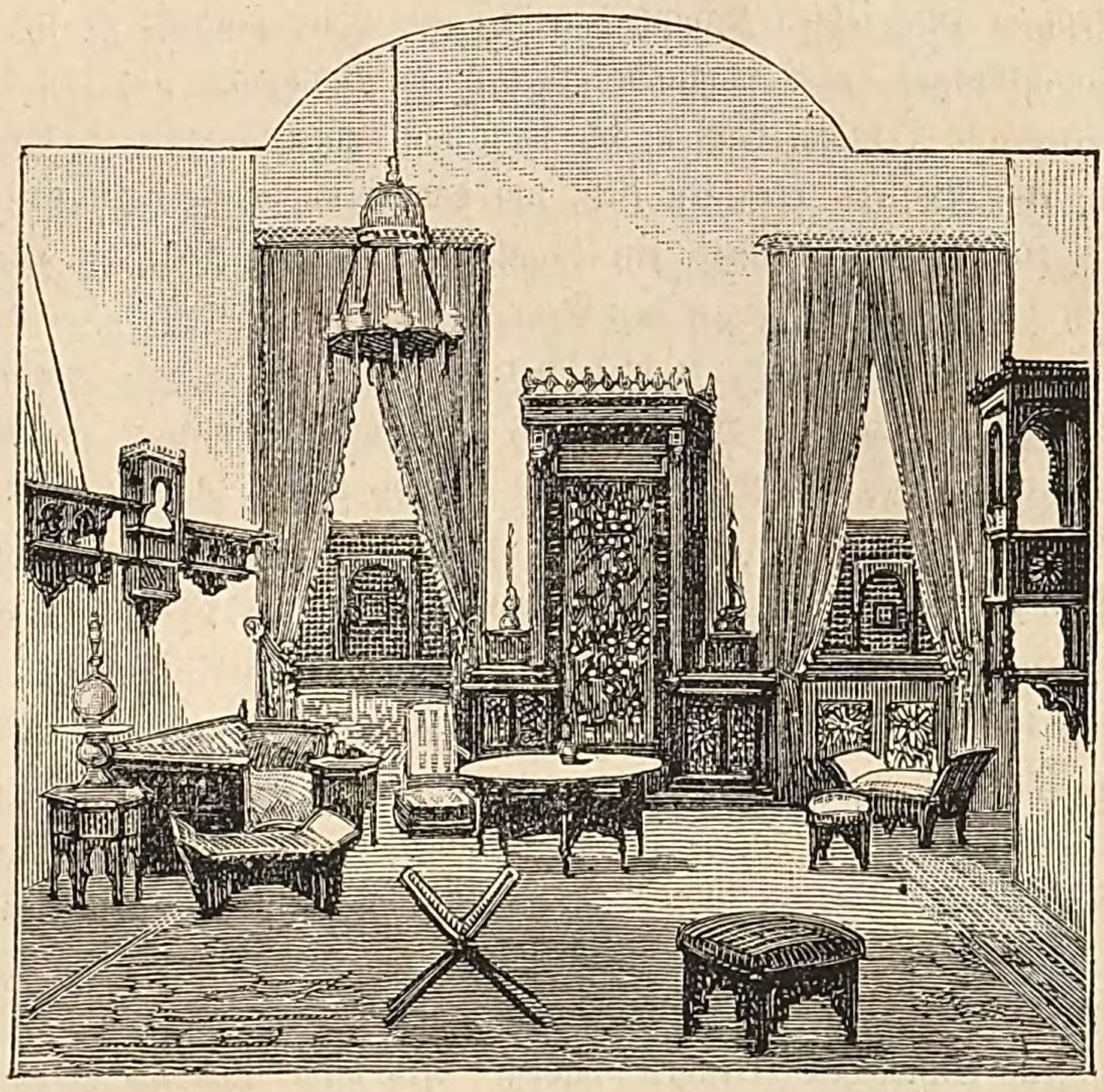
Im Ganzen zählt die „Universität" von Kairo durchschnittlich 9—10.000 Schüler und etwa 200 Lehrer. Sie bilden vier Abtheilungen nach den vier Secten, deren Lehren und Riten sie vertreten. Die Anfänger einer solchen Sectenbildung sind bereits in den ersten Jahrhunderten des Islams zu suchen. Nachdem man nämlich die Suren des Koran gesammelt, gereinigt und redigirt hatte, stellte sich auch alsbald das Bedürfniß einer Art grammatischer Kritik heraus; denn da in der Schrift die Vocale und andere Lesezeichen weggelassen waren, hing oft der Sinn einzelner Worte oder ganzer Sätze von der richtigen Einsetzung eines Vocals, der richtigen Hinzufügung eines Häkchens, eines Striches, eines Punktes ab, und es war dabei wohl nöthig, genau zu prüfen und zu entscheiden. Dazu kam nach und nach eine, wenn auch noch so beschränkte, speculative Kritik. Auf diese Weise entstanden frühzeitig Verschiedenheiten in der Auslegung der theologisch-juristischen Sätze und Principien im Koran und es bildeten sich in Folge davon im Laufe der Zeit innerhalb des Mohamedanismus zahllose Secten, so daß es deren jetzt nicht weniger als 72 ketzerische und 4 orthodoxe gibt.

Natürlich haben nur die letzteren allein in der Moscheenschule El Ashar Platz und Vertretung gefunden. Es sind die Hanefiten, Malekiten, Hambaliten und Schafeïten. Die orthodoxeste Secte sind die Schafeïten; sie verwerfen ganz und gar die Logik und schreiben der Tradition eine absolute Autorität zu. An der Spitze jeder Secte steht ein Aufseher (Nasir). Ebenso haben die Rivaks verschiedene Ober-Scheichs. Zu der großen Menge von Lehrern und Schülern kommt noch ein zahlreiches Dienstpersonal von Köchen, Dienern, Barbierer und Pedellen. Ueber allen steht der oberste Scheich, der

„Scheich el Dschama" oder Leiter der Moschee; er ist zugleich Scheich el Mufti, der erste Jurist, der höchste Richter in religiösen und bürgerlichen Angelegenheiten, und als Scheich el Islam das Oberhaupt aller Gläubigen in Aegypten. Er bedeutet in der That eine Macht der Regierung gegenüber, die ihn zu ernennen hat, und erscheint bei allen öffentlichen Feierlichkeiten, so auch bei den Prüfungen und Festen der Regierungsschulen.

Da El Ashar eine Koranschule ist, so werden profane Studien nur als Nebensache betrieben. Für die Logik el mantik, benutzt man ein großes Lehrgedicht es Súllem, den Leiter, und die isagugi, die für das Werk eines weisen arabischen Scheichs gilt, aber in Wahrheit eine Uebersetzung der Isagoge des Neuplatonikers Porphyrius ist. Zugleich lehrt man Rhetorik, Prosodie und Rhythmik. Ferner sind Bücher über Algebra und Geschichte im Umlauf, aber man studirt diese Wissenschaften nur privatim, weil es dafür keine Lehrer gibt. Im Ganzen werden außer dem Koran, die Grundlage aller Studien, 99 Bücher aufgezählt, die man in der Moschee braucht. Einige sind sehr umfangreiche, theuere Werke, und manche zeichnen sich durch ein ehrwürdiges hohes Alter aus. Viele Bücher sind in Versen geschrieben, um dem Gedächtnisse nachzuhelfen. . . . Die Schüler der Moschee beabsichtigen entweder Fiki, d. h. Lehrer an den öffentlichen Volksschulen von hulemâ, oder Gelehrte zu werden. Um die erstere Stellung zu erlangen, dazu genügt schon ein Auswendigwissen aller Koran-Suren und Kenntniß im Lesen, Schreiben und vielleicht auch Rechnen, und es ist diesfalls nicht einmal nöthig, daß man auf der „Universität" studirt hat. Um jedoch den ehrenvollen Titel Scheich und Halim (singular von hulema) führen zu können, dazu ist ein größerer Ballast mechanischen Wissens nöthig; man muß noch einige Commentare seiner Secte eingelernt haben. Auch muß man, bevor man in den hohen Stand der Scheichs eintritt, eine Uebergangsstufe durchmachen. Die fähigsten Schüler nämlich, die den Vortrag des Lehrers am besten gemerkt haben, sammeln, wenn dieser geendet hat, ihre Mitschüler um sich und nehmen das Gehörte noch einmal durch. Wenn sie sich dabei recht tüchtig und erfolgreich gezeigt haben, und selber ein ganzes Buch auswendig wissen, dann lassen sie sich von ihrem Lehrer die Erlaub-

niß ertheilen, darin auf eigene Faust zu unterrichten. Es war nur eine althergebrachte Sitte, daß man sich nur einigen Ruf und eine entsprechende Anzahl Schüler zu verschaffen braucht, um sofort den ehrenden Titel Scheich oder Halim zu erhalten. Darin ist seit einigen Jahren, wenigstens dem Namen nach, eine Aenderung eingetreten. Es wurde eine Verfügung getroffen, daß Jeder, der Vorträge halten wolle, zuvor ein Gesuch mit Angabe der Bücher, die er gelernt habe, einreichen



Das ägyptische Rauchzimmer des Kronprinzen.
(Geschenk der österr.-ungar. Colonie in Kairo.)

müsse, dann hat er durch eine Commission von 6 Hulema geprüft und auf deren Entscheidung hin vom Vicekönig zum Scheich ernannt zu werden.

Interessant sind einige, die Azhar-Moschee betreffende historische Erinnerungen aus der Zeit der französischen Occupation unter General Bonaparte. Damals konnte der oberste Scheich der Moschee, in Ermanglung einer allgemein anerkannten regelmäßigen Regierung,

die Stelle derselben bei den Verhandlungen mit Bonaparte übernehmen. Dieser aber, um seine Achtung gegen die mohamedanische Religion zur Schau zu tragen, saß am 20. August 1798, am Geburtstage des Propheten, sogar selbst in reicher orientalischer Kleidung in der großen Halle der Moschee und hörte den Scheich's zu, welche Koransprüche lasen. . . . Als trotzdem bald darauf (21. October) ein allgemeiner Aufstand ausbrach, war es die Moschee El Ashar, in die sich die Aufrührer zum letzten Kampfe zurückzogen. Hier mußten sie sich alsbald auf Gnade oder Ungnade ergeben, da Bonaparte auf den hohen Schutt- und Trümmerhaufen, die man noch immer unweit der Moschee sieht, eine Batterie errichten ließ, um das Gebäude zu beschießen . . . Zwei Jahre später führte ein fanatischer Schüler derselben Moschee seinen blutigen Plan gegen den General Kleber aus. Der junge Sulejman, der in der Ashar studirt hatte, und eben in den Stand der Hulemas zu treten im Begriffe war, eilte aus Palästina, wo er die Verzweiflung der flüchtigen Truppen gesehen hatte, schnell herbei und verbarg sich durch mehrere Wochen in der Moschee. Hier enthüllte er dem obersten Scheichs der nur orthodoxen Schulen seinen Mordplan. Diese riethen ihm zwar ab, hüteten sich aber, die französischen Behörden davon in Kenntniß zu setzen. Nachdem Sulejman dem General mehrere Tage hindurch aufgelauert hatte, gelang es ihm endlich, denselben am 14. Juni 1800 im Garten des Hauptquartiers meuchlings durch einen Dolchstich ins Herz zu tödten. Die wüthenden Soldaten ergriffen den Meuchler. Dieser soll bei der Hinrichtung, die im Sinne der damaligen Gesetze mit barbarischen Zuthaten vollzogen wurde, sein Schicksal mit dumpfem Schweigen ertragen haben. Als man ihm die Hand verbrannte, verzog er keine Miene, sowie aber die Glut seinen Ellbogen berührte, schrie er gräßlich auf. Der Henker frug cynisch nach der Ursache, der Fanatiker aber erwiderte: „Das steht nicht im Urtheil". Zuletzt wurde Sulejman gepfählt. Die vier obersten Scheichs der orthodoxen Schulen wurden geköpft. . . .

Es dürfte interessant sein, gelegentlich unserer Mittheilungen über die berühmteste mohamedanische Hochschule in der Gegenwart, einige Bemerkungen über das Wesen der moslemischen Glaubenslehre vorzubringen Die Haupt- und Grundlehren sind in erster Linie

die Lehre von der Einheit Gottes und die Lehre von einer durch viele Vorstufen hindurchgehenden, endlich in Mohamed und seinem Koran gipfelnden göttlichen Offenbarung. Dies Beides findet sich in dem kurzen, zum Schibboleth der Moslemin gewordenen Glaubensbekenntniß ausgesprochen: „Lâ ilaha ill'-Allâh, wa Mohámed razûl-Allâh", — „es ist keine Gottheit außer Gott (dem Einen, Höchsten) und Mohamed ist der Gesandte (Prophet) Gottes" . . . Als dritte, diesen beiden zur Seite tretende und aus ihnen folgende Hauptlehre ist sodann die von einem Endgericht oder einer einstigen Vergeltung durch Paradies und Hölle zu nennen, welche natürlich den Glauben an eine Unsterblichkeit der Seele zur Voraussetzung hat. Die übrigen zum Gesammtsysteme der moslemischen Dogmatik gehörigen Lehren sind secundärer Natur, lassen sich zum Theile aus jenen Hauptlehren von selbst ableiten und haben auch meistens neben ihnen eine untergeordnete Bedeutung.

Das Alles beherrschende Dogma ist also das von der „Einheit Gottes", und die Worte „es ist nur ein Gott" geben dem Islam geradezu ein specifisches Gepräge. Die Einheit Gottes und in Verbindung damit, zugleich seine Majestät, Hoheit, Macht, Unbegreiflichkeit zu preisen, wird der Koran nicht müde, und seine Sprache, die ohnehin dem Araber für ein unerreichtes Muster der Schönheit gilt, erhebt sich gerade an solchen Stellen oft zu großer Kraft und hohem Schwunge. In der 2. Sure heißt es: „Gott ist Gott, außer ihm gibt es keinen Gott. Er ist der Lebendige, der Ewige. Ihn ergreift nicht Schlaf noch Schlummer. Sein ist was im Himmel ist, sein was auf Erden. Wer ist, der bei ihm vermitteln könnte, ohne seinen Willen. Der weiß was da war und was da sein wird, und die Menschen begreifen seine Allwissenheit nur so weit, als er selbst will. Ueber Himmel und Erde ist sein Thron ausgedehnt und beide zu überwachen ist ihm keine Bürde; er ist ja der Erhabene, der Mächtige". Anderswo wird Gottes Unbeschreiblichkeit geschildert. „Gott ist der Sichselbstgenügende, der Preiswürdige. Wenn alle Bäume auf Erden Schreibrohre und alle Meere auf Erden Tinte wären, so würden doch Gottes Worte nicht erschöpfend aufgeschrieben werden können." Und ähnlich Sure 18: „Sprich: wenn selbst das Meer Tinte wäre,

um das Wort meines Herrn ganz niederzuschreiben, so würde doch das Meer noch eher als das Wort meines Herrn erschöpft sein, und wenn wir auch noch ein ähnliches Meer hinzufügten." . . . Unter den 99 Namen der Attributen Gottes, die der Koran kennt, oder die moslemischen Gelehrten aus ihn herausnehmen, und die gewissermaßen den moslemischen Rosenkranz bilden, sind die am häufigsten vorkommenden der „Allmächtige", der „Allwissende" und daneben der „Allbarmherzige", daher Ausrufungen, wie: Allah Akbar (Gott ist der Größte), insch-Allah (so Gott will), b'—ism'—illah i-r-rachmani r-rachim (im Namen Gottes des Allbarmherzigen, des Erbarmers), mit welchem Worte jede Sure des Korans eingeleitet wird (mit alleiniger Ausnahme der 9., man weiß nicht aus welchem Grunde), rachhemkum-Allah (Gott erbarme sich euer), zu denjenigen gehören, die der Rechtgläubige am häufigsten im Munde führt und die man deswegen auch im täglichen Leben am häufigsten hört.

Dagegen tritt unter den göttlichen Eigenschaften die Gerechtigkeit, und namentlich die Heiligkeit (in absolutem Sinne) sehr [in den Hintergrund. Von dem unbedingten Gegensatze Gottes gegen die Sünde als solche, weiß der Koran ebensowenig etwas, wie von] einer dem Menschen wesentlich innewohnenden Sündhaftigkeit; daher auch niemals von einer andern Versöhnung oder Gnade Gottes die Rede ist, als als von derjenigen, die durch Lehre, Offenbarung, Propheten, „Leitung" (Koran) vermittelt und durch des Menschen eigene Anstrengung bewirkt oder erworben wird. Wer dieser „Leitung" sich hingibt, die „Zeichen Gottes" (d. i. den Koran) annimmt, der ist tugendhaft und ihm wird alle Sünde vergeben, denn die größte Tugend ist eben die, an Mohamed als den Propheten zu glauben.

Mit der Majestät, Allmacht und Allwissenheit Gottes ist nach der Anschauung des Koran auch eine durch ihn geübte unbedingte Vorherbestimmung aller Dinge verbunden. Alle Ereignisse im menschlichen Leben und im Gange der Welt, alle menschlichen Schicksale und Handlungen, folglich auch des Menschen sittliches und religiöses Verhalten, sowie seine Seligkeit oder Verdammniß: Alles ist durch unwiderruflichen Beschluß des Allmächtigen zuvor festgestellt. Diese



Die ägyptische Sammlung des Kronprinzen.

fatalistische Lehre zieht sich als stille Voraussetzung überall durch den Koran hindurch.

Neben die Lehre von Gott ist weiter die Lehre von einer göttlichen Offenbarung zu stellen. Der Eine, ewige, allmächtige Gott hat sich der Welt kundgemacht und mitgetheilt. Die Mittelspersonen, deren er sich dabei bediente, waren theils die ihn umgebenden Geister höherer Ordnung (Engel), theils einzelne bevorzugte Menschen (Propheten), welche die Verkündiger dieser Offenbarungen an die übrige Menschheit sein sollten. . . . Als drittes Hauptdogma des Islam haben wir die Lehre von einer einstigen Vergeltung genannt. Auferstehung von den Todten und letztes Gericht lehrt der Koran für alle Menschen. Das Bild des letzten Gerichtes wird mit zum Theile ergreifenden Zügen ausgestattet. Schilderungen von Paradies und Hölle finden sich fast in jeder Sure, so daß sie beinahe den sechsten Theil des Koran ausfüllen. Unter den secundären Dogmen begreift man die Lehre von der Welt- und Menschenschöpfung, die Lehre von den Engeln, dem Satan, den Dschinnen (oder Dämonen) u. s. w. — — —

Noch an demselben Tage, an welchem der Kronprinz seinen nachträglichen Stadtgang bewirkte, sollte er mittelst Seperatzuges von Kairo über Tanta — nach Damiette fahren. Die Abfahrt verzögerte sich indeß um mehrere Stunden. In Damiette sollte der Prinz in dem Hause des österreichisch-ungarischen Vice-Consuls Constantin Chalil absteigen, und so hatte dieser, in Folge der ihm zugedachten Ehre, sein Heim neu her- und einrichten lassen. Drei große Salons und zehn Schlafzimmer wurden in dem Palais des wohlhabenden Honorar-Consuls für die hohen Reisenden und ihre Begleitung hergerichtet. Die Gemächer wurden in orientalischem Geschmacke möblirt. Im Bahnhofe, sowie beim Eingange zum Consulatspalais, wurden große Triumphpforten aus Palmzweigen und Bambusstauden errichtet und der ganze Weg mit Blumenguirlanden und Festons geschmückt. Als vollends die Nachricht eintraf, die Reisenden würden erst in der Nacht eintreffen, wurden der Decoration noch unzählige Lampions und Lichter beigefügt und die altehrwürdige Stadt bot an jenem Abende in der That einen reizenden Anblick dar, umsomehr, als sich auch die arabischen

Stadtinsassen an den festlichen Empfangsvorbereitungen betheiligt und mitilluminirt hatten.

Die Fahrt nach Damiette geht vom Alexandriner Bahnhof ab auf der bekannten Delta-Route bis Tanta. Hier ist die Abzweigung. Die Linie nach Alexandrien zieht westwärts, übersetzt den westlichen großen Nilarm (oder Nil von Rosette) und erreicht über Damanhur Alexandrien. Die Linie nach Damiette wendet sich von Tanta nordostwärts und gelangt bei Mahallet-el-Kebir an den östlichen Nilarm, dem entlang sie über El Mansura und Schirban bis Damiette verläuft. . . Die Stadt ist ohne Merkwürdigkeit und macht einen ziemlich nüchternen Eindruck, ist aber von historischem Interesse, namentlich der Rolle wegen, die sie zur Zeit der Kreuzzüge spielte. Man sieht noch alte Mauern und manches Bauwerk datirt seine Entstehung viele Jahrhunderte zurück. Heute könnte man Damiette die Hauptstadt des Menzaleh-Sees nennen, jenes ausgedehnten brachischen Binnengewässers, das einen bedeutenden Flächenraum zwischen dem östlichen Nilarm und dem Suez-Canal, zwischen der Mittelmeerküste und dem Culturland im Nordosten von Zagazig (Theile der Provinzen Daheliye und Scherkiye) einnimmt. Wo heute dieser See fluthet, befand sich vor Alters ein ungemein ergiebiges Culturland und lag die prächtige Isisstadt Tanis, deren Trümmer und Reste man heute auf einem Eilande mitten in der Wasserwildniß findet. Die Verbindung zwischen dem Binnensee und dem Meere ist durch zwei Durchbruchsstellen in der Gestadendünne — vordem die Mendesische und Tanitische Mündung des Nil — hergestellt. Die größte Merkwürdigkeit des Sees sind seine ungeheuren Mengen von Vogelwild. Schaaren von Pelikanen, von Flamingos und Nilgänsen tummeln auf der schillernden, scheinbar unbegrenzten Wasserfläche. Bald füllen sie die Rohrwälder am Saume der zahlreichen Inseln, bald schwimmen sie in geschlossenen Colonnen über die glatte Wasserbahn, oder erheben sich in die Lüfte, Wolken bildend, die die Sonne verdüstern. Besonders in den ersten Morgenstunden, wenn die Dämmerung über die hohen Dämme des Suez-Canals herüberflimmert, wird es lebendig in den schilfbewachsenen Schlupfwinkeln des Menzaleh-Sees. Das Wasser dampft und im röthlichen Nebel, der über die Lagunen flattert, blitzen die weißen

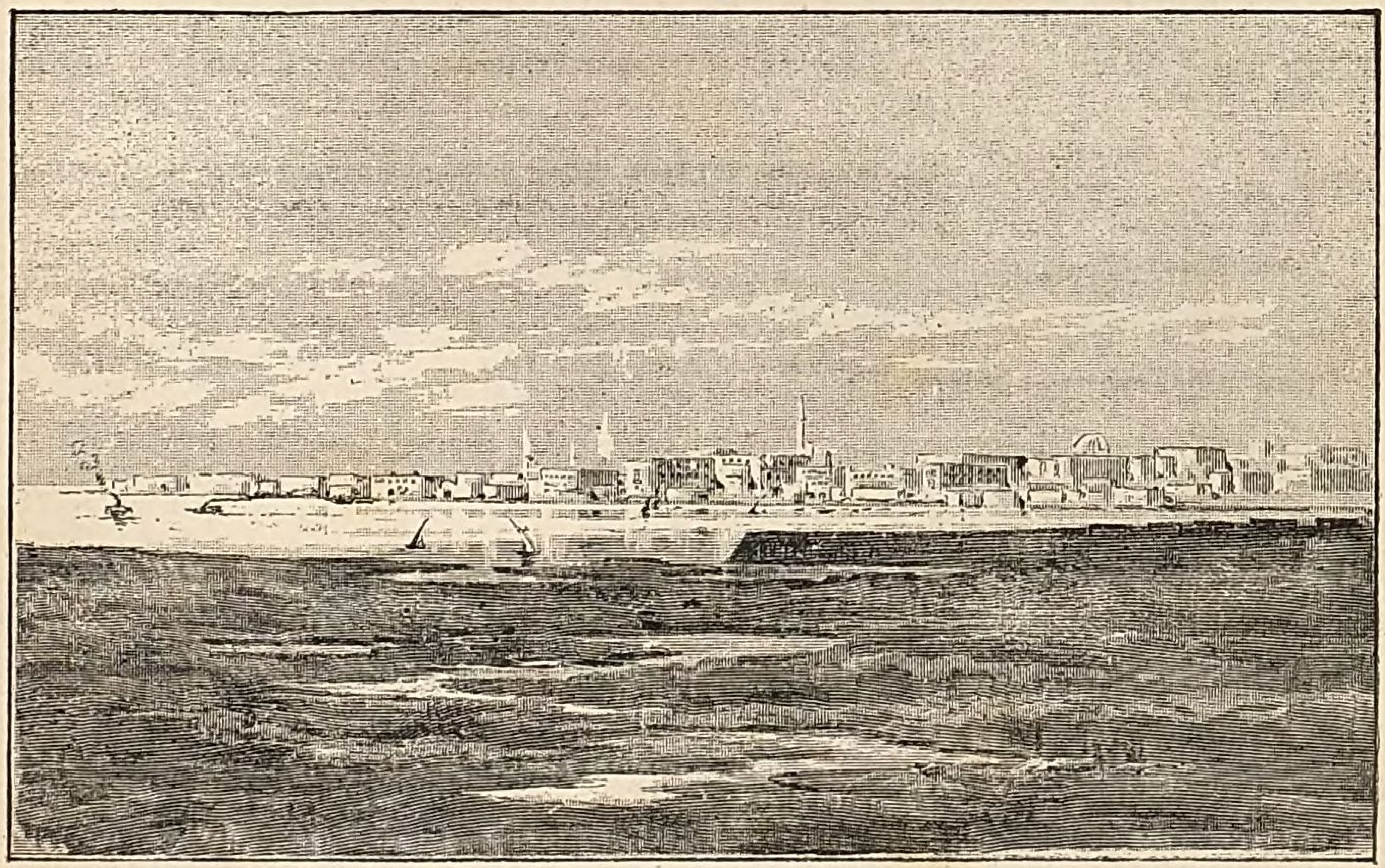
Fittiche der Möven und Pelikane auf. Dann geräth das ganze Wasserbild in Bewegung und eine Musik wie von Millionen Pfeifen und schnarrenden Blasinstrumenten ertönt. Ueberall plapperts und klapperts, es rauscht im Dickicht oder in der Höhe, wo Silberreiher im Dreiecke hinüber und herüber ziehen, oder unzählige Nilgänse auf localer Wanderung begriffen sind.

Man begreift, daß ein so eminentes Jagdgebiet auf den Prinzen eine ganz außergewöhnliche Anziehungskraft ausüben mußte. Selbst auf das reichliche Jagdvergnügen hin, welches er in der Umgebung von Kairo, in der Oase Fayum und während der Nilreise genossen hatte, konnte die Aussicht auf außergewöhnliche Jagdbeute in den Dschungeln und Sümpfen des Menzelah-Sees nicht herabgemindert werden. . . . Des Kronprinzen Gedanken weilten daher schon während der Eisenbahnfahrt durch die im Abenddämmer liegenden Delta-Landschaften in jenem Jäger-Eldorado. Anders die Bewohner von Damiette. Für sie waren die Millionen von Pelikanen, Flamingos und Gänsen Nebensache. Eine erklärliche Aufregung hatte sich ihrer bemeistert und den ganzen Abend hindurch harrten sie auf den Extrazug, der ihnen den hohen Gast bringen sollte. Es hieß sich aber in Geduld üben; der Zug langte zur angegebenen Abendstunde nicht an; es war zwei Uhr Morgens, als die Glutaugen der Locomotive über den Nilstrom herüberflammten und ein greller Pfiff die langersehnte Ankunft der hohen Reisenden ankündigte. Auch dann blieben diese im Waggon, und die Menge, welche nach mehrstündigem Warten gehofft hatte, den Kronprinzen endlich zu Gesicht zu bekommen, zog enttäuscht ab . . .

Schon um halb sechs Uhr Morgens verließ der Kronprinz den Bahnhof, um im Palais des österreichisch-ungarischen Vice-Consuls das Frühstück einzunehmen. Nach einstündigem Aufenthalte daselbst brach die Jagdgesellschaft wieder auf und der Erzherzog drückte dem Consul seinen Dank für die splendide Gastfreundschaft aus. Ein prächtiger Araberhengst, auf das reichste gesattelt und gezäumt, stand vor dem Thore bereit. Der Prinz dankte lächelnd. . . . Donnez-mois un baudet", sagte er, „c'est beaucoup plus couleur locale, et puis j'adore cette monture biblique." . . . So wurden denn in aller Eile die verlangten Reitesel beigestellt und alsbald gings zum Ufer des

Menzaleh-Sees hinab, wo eine kleine, recht nett eingerichtete Dahabiye der Herrschaften harrte, um sie aufzunehmen. Der Prinz dankte nochmals dem Consul und den Behörden für den freundlichen Empfang und ließ dann das Segelboot, umringt von einer Anzahl kleiner Kähne, „in See" gehen.

Wer weiß, welche Hekatomben von Wasserwild der Büchse des Kronprinzen zum Opfer gefallen wären, wenn nicht widriger Wind die Wellen des Sees hoch aufgepeitscht und die Vögel verscheucht hätte. Die Jagdbeute beschränkte sich auf einige Pelikane. Aber es kam noch



Suez.

ärger. Während in Damiette der Consul und die officiellen Vertreter der Stadt den Kronprinzen zu einem glänzenden Diner erwarteten, machte der heftige, von Damiette her wogende Sturm die Rückfahrt dahin unmöglich. Die erzherzogliche Dahabiye mußte wenden und trachten, an den großen Damm des Suez-Canals zu gelangen, um diesen entlang nach Port Said zu steuern. Erst nach sechsstündiger Fahrt ward letzteres erreicht und die Jagdgesellschaft begab sich nach dem dortigen „Hôtel de Nederlande", um zu übernachten und am

folgenden Morgen die Rückfahrt nach Kairo anzutreten. Der Kronprinz war über dieses, nicht gerade angenehme Abenteuer sichtlich verstimmt.

Am 19. März, Nachmittags um 2 Uhr, traf die Jagdgesellschaft mit Benützung des Suez-Canals bis Ismailiya und der Bahnlinie Ismailiya-Zagazik-Kairo wieder in der Hauptstadt Aegyptens ein. Um von den Strapazen der letzten Tage ein wenig auszuruhen, blieb der Kronprinz den Rest des Tages, sowie den Vormittag des darauffolgenden Sonntages in Kassr-en-Nusha. Es war die längste Rast, die sich der hohe Reisende während seines ganzen Aufenthaltes in Aegypten gegönnt hatte. Des Sonntags Nachmittags jedoch schienen die Beschwerlichkeiten von der überstandenen Reise bereits geschwunden zu sein, denn ein offener vierspänniger Wagen brachte den Prinzen und seine Suite in einer Stunde nach Heliopolis, wo er die Anstalt für Straußenzucht besichtigte und hierauf der Jagd oblag.

Am Montag den 21. März dejeunirten die Erzherzoge in dem von einem Oesterreicher geleiteten prächtigen „Hôtel du Nil.“ Es ist unstreitig der originellste und interessanteste Gasthof von ganz Kairo. Schon die Lage des Hôtels trägt sehr dazu bei, es in den Augen derjenigen, die gern etwas Besonderes von ihrem Aufenthalt in Kairo wünschen, anziehend zu machen, denn es liegt so recht inmitten der Hauptstraße von Kairo, der berühmten Muski. Die nicht eben aristokratische Gasse freilich würde manchen Besucher abschrecken; aber diese Gasse gehört gewissermaßen gerade dazu, um den Gegensatz umso interessanter und überraschender zu machen. Denn kaum hat man sie durchschritten, so liegt ein großer heiterer und eleganter Garten vor uns — ein Palmengarten, der ein großes, längliches Viereck bildet, das ringsum von den Fronten des Hôtels eingeschlossen ist. Dahin sehen meist zweistöckige lange Zimmerreihen, mit offenen, balconartigen, aber bedeckten Galerien nach Schweizerart, Alles leicht, luftig und geschmackvoll und ganz dem südlichen Klima entsprechend. Eine elegante, grünberankte Doppelfreitreppe führt in das obere Stockwerk. In der Mitte des Gartens erhebt sich ein stattlicher Kiosk mit Divanen, einem Piano und einem Lesetisch. . . . Den Glanzpunkt bildet aber der Pflanzenschmuck selbst. Zunächst sind es die Dattelpalmen mit ihren hohen

gefiederten Kronen, die dem Garten ein vollständig afrikanisches Aussehen geben. Dazu gesellt sich die Nil-Akazie, die fast der deutschen Eiche an Kraft und Blätterfülle gleichkommt, vorzüglichen Schatten spendet und immer grün ist. Dann gibt es noch Pfefferbäume mit herrlichen herabhängenden Zweigen, ähnlich den abendländischen Trauerweiden, Oelbäume und andere Baumgewächse. Die Beete, welche von geschorenen Hecken umgeben sind, enthalten eine Menge der schönsten afrikanischen Gewächse: Agaven und Aloën, Kaffee- und Baumwollstauden, rothblühende Geranien, Stockrosen und Oleander, dazwischen zartgefiederte Mimosen, Cactusfeigen und mannigfache Cacteen.

In dem früher erwähnten Pavillon des Gartens nahmen die Erzherzoge das Dejeuner, welchem auch der Consul Dr. Seewald, die Grafen Eßterházy und Wenckheim, sowie Brugsch Pascha beigezogen wurden. Hierauf ließ der Hotel-Director die besten arabischen Zauberer und Schlangenbändiger kommen, welche ihre merkwürdigen Kunststücke, unter sichtbarer Spannung der Zuseher, zum Besten gaben. . . Zunächst die Schlangenbändiger. Bekanntlich wird letztere Kunst vielfach angezweifelt, es scheint aber dennoch etwas daran zu sein. Schon Lane, der zuverlässigste unter den Kennern des modernen Aegypten, erzählte mehrere Fälle, wie ein Schlangenbeschwörer, der ins Haus gerufen wurde, wo sich eine Schlange versteckt haben sollte, diese durch Pfeifen, Klopfen und dazu gemurmelte Gebete hervor- und in einen Sack hineingelockt habe. Diese Schlangenbeschwörer gehören meistens einem besonderen Derwischorden an und haben außerdem noch die Specialität, bei besonderen Feierlichkeiten lebendige Schlangen zu verzehren. Solche religiöse Fanatiker pflegen oft mitten in den tollen, gliederverrenkenden Tänzen in die Brusttasche ihres Kaftans zu greifen und einige drei bis vier Fuß lange Schlangen hervorzuholen. Sie schwenken sie erst mehrere Minuten lang über ihre Köpfe hin und her und beißen ihnen dann ein Stück aus dem Genick heraus, das sie mit ihren Zähnen zermalmen und herunterschlucken. Es ist ein wahrhaft thierischer Anblick, aber das gemeine Volk hält diese Tollhäusler für heilig. . . Uebrigens ist das „Schlangenfressen" im ganzen Nordafrika an der Tagesordnung. Am höchsten in der Blüthe steht es nicht in Aegypten, sondern in Marokko.

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!



Jagd auf dem Menzaleh-See.



Productionen im „Hôtel du Nil".

Dort ist es der Issauah-Orden, der sich mit jener Kunst producirt. Sein Stifter Sidi Aissa, heißt es, verlieh seinen Jüngern die Fähigkeit, Gift zu vertragen. Wenn sie bei einer Wanderung über Hunger klagten, sprach er: „Eßt Gift“, und sie entschlossen sich, in Schlangen und Scorpionen zu beißen. Die Fähigkeit, solche Speisen zu ertragen, ist dem Orden verblieben und er gibt zuweilen, zur Erbauung der Gläubigen, Vorstellungen damit. . . . In den Höfen der Häuser kauern die Zuschauer auf den Strohmatten, während die vermummten Frauen hinter dem Holzgitter der oberen Galerien Platz nehmen. Dann beginnen die Issauah ihren durch ewige Wiederholung sinnverwirrenden Derwisch-Gesang: „La Illah il Allah“, und setzen ihn fort durch alle Tonarten, bis der Geist über sie kommt und zuerst Einen, zuletzt Alle zum Tanz emporreißt. Der Tanz ist ein taktmäßiges Verrenken des Leibes, Schwingung von Oberleib und Kopf, und endet erst, wenn der Schwindel die Tanzgesellschaft zu Boden stürzt, daß sie mit Schaum auf dem Mund, herausgetriebenen Augen, wie wahnsinnig sich wälzt, grunzt und brüllt. In diesem Zustand genießen sie alles Gift und genießen ungestraft, was schneidet und sticht. Eine große verdeckte Schüssel wird hereingetragen, voll lebendiger Kröten, Schlangen, Eidechsen, Scorpionen, und sowie der Deckel abgehoben, fallen sie mit wüthender Gier über den Inhalt her und fressen, daß die Brühe von den Zähnen läuft.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unseren Productionen im „Hôtel du Nil“ zurück. Die zahmen Schlangenbändiger, wie sie unsere Reisenden zu Gesicht bekamen, produciren sich in Kairo überall und bei jeder Gelegenheit. Man braucht nur einen von ihnen herbeizuwinken, so hockt er nieder, holt aus einem Ledersacke, oder auch aus der Brusttasche ein halbes Dutzend großer und kleiner Schlangen hervor und fängt an, mit ihnen zu spielen. Sie schlängeln sich um seine nackten Arme und Beine und um seinen Hals, verkriechen sich in seinen Kleidern und schlüpfen, wenn er pfeift, wieder hervor, ringeln sich dann auf dem Boden um ihn herum, heben den Kopf, blähen sich auf und züngeln nach ihm, stellen sich dann auf Commando todt und bleiben wie regungslos, bis er sie durch einen neuen Zuruf wieder lebendig macht. Das Spiel ist ganz ungefährlich, denn den Schlangen sind die Giftzähne ausgebrochen.

Neben den Schlangenbändigern sind in Kairo die Gaukler die volksthümlichste Sippschaft. Sie erscheinen bei den öffentlichen Festen und sonstigen Aufzügen halbnackt oder nur mit einem Schurz um die Hüften bekleidet, und werden vom Volke gleich den Schlangenfressern zu den „Heiligen" gerechnet. Diese Gaukler stoßen sich fußlange spitze Eisen in die Augen und treiben sich Messer und Dolche durch Arme und Beine; manche haben auch einen großen Säbel im Bauche stecken und laufen stundenlang damit umher, was geradezu unmöglich wäre, wenn nicht alle diese Proceduren auf — Augentäuschung beruhten. . . Eine weniger aufregende und jedenfalls amusantere Geschicklichkeit entwickeln die Taschenspieler, von denen sich einige im Garten des „Hôtel du Nil" producirten. Ihre Kunst ist in der That erstaunlich. In einer kleinen Ledertasche, die neben ihm auf der Erde liegt, hat er seine Siebensachen: Becher, Kugeln, Blechmünzen, Hölzer, Bänder, Werg, Baumzweige, bunte Tücher u. dgl. m. Die Kunststücke sind häufig auf den Lacheffect berechnet, was der Sache kaum schadet. Endlose Bänder, die dem Jongleur aus dem Munde gezogen werden, Metamorphosen, Anzünden von in den Mund geschobenen Wergs, sind die beliebtesten Kunststücke. Sicher ist, daß die Kunst dieser einfachen Leute, da sie unter den Augen ihrer Zuseher sitzen und nicht den bekannten Apparat unserer renommirten abendländischen Taschenspieler zur Disposition haben, auf gleicher Stufe mit denjenigen ihrer berühmten Nachahmer in den Salons und Theaters steht.

Die dritte Kategorie des kairensischen Tausendsassas sind die Thierbändiger. Beduinen führen an starken, eisernen Ketten lebendige Hyänen herbei. Die Thiere blicken scheu um sich und zeigen ihre weißen, spitzigen Zahnreihen. Gefahr ist keine vorhanden, denn die Bestien sind feige und kauern am Boden nieder. Weiter ist an ihnen nichts zu bewundern. Die Productionen dressirter Affen gehören eigentlich schon in den Bereich europäischer Jahrmarktvergnügungen und bedürfen keiner näheren Beschreibung. . . . Manchmal sieht man — wenigstens in der Muski — ganze Affengesellschaften, wie kleine Kunstreiter costumirt, einherziehen. Ihr Besitzer ist in der Regel ein ausgezeichneter Mann, denn er trägt den grünen Turban und verräth sonach den „Nachkommen des Propheten." Diese super-adelige Her-

kunft verhindert ihn natürlich nicht, auch in den Hôtels vorzusprechen und das Geld der ungläubigen Franken massenweise einzustreichen — denn die Geschäfte solcher Besitzer von Affengesellschaften gehen, wenigstens in den Wintermonaten, allezeit vortrefflich. . . . Von all diesen volksthümlichen Vergnügungen bekamen unsere Reisenden in dem herrlichen Palmengarten des „Hôtel du Nil" das Beste und Auserlesenste zu sehen. Der Lohn war deshalb gleichfalls nicht kärglich und mit gravitätischem Gruß und einem lauten „Katakéra ketihr" (vielen Dank!) verließen die bestellten Tausendkünstler den Schauplatz ihrer mehr oder minder interessanten Kunstthätigkeit. . . .

Während seines zweiten Aufenthaltes in Kairo besuchte der Kronprinz auch die herrliche, von einer tropischen Vegetation überwucherte Insel Rhoda, um den dortigen über tausend Jahre alten Nilmesser in Augenschein zu nehmen. Natürlich war damit auch ein Rundgang auf der unvergleichlichen durch mehrere Schlösser gezierte Insel verbunden. Der Nilmesser ist eine mit einer Scala versehene Säule, die in einem brunnenartigen, viereckigen tiefen Schachte steht, der mit dem Nil concurrirt. Dadurch wird jede im Strome stattfindende Niveauveränderung im „Nilmessergebäude" sichtbar. Zur Zeit der Stromschwelle werden eigene Beamte bestellt, welche jede Wasserstandsveränderung notiren und der Bevölkerung von Kairo durch Boten bekannt geben. Wenn in der Nilschwelle Verzögerungen oder überhaupt Unregelmäßigkeiten eintreten, dann wird jede Botschaft vom Nilmesser her mit großer Spannung, ja Aufregung erwartet.

Das Minimum des Wasserstandes, wie es die Wohlfahrt des beinahe ganz regenlosen Landes erfordert, beträgt 18 Ellen, das Maximum 22 Ellen. Erreicht der Nil eine noch größere Höhe, dann ist Gefahr vorhanden, denn in diesem Falle überschwemmen die Hochfluthen nicht nur die Felder, sondern auch das jahrein und jahraus trocken liegende Land und die auf demselben liegenden Dörfer.

Die Insel Rhoda ist ein wahrhaftiges irdisches Paradies. Nirgends in ganz Aegypten findet sich eine ähnliche Pflanzenfülle, gedeihen so vielerlei Arten, die man sonst nur in den Tropen anzutreffen pflegt. Neben der Dattelpalme, welche in dichten Hainen auftritt, sieht man herrliche Sagopalmen, dann indische Bananen mit ihren Riesenblüthen,



Im Suez-Canal.

die häufig zehn Fuß lang und drei Fuß breit werden. Daneben gibt es ganze Alleen von Kautschukbäumen, Dickicht von Kaffee- und Zimmetsträuchen, zart befiederte Bambusstauden, Aloën, Cacteen, Pisang u. s. w. Namentlich malerisch sind jene Partien, wo undurchdringliches Unterholz und die üppigen Ranken von allerlei Schlinggewächsen jeden Durchgang verwehren. In neuerer Zeit, wo sowohl Rhode, wie Ithezireh Bulak arg vernachlässigt wurden, hat auf ersterer Insel die Verwahrlosung freilich so große Dimensionen angenommen, daß man Mühe hat gangbare Pfade aufzufinden. Frühere Teichspiegel sind versiegt oder versumpft, lauschige Grotten von Unkraut überwuchert, tropische Gewächse der Degeneration überliefert . . . Reizvoll aber ist's noch immer in diesem Pflanzeneden, in dem einst die Pharaonentochter Theomutis das Kind Mosis' fand.

Die hohen Reisenden vollführten vom Nilmesser aus, der sich an der nördlichsten Spitze der Insel befindet, nur einen kurzen Gang nach der Westküste. Von dort aus ist nämlich der Ausblick auf die lybische Thalseite ganz besonders reizvoll. Die großen Pyramiden von Gizeh, obwohl mehrere Stunden entfernt, dünken zum greifen nahe. Südlicher sieht man andere Pyramidengruppen, bereits merklich bläßer in Folge der größeren Entfernung, hinter Palmenhainen aufragen, fast schattenhaft, wie die Trugbilder einer Fatamorgana. An dieser Seite des Nil befand sich vor Alters eine Brücke, welche im Vereine mit einer zweiten, die zum rechten Ufer des Festlandes hinübergeleitete, die Verbindung zwischen Memphis und Babylon herstellte. Der Nil selber präsentirt sich von der Insel Rhoda aus wahrhaft großartig. Er ist hier jener majestätische Strom, von welchem unsere Phantasie träumt, und der dort, wo ihn (beziehungsweise nur einer seiner Deltaarme) die Eisenbahn überfährt, denjenigen, der den Strom zuerst sieht, in der Regel enttäuscht. Auch auf der östlichen Uferseite der Insel gibt es überall herrliche Ausblicke über die hohen Ufermauern hinweg nach Alt-Kairo hinüber bis zum Mokattam, der Citadelle mit ihren rohrfeinen Minarets und der in goldenem Duft liegenden Kalifenstadt.

Der 23. März war ein Festtag für die Angehörigen der österreichisch-ungarischen Colonie in Kairo. An diesem Tage erfolgte

nämlich die feierliche Grundsteinlegung zu dem österreichischen Hospital, welches der österreichische Unterthan Kattany Bey aus Anlaß der Anwesenheit des Kronprinzen aus eigenen Mitteln errichten ist. Für einen Mann, dessen Vermögen auf rund 60 Millionen Francs geschätzt wird, ist die Viertelmillion, welche er zu diesem Zwecke spendete, wohl kaum der Rede werth, doch verringert dies natürlich in keiner Weise die Bedeutung der Stiftung, die für die österreichische Colonie eine wahre Wohlthat ist. Kattany ließ vorher durch eine ärztliche Commission unter seinen vielen Grundstücken in und um Kairo das geeignetste und gesündeste auswählen und gab hievon vorläufig eine Bodenfläche von 10.000 Quadratmeter her. Das Hospital ist für dreißig Betten berechnet. Man begreift unschwer, daß die Intervention des hohen Reisenden bei der Feier der Grundsteinlegung dem Unternehmen eine höhere Bedeutung gab. Der Kronprinz ermangelte nicht, dem opferwilligen Banquier für seine Munificenz zu danken und verabschiedete sich nach beendeter Ceremonie in leutseligster Weise von dem Repräsentanten der Colonie, der er nochmals seinen Dank für das sinnige und interessante Geschenk (ein complet eingerichtetes arabisches Rauchzimmer, auf das wir sofort zurückkommen werden) aussprach.

Noch am selben Tage erfolgte der officielle Abschied am viceköniglichen Hof. Die letzte Begegnung zwischen Taufik Pascha und den Erzherzogen war eine außergewöhnlich warme und innige. In der That waren sowohl die echt orientalische Gastfreundschaft des Vicekönigs, sowie die mannigfachen Erlebnisse und Eindrücke ganz darnach, den hohen Reisenden das Scheiden von dem zauberischen Nil nicht sonderlich leicht zu machen. Der Vicekönig wendete aber liebenswürdig und fein ein, daß die Erzherzoge ja ägyptischen Boden noch nicht ganz verließen, und auf der Fahrt durch den Suez-Canal den Orient und Occident derart vermittelt finden würden, daß der Scenenwechsel sich minder hart fühlbar machen würde. . . . Die vicekönigliche Dampfyacht „Mahrussa“ hatte schon einige Tage früher Befehl erhalten sich von Alexandrien, wo sie vor Anker lag, nach Suez zu begeben, um die hohen Reisenden an Bord zu nehmen. Gleichzeitig hatte sich ein Hofbeamter des Khedive nach Ismailiya, der Station in der Mitte des Canals begeben, da nach dem Reiseprogramme die Erzherzoge hier

ans Land steigen und in der viceköniglichen Villa das Dejeuner einnehmen sollten. — —

Das früher erwähnte ägyptische Rauchzimmer, welches die österreichisch-ungarische Colonie dem Kronprinzen gelegentlich seines ersten Aufenthaltes in Kairo zum Geschenke machte, ist ein solches wie der Khedive und die ersten Staatswürdenträger sie benützen. Der Entwurf und die Ausführung rühren von einem der bekanntesten Künstler im Decorationsfache, Herrn Parwis, her, welchem die Colonie die ganze Arbeit übertrug. Derselbe cultivirt hauptsächlich den altarabischen Styl, sucht aber Alles bei Seite zu lassen oder zu mildern, was gegen die Linien der Schönheit verstößt oder des typischen Charakters entbehrt. Es gelang ihm, in dem gesammten Mobiliar eine vollständige Uebereinstimmung des Styls herzustellen, sowohl in den großen Linien, wie in den zierlichsten Details, und die goldenen Arabesken verband er ohne Störung mit den dunklen Muscharabies. So kann man denn sagen, daß das „Rauchzimmer“ in einer Art von arabischer Renaissance ausgeführt ist. Dasselbe besteht zunächst aus einem Entrée, einer kleinen Flügelthüre von mehr als drei Meter Höhe, aus schwerem Palissanderholz. Schon diese Thürflügel sind Meisterwerke der arabischen Bildschnitzerei, im Style der Epoche der Kalifen, mit Incrustationen von Elfenbein und Perlmutter. Die unteren und oberen Panneaux werden durch arabische Inschriften getheilt. Oben an der Thüre besagt eine Inschrift aus Elfenbein und Perlmutter, daß dieses Rauchzimmer dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich durch die österreichisch-ungarische Colonie in Kairo zum Geschenke gemacht wurde.

Das erste Möbelstück ist das sogenannte „Cabinet“; in demselben Styl, in denselben Proportionen und aus demselben Material wie die Portière. Dann sind vorhanden: zwei niedere Divans (Dikes), im arabischen Styl, mit schweren arabischen Decken von großem Werthe verhüllt; sie stehen zur Rechten und Linken des Cabinets, und an jeder Seite stehen wieder vier Tabourets verschiedener Art und mit schweren, kostbaren Stoffen bedeckt. Ferner haben wir an den Wänden vier Etagères im reinen arabischen Styl, aus Palissander- und Nußholz, jede nach einem anderen Muster und bestimmt, die Tschibuks und Bibelots aufzunehmen. Zwei türkische Pfeifen, die hier Platz finden

werden, sind ein Geschenk Hafiz Paschas, eines österreichischen Unterthans, mit Spitzen von Ambra und besetzt mit Brillanten. Von demselben Würdenträger ist ein Nargileh (Wasserpfeife) von massivem Silber gespendet worden. . . . Der Thüre gegenüber ist ein Muscharabie im classischen arabischen Styl und von großer Schönheit. Zuletzt kommen kleine Tabourets (Coursis) aus indischem Ebenholz. Eine wunderbar ciselirte Lampe, nach einem alten schönen Moscheen-Modell, erhellt das Gemach. In demselben befindet sich noch ein Plateau von Meterbreite, mit ciselirten Arabesken bedeckt und beschrieben mit den Namen der arabischen Propheten. Auch hier befindet sich eine Inschrift, welche besagt, daß das Gemach ein Geschenk der Colonie für den Kronprinzen von Oesterreich ist. Endlich haben wir noch ein completes Service in Silber ciselirt, die Findschans (Schälchen), die Baccarah, Zuckerdose und Milchkanne. Ein prachtvoller Teppich auch Zanzibar bedeckt den Boden, über den ab und zu noch kleinere karamanische Teppiche von großer Schönheit und bedeutendem Werthe gebreitet sind.

Zum Schlusse noch einige Worte über die sehr umfangreichen und interessanten Sammlungen, welche der hohe Reisende während seines Aufenthaltes in Aegypten bewerkstelligte. Außer der reichen und mannigfaltigen Jagdausbeute an Säugethieren, Vögeln und Reptilien, die nach vielen Hunderten von Exemplaren zählt und für die ausgezeichnete zoologische Privatsammlung des Prinzen bestimmt wurde, bestehen jene Sammlungen aus sehr werthvollen ägyptischen Alterthümern und zahlreichen modernen ethnographischen Gegenständen, welche nach der Bestimmung des Sammlers, theils den Kunst- und Antikensammlungen des Kaiserhauses, theils den Wiener Hofmuseen einverleibt werden.

Die ethnographischen Gegenstände stammen zum großen Theile von den Nomaden oder Beduinen, welche die Gebirgswüste zwischen dem Nil-Thale und dem Rothen Meere, soweit Ober-Aegypten in Betracht kommt, bewohnen und sich Ababde nennen. In Aussehen, Sitten und Tracht sind diese Ababde, obwohl Mohamedaner, von den semitischen Arabern gänzlich verschieden: Ihre Hautfarbe ist sehr dunkel, häufig fast schwarz, und sie erinnern sowohl ihrem Typus, wie ihrer

ganzen äußeren Erscheinung nach, lebhaft an die alten Aegypter. Sie tragen das lange schwarze Haar in Zöpfchen geflochten oder zu wellenförmigen Strähnen gedreht, die zu den Schultern und dem Nacken herabwallen, während am Vorderkopfe ein vielgekräuselter kurzer Schopf emporragt. Ihre Kleidung besteht aus togaartigen, langen weißen Gewändern. Auf dem Markte zu Assuan hatte der hohe Reisende Gelegenheit, solchen Ababdes zu begegnen und von ihnen ihre langen Bogen und Pfeile, Schilder, Messer und Schwerter einzutauschen. Ein hervorragendes Stück ist ein langes, zweischneidiges Schwert in lederner Scheide. Die Klinge soll aus der Zeit der Kreuzzüge stammen, was wohl glaublich ist, wenn man bedenkt, daß Waffen aus Kreuzfahrerzeit noch immer da und dort im ganzen Bereiche des näheren Orient gefunden werden.

Die Erlaubniß, welche der Khedive in liebenswürdigster Weise dem Kronprinzen gegeben hatte, auch ägyptische Alterthümer zu sammeln, wurde reichlich benützt und auf diese Weise ein „Museum Rudolphianum" angelegt, von welchem Brugsch rasch ein Verzeichniß entworfen hat. Die Alterthümer kamen größtentheils aus Abydos, Kuft (Koftos), Luksor und Kurna. Sie bestehen aus zahlreichen Grabstelen mit bildlichen Darstellungen und Inschriften, darunter eine, die sich auf einen gewissen Otpessa und auf seine Frau königlicher Herkunft, Namens Nebtef, bezieht und aus der Zeit der VI. Dynastie stammt. Diese Stele wurde in El Kab (Eileithyia), einer Localität zwischen Esne und Edfu, gefunden. Eine zweite Stele mit sechszeiliger doppelsprachiger Inschrift stammt aus Kuft. Weiter wurden noch die mannigfachsten Dinge gesammelt: Verschiedene Statuetten aus Stein, Holz und Bronce, darunter ein sitzendes Bildniß eines Aegypters aus buntbemaltem Kalkstein mit einzeiliger Hieroglyphen-Inschrift (Luksor) eine bemalte hölzerne Osiris-Statue mit interessantem Texte auf Vorder- und Rückseite (Kurna); ein Apis-Stier in realistisch-griechischer Auffassung aus Bronce (Sakkarah). Interessant ist auch das Basament einer Thierstatue aus Syenit, ein Weihgeschenk des Königs Psametik (Luksor). . . . Von den Gegenständen zu häuslichem Gebrauche heben wir hervor: zwei altägyptische Ruhebetten in der Form, wie sie unter dem Namen „Angareb" heute noch gebräuchlich sind, nebst zwei dazu-

gehörigen Kopfstützen (Urs) aus Sycomorenholz (Kurna); einen altägyptischen Fußring von Elfenbein, zwei runde Opfertische aus Onyx-Marmor und Syenit (Luksor). Ferner mehrere Amulets und Schmuckgegenstände, darunter besonders erwähnenswerth einige Figuretten von blauem Glase, ein Scarabäus von grünem Jaspis mit Inschrift, ein goldener Ring mit Scarabäus aus Lapis lazuli, der den Namen des Königs Totmes III. trägt. Natürlich fehlen auch Mumien (einige Kindermumien, Thiermumien ꝛc.) nicht, so daß die ganze Sammlung als eine überaus werthvolle Bereicherung der kaiserlichen Museen erscheint und gleichzeitig ein bleibendes Andenken an die Orientreise des Prinzen abgeben.

VII.

Fahrt auf dem Suez-Canal.

Die Eisenbahnstrecke zwischen Kairo und Suez ist nur um Weniges länger als jene von Alexandrien nach Kairo. Früher stand, und zwar noch einige Jahre vor Eröffnung des Suez-Canals, eine directe, durch die arabische Wüste in östlicher Richtung verlaufende Linie in Betrieb, ist aber dann verlassen worden. Der neue Schienenweg macht — da Suez mit Kairo fast an demselben Breitengrade liegt, einen großen Bogen nach Norden und Osten und durchläuft streckenweise den südlichen Theil der Landschaft „Gosen", welche der Pharao bekanntlich den Brüdern des biblischen Joseph als Wohnsitz angewiesen hatte. Die ganze Strecke ist arm an Abwechslung und bietet nicht die geringsten landschaftlichen Schönheiten. Vom Kairo'schen Bahnhof geht es in nordöstlicher Richtung zunächst nach Zakazik, einer hochwichtigen Zweigstation und weitausgedehnte Stadt unweit der Stätte von Bubastis. In Zakazik laufen die Eisenbahnlinien des ganzen Deltalandes wie in einem Brennpunkt zusammen. Von dem Nilarme, an dem sie liegt, und der einst als „tanitischer Mündungsarm", gleich den nunmehrigen zwei Hauptarmen (jenen von Damiette und Rosette) direct ins Meer sich ergoß (jetzt hilft er im Vereine mit anderen untergeordneten Stromabästungen den Menzaleh-See füllen), zweigt der sogenannte „Süßwasser-Canal" nach Ismailiyy, und von hier nach den beiden Endpunkten des Canals, Suez und Port Said, ab.

Als Ferdinand v. Lesseps sein Riesenwerk in Angriff genommen hatte, machte sich bei der Sterilität und Wüstenöde der von dem „maritimen Canal" zu durchschneidenden Landgebiete, sofort ein großer, scheinbar kaum zu bekämpfender Uebelstand geltend: der Mangel an

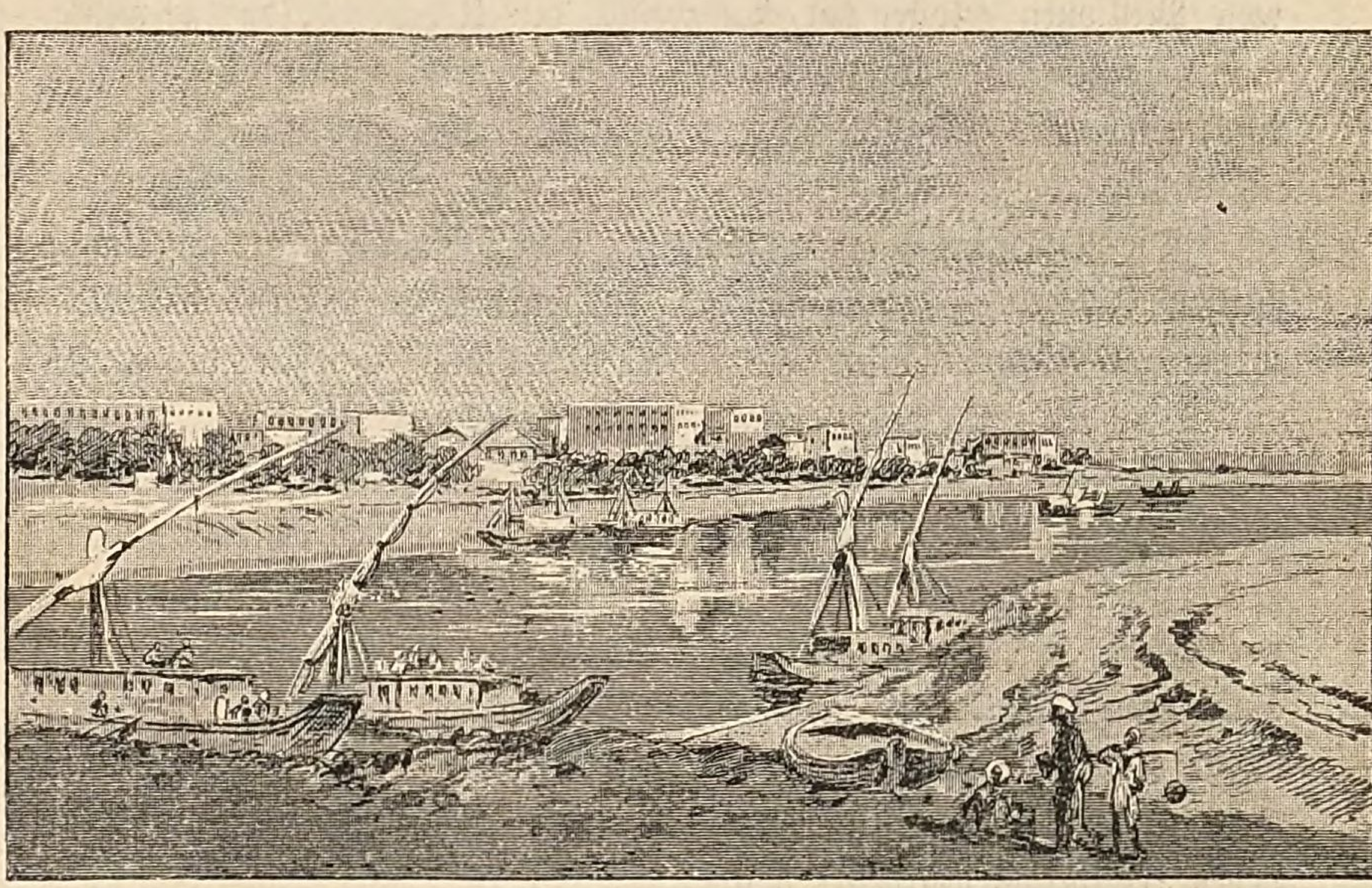
Trinkwasser. Die Zuführung desselben und zwar in ausgiebigster Weise wurde zur dringenden Nothwendigkeit. Da es den Ingenieuren und dem Schöpfer des Canals bekannt war, daß vor Alters (aus Seti's I. Zeit) ein Canal den Nil mit dem Rothen Meere verband, folgte man den Spuren desselben, um eventuell an die Neuanlage dieses Canals schreiten zu können. Die Zeit habe allerdings die Merkmale einer solchen maritimen Verbindung derart verwischt, daß man die Richtung derselben nicht mehr feststellen konnte. Nun ist aber die Richtung sozusagen von der Natur vorgezeichnet, denn nur mit Umgehung (nach Norden hin) der, zwischen dem Nil und Suez sich erstreckenden arabischen Wüste, war eine Canalanlage überhaupt möglich. Der neue „Süßwasser-Canal" wurde denn auch nach diesen natürlichen Vorbedingungen angelegt. Er folgt, wie man sich auf einer Eisenbahntour nach Suez überzeugen kann, fast genau der Richtung des Schienenweges. Der Hauptcanal geht vom tanitischen Nilarme bei Zakazik ab und nimmt eine Strecke weiter einen zweiten von Kairo herüberkommenden Zwillings-Canal auf. Hat man die Station Zakazik verlassen, so zieht der Süßwasser-Canal parallel mit dem Schienenwege geradeaus nach Osten. Nur an seinen Ufern ist einiger Anbau, weiterhin folgt, namentlich gegen Süden, die arabische Wüste mit ihren heißen gelbrothen Flächen, Thälern und scharf abgekanteten, plateauartigen Bodenerhebungen. Auch im Norden ist Wüste und erst wo dieselbe endet, breitet sich ein Streifen Culturlandes aus, der nach und nach in Sumpfgebiet und schließlich in den uns bereits von früher her bekannten Menzaleh-See übergeht.

Kurz vor Ismailiya, der Station, welche sich genau in der Längemitte des Suez-Canals befindet, gelangt in das monotone Bild einige Abwechslung. Ismailiya selbst, das nicht berührt wurde (die gewöhnlichen Postzüge lenken in die kurze Flügelbahn ein und kehren dann zurück, um die Hauptlinie nach Suez einzuschlagen), bleibt nordostwärts liegen, tritt der tiefblaue Spiegel des Timsa-Sees, bereits ein Theil des Canals, in das Bild. Sein herrlicher Wasserspiegel contrastirt wunderbar mit dem gelbrothen wüsten Lande ringsum. Nun schwenkt die Bahn südwärts und läuft zum Suez-Canal fast parallel. Bald sind die Westufer der Bitterseen erreicht, welche der Canal mitten

durchschneidet, und der Ausblick über das zunächstliegende Landschaftsbild ist nun doch von einigem Reize. Auf der entgegengesetzten Seite treten nun die Wüstenberge hart an die Bahnlinie heran, und werden gegen Süden immer massiger, bis fern am Horizont der röthliche, gewaltige Attaka, dessen Ostfuß bereits das Rothe Meer netzt, den weiten landschaftlichen Rahmen abschließt. Noch eine kurze Strecke und der Zug rollt in den Bahnhof von Suez.

Es war bereits Abends, als die hohen Reisenden anlangten. Von dem österreichisch-ungarischen Viceconsul und der österreichisch-ungarischen Colonie ehrfurchtsvoll empfangen, begaben sich die Erzherzoge nicht auf die, im Hafen vor Anker liegende vicekönigliche Dampfyacht „Machrussa", sondern in das große und comfortable „Hôtel Suez", um die Nacht in demselben zuzubringen. . . . Schon in den ersten Morgenstunden des 25. März war die Reisegesellschaft auf den Beinen, denn es galt, ehe die Canalfahrt selbst angetreten wurde, in der Stadt Suez, namentlich aber in den weit draußen, rings vom Meere umflutheten, großartigen Hafen-Etablissements, Umschau zu halten. . . . Was zunächst die Stadt anbetrifft, so ist das rege, ungemein farbige Leben, welches während des Canalbaues und noch einige Zeit nach Eröffnung der Schifffahrt hierselbst herrschte, längst erstorben. Es scheint also, daß sich die großen Hoffnungen, welche man für Suez hatte, nicht realisirten. Bewegung und Leben herrscht nur im arabischen Viertel und in der sogenannten Matrosenvorstadt — die Hauptstraßen aber sind verödet, trotz der Kaffee- und Bierschänken, der Kaufläden u. s. w. Ein reizender Punkt in der unmittelbaren Umgebung der Stadt ist die, auf einem Hügel, der eine in's Meer vorspringende Halbinsel bildet, liegende vicekönigliche Villa. Auf einer Insel gegenüber liegt ein Friedhof und im Norden der Villa endet der Süßwasser-Canal mit einem kleinen Hafen und Wasserwerk. Die ganze übrige Umgebung der Stadt ist dürr und öde, flach wie ein Brett, und nur im Westen überragt von dem stattlichen Wüstengebirge Attaka, das im vollen Sonnenlichte wie ein riesiger Karfunkel glühte. Auch die sinaitischen Berge am entgegengesetzten Gestade, wenngleich bedeutend unansehnlicher, gaben dem Seebilde einen hübschen Rahmen.

In der That: Suez ist kein Landschaftsbild — es ist ein Seebild. Das Wasser, das Meer ist das Hauptelement und vor ihm tritt jedes andere Detail zurück. Wir haben schon früher erwähnt, daß der eigentliche Hafen von Suez nicht am Ufer selber, sondern weit draußen in der See liegt. Ein massiver Steindamm verbindet den hochinteressanten „Port Ibrahim“ mit Suez und dem Festlande, und auf der Krone dieses Steindammes, der zur Fluthzeit wie ein Faden durch die Wasserfläche zieht, laufen die Schienen der Eisenbahn, die auf massigen, großartigen Kais endet. Die hier den Canal begrenzenden, aus Kalk-



Ismailiya am Suez-Canal.

felsen erbauten Molen mußten 2000 Meter weit ins Meer hinausgeführt werden, um die erforderliche Tiefe von 8 Meter bei dem niedrigsten Wasserstande zu erreichen. Das durch Ausbesserung gewonnene Erdreich wurde auf der Landzunge, die sich westwärts vom Canal hinaufzieht und während der Fluthzeit vom Meere bedeckt ist, aufgeschüttet, theils um an dem südlichen Ende derselben das nöthige Terrain zur Anlegung von Docks zu gewinnen, theils um den früher erwähnten Damm herzustellen. Das auf diese Weise dem Meere abgerungene Land war groß genug, um auf demselben die nun jeden Reisenden in Er-

staunen setzenden Etablissements aufführen zu können. Die beiden Docks sind wegen der Schwankungen des Meeresspiegels durch Schleußen abgesperrt. Ihnen gegenüber zieht sich von der südlichen Spitze der Landenge ein Damm nordwestlich, um die Gewalt der Meereswellen zu brechen. Ein zweiter Hafen ist auf der Ostseite des Canals durch einen ähnlichen Damm begrenzt. Der Eingang zu diesem Hafen bildet zugleich den einzigen Eingang zu der Lagune von Suez, die seit dem Bestehen des Eisenbahndammes, auch zur Fluthzeit von der offenen See ganz und gar abgeschlossen ist. Der neue Hafen von Suez, der viele Millionen gekostet hat, hat freilich den Uebelstand, daß er wenig Schutz gegen die Winde bietet, welch' letztere, namentlich in den Wintermonaten, aus Nubien herüber mit außergewöhnlicher Heftigkeit wehen.

Die Reisenden nahmen sämmtliche Hafen-Etablissements mit ungetheiltem Interesse in Augenschein. Es wurden die Docks, die Magazine und Waarenhäuser, die Amtsgebäude und schließlich der große Kai Waghorn mit dem Standbilde dieses letzteren besucht. Lesseps hatte dem unermüdlichen Vorkämpfer des Suez-Canals das Denkmal gesetzt. Waghorn, seines Zeichens ein intelligenter, unternehmungslustiger, aber mittel- und einflußloser englischer Officier, hatte nämlich schon vor Lesseps an der Verwirklichung des Durchstiches der Landenge von Suez behufs Schöpfung eines maritimen Canals gearbeitet, war aber damit nicht durchgedrungen. Nun ziert wenigstens sein Standbild den Eingang jener Wasserstraße, für deren Verwirklichung er ein ganzes Leben resultatlos gearbeitet hatte.

Als Kronprinz Rudolf von seiner Begleitung sich verabschiedet und an Bord der „Machrussa" sich begeben hatte, prägte sich ihm das Gesammtbild von diesem hochwichtigen Flecke Erde mächtig ein. Vor dem Beobachter selbst der langgestreckte Kai mit seinen Vorrichtungen zum Verladen und Löschen der Waaren, weiter dahinter die Hafen-Etablissements, dann der Bahnhof, von dem die Signalpfiffe der Locomotiven übers Meer herüberschallten, und schließlich der lange Eisenbahndamm, der mit seiner Seebegrenzung auf beiden Seiten sich ausnahm, als wäre er aus dem Meere emporgestiegen: Das Alles gab ein überraschend großartiges Bild. Denkt man sich hiezu noch die

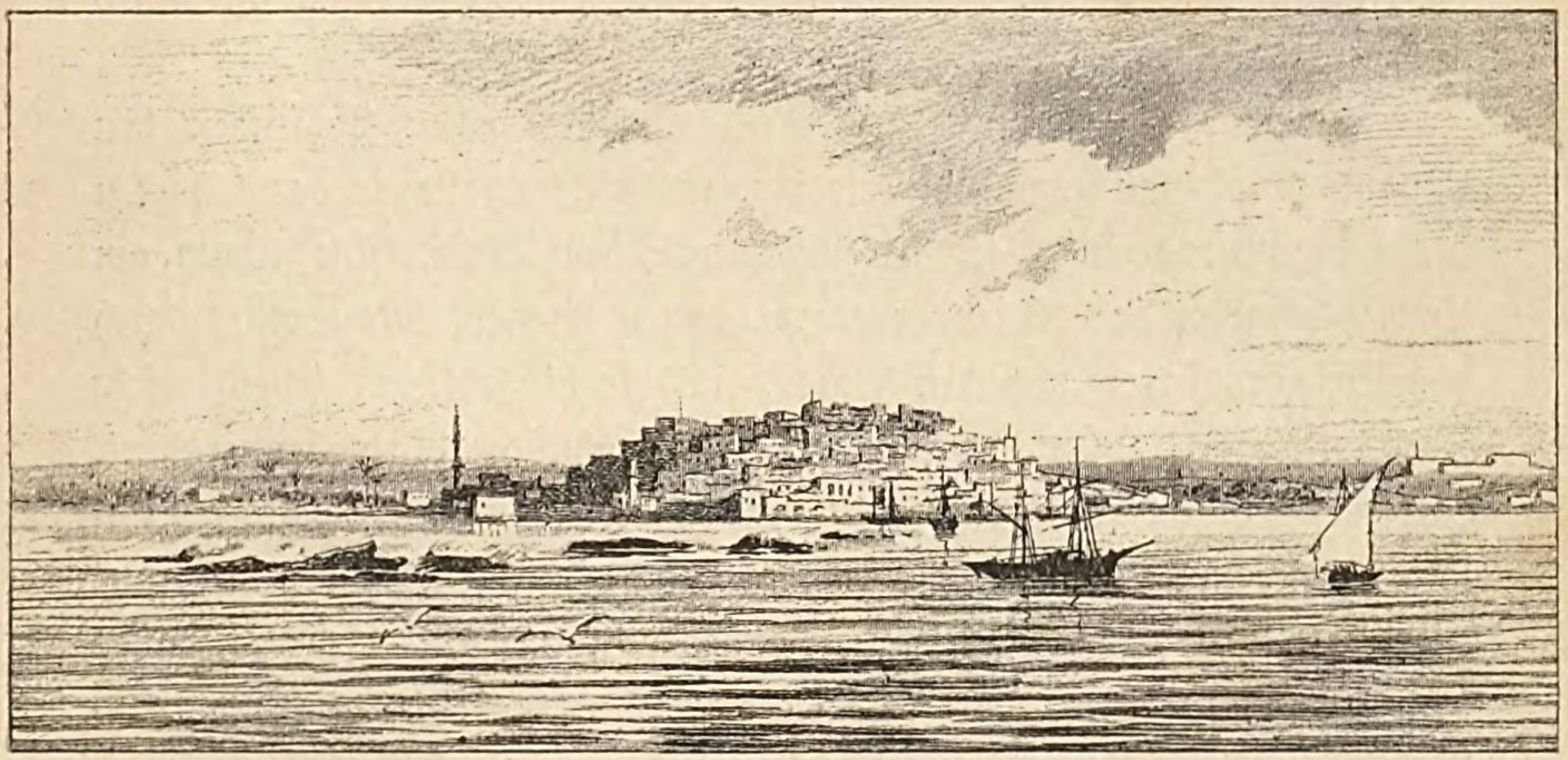
Stadt Suez selbst, weit im Hintergrunde, von grauem Dunst umhüllt, durch den nur ab und zu eine weiße Hausfacade hell aufleuchtete, und die rothglühenden Felshäupter des Attaka als Schlußstück mit dem tiefblauen Himmel darüber und den hellen Segeln der Küstenboote davor: so bekommt der Leser ein annäherndes Bild von jenem, man möchte sagen: weltberühmten Punkte, den man „Suez" nennt...

Bei herrlichem Wetter, im Glutenbade der afrikanischen Sonne, trat die „Machrissa" — das schönste Schiff Aegyptens — ihre Canalreise an. Noch ein spontaner Abschiedsgruß der am Kai Waghor versammelten Araber, ein flüchtiges Lüften des Käpi seitens des Kronprinzen — und die Dampf-Yacht glitt in das Fahrwasser des Canals hinein. Bald setzten die hohen Dämme an, Suez entschwand den Blicken, bis zuletzt jede Ausschau jählings abgeschnitten wurde. Die „Machrussa" befand sich nämlich alsbald in dem sogenannten „Durchstich von Schaluf", einer ungefähr 3 Stunden langen Strecke des Canals, die ein circa 40 Fuß hohes Felsenplateau bildet, und das seinerzeit dem Unternehmen riesige Schwierigkeiten entgegensetzte. Es war die einzige Strecke des ganzen Canals, auf welcher die Baggermaschinen versagten. Nur auf der Oberfläche lag Sand, reichlich mit Schalen von Muscheln und Schnecken vermengt, die noch heute im Rothen Meere leben. — Der Untergrund aber bestand aus Kalkstein, hartem Thon, Gypsplatten und harten Conglomeraten, deren Schichten zahlreiche Reste ausgestorbener Thiergattungen, unter Anderem das vollständige Skelett eines Dinotheriums umschlossen. Hier mußten bis zuletzt zahlreiche Arbeiter mit ihren Werkzeugen den Boden schichtenweise ablösen und auf Karren laden, die durch starke Pferde einer Schienenbahn zugeführt wurden, auf welche sie mit Hilfe eines Drahtseils durch eine Dampfmaschine auf den schließlich bis auf 64 Fuß Höhe sich aufthürmenden östlichen Uferrand emporgehoben wurden. Durch einen kurzen Schlag geöffnet, entleerte sich der oben angelangte Karren, um sofort wieder herabzugleiten, während ein zweiter gefüllt emporstieg. Die Erhöhung des östlichen Randes empfahl sich hier, um den Canal vor den aus Osten andringenden Sandwehren zu schützen.

Als dieser Durchstich zurückgelegt war, bot sich den Reisenden ein überraschendes Bild dar. Ein ziemlich geräumiger See, an dem sich ein noch größerer unmittelbar anschließt, dehnte sich vor den Blicken aus. Vor Herstellung des Canals lagen diese Becken fast trocken und rings breitete sich ödes Wüstenland. Nun lächelt ein tiefblaues Gewässer unter dem sonnigen Himmel und an seinen Rändern fehlt es nicht an Grün, welches das Auge erquickt. Diese beiden Seen sind die sogenannten „Bitterseen". Sie sind erst durch den Canalbau interessant geworden, und zwar namentlich dadurch, daß in dem vorher fast wasserlosen Becken die Vereinigung der Fluthen des Rothen und Mittelländischen Meeres erfolgte. Nachdem die Schleußen auf beiden Seiten geöffnet worden waren, strömten die Wassermassen mit großer Vehemenz ein. Dies geschah im März 1869. Es war eine kleine Vorfeier zur Eröffnung des Suez-Canals. Die Füllung selber hat mehrere Monate Zeit beansprucht und würde, nach einer sorgfältigen Berechnung, vollends 10 Monate gedauert haben, wenn bloß der Zufluß vom Mittelmeere her geöffnet worden wäre.

Nördlich der Bitterseen erhebt sich das Terrain abermals auf einer Strecke von 3 Stunden zu sandigen Hügeln, die bei den Stationen Tussum und Serapeum ihre größte Höhe von 30—40 Fuß erreichen. Auch hier waren bei der Austiefung des Canals gewaltige Sandmassen zu bewältigen. Den ausgegrabenen Sand häufte man wegen der vorherrschenden östlichen Richtung der Winde auf der Westseite des Durchstiches, um ein Herabwehen desselben in den Canal zu verhüten. Gleichwohl ist die etwa 2 Stunden lange Strecke des Serapeums der einzige Theil des Canals, an welchem eine Versandung desselben stattfindet, die jedoch der Schiffahrt keine Hindernisse bereitet. Es handelt sich hiebei nicht um die feinsten Theile des Wüstensandes, die vom Wind hoch in die Luft getragen werden und sich weit und breit langsam und gleichmäßig als Staub niedersenken, sondern um die gröberen Körner desselben, die vom Winde nur auf geringe Höhe emporgehoben werden, um sofort wieder zu Boden zu fallen. Hecken, Schutzwände und Gräben, die auf der Ostseite des Durchstiches vertheilt sind, gewähren einigen Schutz gegen diese Art des Flugsandes.

Hinter der Station Tussun erfolgte für unsere Reisenden eine weitere Ueberraschung. Das Auge, das bisher nur den gelben Sand gewohnt war, gleitete plötzlich über den blauen Wasserspiegel eines weiten Sees hinweg. Es ist der Timsah- oder Krokodilen-See, an dessen Ufern es noch während des Canalbaues nichts weniger denn freundlich und einladend aussah. Seine von hohen Binsenhorsten umstandenen Ufer waren theils abfallende Sanddünen, theils Sümpfe voller Pfützen und Gräben, welche mit schaumigen, eckelhaft gallertartigen Algenmassen von verschiedener Farbe gefüllt waren. Der Boden zeigte sich allenthalben von einer Salzkruste überzogen und die Binsenstoppeln erschienen davon wie bereift. Jetzt ist es anders. Nur das Vogelwild



Jafa.

ist geblieben: ungeheure Schwärme von allerhand Entenarten, Bleßhühnern, Bekassinen und Möven — eine unerschöpfliche Quelle des Genusses und der Unterhaltung für die Jagdliebhaber unter dem Beamtenpersonal von Ismailiya.

Dieses Ismailiya gelangt in Sicht, wenn man den Timsah-See durchsteuert hat. Es liegt freundlich auf dem erhöhten Ufer und präsentirt sich dem Ankommenden im wohlthuenden Wechsel von weißen Häusern und grünen Gartenplätzen. Kaum kann man sich vorstellen, daß statt dieses freundlich lachenden Landsees einst hier nur Wüste war (und rings umher noch ist), daß statt des Dampfschiffes

einst Kameelkarawanen diese Wege zogen und daß der Timsah-See nur eine seichte Salzlache von geringem Umfange bildete. . . Die Stadt Ismailiya ist regelmäßig gebaut, ihre Straßen kreuzen sich sammt und sonders in rechten Winkeln. Der stattlichste Theil liegt am Kai Mohamed Ali, und hier befindet sich auch das zierliche Schweizerhaus des Herrn von Lesseps. Ferner sieht man hier ein großes Amtsgebäude, ein weites einstöckiges Viereck mit zwei Flügeln, umgeben von bunt verzierten Kolonnaden mit maurischen Bögen, die das flache, weit vorspringende Dach tragen. Dieses Gebäude, sowie noch mehrere andere gereichen der kleinen Stadt zur Ehre, die freilich etwas theuer bewerthet erscheint, wenn man erwägt, daß jedes einzelne dieser Gebäude das — Fünffache von dem gekostet hat, was seine Erbauung in Kairo erfordert haben würde.

Es war glühend heiß geworden, als die hohen Reisenden den Landungsplatz von Ismailiya betraten. Es sollte nämlich in der hübschen Villa des Vice-Königs, welche sich unweit der Stadt, fast knapp am Canal befindet, das Dejeuner eingenommen werden. Man reitet durch das Griechenviertel und den Bazar, in welch' letzterem jedoch nicht jenes geschäftige Leben herrscht, das sonst ähnliche Orte kennzeichnet. In jener Villa wurden zur Zeit der Canaleröffnung pompöse Festlichkeiten gegeben. Allein man empfindet hier ein Gefühl wie am Grabe eines Kindes. Noch nicht völlig ausgebaut, verfällt dieses Gebäude der Zerstörung; der in drei Tagen geschaffene Garten, welcher damals die Souveräne aller Länder in Bewunderung versetzte, wurde kurz hierauf wieder nach Kairo verpflanzt, die Parquets und Möbel zur Einrichtung anderer Palais verwendet und das Gebäude verwahrlost stehen gelassen. Der vom Vice-König Taufik Pascha hieher gesandte Hofbeamte wendete freilich alle Mühe auf, um wenigstens die schreiendsten Blößen zu maskiren. Und dann währte ja der Aufenthalt nur ganz kurze Zeit. Die Reisegesellschaft war auf ihr leibliches Wohl viel mehr besorgt, als auf alle verschossene Palast-Herrlichkeit und die mit ihr verknüpften Erinnerungen an glänzendere Tage. . .

Anstoßend an das Palais des Khedive ist das wichtigste Etablissement von Ismailiya das Pumpwerk für die Wasserleitung nach Port Said. Ismailiya liegt genau im Mittelpunkt der Landenge von

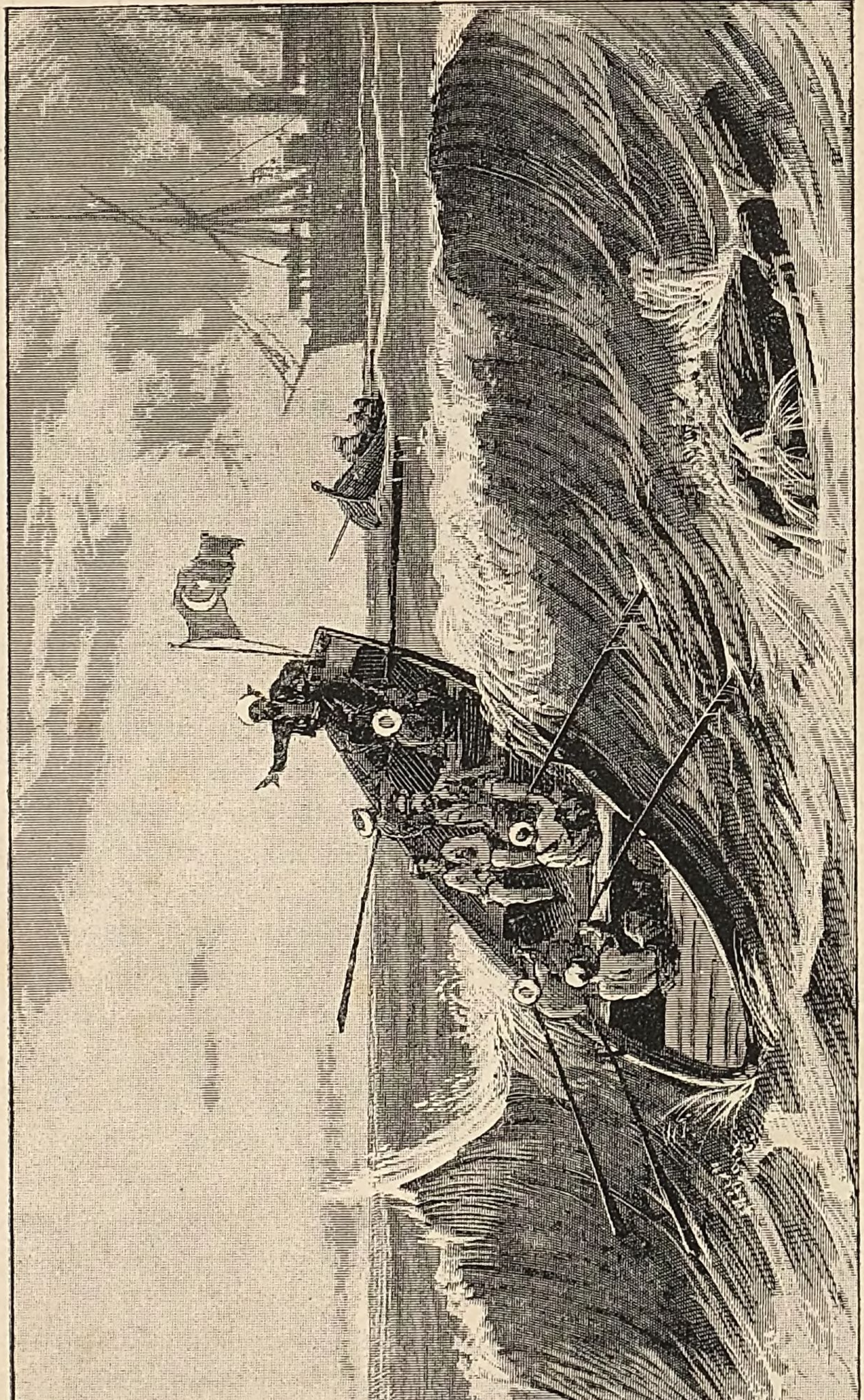
Suez. Nordwärts nach Port Said führt der maritime Canal und mit ihm die Leben spendende Wasserleitung; südwärts nach Suez der Meeres-Canal, neben ihm der Nil-Canal und auf dessen westlicher Seite die Eisenbahn; nordostwärts nach Syrien eine alte Karawanenstraße, westwärts durch das Wadi Tumilat der Nil-Canal, dessen nördlicher Arm hier durch die Schleuße Nefisch (und Eisenbahnstation) in den Meeres-Canal mündet, nach Abbassieh und von da südwestwärts nach Kairo, neben ihm die von uns bereits zurückgelegte Eisenbahn nach Zakazik, von wo aus sich die Strahlen des Eisenbahnnetzes nordwärts nach Damiette, südwärts nach Kairo, westwärts nach Alexandrien ausbreiten. In Ismailiya laufen alle diese Verkehrsstraßen zusammen. . . Leider hat mit der Beendigung des Canalbaues und der damit verringerten Thätigkeit der Gesellschaft, auch Ismailiya an Bedeutung und Größe verloren; kaum entstanden, verfällt es wieder, und von 5000 Einwohnern, die es 1869 zählte, ist nur mehr der vierte Theil vorhanden.

Nach eingenommenen Imbiß und flüchtiger Umschau am Kai Mehemet Ali, gingen die hohen Reisenden wieder am Bord der „Machrussa“, um die Reise fortzusetzen. Es handelte sich nun um eine Strecke des Canals, welche bei ihren Herstellern in üblen Andenken steht. Vom Timsah-See erstreckt sich nämlich bis zum Dattel- oder Ballah-See ein Plateau, dessen Bewältigung die ungeheuersten Anstrengungen gekostet hat. Jenes Plateau erreicht bei El Guisr (von dem es den Namen hat) eine Höhe von über 50 Fuß und zwar in einer Ausdehnung von etwa vier Kilometern. Hier waren riesige Ausgrabungen vorzunehmen; fast 75 Fuß tief mußte das Bett des Canals mit flachen Böschungen in den sandigen Boden eingeschnitten werden. Von den 75 Millionen Kubikmeter Erdreich, die auf der ganzen Linie des Canals auszuheben waren, kamen auf die kurze Strecke allein 7 Millionen! Zur Bewältigung dieser Arbeit bediente man sich einer Art von Baggermaschinen, welche sich von den gewöhnlichen Apparaten dieser Gattung dadurch unterschieden, daß sie nicht auf Pontons, sondern auf — Rädern ruhten, und zwar auf drei Reihen, deren eine den schweren Mechanismus auf derjenigen Seite unterstützte, auf welcher die Leiter der Schaufelkette herabhing. Dicht neben den Schienen, welche die Maschine trugen, lag ein anderes Schienengeleise für die Waggons,

die den ausgegrabenen Sand aufnahmen und deren je zwölf von einer Locomotive befördert wurden; der ganze Apparat rückte selbstthätig um eine ganze Schaufelbreite vor, so oft die Schaufelkette eine Umdrehung gemacht hatte, und hob im Tage 3—400 Kubikmeter aus. Eine solche Wirkung war allerdings nur auf einem Terraine möglich wie hier, wo sich das auszuhebende Terrain als genug locker erwies und dem Eindringen der Schaufelkasten nur geringen Widerstand entgegensetzte. Nur bei El Guisr wurde eine Kalksteinformation von geringer Mächtigkeit blosgelegt, die zu einer Capelle in El Guisr und zu Fundamenten und Häuserbauten in Ismailiya das nöthige Material lieferten.

Der Ballahsee, der nun auf eine Strecke von 13 Kilometern von unseren Reisenden durchfahren wurde, ist ein seichtes, meist sogar trockenes Süßwasserbecken, dessen Boden in dichten Lagen mit Muschelschalen bedeckt ist. Aus diesen Schalen bestehen denn auch größtentheils die den Canal begrenzenden Dämme, deren Anschüttung keine außergewöhnlichen Schwierigkeiten machte und deren Festigkeit den geringeren Gefahren gegenüber keine Besorgniß zu erregen vermochte. Die den See umgebenden Niederungen sind mit dichter Vegetation der Sodapflanze bekleidet . . . Weiterhin durchschneidet der Canal eine etwa drei Kilometer breite, aus flachen Sandhügeln bestehende Scheidewand bei El Kantara (d. i. „die Brücke"). Hier führte vordem eine Brücke über den Abfluß des Ballah-Sees, über welche die Karawanen ihren Weg von Aegypten nach Syrien, oder umgekehrt, nahmen. An ihre Stelle ist eine Fähre getreten, welche die langen Reihen von Kameelen von einem Canalufer zum anderen überführt.

Der Nachmittag war bereits vorgerückt, als die vicekönigliche Yacht unsere Reisenden in den letzten Abschnitt des Canals brachte. Es ist dies jene, über 40 Kilometer lange, schnurgerade Strecke, welche einst mitten durch den großen Menzaleh gezogen werden mußte. Wir sagen absichtlich „einst", denn seitdem dem östlichen Nilarme die Möglichkeit benommen wurde, den östlich der Canaldämme gelegenen Theil des Sees zu speisen, ist derselbe ausgetrocknet. Die Fluthen des Menzaleh-Sees bespülen nun nur den westlichen der beiden ungemein



Ausschiffung in Jafa.

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

mächtigen Dämme, welche das Fahrwasser begrenzen. Der Reisende, der diese Strecke befährt, wird sehr leicht enttäuscht, denn sie bietet weniger Abwechslung als irgend eine andere der Wasserstrecke. Umso interessanter aber ist die Entstehungsgeschichte dieses geradezu trostlos einförmigen Canalabschnittes. Da die Wasserstrecke mitten durch den See geführt werden mußte, erfolgten nicht nur alle Ausbaggerungen im Wasser, sondern es wurden die ausgebaggerten Schlammmassen rechts und links wieder in den See abgelagert, eine wahre Danaiden-arbeit. Wochen und Monate vergingen, ohne daß sich der geringste Ansatz zu den beabsichtigten Dammanschüttungen gezeigt hätte. So oft das Materiale aus dem Fahrwasser nach den beiden Seiten befördert wurde, floß es wieder als haltloser Brei auseinander, und nach endlos schwierigen Arbeiten war man dem Ziele noch um keinen Zoll näher gerückt. Selbst die großen, auf Krahnen ruhenden Baggermaschinen mit einer Leistungsfähigkeit von 350 Pferdekräften und einem täglichen Aushub von 4000 Kubikmetern, führten zu keinem Resultate. Schon waren die Ingenieure darüber einig, daß die im Projecte vorgezeichnete Route aufgegeben werden müsse, als die ausgehobenen Massen einige Festigkeit erhielten. Die Anschüttung hielt den auf ihr lasteten Druck sowie das Eigengewicht aus und nach einiger Zeit, als die Oberfläche etwas getrocknet war, konnten sich sogar Tragthiere auf ihr gefahrlos bewegen. Seitdem ist der westliche der beiden Dämme, der neben der eisernen Wasserleitung die kunstvoll befestigten, hohen Pfähle der Telegraphenleitung trägt, durch massenhafte Anschwemmungen von Sand, Seegras und Conchylien auf der äußeren, dem See zugekehrten Seite, vollkommen consolidirt. Der Gefahr aber, welche die inneren Wände des Dammes durch den Wellenschlag vorüberfahrender Dampf-schiffe bedroht, hat man dadurch zu begegnen gesucht, daß man die Ufer mit Kalksteinen pflasterte.

Mehr überrascht, als von den Riesendämmen im Menzaleh-See, war der Kronprinz von Port Said selbst, einer Stadt, welche bekanntlich dem Canalbaue ihre Entstehung verdankt. Sie ist in der That ein aus dem Meere gestiegenes Wunder und ihr Aufschwung noch immer im Zunehmen begriffen. Die Canaleinfahrt vom Mittelmeere her, war ursprünglich ein Verbindungscanal zwischen der hohen See

und dem Menzaleh-See, von flachen Laguneninseln begrenzt, deren westliche nun die Stadt Port Said trägt. Sie bietet durch ihre Lage auf der schmalen und flachen Insel, mit ihren tiefsandigen Straßen, mit ihren meist hölzernen, auf Pfählen erbauten Häusern einen fremdartigen Anblick. Bevor der bereits erwähnte Süßwasser-Canal fertig war, mußte das Trinkwasser für die Bewohner auf Barken von Matarijeh, vom gegenüberliegenden Ufer des Menzaleh-Sees aus, zugeführt und falls dies wegen widriger Winde oder aus anderen Gründen unmöglich war, durch Destillation des Seewassers beschafft werden, zu welchem Zwecke eine Maschine mit drei Dampfkesseln diente, die täglich bis zu 20.000 Liter Trinkwasser zu liefern vermochte. Heute ist Port Said eine Stadt von fast 12.000 Bewohner; ihren Mittelpunkt bildet die Place Lesseps mit Gartenanlagen und einem Pavillon, in welchem hin und wieder eine Militärcapelle concertirt.

Zum Empfange der hohen Reisenden hatten sich außer den ägyptischen Behörden und deren Militär-Commandanten auch noch die Consuln, dann die Vertreterschaften der großen Seetransportanstalten, die Agenten des „Oesterreichisch-ungarischen Lloyd", der „Messageries maritimes", der „Pensular und Oriental Steam Navigation Company" und der russischen Dampfschifffahrts- und Handelsgesellschaft eingefunden. Auch seitens der Bevölkerung war der Empfang ein herzlicher. Ehe sich die hohen Reisenden an Bord der zur Abfahrt bereitliegenden „Miramar" begaben, besichtigten sie die Hafenanlagen, welche die weitaus interessanteste Partie von Port Said sind. Der Hafen führt die Bezeichnung „Grand bassin Ismaïl" und besteht aus mehreren Abschnitten. Ihnen gegenüber, am Ostufer des Canals, befinden sich die Werkstätten und andere Baulichkeiten der Canal-Compagnie. Sehr überrascht waren die Reisenden von den gewaltigen Molen, welche die Einfahrt des Canals begrenzen. Diese Wellenbrecher gehören in der That zu den großartigen Schöpfungen des Suez-Canals. Sie bestehen aus künstlichen Steinblöcken, die regellos übereinander liegen. Jeder dieser Blöcke besteht aus hydraulischem Kalk und Wüstensand, mißt 10 Kubikmeter, wiegt 400 Centner und kostete circa 200 fl. Oe. W. Kalk, Sand und die gehörige Quantität Wasser wurde durch eine Maschine gemischt und in starke Holzkisten von angegebenen Inhalt

gegossen, deren man täglich dreißig füllte. Nach wenigen Tagen war die Mischung hart, doch ließ man sie sechs Wochen in der Kiste, und nach Entfernung der letzteren noch etwa ebensolange freistehen, wodurch sie Felsenfestigkeit erlangte. Um die fertigen Blöcke an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, war über die Holzkisten, die einen großen Platz bedeckten, ein Schienengeleise gelegt, auf welchem ein Krahn mit Hülfe einer Locomobile an jeden beliebigen Punkt befördert werden konnte. Der Krahn hob die Blöcke empor und trug sie an das Boot, wo sie zu zwei oder drei auf einer schiefen Ebene durch Hemmblöcke befestigt wurden. Das Boot führte sie an Ort und Stelle, man entfernte die Hemmblöcke, und nun setzte sich die 400 Centner schwere Masse in Bewegung, glitt auf der schrägen Fläche mit wachsender Gewalt hinab, so daß die Balken zersplitterten und Flammen aufschlugen, sauste über den Bord des Bootes mit gewaltigem Schlage in das Wasser und sank in die Tiefe. Wie sie fielen, blieben diese Blöcke liegen und thürmten sich allmälig übereinander empor, bis endlich ein am Bord eines Dampfschiffes befindlicher Krahn die letzten, das Wasser etwas überragenden Schichten darauf niederlegte. Die Molen gleichen daher einem gewaltigen Siebe, durch welches das andringende Wasser ungehindert strömen kann, während es gleichzeitig die Gewalt der herabstürzenden Wogen so vollständig bricht, daß die hinter ihnen ankernden Schiffe nichts von denselben zu befürchten haben. Im Ganzen wurden 25.000 Blöcke verwendet, so daß die hierbei buchstäblich ins Meer geworfene Summe etwa fünf Millionen Gulden beträgt.

Nachdem unsere Reisenden sich über die großartigen Bauten orientirt hatten, gingen sie an Bord der „Miramar". Unmittelbar vor der Einschiffung richtete der Kronprinz ein Telegramm an den Khedive, in welchem er ihm nochmals für die erhaltene Gastfreundschaft dankte. Hierauf ging die „Miramar" in See.



Das Nilschiff „Machrussa“.



Straße in Port Saïd.

VIII.

Jafa und Jerusalem.



Das Schiff wirft Anker, wir liegen in der Entfernung eines Büchsenschusses vor einer Stadt von Mittelgröße. . . Es ist Jafa, die am meisten besuchte Einbruchstation nach Palästina. Hart am Ufer hin zieht eine moosige Festungsmauer, darüber bergabwärts ein Gewirr grauer Steinhäuser, flache Dächer mit weißgetünchten Kuppeln, ein niedriges Minaret, drei Klöster, rechts von der Stadt eine schroffe dunkle Felswand, links eine gelbe Sanddüne, hinter welcher Gärten grünen.

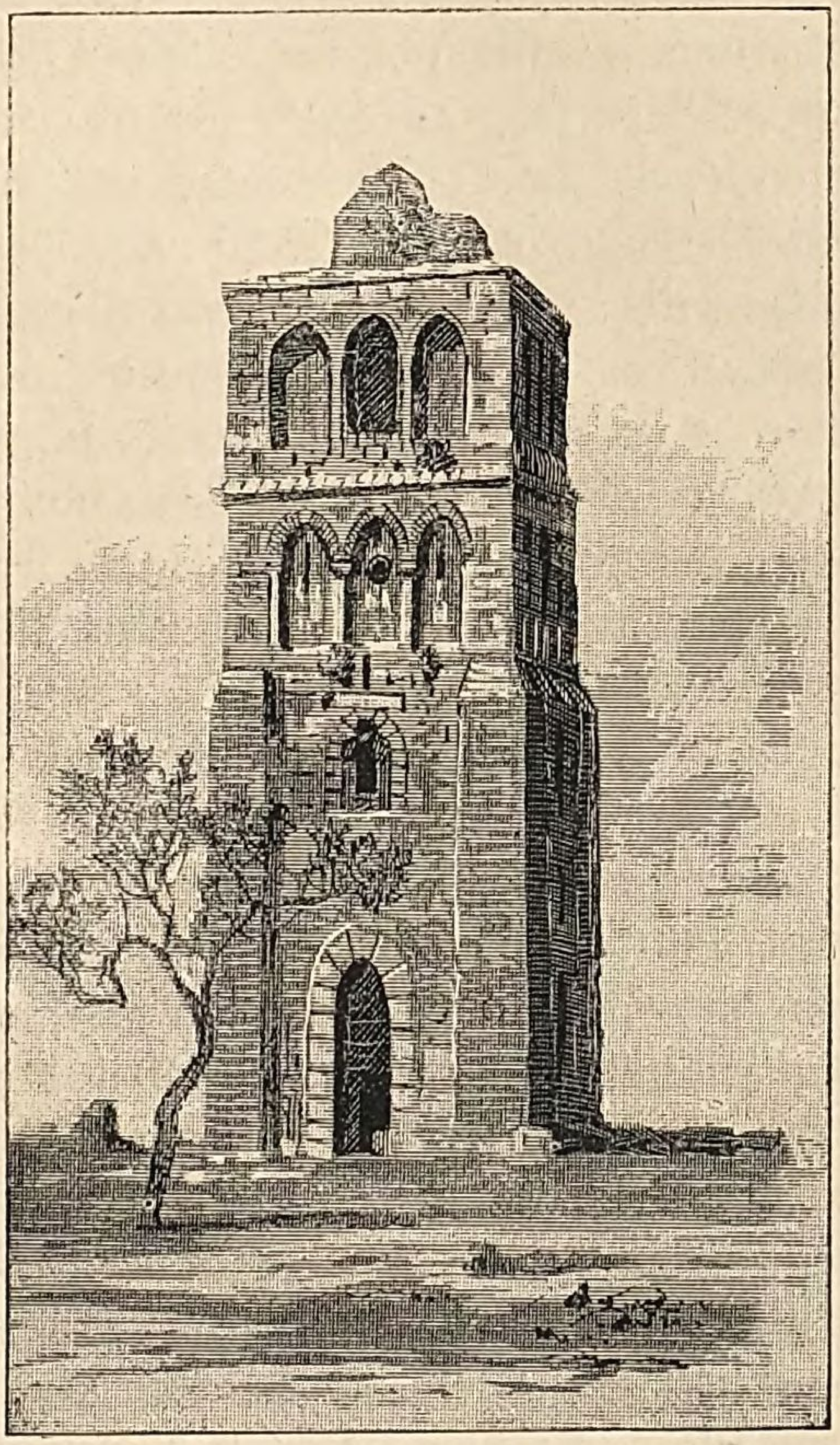
Die Stadt ist nicht ohne Reiz — von der See aus betrachtet — und bot in dieser Beziehung, namentlich diesmal, einen malerischen An-

Volksbücherei u. Lesehalle
der Stadt Reichenberg.

blick. Viele Flaggen flatterten über den platten Dächern der Stadt und am Strande drängte sich eine neugierige Menge. Dann wurden Boote sichtbar, welche durch einen Riß in jenen Felsenkranz herbeiruderten, über den fast immer die Brandung hoch und weit schäumt. Kräftige Araber rudern tief und stark: schlanke Bursche mit bloßen schwarzen Armen, kleinen Köpfen und strahlenden Augen, in einen weiten Sack (oder Hemd) gekleidet, das an der Taille mit einem Gürtel gebunden ist. . . . Als die hohen Reisenden jenem Klippenkranze sich näherten — einem der gefährlichsten Hafenriffe, die es gibt — brachen die Schaumkämme sich hoch über ihre Zacken und bedeckten sie secundenlang. Heiß und brennend glänzte die Sonne. Der Riß ist ungefähr zwölf Meter breit; ihn zu verfehlen, während wir in unserer dünnen Schale durch die Brandung rollen, würde augenblicklicher Tod sein. Die Araber aber rudern mit leichtem, vertrauensvollem Schlag, zum Theil die Wirkung der Geschicklichkeit, zum Theil des Fatums. . . . Auf einer solchen Fahrt vom Dampfer zum Gestade von Jafa hatte auch Se. Majestät, der Kaiser Franz Josef I., als er am 7. November 1869 vom Suez-Canal herüberkam, ein unwillkommenes Abenteuer zu bestehen. Als das Boot, in welchem der Kaiser überfuhr, schütternd auf die Küstenfelsen stieß, rief der arabische Steuermann dem Monarchen zu: „Non abbia paura, gran sultano, sono Mustapha con ti!“ (Nicht haben Furcht, großer Kaiser, bin Mustapha mit Dir!) Wirklich rettete er durch seine Kraft und Geschicklichkeit dem kühnen Fürsten vielleicht das Leben, und als ein Christ ihn später fragte, was der Kaiser ihm gegeben, sagte er: „Hundert Zechinen und che tu creder (was du glauben)“, indem er auf sein Knopfloch wies. Er meinte damit einen Orden, der die Gestalt eines Kreuzes hatte.

Bei der Landung in Jafa wurde der Kronprinz vom österreichischen General-Consul von Jerusalem, dann vom Gouverneur dieser Stadt im Namen des Sultans und vom Prior des Franziskaner-Klosters in Jafa im Namen der Katholiken Palästinas begrüßt. Außerdem war der Oberst Achmed Bey mit einer Abtheilung Cavallerie von Jerusalem in der Hafenstadt eingetroffen. Die hohen Reisenden nahmen sodann mit ihrem Gefolge im Franziskaner-Kloster ihr

Absteigequartier. Abends fand im Refectorium ein großes Souper statt . . . Die Zeit bis zum Abend benützten die Erzherzoge zur Besichtigung der Stadt, die freilich wenig des Anziehenden bietet. . . . Gegenüber den lebhaften, farbigen und vielartigen Eindrücken auf ägyptischem Boden, mußten die ernsten Bilder vom „heiligen Lande“



Der Thurm von Ramle.

geradezu ernüchternd wirken. Jafa ist traurig und still und einsam. Abwechslung fehlt fast ganz. In gewöhnlichen Zeiten fällt in der stillen Stadt fast jede Kleinigkeit auf: das Schreien eines Kindes, das Knurren eines Hundes, das Gefieder eines Vogels, der monotone Gesang eines Muedsin. Am Abend, wenn der frische Thau auf den

Blüthen liegt und der Wind sanft durch die Haine streicht, fehlt es nicht an Myrthen- und Orangenduft, der von den ausgedehnten Gärten im Osten der Stadt herüberstreicht. Nicht so einsam und stille ist's am Thore und am Marktplatz außerhalb der Mauern. Dieses Thor — das Jerusalemer Thor — hat eine zauberhafte Schönheit, im Geiste vom Nil entlehnt: ein hoher Bogen, ein prächtiger Thurm von den Stadtmauern gut flankirt, eine maurische Fontaine, deren Wasserstrahlen in Marmortröge abfließen, über welchen Koransprüche in Goldschrift angebracht sind. Dicht daneben hält ein Scheich eine „Cuttab" oder Kinderschule, in welchen er für wöchentlich einen Piaster und ein Stückchen weißen Musselins nebst einem Paar Pantoffeln, die ihm jährlich einmal von der Moschee zukommen, die Jugend von Jafa die Suren des Koran singen lehrt. Im Thorweg selbst sitzt der Kadi und entscheidet in Gegenwart von Eselsjungen, Fellachen und Franken Processe. Der Eine wird mit Geld gestraft, der Andere wird gepeitscht; aber im Gerichtshof gibt es wenig Lärm, keine Einwendeschrift und keinen Gedanken an Appellation. Die Hitze macht Jedermann ernst; selbst die Soldaten auf Wache vertändeln die Zeit über Tabakspfeifen, und die Zolleinnehmer schlummern im Schatten.

Einige Schritte jenseits des Jerusalem-Thores, zwischen dem Stadtgraben und den Orangengärten, liegt die Vorstadt, in welcher das ganze Jahr hindurch eine Art Jahrmarkt gehalten wird; am belebtesten ist es zur Zeit der Ernte. Der Markt wird auf der freien und sandigen Ebene gehalten, zwischen zerstreuten Laubhütten, Buden und Schuppen, von denen manche auf langen Pfählen stehen und völlig mit Matten bedeckt sind, während andere, aus leicht in die Erde gestecktem Schilf gebaut, in- und auswendig mit Ruthen versponnen und mit Zweigen und Blättern bedeckt sind. Ein Haus links ist von Planken; eine einzige große Hütte, die als Kaffeehaus und Börse benützt wird, hat ein hölzernes Fachwerk, alle anderen Buden aber bestehen aus Segeltuch, die über Stangen gespannt sind. Uebrigens ist das Bild auf diesem Platze zu Zeiten malerisch genug. In der heiligen Woche sieht man hier sicher mehr als die Hälfte aller Reit- und Lastthiere Palästinas vorübergehen. An der einen Stelle stehen Massen reisefertiger Pferde und Maulthiere mit türkischen Sätteln und

bunten Schabraken. An einer anderen lagern Kameele mit vorgestreckten Hälsen und kauernden Mäulern. Hier feilschen Fellahs aus der Nachbarschaft schreiend und gesticulirend um eine Ziege, oder ein Schaf mit Fettschwanz. Dort wieder traben Beduinen, sonnverbrannte Gesellen mit blitzenden Augen und dünnen schwarzen Bärten, in weiß- und braungestreifte Kameelhaarmäntel gehüllt, die gelb und rothe Keffieh über Kopf und Nacken, die lange Lanze auf der Schulter, festen Sitzes, wie mit ihrem Rosse zusammengewachsen, durch ein Gedränge von Handelsleuten, die sich am Strande des Platzes neben Haufen von Orangen und Zwiebeln, Knoblauch und Gurken niedergelassen haben. Alles schreit, zankt, murmelt und gurgelt mit semitischer Lebhaftigkeit durcheinander. Kameele brüllen, Ziegen meckern, Gewieher von Hengsten mischt sich mit dem Geblöck von Schafen.

Natürlich fehlte es diesmal an vielen der stereotypen Staffagen. Um aber dennoch ein Bild von Jafa zu gewinnen, besuchten die Erzherzoge das „Wasserthor" am Hafen. Nicht so groß wie das Landthor, durch welches immerhin ein bepacktes Kameel schreiten kann, ist dieses Thor nichts weiter als ein Spalt, ungefähr sechs Fuß im Geviert, genau in gleicher Höhe mit dem Erdboden und etwa fünf Fuß höher als die Meeresfläche, wenn der Wind ruht und das Wasser glatt ist. Eine Brise aus Westen treibt Schaum in den Thorweg herein, der den wachehabenden Aga blendet, die armen Esel durchnäßt, die Lastträger verhindert Boote zu befrachten oder auszuladen. Durch diesen kleinen Spalt im Walle muß Alles, was vom Meere nach Palästina kommt, aus den Booten heraufgehoben werden. Artikel wie: dicke Paschas, bitteres Bier, baumwollene Ballen, Neger, Alterthumsforscher, Derwische, falsche Münzen und unechte Steine, Mönche, Moskoviter Glocken, französische Uhren, englische Ladies mit ihren blauen Reisebüchern, tscherkessische Sclavinnen, bekehrte Juden und Baschi-Bozuks — sie Alle werden durch Ketten handfester Araber aus den Landungsbooten emporgezogen. In gleicher Weise müssen alle Abgänge und Producte, die zum Nutzen oder Schaden des Landes aus demselben gehen, aus jenem engen Schußloch in die tanzenden Boote geschafft werden. Wenn ein Dampfer auf der Rhede liegt, geht dieses Verpacken, dieses Hinauswerfen von Waaren und Menschen

stundenlang hintereinander fort, offenbar zu immer größerem Spaße ... Vor einiger Zeit, als der Prinz von Wales durch das heilige Land ritt, ließ ein Moslim, stolz auf sein Vaterland und besorgt um seinen Hafen, einen Blockdamm bauen, neben welchem das Boot eines Kriegsschiffes liegen sollte. Als aber der Prinz, von Juda hinweg, sich nach dem Gebirge von Samaria wandte, anstatt nach der Ebene Saron zu fahren, wie er anfangs beabsichtigt hatte, ließ der syrische Patriot seinen Hafendamm zu Feuerholz hauen und gab als frommer Moslim die Splitter den Armen.

Das mohamedanische Jafa läuft keine Gefahr, daß Fiaker und Pferde eindringen, da es keine einzige Gasse hat, in der sie rollen und rennen könnten. Und doch ist Jafa eine uralte, interessante Stadt. Ein uralter Fischmythus knüpft sich an Jafa; hier soll Andromeda, die Tochter des Kepheus und der Joppe (die Tochter des Aeolus), an den Felsen geschmiedet worden sein, um von dem großen Meerungethüm verzehrt zu werden, aber sie wurde von Perseus befreit. Auch der Prophet Jonas wird, nachdem er Joppe verlassen hat, vom großen Fische verschlungen und hierauf wieder ausgespieen. Nicht nur bis ans Ende der römischen Zeit, sondern noch spät bis ins sechszehnte Jahrhundert hinein wurde die Stelle gezeigt, wo Andromeda an den Hafenfelsen gebunden war, oder wenigstens Ketten und eiserne Ringe, die an die alte Sage erinnerten. Ebenso wurden lange noch Knochenreste eines ungeheueren Fisches daselbst vorgewiesen.

Die Ankunft des Kronprinzen in Jafa erfolgte so, daß er am 28. März noch in Cotrum, welches auf dem halben Wege nach Jerusalem liegt, und wo seit einigen Jahren ein Hotel „zu den Makkabäern" von einem christlichen Geschäftsmanne in Jerusalem erbaut worden ist, übernachten konnte. Andern Tags, das ist am Dienstag den 29. März, gings dann weiter. Unten im Thale Imam Ali wurde Halt gemacht. Der Kronprinz ging hier auf diesen rauhen, schroffen, mit Buschwerk bewachsenen Halden und Bergabhängen auf die Jagd und schoß drei Rebhühner. Um Mittag kamen die Erzherzoge mit Gefolge in Kolonia, einem arabischen Dorfe und Kaffeehause inmitten blühender Gärten in einem tiefen Thale, ungefähr anderthalb Stunden von Jerusalem gelegen, an, wo man wieder Halt machte



Ankunft in Jerusalem.

und die Uniformen angezogen wurden. Hieher kamen die Abgesandten der Consuln und der geistlichen Behörden Jerusalems, um die hohen Gäste zu begrüßen. Es waren die Kanzler aller in Jerusalem residirenden Consuln, ausgenommen der italienische und spanische; ferner der armenische und griechische Bischof, der Prior des Franziskanerklosters und andere Anwesende. In Jerusalem selbst waren zu dem Empfange Vorbereitungen getroffen worden, welche man unter den dortigen Verhältnissen außerordentliche nennen muß. Die Straßen der Stadt wurden durchwegs gereinigt; überall, wo man hinkam, erblickte man eifrig beschäftigte Arbeiter, selbst im „Haram Scherif" — dem alten Tempelplatze — und in den großen Moscheen war noch nie so sauber aufgeräumt gewesen, wie in jenen Tagen. Die Straßen vom Jafa-Thore an bis zur heiligen Grabeskirche wurden mit einer Schichte feuchten, gelben Sandes bedeckt, der sich bald hartdrückte und so einen guten Weg bildete. Die Kasernen und andere Gebäude wurden hell getüncht, die türkische Flaggenstange auf dem Davidsthurme angestrichen, und zwar grün. Am Tage, da die hohen Reisenden in Jafa angekommen, rückten die Truppen mit Musik aus, um die Probe der Aufstellungen und Ehrenbezeigungen zu machen, ebenso die Polizeidiener und Stadtsoldaten.

Nach mehreren starken Regentagen mit schneidend kalter Luft und starken Stürmen war das Wetter sehr schön und warm geworden. Die ganze Landschaft um Jerusalem prangte in üppigem Grün, auch der sonst meist altersgrau aussehende Oelberg hatte sein Festkleid angezogen und schaute freundlich auf die Stadt herab, während noch in der letzten Woche feuchte Nebel seinen Gipfel umschleiert hatten. Ueber dem österreichischen Consulate flatterte die österreichisch-ungarische Flagge. Auch das deutsche Consulat war beflaggt, das englische aber nur auf Halbmast, da dessen Kanzler auf dem Ritte nach Kolonia leider plötzlich gestorben war. Die Straßen der Stadt waren meist leer und die Läden geschlossen; alle zwanzig Schritte stand aber eine aus einigen Mann bestehende Militärwache. Ueber den Synagogen und den Häusern und Geschäftsläden österreichischer Unterthanen flatterten Fahnen. Unter dem Thore saß mit mehreren Beamten der Bürgermeister der Stadt, und außerhalb des Thores bewegte sich eine

bunte Menschenmenge eine halbe Wegstunde weit ins Land hinaus. Die Straße war zu beiden Seiten mit mehreren Reihen sitzender Zuschauer eingefaßt. Es waren zumeist die Frauen der Pilger und Einheimischen, welche auf den Garten- und Feldmauern, oder im Schatten unterhalb derselben mit ihren Kindern saßen.

So wartete Alles bis zum Abend. Etwa eine Viertelstunde vor dem Thore war die Straße mit einem von den Israeliten Jerusalems erbauten Triumphbogen überspannt. Zu beiden Seiten des Bogens waren kleine Gemächer angebracht, in denen Decken und die Verhüllungen der Gesetzesrollen der verschiedenen Synagogen als eine Art Verzierung aufgehängt und aufgestellt waren. Die Straße entlang standen auserwählte und festlich gekleidete Knaben aus den jüdischen Schulen, jeder mit einer Fahne. Auf der Höhe, von der man, von Jafa kommend, die herrliche Stadt zuerst erblickt, stand das türkische Militär mit allen höheren Officieren. Das Militär war stärker durch Officiere als Mannschaften vertreten und präsentirte sich in fast tadelloser Uniformirung und Ausrüstung. Gegen halb 4 Uhr kam der Kronprinz mit Gefolge bei den ersten, zu Jerusalem gehörenden und in den letzten Jahren von Israeliten neuerbauten Häusern, die die Gesammtbezeichnung „Haus Jacob" tragen, an. Hier hatte sich die ungarische israelitische Gemeinde mit den Schulkindern, die einen Hymnus sangen, aufgestellt. Oben auf der Anhöhe stieg der Kronprinz, als er der Stadt Jerusalem ansichtig wurde, von dem Wagen, in welchem er gekommen, kniete nieder und beugte sich tief zur Erde herab. Alle Personen, auch die türkischen Würdenträger, waren abgestiegen. Der Kronprinz bestieg dann ein bereitstehendes Pferd, die Militärmusik begann zu spielen, und der ganze lange Zug setzte sich ohne weiteren Aufenthalt in Bewegung. Der Kronprinz war in Uniform und ritt allein; er schien etwas sonnenverbrannt, sah aber sehr frisch und jugendlich aus und grüßte freundlich nach beiden Seiten. Hinter ihm ritt der Generalconsul Graf Caboga in Maltheserritter-Uniform, der Großherzog von Toscana und die anderen distinguirten Persönlichkeiten aus der Umgebung des Erzherzogs, schließlich das übrige Gefolge. Als der Kronprinz sich dem Jafa-Thore näherte, ertönte vom katholischen Patriarchendome her Glockengeläute und bald dröhnten in

abgemessenen Zwischenpausen die Salutschüsse aus den Geschützen der „Davidsburg“. Vor dem Thore saßen der Kronprinz und alle ihn begleitenden Herren ab; kein Pferd durfte in die Stadt, und als der Zug passirt war, wurde das Thor geschlossen. Etwa zwanzig Schritte hinter demselben waren Teppiche in Kreuzesform über den Boden gebreitet und auf ihnen lag ein Kissen, hinter welchem der lateinische Patriarch mit dem Clerus und einer Anzahl Edelknaben Aufstellung genommen hatte. Der Kronprinz kniete auf das Kissen und berührte das ihm entgegengehaltene Kreuz, der Patriarch gab die Benediction und hielt, als der Erzherzog wieder aufgestanden war, eine Begrüßungsrede. Als dieser Act vorbei war, bewegte sich der Zug zu Fuß, der Kronprinz mit dem Patriarchen in der Mitte, zur Grabeskirche. Die Glocken begannen zu läuten und in der Kirche wurde vor dem heiligen Grabe ein Tedeum gesungen. Dann ging der Zug weiter durch die Straßen der Stadt zum österreichischen Hospiz. Vor demselben stand eine Ehrenwache und wurde der hohe Reisende vom Director der Anstalt feierlich empfangen. Er ging über eine Freitreppe auf den Vorplatz hinauf, dann durch die Eingangspforte in den Corridor. Zwei Treppen höher lag der große Salon, der dem hohen Besuche entsprechend hergerichtet war. Rechts in der Mitte der Wand stand ein Thronsessel, darüber rechts das Bild des Kronprinzen, links das seiner Braut und in der Mitte das des Kaisers. Gegenüber diesen Porträts hingen jene des Papstes Pius IX. und des Patriarchen Valerga. Fast die Hälfte des Salons nahm ein prachtvoller Teppich ein, den Wiener Damen gestickt haben sollen. An den Salon schloß das Wohnzimmer des Kronprinzen, hieran sein Schlafzimmer und schließlich das Zimmer des Großherzogs von Toscana. Eine ganze Reihe von Zimmern war für die Begleitung des hohen Reisenden hergerichtet. Der Speisesalon befand sich im untern Stockwerke.

Der Kronprinz empfing im großen Salon alle diplomatischen und geistlichen Würdenträger, die in Jerusalem wohnen, die Consuln mit ihren Beamten, die Patriarchen und Bischöfe, die Vorsteher der Klöster und Gemeinden. Im Hospiz selbst verblieb aber der Kronprinz nur kurze Zeit, da er vorzog, außerhalb der Stadt in Zelten mit seinem Gefolge zu übernachten. Auf der „Gottfriedshöhe“, unweit der

Nordwestecke der Stadt, unter dem dortigen Olivenhain, war wie durch Zauberwort eine kleine Zeltstadt entstanden, bewacht und umgeben von türkischem Militär. Auf jedem der Zelte flatterte eine österreichische Flagge.

Wir haben vorher die Reisenden auf ihrem ersten flüchtigen Gange durch Jerusalem begleitet, ohne uns mit der Stadt selbst näher zu beschäftigen. Nun müssen wir aber vor Allem, um für den Aufenthalt der Erzherzoge in der Zionsstadt und ihre verschiedenen Besuche an den durch die Legende geheiligten Stätten das nöthige Interesse zu gewinnen, ein Bild von der „Stadt des Friedens" entwerfen. Jerusalem ist eine Bergstadt, wenngleich seine Lage über dem Mittelmeere keine bedeutende ist. Der Oelberg vollends überragt sie um ein ganz Unbedeutendes. Naht man der Stadt vom Westen her, also von Jafa, wie es bei europäischen Reisenden fast immer der Fall ist, dann gewahrt man von ihr bis zum letzten Augenblicke nichts; und auch dann, wenn sie in Sicht gelangt, ist es vorerst nur der finstere Thurm zunächst des Jafa-Thores und das Castell dahinter, welche in den Blick treten. Diese ersten Objecte zählen aber, wie wir beiläufig bemerken wollen, zu den ältesten, welche in Jerusalem existiren. Es ist die „Davidsburg" mit dem „Thurm Hippikus". Titus, der Zerstörer Jerusalems, soll diesen Theil der Stadt geschont haben, um der Nachwelt ein sprechendes Beispiel zu überliefern, wie stark das hebräische Bollwerk war, das dem Ansturme der Legionen nicht zu trotzen vermochte. In der That sind Thurm und Castell von altehrwürdigem, man möchte sagen, imposantem Aussehen, wie manch' anderes Stück der uralten Schutz- und Trutzbauten, die sich bis auf die Gegenwart erhalten haben.

Hat man das Jafa-Thor zurückgelegt, so ist ein Bild von Jerusalems Anlage noch weniger zu gewinnen, wie auf der Weghöhe vor dem Thore. Am besten überschaut man sie vom Scheitel des Oelberges, dahin aber möchten wir uns erst dann begeben, wenn wir in der Heilandsstadt vollständig zu Hause sind und wir dieselbe mit unseren Reisenden nach allen Richtungen durchwandert haben. Eine solche Ueberschau, eine vollständige Orientirung im Detail, ist von hohem Genusse und stimmungsvollem Eindrucke. Sehen wir uns also

Jerusalem als Stadtanlage, gleichsam wie auf einem guten Plane, an. Die „Höhe", die sie einnimmt, ist vom Jafa-Thore gegen den Oelberg, also von Westen nach Osten, etwas geneigt. Dort, wo sie im Osten endet, taucht die weitläufige Terrasse, auf der einst der Salomonische Tempel stand, und nun das schönste Bauwerk Jerusalems, die „Omar-Moschee" mit ihrer mächtigen Kuppel, sich erhebt, in ein mäßig tiefes Thal ab. Es ist das Kidron-Thal oder das Thal „Josaphat". Es trennt die Stadt vom Oelberge, und ein zweites Thal, das von Himon, mündet etwas südlich in jenes ein, nachdem es zuvor die Stadthöhe in weitem Bogen vom Jafa-Thore aus nach Süden und Westen umzieht. Jerusalem ist also auf drei Seiten von Thälern umgeben, wodurch sie den Charakter einer Bergstadt erhält. Ueber alle diese Thäler, welche für den Besucher Zions von großem Interesse sind, werden wir uns noch des weiteren auslassen.

Ganz Jerusalem ist von alten, nun baufälligen Mauern durchzogen, welche von nur wenigen Thoren durchbrochen sind. Die Hauptpforten sind das Jafa-Thor im Westen, das Damascus-Thor im Norden, das Stephans-Thor im Osten und das Zions-Thor im Süden. Mehrere andere Thore, darunter das wichtigste, das einst von der Tempelplatte ins Thal Josaphat führte, sind zugemauert. Innerhalb der alten Mauern breitet sich die Häusermasse Jerusalems aus, die etwa so umfangreich ist wie die einer europäischen Kleinstadt von 15—20.000 Einwohnern. Jede Confession oder Religion hat ihr eigenes Viertel, wodurch die Stadt in vier fast gleiche Quartiere zerfällt. Aeußerlich unterscheiden sich die Viertel kaum von einander, da sie alle gleich einförmig und düster, die Häuser verfallen, die Gassen enge, unsauber, winkelig und vernachlässigt sind. Kein Gas, kein Oel, keine Fackel erleuchtet dieselben des Nachts. Eine halbe Stunde nach dem Retraiteschuß klappen die eichenen Flügel der Thore zu, die Wachen drehen die Schlüssel um und Niemand darf mehr hinaus- noch hineinpassiren. Das einzige gesetzliche Mittel zum Eintritte während der Nacht ist ein Passirschein. Wer keinen solchen besitzt und nach Thorschluß in die Stadt will, ist gezwungen, sich in seinen Mantel einzuhüllen, einen platten Stein zum Kopfkissen zu wählen und unter freiem Himmel zu übernachten. Ein warmes Klima,

Gleichgiltigkeit gegen Schmutz und Thau setzen die Eingebornen in den Stand, vor solcher Nothwendigkeit sich mit geduldigem Achselzucken zu beugen. Fremde, falls sie Europäer sind, wissen sich zu helfen, denn einige Piasterstücke, welche man durch das Guckloch schiebt, haben die Wunderkraft, Schließhaken und Riegel zurückschlüpfen zu lassen. Uebrigens soll auch dies Mittel nicht immer verfangen.

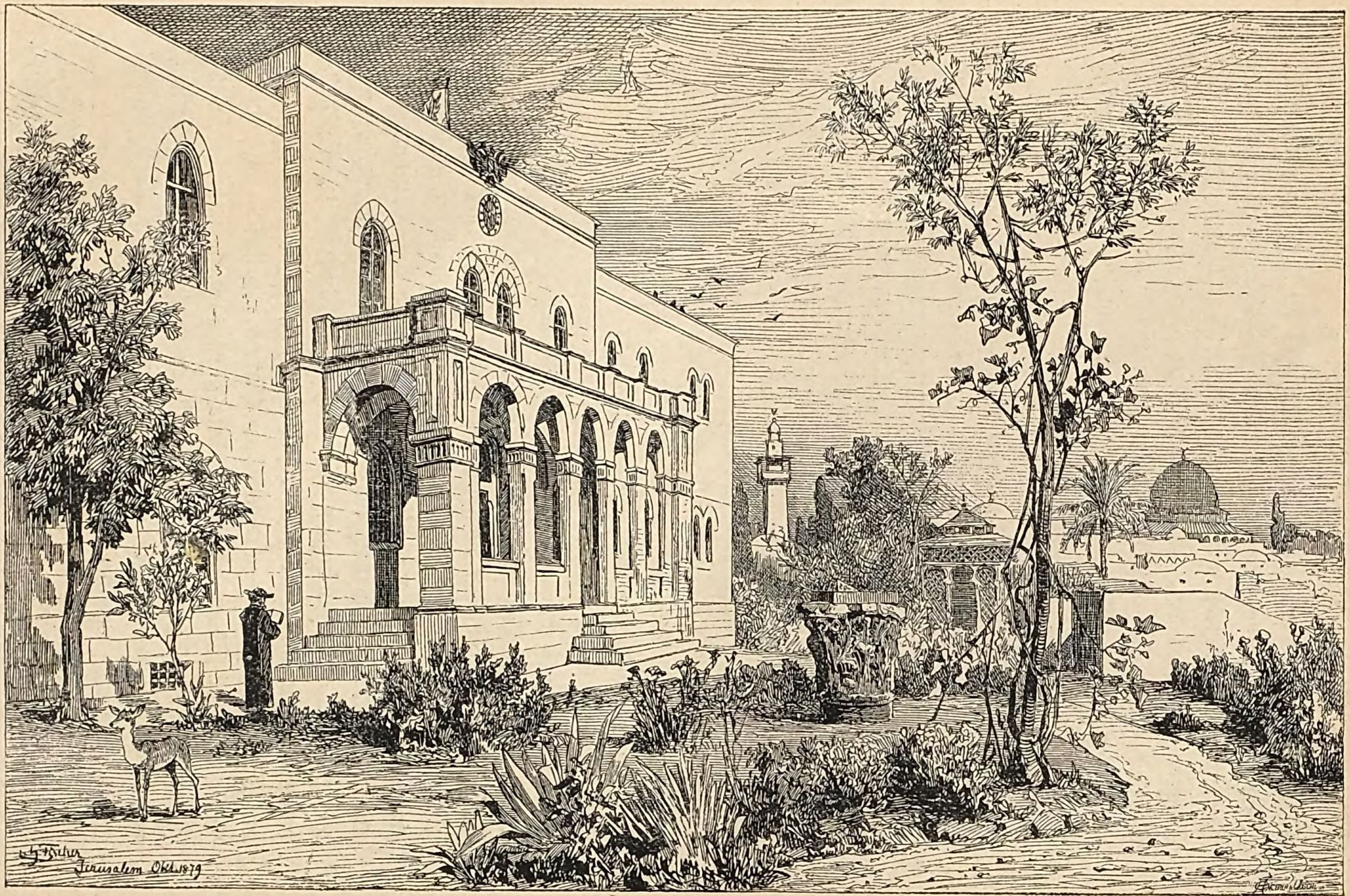
Die Straßen der heiligen Stadt soll man nur bei Tage betreten, nicht nur, weil der Mittag an Farbe lebhafter als der Abend, sondern weil Jerusalem eine moslemische und morgenländische Stadt ist, in welcher das Geschäftsleben von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang vollständig ruht. Mit Thorschluß werden auch die Bazare geräumt, die Geschäftsläden und Bäder geschlossen, die Tragthiere eingestallt, die engen Gassen verlassen. Der Araber hat keine besondere Vorliebe für Lampen und Lichter; in seinem Wohnzimmer genügt ihm eine flackernde Kerze, und er denkt nie daran, einen Strahl derselben auf die Gasse fallen zu lassen. Die Finsterniß kommt wie ein Leichentuch herab und Todtenstille lagert allerorts. Beim Eintritte der Dunkelheit kann man auch ein Weilchen eine weiße Gestalt von Haus zu Haus schleichen sehen; in einer späteren Stunde erblickt man vielleicht den Strahl einer Laterne, die ein Diener trägt: ein Franke ist bei seinem Freunde auf Besuch gewesen; ein Kavaß geht nach dem Hause des Consuls; ein Officier visirt seine Posten. Diese Männer müssen Laternen vor sich hertragen, denn in Jerusalem kann, wie in Kairo oder Damascus, Smyrna oder Stambul, Jeder, der ohne die übliche Papierlaterne nach Hause geht, als Verdächtiger angehalten und auf die Wache gebracht werden. Uebrigens ist die Laterne schon aus reiner Vorsicht geboten, denn ein Beinbruch auf dem schauerlichen Pflaster in pechschwarzer Nacht ist so wenig ausgeschlossen, wie der Biß schlafender Straßenhunde, auf die man unversehens tritt.

Jerusalem hat überhaupt keine Straßen im europäischen Sinne. Der Araber, der tausend Wörter hat, um ein Kameel, ein Schwert, eine Stute zu bezeichnen, hat kaum ein einziges Wort, das annähernd eine „Gasse“ bedeutet. Große Verkehrsstraßen und -Gassen, wie sie die abendländischen Städte haben, sind in Jerusalem, wie überhaupt im ganzen Morgenlande, unbekannt. Freier Verkehr aus dem einen

Quartier in das andere wird nicht gewünscht, und Gäßchen, die solche Verbindungen herstellen, werden selten mit einem Namen beehrt. Die frommen Namen, mit deren Hilfe Christen in Jerusalem sich zurechtfinden, wie Davidsgasse, Via dolorosa u. s. w., sind den Eingebornen unbekannt. Auch sind die meisten Gassen ungepflastert. Vor den Geschäftsläden in der Davidsstraße ist der Fußboden mit gewaltigen, runden, schädelförmigen Steinen belegt, auf denen weder Mensch noch Thier die Füße erhalten kann. Jede Gasse entlang läuft ein offener Canal, in welchem verdorbenes Fleisch und Aas, faulende Früchte, todte Katzen, todte Hunde, der Mist von Kameelen und Eseln u. s. w. aufgespeichert werden. Sie warten auf den säubernden Regen, der sich aber nur in großen Pausen einzustellen pflegt. Mehr als einmal sollen, wenn die ganze Stadt mit solchem Unrath vollgepfropft und mit der Pest bedroht war, in der Nacht die Thore geöffnet worden sein, damit die Hyänen hereinkommen und das aufgehäufte Aas vertilgen konnten. Da aber ein- oder das andermal mit den Wüstenbestien auch raublustige Beduinen eindrangen, hat man von jenem Reinigungsmittel wieder abgesehen.

Nach Rosen und Jasmin duftet es also in Jerusalem nicht. Es gibt aber auch sonst viel Betrübendes in der heiligen Stadt zu beobachten. Doch darüber später. Die Hauptabschnitte von Jerusalem sind vor Allem: die „Tempelplatte" im Osten über dem Kidron-Thale mit dem Felsendome (Omar-Moschee) und einer Moscheengruppe. Die Tempelplatte ist identisch mit der Höhe von Moriah. Im äußersten Süden der Stadt, zum Theile innerhalb, zum Theile außerhalb der Wallmauer, erhebt sich die Höhe von Zion. Auf ihr liegt, aber außerhalb der Stadt, die Davids-Grabmoschee. Den dritten interessanten Abschnitt bildet die uralte Bautengruppe am Jafa-Thore; dann kommt das Viertel mit der Grabeskirche und schließlich das Viertel im Nordosten mit der ehemaligen „Burg Antonia".

Wir werden nun alle diese Localitäten und noch viele andere, bisher nicht genannte, der Reihe nach in Augenschein nehmen. Vom Jafa-Thore bis zur Grabeskirche sind nur einige kurze höckerige Gäßchen zurückzulegen. Man betritt hierauf einen kleinen Platz, dessen eine Seite die Portalwand des Heiligthums einnimmt. Zur Linken



Oesterreichisches Hospiz in Jerusalem.

erhebt sich der Stumpf eines mittelalterlichen Glockenthurms, und im rechten Winkel an ihn anschließend, die Portalwand mit den zwei Paar flachen Spitzbogennischen, ein Paar über dem andern. Der Eingang ist unter dem linken Nischenbogen des unteren Paares zur Seite des Thurmes. Davor kauern rauchende Türken als Wächter auf ihrem Teppich. Wir treten in einen Vorraum, wo die Pilger sich zum Kuß einer Platte beugen — der „Platte der Salbung“ des vom Kreuze Abgenommenen — und treten links unter den hohen Kuppelraum selbst. Die Kuppel ist löcherig und wartet schon sehr lange auf Herstellung. Sie ruht auf einem Fensterkranz über hohen, enggestellten Pfeilern, die je ein Galeriefenster zwischen sich nehmen, und hat selber in der Mitte einen kreisrunden Ausschnitt unmittelbar über der Grabescapelle. Diese, ein hoher halbrunder Bau von gelbem Marmor, ist außen behangen mit Bildern, künstlichen Blumen und Lampen, umstellt von Kandelabern mit riesenhaften Kerzen. Im Innern ist sie natürlicher Fels und besteht aus zwei engen Räumen, dem Vorraum des Engels und dem innern Raum mit der Grabesbank.

Der älteste Bau an der Stelle der heutigen Grabeskirche rührt vom Kaiser Constantin dem Großen her, der die natürliche Grabeshöhle zu einer (nach späterer Nachricht) mit Silber gedeckten Capelle umgestalten und mit zwölf Säulen (nach der Zahl der Apostel), welche silberne Gefäße trugen, umstellen ließ. So stand sie in einem ausgepflasterten Hof, der von drei Seiten durch einen Säulenrundgang geschlossen war. Auf der vierten Seite, nach Osten, dem Grabeseingange gegenüber, schloß eine große Basilica sich an. Sie hatte Marmorwände und eine Decke von geschnitztem Tafelwerk, dessen reiche Vergoldung, wie es heißt, einen Lichtglanz über das Ganze ausstrahlte. Sie hatte doppelte Seitenschiffe in zwei Stockwerken, eines davon unterirdisch mit Pfeilern, das obere mit gewaltigen Säulen und gleichfalls goldener Decke. Die drei Thore auf der Ostseite führten in einen mit Säulenhallen gesäumten Hof, welcher gleichfalls einen Portalbau von Säulen hatte. Einige davon, der einzige Rest von Constantin’s Basilica, ragen heute noch aus der Budenreihe des Bazars.

Als die Perser des Chosroes im Jahre 614 Jerusalem erstürmten (damals noch Anhänger der altpersischen Lichtreligion),

ging die herrliche Basilica Constantins in Flammen auf. Sie ward wieder hergestellt, aber abermals bis auf den Grund zerstört durch den wahnwitzigen Kalifen Hakem von Aegypten, der, wie sich der Leser aus einem früheren Capitel erinnern wird, sich noch bei Lebzeiten, wie Caligula, zum Gott erheben ließ. Als die Kreuzfahrer in Jerusalem eindrangen, fanden sie über dem Grab eine Rotunde mit offenem Dach; eine Capelle über dem Fels Golgotha (die als besondere Capelle bereits an eines der Seitenschiffe von Constantins Basilica angeschlossen war) und eine Capelle über dem Ort, wo angeblich die Kaiserin Helena, Constantins Mutter, das Kreuz gefunden. Alles das wurde in ein Ganzes aufgenommen, wie wir es heute noch sehen. An der Stelle von Constantins Basilica öffnet sich jetzt, dem Grabeingange gegenüber, die goldene Kirche der Griechen mit einer kleineren Kuppel und dem runden Chor mit Patriarchen-Thor nach der Basilica. Also dort, wo die Basilica einst ihre drei Ausgänge hatte, ist jetzt kein Ausgang mehr, sondern es führt ein Rundgang hinter dem Chor der griechischen Kirche herum und öffnet sich rückwärts in einen Kranz von Capellen, verschiedene heilige Orte, wie die Stätte der „Kleidervertheilung", der „Geißelung" u. s. w., umfassend. Eine Felsentreppe führt dort hinten rechts in eine unterirdische Kirche, und aus dieser in die Capelle hinab dem Orte zu, wo Helena das Kreuz fand.

Bekanntlich ist es eine große Streitfrage, ob die Stelle echt sei, und sind schon in früherer Zeit ganze Bibliotheken hierüber angewachsen. Schon im vorigen Jahrhundert wurden die Zweifel laut. Nach der evangelischen Geschichte war die Hinrichtungsstätte „Golgotha" und das nahe Felsengrab außerhalb, wenn auch nahe bei der Stadt; die Grabeskirche aber liegt mitten darin. Nun ist es freilich nicht schwer, bei vorurtheilsfreier Auffassung einzusehen, daß die Stelle der Grabeskirche zur Zeit von Christi Tod allerdings noch außerhalb lag, und seitdem haben topographische Untersuchungen die Unumstößlichkeit dieser Thatsache dargethan. Aber ist darum das von ihr umschlossene Felsengrab echt? Die Gegner seiner Echtheit machen geltend, das Grab sei vollständig verloren und vergessen gewesen und seine Auffindung zu Constantins Zeit, also mehr als drei Jahrhunderte später, werde als Wunder gepriesen. Allerdings mochten es die byzantinischen Hof-

theologen in ihrem Interesse gefunden haben, die Auffindung als ein „Wunder“ darzustellen, denn durch ein Wunder wurde damals die Echtheit besser bewiesen, als durch irgend welche topographische Folgerung. Sicher ist, daß jener schädelförmige und daher leicht kenntliche Fels „Golgotha“ nicht verloren gehen konnte. Wenn man also von diesem Hügel ausging, mußte ein Abheben des Schuttes rundum, auch wenn man nicht wußte, in welcher Richtung vom Hügel das Grab zu suchen sei, nothwendig daraufführen.

Zur Rechten des Eingangsraumes in der Helenen-Capelle steigt eine Treppe auf den in Marmorwänden verborgenen Fels Golgotha. Auf allen diesen Treppen und in allen Räumen lagern zu Ostern die Pilger aller Racen Tag und Nacht bis zu jener Hauptorgie, an welcher sich glücklicherweise nur die strenggläubige Orthodoxie betheiligt. Eine „Wunderflamme“ (vom griechischen Bischof besorgt) bricht aus der Wand der Grabescapelle hervor und nun drängen die Orthodoxen heran, um an dieser Flamme die mitgebrachten Kerzen anzuzünden. Regelmäßig erfolgt eine arge Schlägerei, bis die türkischen Gewehrkolben dazwischen fahren. Ohne Aufstellung einer türkischen Truppenabtheilung in der Kirche ist der christliche Gottesdienst nicht möglich. Jene Fanatiker reißen sonst die Kronleuchter herab und schlagen sich mit deren Armen todt. Das ist eben das Traurige: unter den vielen Menschen, die in der Grabeskirche zusammenkommen, gibt es zwanzig Rivalen und nicht zwei Brüder. Der Pilger des einen Landes hält den Pilger aus dem anderen Lande für einen Ketzer und Schurken, für einen Menschen, der von der wahren Kirche abgefallen ist und den wahren Gott läugnet. Jeder zuckt mit den Achseln und flucht. Jeder Mönch in Jerusalem bildet sich ein, daß sein christlicher Nachbar ohne alle Hoffnung und Barmherzigkeit verdammt sei, daß er schlechter, weit schlechter sei, als ein umnachteter Moslim und ein von Gott verlassener Jude.

Bei jenen scheußlichen Orgien betrachtet jede Partei die türkischen Soldaten als ihre Verbündeten gegen die anderen, und man darf es frei und offen sagen, daß unter den griechischen und armenischen Christen viele sich kein Gewissen machen würden, beim Abschneiden aller lateinischen Hälse in Jerusalem sich den Derwischen und anderen



Kirche des heiligen Grabes.

moslemischen Fanatikern anzuschließen. Griechen und Lateiner: jeder brüstet sich der Auserwählte zu sein und behandelt seinen Rivalen als den Verdammten. Der Russe will seinen Antheil an dem heiligen Grab nicht mit dem Franken gemein haben, und der Franke will seinen Altar nicht mit dem Russen theilen.

Wenn der Kronprinz aus seinem Zeltlager die Stadt besuchte, so legte er fast jedesmal die Via dolorosa, entweder in ihrer ganzen Ausdehnung, oder Theile derselben zurück. Es ist bekanntlich die Straße, welche Jesus zu wandeln hatte, als er sich vom Richthaus des Pilatus nach Golgotha begab. Die Caserne, wo der Pascha-Gouverneur seine Amtswohnung hat, soll die Stelle bezeichnen, wo das Richthaus stand. Weiterhin trifft man die Capelle der Dornenkrönung und den Ort, wo Jesu das Kreuz aufgelegt wurde; dann folgt die Capelle der Geißelung und der Ecce homo-Bogen, ein sehr flacher Spitzbogen, der, die Straße überspannend, ein kleines Häuschen trägt. Alle diese Legendenorte besichtigte der Kronprinz mit sichtbarer innerer Erregung. Er ließ sich auch die Stelle zeigen, wo nach der Legende Jesus zum ersten Male unter der Last des Kreuzes zusammenbrach und Simon von Kyrene ihm dasselbe abnahm, dann das Haus, wo Christus zum zweiten Male fiel, endlich die Stelle, wo Christus zu den weinenden Weibern sprach: Weinet nicht über mich, sondern über euch und euere Kinder!

Im Großen und Ganzen ist die Via dolorosa zwar finster und unansehnlich, aber gleichwohl malerisch. Bögen, welche die Gasse überspannen, gibt es mehrere. Hohe Häuser, an der Vorderseite kahl, mit Unterlagen und Gewölben aus der Zeit des Herodes, mit Gitterfenstern und oberen Stockwerken aus der Zeit Saladin's, von denen manche schräge Grundsteine haben, mit Thürguirlanden und Bogen der reichsten arabischen Kunst fassen diese Gasse, wie die meisten anderen, ein. Das erste Geschoß nehmen Geschäftsläden und Kaffeehäuser ein wie in der Hauptstraße Kairo's; aber sie haben größere Tiefe und haben mehr Abwechslung als die Kairensischen Läden. Der hohe Reisende verabsäumte nicht, ab und zu einen Blick in diese Parterreräume zu werfen. Namentlich interessirten ihn die Kaffeehäuser. Es ist in der That ein malerisches Bild. Ein Dutzend

Männer, alle broncefarben und bärtig, manche in reiche Gewänder und Shawls, manche bis an die Taille nackt, manche nur in Säcke und Sandalen gekleidet, hocken im Zimmer umher, jeder mit seiner Huka (ein Mittelding zwischen Wasserpfeife und Tschibuk) und Kaffeetasse, entweder für sich schlummernd, oder mit seinem Nachbar plaudernd, oder einem zuhörend, der seine endlosen Liebes- und Kriegsabenteuer erzählt. In der Mitte sprudelt ein Brunnen. Ganz hinten fressen Maulthiere. Eine Ecke des Zimmers füllt ein Haufen Steine und Mörtel aus, und durch die Risse in der Decke sieht man den blauen Himmel.

Natürlich brachte die Anwesenheit der Reisenden die etwas träge Gesellschaft in einem solchen „Kaffeekeller" — anders kann man die Behausung kaum nennen — in lebhafte Bewegung. Dann erfolgte meist eine spontane Kundgebung, an der sich die Angehörigen aller Culte betheiligten. Auch Andrang gab es zuweilen, der türkische Gouverneur hatte aber Vorsorge getroffen, daß wenigstens die Hauptstraßen von Neugierigen frei blieben. Eine solche Maßregel war umso schwieriger durchzuführen, als bei der Beschaffenheit der jerusalemitischen Gassen durch solche Vorkehrungen eine gänzliche Stockung des Verkehrs drohte. Zum Glücke dauert eine solche Sperre nicht lang, denn Jerusalem ist klein und von einem Ende der Stadt zum anderen braucht man kaum mehr als eine Viertelstunde.

In der Via dolorosa liegt, wie dem Leser bereits bekannt ist, auch das Absteigequartier des Kronprinzen, das österreichische Hospiz. Dasselbe wurde auf Veranlassung des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand Max erbaut und die Mittel wurden durch öffentliche Sammlungen in der Habsburger Monarchie, an denen sich die kaiserliche Familie in hervorragender Weise betheiligte, aufgebracht. Am 31. December 1856 legte der damalige österreichische General-Consul Graf Joseph Pizzamano in feierlichster Weise den Grundstein und wohnten diesem Acte das gesammte Consularcorps und die christlichen Notabilitäten der Stadt bei. Das Gebäude ist ein längliches, nach allen Seiten freistehendes Viereck, durchwegs im gothischen Style erbaut, nur ein Stockwerk hoch und hat an der Ostseite einen hervorspringenden, arkadenförmig gebauten Eingang, zu dem einige Stufen emporführen. Auf der Dachterrasse, von der man eine schöne Aussicht auf den

Oelberg gewinnt, steht ein hoher Mastbaum, der die österreichische Flagge trägt. In dem Innern des Gebäudes befinden sich eine Capelle, ein Krankensaal, zwei große Speisesäle und etwa 25 Pilgerzellen. Das Hospiz ist der Obhut einiger Weltpriester aus Oesterreich anvertraut und jeder vaterländische Pilger findet daselbst Unterkunft, und wenn er arm ist, auch für einige Tage Verpflegung. Das Hospiz hat seinen eigenen Arzt. Im Jahre 1869 stieg Kaiser Franz Joseph daselbst ab und wir denken, daß es den Leser interessiren wird, den damaligen Aufzug in Erinnerung zu bringen.

„Von Jafa an," erzählt ein Augenzeuge aus dem Gefolge des Kaisers (Major von Groller), „wurde am 8. November über Ramleh (Arimathia) nach Abu-Gosch geritten und die Nacht im Zeltlager zugebracht, am nächsten Tag durch das „Thal der Terebinthen" der Ritt nach Colonia fortgesetzt. Dieses kleine Dorf liegt an einem Bächlein, in welchem David die Steine aufgelesen haben soll, die Goliath niederstreckten. Hier waren Zelte aufgeschlagen und es wurde Halt gemacht, um die Reisekleider gegen Paradeuniformen zu vertauschen, denn in feierlicher Weise wollte der Kaiser in die Stadt einziehen. Um zehn Uhr wurde die Reise fortgesetzt; glänzend war und noch farbenreicher als zuvor der Anblick der Reiterschaar, die nun des Weges zog. Steil führte jetzt die Straße hinan, um den zwischen dem Terebinthen-Thal und dem Thale Kidron liegenden Höhenzug zu ersteigen; gegen elf Uhr kam man auf dem breiten Rücken desselben an. Hier begannen die Anstalten zum feierlichen Empfange des hohen Reisenden, der nun der Stadt nahte. Ehrenpforten, errichtet von den österreichischen Staatsangehörigen, von der christlichen und der israelitischen Cultusgemeinde, Fahnen mit deutschen und ungarischen Inschriften schmückten den Weg, den eine zahlreiche Menschenmenge einsäumte. Die fränkische Kleidung, der jüdische Kaftan, der arabische Burnus, die Gewänder der Priester, die türkischen Uniformen waren da vertreten, und die Vivat, Eljen und Evviva mischten sich mit dem Zuruf der Araber und mit den Klängen der vom Kanonendonner begleiteten österreichischen Volkshymne. Priester aller christlichen Riten, Derwische und Rabbiner, Militärabtheilungen, Deputationen, die christliche, israelitische und mohamedanische Schuljugend wechselten mit den sich zwischen



Kirche des heiligen Grabes. (Innere Ansicht.)

dieselben hineindrängenden Schaaren des Volkes, die immer dichter wurden. Umringt von diesen und dadurch gehindert, den Gang der Rosse zu beschleunigen, in gespannter Erwartung vorwärts blickend, so zogen wir dahin.

„Wohl Mancher hob sich im Bügel, um desto früher zu schauen die Zinnen der Stadt, wohl Manchem pochten rascher die Pulse, auf den die Nähe ehrwürdiger Stätten und der Zauber einer großartigen Vergangenheit ihre unwiderstehliche Kraft übten. Endlich, eine Stunde vor Mittag, ward der Punkt erreicht, von dem aus man einen Theil der Stadt gewahrt. Hier stieg der Kaiser vom Pferde und kniete nieder, welchem Beispiele das Gefolge nachkam. Nachdem der Kaiser gebetet, küßte er den Boden und erhob sich dann sichtlich ergriffen. Hiernach wurden mehrere höhere Geistliche Sr. Majestät vorgestellt, sodann aber die Pferde wieder bestiegen — das Gedränge des Volkes erreichte nun den höchsten Grad; unaufhaltsam drängten sich die Leute zwischen die Pferde. Das Geläute der Glocken, die Fanfaren der Militärmusik und der Donner der Kanonen mischten sich mit erneuten Zurufen der Menge, welche während des Gebetes die tiefste Stille beobachtet hatte. Es war eine unbeschreibliche Scene. Fast eine halbe Stunde währte es, bis der Zug — nur langsam sich bewegend in der umfluthenden Menge — den kurzen Weg bis zum Pilgerthor zurücklegte; hier angekommen, stieg der Kaiser abermals vom Pferde und schritt durch das Thor. Innerhalb desselben ward Se. Majestät von der katholischen Geistlichkeit empfangen und vom Monsignore Bracco, dem damaligen Vicar des in Rom abwesenden Patriarchen, in längerer Rede begrüßt. Durch enge Gassen, in welchen Abtheilungen der Garnison Spalier bildeten, ward nun Se. Majestät vom Clerus nach der Kirche des heiligen Grabes geleitet. Nachdem der Kaiser daselbst durch längere Zeit verweilt und sodann noch eine Andacht außerhalb der Grabescapelle verrichtet hatte, begab sich der Zug nach dem österreichischen Hospiz."

In ganz ähnlicher Weise gestaltete sich, wie wir gesehen haben, der Empfang des Kronprinzen und seines Reisebegleiters, des Großherzogs Ferdinand von Toscana. Derlei Empfänge haben etwas Herkömmliches, Stereotypes und somit nur bedingtes Interesse. Sie

bilden aber gleichwohl einen wesentlichen Theil in dem Reiseprogramm einer hohen Persönlichkeit und geben zum mindesten ein Bild von der herrschenden Stimmung und von dem Grade des spontanen Entgegenkommens der großen Masse. Auch der Prinz von Wales, der deutsche Thronfolger und viel früher der Erzherzog Ferdinand Max sind in Jerusalem durch herzliche und lebhafte Ovationen ausgezeichnet worden. Wir aber möchten in den nächsten Zeilen Alles vorbringen, was mit dem Empfange und der Anwesenheit des Kronprinzen in Jerusalem in Verbindung stand, um späterhin den großen Fluß unserer Schilderungen nicht ab und zu unterbrechen zu müssen.

Der Kronprinz hat bald nach seiner Ankunft in der heiligen Stadt nicht weniger als einundzwanzig Deputationen empfangen, darunter zwei von Nonnen. Auch eine Deputation von sieben hochbetagten österreichischen Rabbinern hatte sich eingefunden. Der lateinische Patriarch überreichte einen kostbaren Rosenkranz, die protestantischen Diaconissinen einen Blumenstrauß. Dafür spendete der hohe Reisende der Grabeskirche ein goldenes Kreuz als Geschenk seiner Braut und dem österreichischen Hospiz gab er sein Bild. Die in Hebron und dessen Umgebung wohnenden katholischen Mönche verehrten dem Kronprinzen einen aus Holz roh geschnitzten Spazierstock. Das Holz zu diesem Stocke wurde von einem Baume geholt, der vor den Ruinen des Gehöftes steht, das einst Abraham bewohnt haben soll. Der Baum, eine Eiche, hat einen Umfang von 22 Fuß. Aus einem Zweige dieses Baumes wurde der Stock geschnitzt. Ein anderes Geschenk von einem katholischen Kloster in der Nähe Hebron's bestand aus einer von Steinen gearbeiteten Cassette, deren Inhalt Erde vom heiligen Lande bildet. Die Cassette trägt den Psalmvers: „Deine Knechte huldigten ihren Steinen und liebkosten ihre Erde“ in lateinischem und deutschem Texte. Außerdem hat sich die katholische Bevölkerung von Bethlehem die Erlaubniß erbeten, dem Kronprinzen einige Kreuze, Rosenkränze u. s. w., wie sie dort angefertigt werden und in den Handel kommen, überreichen zu dürfen. Auch die katholische und jüdische Gemeinde der Stadt überreichten gelegentlich sinnige Andenken an die heilige Stadt.

*

* *

Von allen Abschnitten Jerusalems fällt keiner so sehr in die Augen, wie das große, mit Mauern umzogene Rechteck auf dem Plateau von Moriah. Es ist ein prachtvoller grüner Raum mit Cypressen und Oelbäumen, gesäumt von Arkaden, Thürmen und Moscheen, während in der Mitte auf besonderer Plattform der Dom Es Sahra seine hohe dunkle Kuppel erhebt. Es ist die Stätte von Salomonis Tempel. Das Gesammtbild ist ernst; aber freundliche Palmen ragen da und dort aus dem Hofe der Häuser. Unten im Thalgrund, wo der Fuß des Zion sich vom Fuße des Moriah trennt, erzeugt der Quellteich Siloah einige grüne Gärten mit Maulbeer- und Feigenbäumen; die dürren Höhen rundum sind mit Oliven bestreut, dem charakteristischen Baume Jerusalems. Es ist ein Vorzug der Stadt, daß man in wenigen Stunden dort heimisch sein kann. Ein einziger Morgenspaziergang führt um ihre Mauern, und doch weiß dieser Boden so ungeheuer viel zu erzählen. Diesem Erzählen aber lauschen zu dürfen, das ist ein Reiz, den auf die Länge die üppigste Natur nicht zu ersetzen vermag.

Der Felsendom oder Omar-Moschee, sowie Alles, was zu ihm gehört, belegen die Moslims mit dem Namen: Haran esch Scherif — „das fürstliche Heiligthum“. Ein hochgewölbter Gang führt uns auf einen freien Platz. Er ist größtentheils mit Gras bewachsen. Hie und da sieht man Baumgruppen, Gräber von mohamedanischen Heiligen, kleine Kioske und Bäder. In der Mitte ungefähr erhebt sich auf einer Plattform, zu welcher von allen vier Seiten breite Stufen hinaufführen, die Moschee Omar's, im edelsten saracenischen Styl. Als der Kronprinz die Moschee besuchte, stand vor derselben ein halbes Bataillon Infanterie, das die militärischen Ehren erwies. Der Besuch ging ohne jede Störung vor sich und interessirte den hohen Reisenden ganz außergewöhnlich, was begreiflich erscheint, wenn man die Vergangenheit des denkwürdigen Platzes auf der Tempelplatte, sowie die Geschichte des Felsendomes sich selbst vor Augen hält.

Die Omar-Moschee ist nicht, wie die Sage will, von Omar, dem dritten Kalifen, sondern von einem Nachfolger desselben, dem Ammejaden Abd el Melik, erbaut und wahrscheinlich um 686 nach Christo vollendet worden. Der Dom heißt „Kubbet es Sachra“ —



Via dolorosa.

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

Dom des Felsens. In seinem Innersten nämlich, unter der hohen, dämmerigen Kuppel, ragt eine gewaltige rohe Felsmasse etwa fünf Fuß hoch aus dem Boden. Sie ist umgeben von dem Pfeiler- und Säulenkreis, der den Kuppelbau trägt — der ganze Dom also eigentlich nur herumgebaut um den heiligen Fels seines Innersten. Ein vergoldetes Eisengitter aus den Kreuzfahrerzeiten schließt die Zwischenräume in dem Säulenkreis und wehrt den Zutritt zu dem Fels in der Mitte. Gewöhnlich sieht man diesen mit rothem Atlas bedeckt und von einem Purpurbaldachin überspannt. Als der Kronprinz den Fels besichtigen wollte, war der Groß-Ulemah zuvorkommend genug, die Prachtdecken zu lüften. Der Reisende besichtigte sodann genau die Oberfläche jenes denkwürdigen Steinklotzes, von dem aus Mohammed seine Himmelfahrt angetreten haben will.

Der Prophet soll gesagt haben: „Der erste der Orte ist Jerusalem, und der erste der Felsen ist der Fels (Sachra) Gottes.“ Wie kommt aber ein roher Fels, von welchem weder im Alten noch im Neuen Testamente ein Wort gesagt ist, zu solcher Ehre? Man ist erst neuerdings zu der Ueberzeugung durchgedrungen, daß dieser Stein nichts Anderes vorstellt als den Kern des jüdischen Brandopferaltars. Dieser erhob sich vor der nach Osten gewendeten Front des jüdischen Tempels, wenn auch nicht in ursprünglicher Rohheit (wie sie heute wieder offen liegt), sondern mit unbehauenen Steinen zu quadratischen Formen ergänzt. Auf breiter Treppe ward er von Süden her erstiegen bis zu dem obersten, nur für die Priester bestimmten Umgang. Dies sind die Kennzeichen, die zum Felsen des Felsendomes stimmen, denn auch er nimmt fast den ganzen Raum unter der Kuppel ein. Er war und ist die am höchsten ragende Kante des mächtigen Berges Moriah; auf ihm hatte man den Engel stehen sehen, der zur Strafe für Davids Hochmuth das Volk mit Pest schlug — eine Vorstellung, die um so begreiflicher ist, als nach manchen Ansichten dort bereits vor David ein Heiligthum des pestsendenden Molochs war.

Wie der Felsendom dazu gekommen, den Namen Omar's auf sich übertragen zu sehen, wollen wir in Kürze berichten: Bekanntlich gab Mohammed vor, einen Traum gehabt zu haben, in welchem er, von dem Engel Gabriel geleitet, auf dem weißen Flügelroß Borak

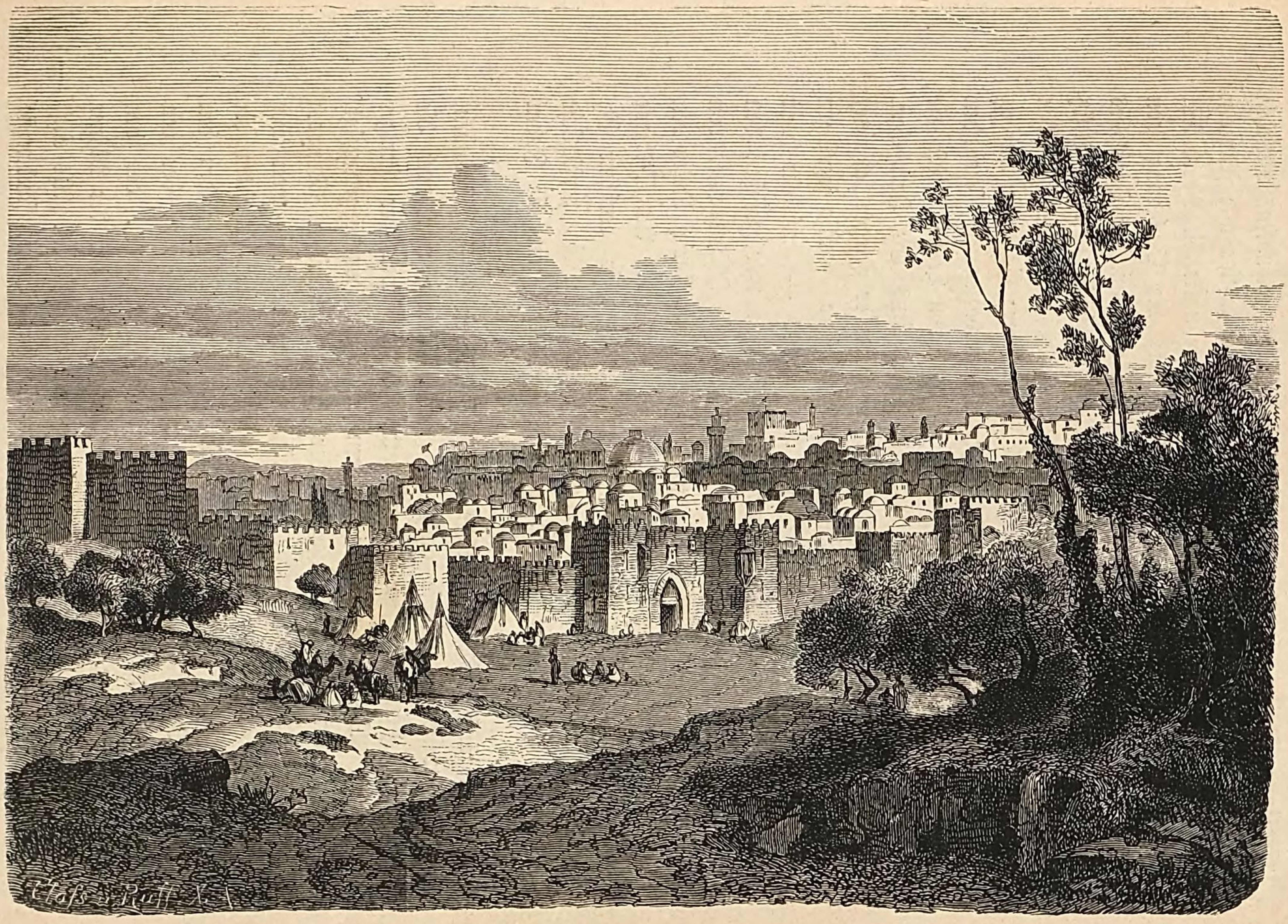
nach Jerusalem zu reiten glaubte — ein Traum, den er aber nachmals als wirkliches Ereigniß gelten ließ, sobald er einsah, daß Capital daraus zu schlagen sei. Auch Jerusalem bewahrt noch Erinnerungen an dieses größte Wunder des Islam. In der alten Blockwand der Tempelterrasse nach Westen findet sich eine unterirdische Moschee, die durch eine Treppe mit der obern Tempelplatte verbunden ist, und mittelst einer zweiten Treppe abwärts in das, es von Zion trennende Thälchen mündet. Der dortige Ausgang ist jetzt vermauert und halb versteckt, heißt Bab Mohammed — Mohammed's Thor; im fast dunklen Saale der Moschee selbst wird an der Wand noch der Messingring gezeigt, wo der Prophet seinen Borak angebunden. Den heiligen Fels im Dome aber wählte er, um von dort aus in Gabriels Geleit seinen Weg durch alle Himmel anzutreten. Noch zeigt man den Fußeindruck des Propheten (offenbar denselben, der früher für das Mal von Christi Fuß gegolten), sowie die Fingerspuren Gabriels, als dieser den bezeichneten Felsen abhielt, jenen Himmelsflug mitzumachen. Wäre dieser Fels wirklich noch in Omar's Zeit „mit Schmutz" bedeckt gewesen, dann hätte der Prophet ihn sicher nicht erwählt, um gerade auf ihn die Leiter seiner Himmelsersteigung zu stellen. Er kannte aber den Dom aus Beschreibungen und hat selbe wieder dem Omar vom „Tempel Davids" erzählt. Als nun Omar die eroberte Stadt betrat, verlangte er vom Patriarchen, er solle ihn zum Bethaus Davids führen. Der Patriarch wußte nicht, was der Kalif damit meine, und führte ihn zur Zionskirche. Aber Omar rief: „Du lügst! Der Prophet hat sie mir beschrieben, sie ist aber nicht so!" Nun ging es zu anderen Bethäusern, endlich zu dem halbverschütteten Thore Mohammed's, wo man klettern mußte. Oben schaute Omar nach rechts und links und sprach: „Gott ist groß! Dies ist der Tempel Davids, von welchem der Prophet mir erzählte, daß er die nächtliche Reise dahin gemacht habe." Also stand Omar vor dem Felsendome, und weder er, noch sein späterer Nachfolger Abd el Melik hatte nöthig, ihn erst zu erbauen.

Auf die Frage nach dem Gründer des Baues, ist die einzige mögliche Antwort gegeben mit dem Namen Justinian. Von diesem wissen wir, daß er einen großartigen Kirchenbau auf der Tempelplatte

Moriah ausführte. Aus alten Chroniken geht unzweifelhaft hervor, daß um's Jahr 570 der einstige Altarfels der Juden den heiligen Mittelpunkt eines Kirchenbaues bildete. Gleichwohl ist es unzweifelhaft, daß auch Abd el Melik einen denkwürdigen Moscheenbau auf der Tempelplatte errichten ließ. Außer dem Dom des Felsens, diesem Wallfahrtsziel und großartigem Reliquienschrein, brauchte man für die täglichen Andachtsübungen des Islam (das gemeinsame Gebet in langen Reihen 2c.) einen bedeckten Raum von anderer Gestalt, mit einem Worte: eine Moschee. Diese baute man auf das Südende der Tempelplatte — dort wo der Terrassenrand auf alten Gewölben sich weit über den Abhang hinausschiebt. Jetzt sieht man dort eine ganze Gruppe von Moscheen zusammengedrängt. Die größte davon, El Aksa, ist im Innern durch Säulenreihen in sieben Längenschiffe getheilt und hatte ursprünglich die Breite von wenigstens fünf dieser Schiffe. Am Südende erhebt sich die Kuppel — die älteste, die der Islam an seine Gebethäuser gefügt hat. Das Ganze (als Abd el Melik's Gründung reichlich verbürgt) ist rein arabisch und eben darum auch öfter wieder eingestürzt, als byzantinische Bauten einzustürzen pflegen.

Der hohe Reisende nahm auch einen großen Theil des Moscheengartens in Augenschein. Man darf sich von demselben keinen zu großen Begriff machen. Es ist ein Ort, an welchem es einige grüne Gruppen, einige blühende Pflanzen, ein wenig wildes Gras und eine große Menge Cypressen und Feigenbäume gibt. Südlich von der Moschee liegen die großen Fontainen mit Wasserbecken; denn das Waschen der Hände und Füße ist, wie man weiß, sowohl bei den Moslims wie bei den Juden ein Theil des religiösen Ritus. Rings um die Moschee umher stehen viele Kioske und Altäre. Die obere Mauer des „Haram esch Scherif", wie nun die Tempelplatte heißt, ist saracenische Kunst der besten Zeit und wirkt äußerst malerisch; aber die untern Steinschichten sind aus ältester Zeit und sind von enormer Festigkeit. Saladin's Söhne versuchten die Pyramiden von Gizeh abzubrechen: eine ebenso wahnwitzige Aufgabe, als wenn man versuchen wollte, diese Tempelmauer einzureißen.

Diese Tempelplatte mit ihren grünen Bäumen, über welche nun bei flüsternder Thalbrise die hohen Reisenden mit sichtlich innerer



Jerusalem.

Erregung schritten — hat ungeheuer viel Blut getrunken, vielleicht mehr als irgend eine Stelle in der Welt. Wir wollen alle früheren Belagerungen lassen und nur der Schreckenstage unter Titus gedenken. Bekanntlich ging der Erstürmung Jerusalems die Eroberung von Palästina voraus. Dieser That könnte sich Vespasian, der Vater des Titus, rühmen. Auf dem See Tiberias, zu Christi Zeit im Besitz eines jüdischen Fischervolkes, gab es Seeschlachten. Die jüdischen Barken flüchteten den Jordan herab ins Todte Meer; bis dahin wurden sie von den Römern verfolgt und ihre Mannschaften zu Tausenden ermordet. Die Jordanmündung war so voll von Leichen, daß die Römerbarken stecken blieben. Endlich rückte Titus vor Jerusalem. Unmittelbar nach seinem ersten Erscheinen wäre er gelegentlich einer Recognoscirung vor dem heutigen Damascus-Thore — also sozusagen auf der Stelle des kronprinzlichen Lagerplatzes — auf ein Haar abgefangen worden. Der ihn angreifende Haufen war zwischen den „Frauenthürmen" herausgebrochen. Es sind die Thorthürme, von denen der Unterbau aus gewaltigen Blöcken noch übrig ist in den Thürmen, welche das heutige Temas-Thor flankiren. Am Oelberge wurde die X. Legion, die aus Cäsar's Kriegen so berühmt ist, durch die Juden so wüthend angegriffen, daß nur die persönliche Tapferkeit des zu Hilfe eilenden Titus sie herausriß und die Juden zurücktrieb.

Die äußere Mauer wurde von den Römern rasch genommen, nach verzweifeltem Kampfe auch die zweite. Uebrig war noch die Oberstadt (Zion) und die Tempelplatte. Bereits war der Hunger furchtbar. Was aber aus den Mauern sich wagte, wurde gekreuzigt, 500 an einem Tage im Angesicht der Mauervertheidiger. Dennoch flohen die Juden massenweise ins römische Lager. Weil man aber fand, daß einer von ihnen Gold verschluckt hatte, schnitten die Araber in Titus' Lager in einer einzigen Nacht 2000 Juden den Leib auf. Vergebens waren alle Sendungen des Titus, der den Tempel retten wollte, an den Räuberchef Johannes, der den Tempel inne hatte. Sie warfen die Verhungerten von der Mauer in die Schluchten hinab und aßen Lederschuhe und Gürtel. Als einst ein Bratengeruch hungrige Aufrührer in ein Haus lockte, fanden sie

ein Weib, das ihren eigenen Sohn gebraten und bereits halb verzehrt hatte.

Die Burg Antonia, die in die Tempelplatte hineinragt, wurde von den Belagerungswällen erreicht und endlich bei Nacht erstürmt. Aber das Eindringen in die Tempelhöfe mißlang, und mit der Burg hatte man somit nichts erreicht. Endlich rückten die Mauerbrecher gegen das Mauerviereck des innern Hofes. Auf Sturmleitern wurden die Mauern erstiegen und die Hallen angezündet. Immer noch wollte Titus den Tempel selber schonen, was ein Zeugniß für dessen Größe und Pracht sein dürfte. Es wäre der Römer eigener Schaden, meinte er, wenn sie ihn zerstörten. Der Tempel müsse eine Zierde des Reiches bleiben. Aber als die Römer im erneuten Kampfe bis an das Tempelhaus hinaufdrangen, warf ein Soldat den Brand durch eines der Seitenfenster. Nun wurde kein Befehl mehr gehört und gemordet, daß das Blut von den Stufen floß. In eine der Hallen hatten sich an 6000 Weiber und Kinder geflüchtet; sie kamen alle in den Flammen um. Die Stadt brannte bereits bis zum Siloahteiche hinab, immer noch verweigerten aber die jüdischen Aufrührer ihre Unterwerfung. Namentlich hartnäckig waren Simon und Johannes. Als aber 18 Tage später die Belagerungsmaschinen heranrückten, ergriff sie dennoch panische Furcht. Sie verkrochen sich in die unterirdischen Gänge, von denen ganz Jerusalem voll ist. Es sind ungeheuere Steinbrüche, zuweilen mit einem Lichtloch und herabfließenden Schutthaufen, Treppenstufen, Wasserbecken, wo man noch Gerippe und Trinkgeschirre fand. Thurmartige Pfeiler vom stehengebliebenen, tropfsteinüberzogenen Felsen tragen die oft bedrohliche Decke.

Damals will man noch 2000 Leichen darin gefunden haben. Simon, als ihm die Lebensmittel ausgingen, zog einen weißen Leibrock und ein purpurnes Oberkleid an und versuchte als übermenschliche Erscheinung aus der Brandstätte zu steigen, ward aber erfaßt, um in Ketten für den Triumphzug in Rom aufgespart und dann erst hingerichtet zu werden. Von der Masse der Gefangenen starben noch im römischen Lager 12.000 vor Hunger. Der Rest wurde in die ägyptischen Bergwerke gesteckt, oder für römische Amphitheater aufgespart. Das Menschenleben war wohlfeil. Die ganze Geschichte hat

so viel dämonische Züge, daß auch, wer z. B. in der Geschichtsmalerei den Boden der Wirklichkeit und Menschlichkeit noch so ungern verlassen sieht, hier mehr als irgendwo das Einmischen unberechenbarer Kräfte sich darf gefallen lassen. Vergebens eilte Titus noch einmal in den Tempel und trieb zum Löschen, um wenigstens das Innere zu retten. Aber ein Soldat, der ihm folgte, legte auch unter die Thüre zum Innern Feuer und Titus mußte zurück. „Gott habe den Tempel längst zum Feuer verdammt!“ meinte selbst der Jude Josephus.

Vom Haram-esch-scherif aus besuchte der Kronprinz die Klagestätte der Juden, ganz im Süden der Moriah-Höhe. Genauer bezeichnet liegt dieser Platz an der Westseite der Substructionsmauer des Tempelplatzes. Jeden Freitag (am Sabbath-Vorabende) kann man dort Massen, besonders von deutschen Juden und deren Frauen, ihr Gebet verrichten und dabei über den Untergang Jerusalems wehklagen sehen. Der Platz selber ist merkwürdig durch die ungeheuren Dimensionen der Steinblöcke der Stadtmauer. Während der größte Theil dieser letzteren, wie er sich nun dem Besucher darbietet, aus der Zeit des Sultans Sulejman II. stammt, rühren jene gigantischen Reste aus ältester Epoche. Hier, am Klageplatze, sieht man Steine von 20—25 Fuß Länge in acht bis zwölf Lagen. Was jene Klagelieder anbetrifft, so sind es Wechselgesänge zwischen Vorsänger und dem Volke. Einer derselben gestaltet sich folgendermaßen:

Vorsänger: Wegen des Palastes, der wüste liegt —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen.
Vorsänger: Wegen des Palastes, der zerstört ist —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen.
Vorsänger: Wegen der Mauern, die zerrissen sind —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen.
Vorsänger: Wegen unserer Majestät, die dahin ist —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen.
Vorsänger: Wegen unserer großen Männer, die danieder liegen —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen.
Vorsänger: Wegen der kostbaren Steine, die verbrannt sind —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen.
Vorsänger: Wegen der Priester, die gestrauchelt haben —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen.
Vorsänger: Wegen unserer Könige, die ihn verachtet haben —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen u. s. w.



Inneres der Omar-Moschee.

Daß diesen Scenen die dramatische Lebendigkeit nicht fehlt, versteht sich von selbst. Der hohe Reisende nahm großes Interesse an der Ceremonie und Maler Pausinger mußte von der Klagestätte eine Skizze aufnehmen. Auch ließ sich der Prinz mit mehreren der Anwesenden in ein kurzes Gespräch ein, was dieselben nicht wenig stolz machte. Man muß nämlich wissen, daß die Juden von Jerusalem, trotz des in die Augen springenden Vortheils, den sie insoferne genießen, daß sie in Zion weilen, gerade so elend und verkommen sind, wie die irgend eines europäischen Ghettos in früherer Zeit. Das jerusalemitische Judenquartier, einst mit Palästen der Priester und Könige geschmückt, ist ein entsetzlicher Aufenthalt. Schon von weitem riecht man denselben. Hier schwitzen und hungern, in unbeschreiblichen Schmutz versunken, an die 4000, meist von Almosen lebenden Juden. Mitten in Gäßchen und Höfen, die für Augen und Nase unsäglich widerlich sind, liegen die Synagogen der Aschkenazim und Sephardim. Die Letzteren sind die sogenannten „spanischen Juden". Ihre Vorfahren wurden, wie man weiß, von Isabella der Katholischen aus Spanien vertrieben und fanden unter dem milden Scepter des Sultans Bajazit eine neue Heimat in den Mittelmeer-Ländern des damaligen ottomanischen Reiches.

* *
*

Wir sind am Fuß des Zion, um dessen oberes Halbrund einst die Stadtmauer lief. Jetzt bleibt sie weit hinterwärts, so, daß die Höhenplatte dieses Vorgebirges nun zum größeren Theil außerhalb der Stadt liegt. Sie verbarg und verbirgt wohl heute noch die Königsgräber von Juda. Wie es scheint, haben diese Gräber die Vernichtung der Stadt unter Nebukadnezar unversehrt überdauert. Der Hohepriester Hyokamus war der Erste, der sie plünderte, um die Aufhebung einer Belagerung von dem syrischen Könige Antiochus Pius zu erkaufen. Ungeheure Gelder, von dem jüdischen Geschichtsschreiber Josephus wie gewöhnlich ins Unsinnige übertrieben, soll er aus einer einzigen Kammer genommen haben. Später erbrach Herodes das Grab Davids, fand aber kein Geld, sondern nur goldenen Schmuck und Kleinodien. Als er weiter zu den Särgen von David und Salomon selber vor-

dringen wollte, brach eine Flamme hervor und tödtete zwei seiner Begleiter. Er selber entfloh. Wie weit die Nachricht von der Flamme begründet ist, wissen wir allerdings nicht. Josephus versichert, daß weder Hyokamus, noch Herodes zu den Särgen der Könige selbst kamen, weil diese durch eine mechanische Vorrichtung (also wohl Steinthüren) so bestattet waren, daß Niemand sie gewahren konnte. Das Nähere will er nicht angeben. Ueber die Lage der Gräber selbst war wohl nie ein Zweifel. Das Grab Davids, versichert der Apostel Petrus, ist unter uns bis auf diesen Tag. Darum zeigt man auch, jene Worte wörtlich nehmend (als heiße es: „unter unseren Füßen") auf Zion das Gebäude, wo Petrus (am Tage der Ausgießung des Geistes) jene Worte gesprochen haben soll. Es ist die Apostelkirche, die Zionkirche, außerhalb der jetzigen Mauer. Aus dem XII. Jahrhundert erzählt Benjamin von Tudella: kurz vor seiner Zeit habe der Patriarch der Kirche, um diese wieder herzustellen, Bausteine von der alten Zionsmauer brechen lassen. Da seien die Arbeiter auf eine verborgene Höhle gestoßen und in diese vorgedrungen. Es waren die Königsgräber. Aber ein heftiger Wind und eine Stimme trieb sie zurück und der Patriarch ließ den Ort wieder verdecken. Man sieht daraus mindestens, was noch zu finden wäre. Neben der Apostelkirche steht jetzt die Moschee des Davidsgrabes. Der Sarkophag trägt in arabischen Goldlettern die Aufschrift „Prophet David" und ist von einer seidenen Decke verhüllt. In demselben Gebäude befindet sich „der Saal des letzten Abendmahles", wo sich auch das Pfingstwunder zugetragen haben soll.

Nachdem unsere Reisenden von der Zions-Höhe den herrlichen Rundblick über die beiden großen Thäler, welche Jerusalem im Westen, Süden und Osten umklammern, genossen hatten, schritten sie gegen Moriah zurück, um nochmals an den Südrand der Tempelplatte zu gelangen. Am Wege gab es eine Schaar neugieriger Mädchen, welche mit ihren Henkelkrügen eben zum Teich Siloah hinabsteigen wollten. Sie stellten sich ehrerbietig in Reih und Glied, als der Prinz vorüberschritt und ihnen vertraulich zuwinkte. Darauf gerieth die Gruppe in Bewegung und wie junge Rehe hüpften sie den Bergabhang hinab. Der hohe Reisende sah ihnen lächelnd nach, bis seine Augen auf dem flimmernden Teichspiegel in der Tiefe des Thales haften blieb.

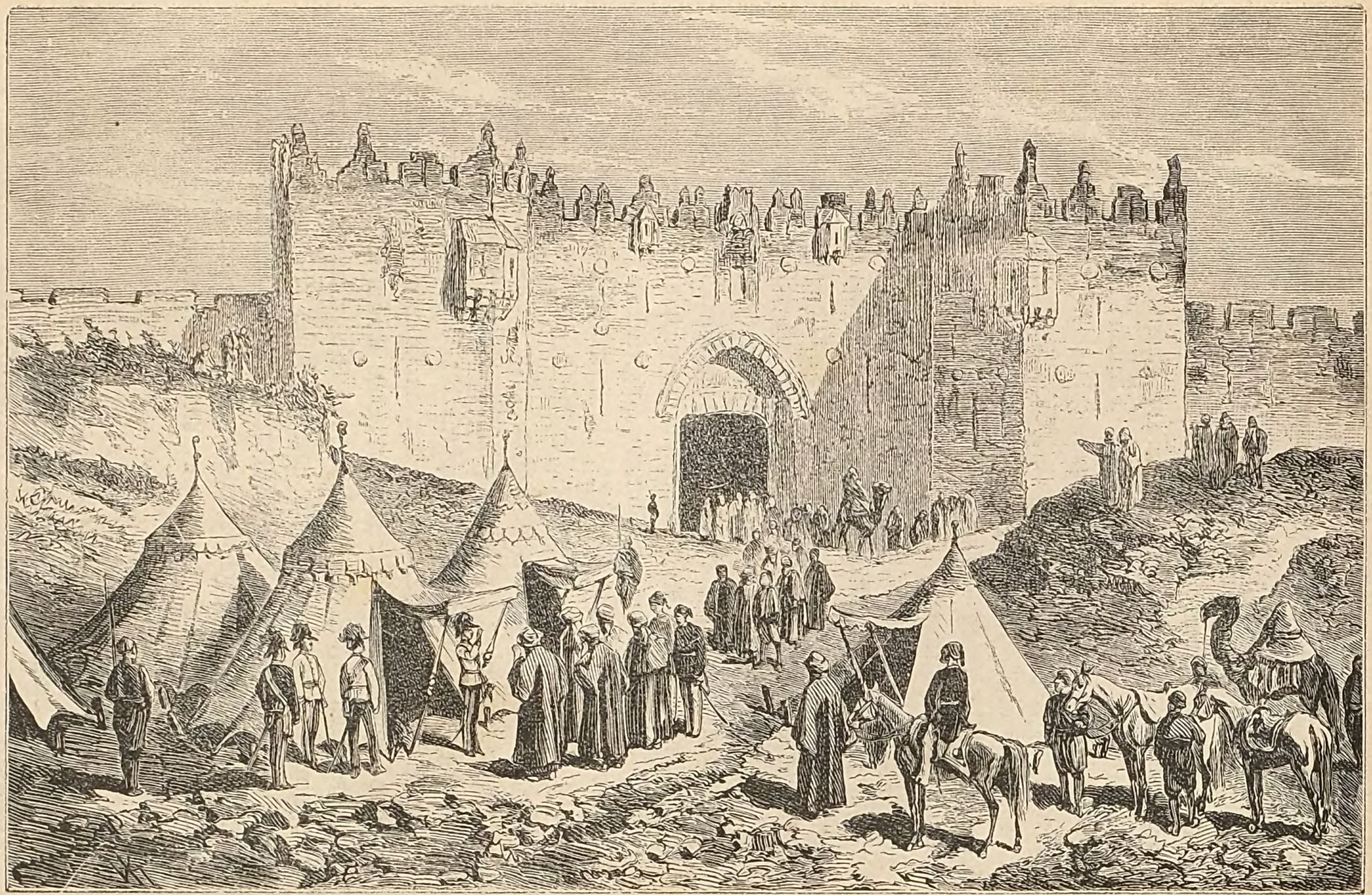
„Was ist das?" fragte er den ihn begleitenden Consul.

„Der Teich Siloah."

„Ah, steigen wir hinab, das ist der Weg des Heilands."

So ist es. In der Südost-Ecke der Tempelplatte, also unmittelbar hinter den ungeheuren Blöcken, die von außen sichtbar sind, ist ein Theil des Platzes zu einer unterirdischen Moschee geworden. Auf diese Gewölbe, auf den hinausgeschobenen Rand der Tempelplatte, stellte einst Herodes seine vielbewunderte, dreifache Halle, die den Südrand säumte. Schwindel ergriff Den, versichert Josephus, der von dem Dach jenes Baues in die Tiefe hinabschaute. — Nun nimmt sich der Platz minder gefährlich aus, aber der Ausblick selbst nahm den hohen Reisenden sichtbar gefangen. Nun trat Burgpfarrer Mayer vor und machte den Cicerone. Es ist der Platz, meinte er, wohin Jesus vom Versucher geführt und aufgefordert wurde, sich hinabzuwerfen. Den Weg aus der Tiefe hinauf zog Jesu, am Tage, als man die Palmen streute. Die ganze Stadt, heißt es, gerieth in Bewegung und fragte: Wer ist dieser? Das Volk aber sprach: „Das ist Jesus, der Prophet von Nazareth in Galiläa". Der durchzogene Stadtthei ist derjenige, der sich am südlichen Abhange Moriahs bis zum Siloah-Teich hinab erstreckt. Dieses Thal trennte einst (und trennt noch immer) Zion von Moriah. Es ist im Laufe der Zeit mehr und mehr verschüttet worden, und nur weiter abwärts noch deutlich, wo es, mit Kaktus bewachsen, unter die heutige Stadtmauer der Südseite hinabzieht. Von einem Abstieg in die Tiefe wurde seitens der Reisenden diesmal abgesehen.

Dagegen regte sich in ihnen das Interesse für einen anderen denkwürdigen Platz, der zum Haram-esch-Scherif gehört. Es ist dies der Raum inner- und außerhalb der Ostmauer der Tempelplatte. Auf der ganzen Ostseite über dem Kidron-Thale hatte bereits Salomo die Tempelplatte so weit hinausgeschoben, als es mit Hilfe von Unterbauten möglich war und hatte gleichfalls schon den oberen Rand mit einer Halle gesäumt. Diese Halle, eine Doppelhalle und nach Josephus das Werk vieler Könige, hieß noch zu Christi Zeit die „Halle Salomo's". Während Jesus in der Halle des Salomo wandelt, umringen ihn die Juden und fragen: Bist du der Christus? und be



Das Lager des Kronprinzen vor dem Damascusthor.

Salomo's Halle läuft das Volk zusammen, als Petrus einen lahmen Bettler an der „schönen Pforte" aufgerichtet hatte. Als die Reisenden diesen Platz besahen — von neugierigen Gruppen mohammedanischer Jerusalemiten in respectvoller Ferne umstanden — gelangten sie vor ein vermauertes Thor, dessen überwölbter Thorney nun eine kleine Moschee bildet. Es war das frühere „Goldene Thor"; vermauert wurde es schon unter dem Kalifen Omar, bald nachdem der byzantinische Kaiser Heraklides, der den Persern des Chosroes das geraubte heilige Kreuz wieder abgejagt, hier seinen Einzug gehalten. Jetzt drängen sich türkische Gräber an die Außenseite, um möglichst noch auf dem heiligen Boden zu ruhen.

Als einziges Thor der Ostseite ist nun das Stephansthor, zunächst nördlich vom Moscheengarten, übrig geblieben. Wer dort hereintritt, hat zur Linken den Rest des felsgehauenen Grabens, welcher einst die Nordseite der Tempelplatte bis zur Burg Antonia zu decken hatte. Der Kronprinz, der an diesen Graben herantrat, war nicht wenig erstaunt über dessen Breite und außergewöhnliche Tiefe. Letztere beträgt nämlich, trotz des hineingestürzten Schuttes, immer noch 80 Fuß! Bäume wachsen im Grund, Kuppeldächer ragen auf der Seite des Moscheengartens darüber. Gewöhnlich und fälschlich heißt er Teich Bethesda. Die andere Hälfte derselben Nordseite deckt die Burg, die von Herodes' Vorgängern erbaut, von ihm selber noch stärker befestigt und nach seinem Freunde Antonius benannt war. Diese Burg schob sich in die Nordverstecke der Tempelplatte ein und war durch hinabführende Stufen mit den an sie anschließenden Hallen der Nord- und der Westseite verbunden. Diese Stufen wurde der vom aufgeregten Volk bedrängte Paulus durch die römischen Soldaten hinaufgetragen und erwarb sich vom römischen Befehlshaber die Erlaubniß, von diesen Stufen aus zu dem Volk im Tempelhofe reden zu dürfen. Sie wurden abgebrochen, als beim letzten Kampfe um die Tempelterrasse das Vordringen der Römer von der Burg herab drohte.

* * *

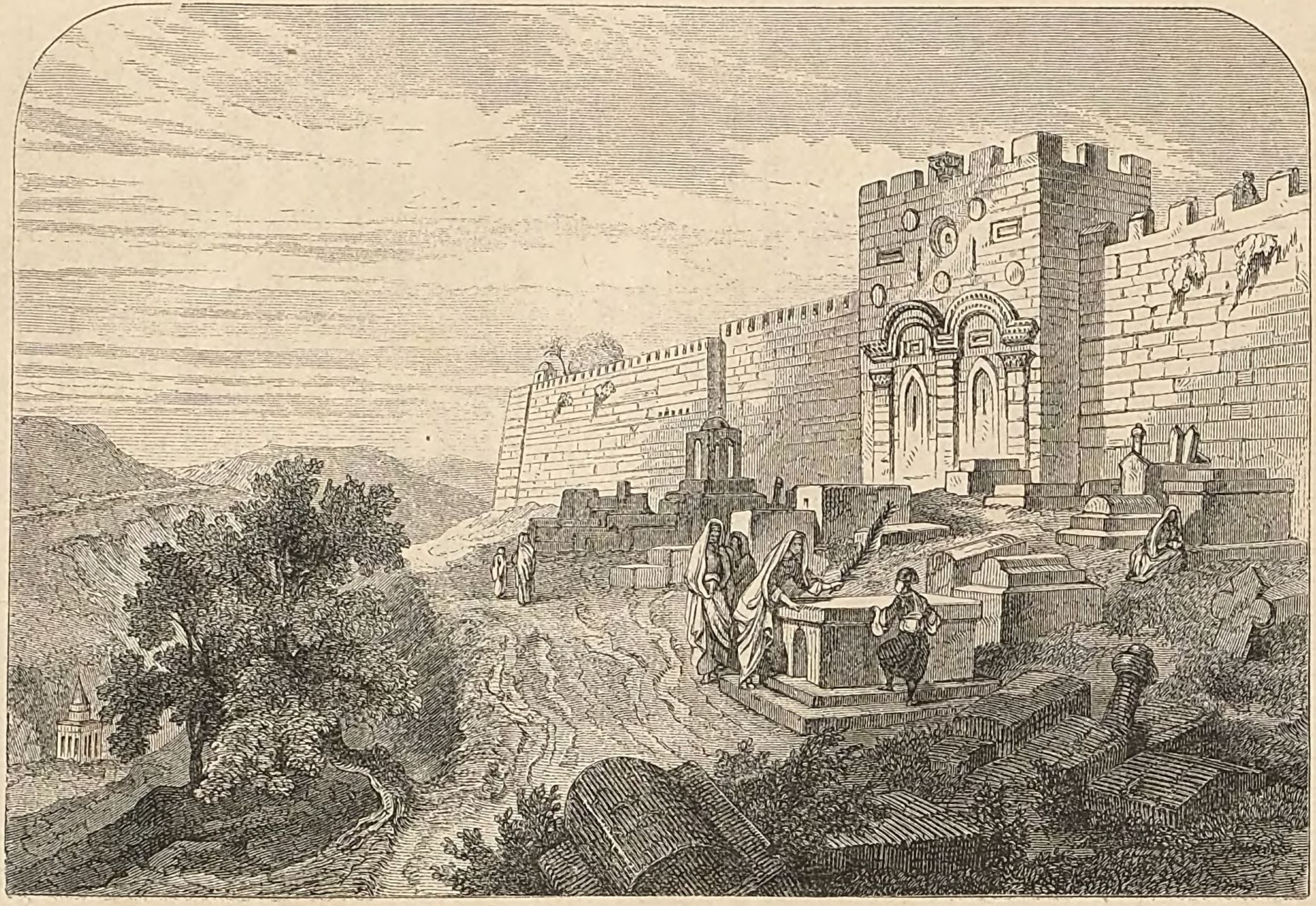
Nirgends in Jerusaleum konnte der hohe Reisende ein besseres Bild von dem Leben und Treiben der Bewohnerschaft gewinnen, als

im Bereiche des großen Moscheengartens und seiner Zugangsgassen. Ein öffentlicher Durchgang ist oft des armen Arabers einziges Haus, wo er essen und trinken, kaufen und verkaufen muß. Wenn er beten, ruhen oder sich waschen will (das Letztere wohl nur ungenügend und oberflächlich), geht er in den Vorhof einer Moschee, und zu bestimmten Zeiten in die Moschee selbst; denn die Moschee ist die wahre Heimat des Moslemin, die er zu betreten das Recht hat und aus der kein Angestellter ihn verdrängen kann. Im Vorhof der Moschee findet er sicherlich Wasser, im herrlichen Gebäude findet er sicherlich Schatten. Nachdem er seine Andacht verrichtet, wirft er sich auf die Matten und schläft. Die Geschäfte aber, die zur Würde der Moschee nicht passen, muß er auf den öffentlichen Plätzen verrichten; dort muß er sein Kameel beladen, seine Eselin füttern, zu Mittag essen und rauchen. An den Straßenecken warten auf ihn bescheidene Köche und Kaffeesieder. Auf drei oder vier Steinen zündet er Reisbündel an, wirft in eine Pfanne einige Oliven nebst Linsen, ein Stück Fett und eine Hand voll geröstetes Getreide (Bulgfur), hält die Pfanne über die heiße Asche und rührt und kocht aus diesen Sachen ein Gericht, dessen Geruch schon die Seele des Arabers entzückt. Ein Stück grobes Brod, ein Becher Wasser und eine Pfeife Libanon-Tabak machen den Rest seiner Mahlzeit aus. Dann wickelt er den Burnus um Körper und Kopf, legt sich mitten auf die Steine und verbringt die milde Nacht, indem er von den sieben Himmeln des Propheten träumt, wo es — laut Koran — murmelnde Quellen, herrliches Obst und Jungfrauen von unvergänglicher Schönheit und Tugend gibt. — —

Jerusalem hat kein Quellenwasser; die Einwohner sind auf die Cisternen angewiesen. Selbst der Bau der Häuser richtet sich nach diesem Bedürfniß. Alle Oberflächen des Bodens, die unter freiem Himmel sind, leiten das Regenwasser in die Cisternen. Der Holzmangel bringt es mit sich, daß die Häuser ganz aus Steinen gebaut sind und jedes einzelne Zimmer mit einer Kuppel überdacht ist. Die Hausräume sind ungleich hoch, haben alle einen besonderen Eingang vom Hofe her, welch' letzterer mit der Cisterne den Mittelpunkt des Hauses bildet. In Folge dieser Anordnung der Zimmer bedienen sich die Frauen bei schlechtem Wetter niedriger Stelzen, wenn sie im Hause

hin- und herzugehen haben. Glasfenster findet man nicht überall, desgleichen Oefen und Schornsteine. Im Winter setzt man ein Kohlenbecken, ein Instrument, das nur bei der luftigen Bauart der Häuser in Jerusalem anwendbar ist, da in jedem anderen geschlossenen Raume die Verbrennungsgase die Insassen mit Erstickung bedrohen oder ihnen zum mindesten schwere Kopfleiden zuziehen würden. Die Einrichtung der Zimmer ist sehr einfach: Divan, Fußteppich und Thürvorhänge sind hier wie im ganzen Orient die Hauptsache, Wandnischen ersetzen die Schränke und im Uebrigen behilft man sich mit kleinen Schemeln und Tischen.

Die Sitten der Eingebornen sind im Allgemeinen denen in den übrigen, von Arabern bewohnten Städten der Levante gleich, doch wird hier unter allen Glaubensgenossenschaften mehr als anderwärts auf Beobachtung der äußeren Religionsvorschriften gehalten. Der Pascha und seine Unterbehörden üben, so gut oder schlecht es heutzutage noch gehen will, das alte Willkürregiment mit seinen Erpressungen, vor dem nur Die geschützt sind, welche nicht zu den Unterthanen des Sultans gehören, sondern unter der Jurisdiction der verschiedenen, hier befindlichen Consulate stehen. Unter den Christen überwiegen die Griechen, doch stellen auch die Armenier sowie die Lateiner zu der hiesigen Bevölkerung ein ansehnliches Contingent. Der armenische Patriarch wohnt in seinem großen Kloster am Citadellenplatze fast wie ein Fürst, und die daneben befindliche Kirche wetteifert an Pracht mit dem Griechen-Chor in der Grabeskirche. Die Lateiner, d. h. die Römisch-Katholischen, bestehen theils aus arabischen Eingebornen, theils aus eingewanderten Italienern, Franzosen, Deutschen und Spaniern. Ihr Mittelpunkt ist seit alten Zeiten das Franciscanerkloster Sanct Salvator, welches nicht ferne vom Jafa-Thore im westlichen Theile der Stadt liegt. Mit demselben ist eine Kirche, eine Schule und eine Pilgerherberge verbunden. Auch unterhält es eine Druckerei und mehrere Werkstätten, in welchen Laienbrüder Schmiede-, Tischler-, Schuster- und Schneiderarbeiten verrichten. Endlich existirt in Jerusalem auch eine kleine protestantische Gemeinde, welche auf dem Zion, an der Stelle, wo einst der herodianische Palast stand, eine Kirche hat, die recht stattlich aussieht.



Das goldene Thor.

Wie unterhält man sich in Jerusalem? dürfte eine Frage sein, die nach dem Wenigen, was bisher über den Aufenthalt des Kronprinzen in der Heilandsstadt berichtet, wohl auf den Lippen vieler Hunderte unserer Leser schweben dürfte. Nun, man unterhält sich so gut, als es eben möglich ist. Wie das „bürgerliche“ und religiöse Leben in Jerusalem sich in gewöhnlichen Zeiten anläßt, darüber weiß uns Meister Busch ein interessantes Capitel zu erzählen. Behaglichkeit, meint er, ist in der heiligen Stadt von vorneherein ausgeschlossen. Unter den geistigen Genüssen ist für Musik noch am besten gesorgt. Es gibt unter der vornehmen Welt einige gute Pianoforte und Damen, welche spielen; auch haben die Deutschen, wie allenthalben, auch hier ein Singkränzchen gestiftet, welches recht brav ist. Außerdem hört man nur Orgeln, arabische Schellentrommeln und Schalmeien, arabische Lieder, durch die Nase gesungen, und das unaufhörliche, blasende Geheul der türkischen Hörner auf Kasernhof und Exercierplatz. Weite Spaziergänge verbietet am Tage die Hitze, am Abend der frühe Thorschluß und nicht zuletzt die Unsicherheit der Gegend. Der gewöhnliche Spaziergang ist ein steiniger, baum- und schattenloser Platz vor dem Jafa-Thore, der nur das Gute hat, daß man hier des Nachmittags den Westwind frisch und kühlend, wie er vom Meere kommt, genießen kann. Clubs und Casino's sind unbekannt. Gelegentlich versammelt der protestantische Bischof oder einer der Consuln die gute Gesellschaft der Stadt zu einer Abendunterhaltung.

Der Ton, der durch die fränkische Gesellschaft geht, ist, wie von einer so wenig zahlreichen Ansiedlung nicht anders zu erwarten, etwas kleinstädtisch. Jeder kennt die Verhältnisse des Andern und kümmert sich um dieselben auch in unbedeutenden Dingen, während anderseits die Verschiedenheit der Interessen unter den einzelnen Gruppen dieser Gesellschaft mancherlei Anlaß zu Streitigkeiten gibt. Die Hauptrolle spielen in der feinen Welt die Consuln der europäischen Mächte, namentlich die der Großmächte. Sie figuriren, da ein Handel mit Europa so gut wie gar nicht besteht, lediglich als Richter der zu ihrer Jurisdiction gehörigen Paläftinenser, sowie als politische Agenten. Früher war ihre Stellung bescheidener, aber mit jedem Jahre stieg die Waagschale ihres Einflusses, während die des Paschas sank, bis

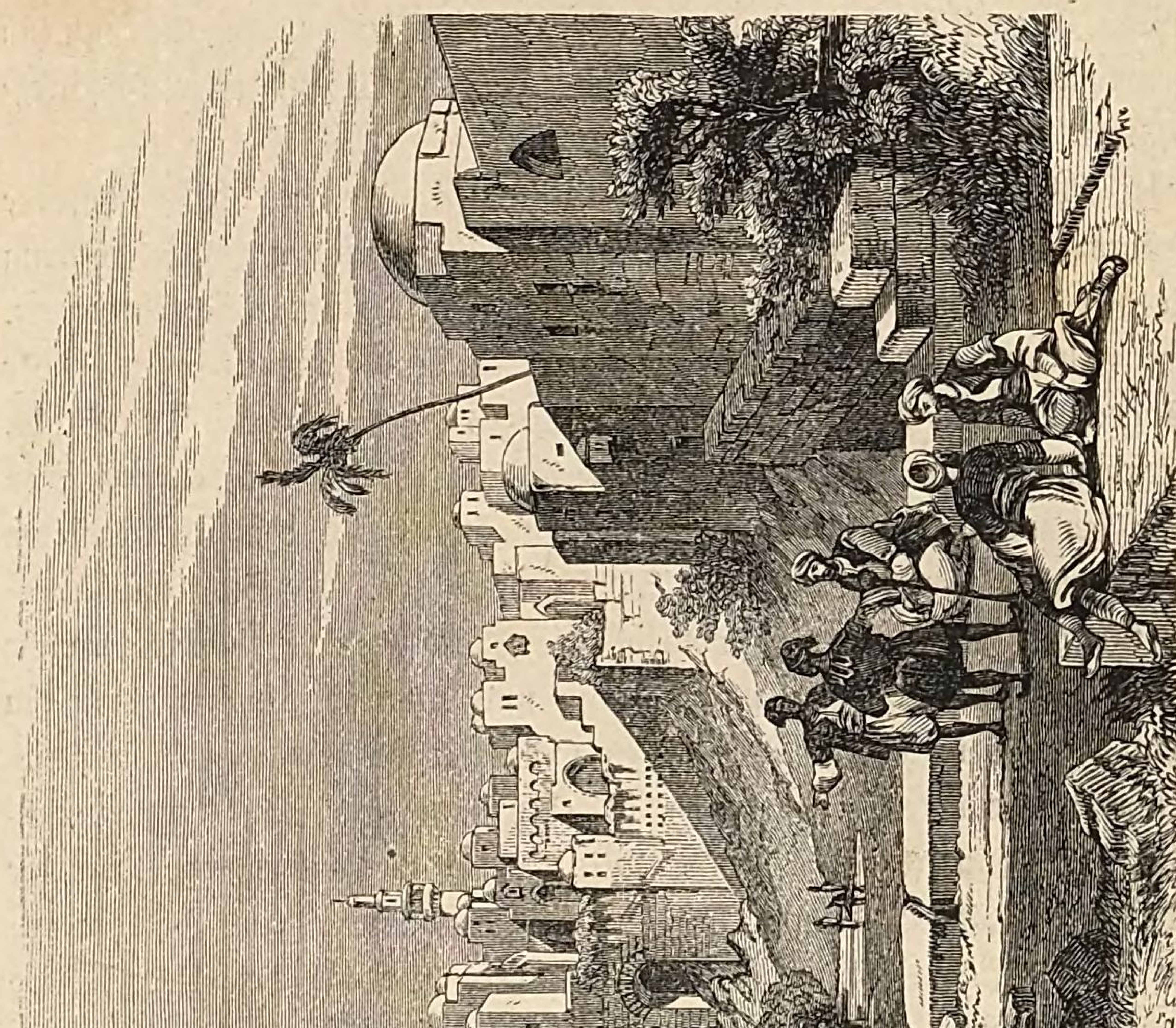
Letzterer und seine Unterthanen, sowie seine Oberbehörde in Stambul zuletzt sogar bisweilen Demüthigungen sich gefallen lassen mußten. Bis zum Jahre 1855 duldeten die türkischen Behörden keine europäischen Flaggen in Jerusalem. Die Feier des Falls von Sebastopol gab eine passende Gelegenheit, dies zum ersten Male zu thun, und jetzt wehen die Flaggen der verschiedenen christlichen Staaten, von Kronen überragt, auf ihren hohen Masten jeden Sonntag und bei allen sonstigen festlichen Anlässen.

Begleiten wir unsere Reisenden an einem warmen, sonnigen Frühlingsnachmittage nach dem Jafa-Thore. Da ist echte Alltäglichkeit, wenn auch nicht immer farbig, wie man bei einer orientalischen Stadt voraussetzen würde. Da steht der feste Davids-Thurm vor uns. Zwischen dem Thurm und den Häusern windet sich ein enges Gäßchen gegen die Zionshöhe hin. Ein Kameel liegt unter seiner Last, ein Schwarm Hunde kämpfen um einen Knochen, ein Trupp Bauern wartet darauf, gedungen zu werden. Um die Neugierigen abzuhalten, hat der türkische Gouverneur da und dort Wachen postirt, wettergebräunte Gesellen, die sich zumeist zum ersten Male während ihrer langen Dienstzeit ihrer neuen Uniformen freuen. Sie werden sie aber, sobald der hohe Gast wieder beim Jafa-Thore hinausgeritten sein wird, sicherlich wieder abliefern müssen, denn für solche Monturverschwendung hat der Padischah in Stambul kein überflüssiges Geld. Trotz der aufgebotenen Vorsicht gelingt es den Gaffern dennoch, da und dort durchzuschlüpfen. Mit ihren breiten, braunen Gesichtern lachen oder vielmehr grinsen sie herüber: die Barbiere und Garköche, die Pfeifenschneider, Eseljungen, Geldwechsler, Fruchthändler u. m. A.

Doch dem Prinzen behagt diese hermetische Abschließung nicht, er tritt unters Thor, wohl auch durch dasselbe eine Strecke ins Freie und nimmt Antheil an jeder Kleinigkeit. Man zeigt ihm einen Mohren, der in der Nähe seines Maulthieres schlummert; er ist ein Sclave vom obern Nil und gehört einem jerusalemitischen Bey, der ihn wie ein gewöhnliches Lastthier vermiethet. Daneben liegen Landleute, die auf Arbeit warten. Ihr Lohn ist täglich etwa — fünf Neukreuzer! Dennoch striken sie niemals. Vorige Woche schüttelten sie für die Armenier Oliven, nächste Woche werden sie für die Kopten Wasser

tragen. Aber ihre Hauptarbeitgeber sind die griechischen Mönche, die fast alle besseren Weinberge und Olivengärten besitzen, welche innerhalb zwölf Meilen im Umkreise der Stadt liegen. Jene Arbeiter sind abgehärtete und geduldige Menschen, dem Glauben nach Moslemins, der Abstammung nach Canaaniter. Ein in weiße Leinwand gekleideter Mann, der sich gerne bemerkbar machen möchte, ist ein öffentlicher Schreiber. Sein Attribut ist ein Tintenbecher im Gürtel. Er gehört zu jenen Typen von Jerusalem, welche hier schon in den Tagen Esras, vielleicht schon in der Zeit Davids, der bekanntlich seine Zunge mit dem Griffel eines gewandten Schreibers verglich, zu sehen waren. Diese Krüge und Vasen, welche sich die hohen Reisenden besehen, werden von einheimischem Thon gemacht, und zwar auf dem Töpferacker und auch in den am Damascus-Thor liegenden dunklen Gewölben gedreht. Der Farbe und dem Modell nach sind diese zum häuslichen Gebrauche dienenden Geräthe offenbar so alt wie Ruth. Die rohen, an der Seite eingedrückten Thonbecher heißen noch immer „Jungfrauenlampen". Sie sind jenen ähnlich, die von den „Sieben" geputzt wurden, und sie werden noch immer mit süßem Olivenöl gespeist und von den arabischen und jüdischen Mädchen getragen.

Und welch' abwechslungsreiches Bild gibt dieses Schieben und Drängen, diese Aufeinanderfolge von Typen und Trachten! Wo das Menschengewühl am stärksten, flattern die Farben am buntesten. Da gibt es beturbante Türken, begürtelte Salhaan, aufgeputzte Kawassen, nackte Nubier, rasirte Carmeliter, bärtige Popen, langröckige Armenier, europäische Pilger, da einen Tscherkessen-Häuptling, dort einen Agga der Baschi-Bozuks u. s. w. Es war übrigens auffallend, daß während der Anwesenheit des Kronprinzen in Jerusalem fast gar keine Beduinen zu sehen waren . . . Sie hatten offenbar von autoritativer Seite einen Wink bekommen, oder es wurden bessere Maßregeln ergriffen, die übelbeleumundeten Gesellen aus der näheren und weiteren Umgebung Jerusalems von der Stadt ferne zu halten. Uebrigens waren die hohen Herrschaften auch bei ihren Jagdausflügen im Bereiche der Heilandsstadt, die bei den Neigungen des Kronprinzen fast täglich unternommen wurden, vollkommen sicher. Auch sonst bewegten sich die Reisenden viel im Freien und nur gelegentlich, wenn die wohlbesetzte



Der Teich Bethesda.

Tafel nach dem österreichischen Hospiz rief, wurden die gerade am Wege liegenden interessanteren Localitäten näher in Augenschein genommen, wobei entweder der österreichische Consul oder Hofburgpfarrer Mayer den Cicerone machte.

Was sonst die Lebensweise anbetrifft, die der hohe Reisende während seines mehrtägigen Aufenthaltes in Jerusalem führte, so trug sie den Stempel der Unermüdlichkeit, Rastlosigkeit und zäher Ausdauer. Nach beschwerlichen Ritten oder strapaziösen Jagdausflügen, oder längerem Umhersteigen in den finstern engen Gassen der Stadt, versammelte sich die ganze Reisegesellschaft allabendlich entweder in den geräumigen Gemächern des Hospiz oder in der improvisirten Zelt- und Lagerstadt vor dem Damascus-Thore. An Stoff zu Unterhaltungen gebrach es nie, obwohl die Vorfälle und Anlässe, welche jenen abgaben, nicht so mannigfaltig und interessant waren, wie in dem weit reizvolleren, imposanteren und an Lebensäußerungen ungleich reicheren Aegypten. Jerusalem ist eben kein Ort für Vergnügungs- oder Zerstreuungsbedürftige (im weltlichen Sinne genommen). Wer die „heiligen Stätten“ besucht, kann offenbar nicht verlangen, daß er sich im landläufigen Sinne unterhalte. Wir besuchen den Hügel, wo Jehovas Tempel stand, die Kirche, die nach der Sage Golgotha und das Grab Christi einschließt, die unterirdische Höhlengruft, in welcher die Legende die Mutter des Heilands ruhen läßt. Wir folgen dem Pfade, der nach Gethsemane führt, betrachten die Gräber des Thales Josaphat, besteigen den Oelberg und fühlen bei all dem — wie wir in einem Meere von Mythen schwimmen, in welchen zu baden, in welchen sich zu berauschen, für Tausende und Tausende, die mit ihren Anschauungen noch im Mittelalter leben, gewiß die Seligkeit auf Erden ist. Eine betäubende Weihrauch-Atmosphäre umgibt uns. Litaneien und Hymnen schlagen an unser Ohr, wie ungeheure Monstranzen funkeln uns die Kirchen und Klöster mit der Pracht ihrer Altäre entgegen, auf Schritt und Tritt folgt uns die Legende, um uns mit aufgehobenen Fingern zu bedeuten, daß wir auf heiligen Steinen, an heiligen Häusern vorüber, an heiligen Gewässern entlang gehen. Das verzückte Auge sieht nichts als Heil und Wunder, das prosaisch nüchterne aber auch die nüchterne Prosa, den Schmutz und

Verfall, den Haß und Lug der Parteien, die hier um das Grab des Propheten der Liebe und der Wahrheit streiten, wie sie seit Jahrhunderten sich schon gestritten haben.

Uebrigens schloß die Heiligkeit der Zionsstadt keineswegs heitere Discurse, welche sich auf das Leben und Treiben in ihr bezogen, aus. Eine solche heitere Geschichte, die in der Reisegesellschaft viel belacht wurde, ist die folgende. Der Leser wird sich an unsere Beschreibung der Grabeskirche erinnern. Wir haben an jener Stelle auch der abscheulichen Scenen gedacht, die in dem höheren Tempelraume allemal dann sich abspielen, wenn das bewußte „heilige Feuer“ aus der Wand hervorbricht. Wir haben Charsamstag, und da um 2 Uhr mit der Ankunft des Pascha, der allemal der Ceremonie beiwohnt, das „heilige Feuer“ erscheinen soll, so herrscht am Eingange der Kirche ein tolles Gedränge, bei welchem die Kolben der türkischen Spalier-Soldaten eine große Rolle spielen. Der Pascha kommt endlich, nimmt Platz und der Zauber beginnt. Die Griechen und Armenier stimmen ihre näselnden Gesänge an; ihre Geistlichen ziehen mit entfalteten Bannern einher und gehen zweimal um das heilige Grab. Der griechische Bischof, der als „Feuerbischof“ bezeichnet wird, begibt sich allein in die Grabeskammer, nachdem er allen Schmuck kirchlicher Würde abgelegt hat. Die Gläubigen sagen, er behalte nur ein dünnes, weißes Gewand an, weil er sonst die Glut des himmlischen Feuers nicht aushalten könne. Nach einem Weilchen erscheint das heilige Feuer; es entflammt zwei länglich runden Oeffnungen an den Seitenmauern der Engelscapelle. Das Feuerloch zur Linken ist für die Armenier, das zur Rechten für die Griechen. Gott ist eben gnädig und vertheilt gleichmäßig seine Gaben. Von beiden Parteien eilt nun ein Mann hervor und zündet am heiligen Feuer eine Fackel an, die dann auf einem Altar niedergelegt wird, um den Gläubigen zum Anzünden ihrer Wachskerzen zu dienen. Einer theilt dem Andern das heilige Feuer mit und bald ist es auch auf den oberen Galerien. Dabei schreit die versammelte Menge und die Glocken werden geläutet. Jeder, der heiliges Feuer erhalten hat, fährt mit seiner Kerze über alle Theile seines Körpers, um sich zu reinigen (Wasser wäre entschieden wirksamer, und in den meisten Fällen dringend nothwendig). Besonders

eifrig betreiben diese Reinigung die Weiber, die sich wie förmliche Bacchantinnen geberden.

Die Lateiner glauben nicht an das heilige Feuer, die Türken ebenso wenig. Und nun die Pointe der Geschichte. Vor längerer Zeit fiel es einmal dem Pascha von Damascus ein, sich zu überzeugen, welches Bewandtniß es denn eigentlich mit diesem himmlischen Feuer habe. Er drang darauf, mit dem griechischen Patriarchen eingeschlossen zu werden. Letzterer bot Alles auf, sein Geheimniß vor dem Moslem zu bewahren, aber der Türke blieb unbarmherzig. Der Patriarch machte kein Feuer. Nach einer Weile begann die Menge zu toben; da warf sich der Patriarch dem Pascha zu Füßen und gestand ein, daß er das Feuer mache und sich dazu des Stahles, Feuersteins und Schwefels bediene. Der Pascha wurde unangenehm und er sprach von nichtswürdiger Betrügerei; schließlich beruhigte er sich aber und fing an zu lachen, als ihm der Patriarch sagte: „Wenn wir dieses heilige Feuer nicht mehr erscheinen lassen, dann werden die griechischen Pilger ausbleiben; dann bekommen wir Beide kein Geld mehr, und wovon soll Jerusalem leben?“ Das leuchtete dem Türken ein, der Patriarch schlug Feuer und die Gläubigen konnten ihre Kerzen anzünden. Der Pascha hat aber nicht reinen Mund gehalten.

Das Ausbleiben des „heiligen Feuers“ spielte schon einmal in der Geschichte eine Rolle. Es war im ersten Regierungsjahre Balduins I., des ersten Königs des jerusalemitischen Reiches nach Eroberung der Stadt durch die Kreuzfahrer. An diesem Charsamstage des Jahres 1101 wartete die versammelte Menge trotz inbrünstigen Betens und Flehens vergeblich auf den Eintritt des Wunders. Der Abend kam und die Nacht verging, ohne daß die Sehnsucht der versammelten Gläubigen befriedigt worden wäre. Die Einen sahen hierin voll tiefer Zerknirschung die Strafe ihrer Sünden, die Andern erklärten, das Wunder sei nur nothwendig gewesen zum Beweise der göttlichen Allmacht, so lange die Mohammedaner über Jerusalem geherrscht hatten, und deshalb sei es jetzt von Gott nicht mehr gewährt worden. Am Ostermorgen wurde eine Procession veranstaltet, unter Vortritt des Königs, des Patriarchen und des päpstlichen Legaten. Während derselben entzündete sich eine Lampe beim heiligen Grabe,

bald ihrer mehrere, und unendlicher Jubel erfüllte die Kirche und die ganze Stadt. Ob der verspätete Eintritt des Wunders durch einen Fehler in der feierlichen Veranstaltung desselben veranlaßt wurde, oder ob dieser Abwicklung der Sache Absicht und Berechnung zu Grunde lagen, das weiß man bis heute nicht, obwohl ein Anhalts-



Damascusthor.

punkt vorhanden ist. Es ist nämlich bekannt, daß König Balduin gerade in jener Zeit in bitterem Streite mit den höchsten Geistlichen in Jerusalem lebte. Der fränkische Clerus hatte ja ursprünglich aus der heiligen Stadt einen Sitz hierarchischer Gewalt zu machen gewünscht,

hatte aber schließlich dem weltlichen Herrscher, eben jenem Balduin, sich vollständig unterwerfen müssen.

Bei diesem Anlasse möchten wir eine historische Reminiscenz einflechten, die jeden Jerusalem-Pilger gefangen nimmt: die Eroberung der Stadt durch die Kreuzfahrer. Auch der Kronprinz informirte sich eingehend über jene, nun freilich in verblaßten Farben auftauchenden Erinnerungen. Erhob sich doch das Lagerzelt des hohen Reisenden sozusagen auf derselben Stelle, auf der jenes Roberts von der Normandie gestanden! In der That, die Phantasie versenkt sich gerne in jene Tage, obwohl das Christenthum hiebei nicht allezeit mit Ehren wegkommt. Es war am 7. Juni 1099, als die christlichen Heerhaufen zuerst die Heilandsstadt erblickten. Bis auf 20.000 Mann zusammengeschmolzen, waren sie von der letzten Station aufgebrochen. Aber die Begeisterung ersetzte, was der Zahl fehlte, und die Widerstandskraft der Feinde war durch vorausgegangene Niederlagen tief erschüttert. Der Marsch ging an der Küste entlang, vorüber an den volkreichen Städten Beirut, Sidon, Tyrus und Akkon. Die mohammedanischen Besatzungen derselben wagten keinen Kampf und leisteten den Pilgern zum Theil sogar Vorschub. Allmälig bogen diese von der Küste ab, gingen nach Ramle und weiter ins Innere des Landes ein — also auf einem Wege, der unseren Lesern wohlbekannt ist. Als nur noch eine kleine Strecke bis Jerusalem zurückzulegen war, löste sich jede Ordnung im Heere auf. Von heißester Andacht getrieben, stürmten die Schaaren dahin, und als endlich die Mauern und Thürme der heiligen Stadt vor ihren Augen auftauchten, sanken sie in die Kniee und priesen den Herrn, der sie bis dorthin geleitet hatte.

Robert von der Normandie und Robert von Flandern lagerten sich vor die Nordseite der Stadt. Vor der Westmauer nahmen Stellung Tancred, Gottfried und endlich Raimund, dessen Truppen auch noch die Südseite umfaßten. Der Osten, wo der Oelberg sich erhebt, blieb unbesetzt. Schon nach wenigen Tagen versuchte man, ohne alle Vorbereitungen, nur gestützt auf die enthusiastische Stimmung des Heeres, die Stadt zu erstürmen. Dies mißlang und so sah man sich zu einer regelmäßigen Belagerung genöthigt, die anfangs große Schwierigkeiten darbot. Denn in der Umgebung von Jerusalem war weder genug

Wasser, noch Speise, noch Holz zum Bau von Belagerungsmaschinen zu finden. Schon sah man sich in ernster Noth, als zum guten Glücke einige genuesische Schiffe im Hafen von Joppe (Jafa) landeten und den Pilgern mit ihren Vorräthen an Brod, Weinen und Arbeitsgeräth die willkommenste Unterstützung gewährten. Auch gelang es nach und nach, zum Theil aus weiter Ferne, so viel Holzwerk zusammenzubringen, daß Sturmleitern und zwei große, bewegliche Thürme angefertigt werden konnten. Als dieselben nahezu vollendet waren, unternahm das ganze Heer auf Verlangen eines provençalischen Geistlichen, dem Bischof Adhemar im Traume den Befehl hiezu ertheilt hatte, eine große Procession rund um Jerusalem herum, baarfüßig aber schwer bewaffnet, um sich in Andacht und Gebet von seinen Sünden zu reinigen und die Gnade des Herrn zur Eroberung der heiligen Stadt anzuflehen. Darnach schritt man zum Angriffe. Der eine Thurm wurde von den vereinigten Kräften der Normannen, Lothringer und Flandrer schon am 8. Juli, also genau einen Monat nach Ankunft des Heeres, an die Nordseite der Festung herangebracht. Weil aber die Mauern hier in besonders gutem Zustande waren, so schaffte man ihn am nächsten Tage auf die Ostseite hinüber. Den andern Thurm konnten die Provençalen auf der Westseite, durch Terrainschwierigkeiten gehindert, erst einen Tag später ins Gefecht bringen.

Von der Frühe des 14. Juli an tobte der grimmigste Kampf hüben wie drüben und am nächsten Tage mußte, wie beide Theile fühlten, in der einen oder andern Weise die Entscheidung fallen. Noch wurde am 15. Juli bis zum Nachmittage fortgerungen; da, in derselben Stunde, „in welcher Jesus Christus dereinst seine Passion vollendet hatte", gelang es, von dem Thurme im Osten die Fallbrücke auszuwerfen. Gottfried und sein Bruder Eustach waren unter den Ersten auf der Friedrichs-Mauer. Gleichzeitig stürmten Tancred und Robert von der Normandie durch eine endlich gesprengte Bresche in die Stadt, und nicht lange hierauf glückte den Provençalen, angefeuert durch die Erscheinung eines leuchtenden Ritters auf der Höhe des Oelberges, auch ihrerseits die Eroberung. In wildester Mordlust rächten die Fürsten und Ritter die Noth und Gefahren, die sie bestanden. Das

letzte und größte Blutbad fand bei der Moschee El Aksa am Südrande der Tempelplatte statt. Dort watete man in Blut von 10.000 erschlagenen Moslemin und brachte, trotz gegebenen Versprechens, nach drei Tagen Alles um, was aufs Dach der Moschee sich geflüchtet hatte. Natürlich war derlei noch nicht vergessen, als Saladin 88 Jahre später die Glocken zerbrechen, das Kreuz herabreißen und mit goldenen Buchstaben ins Innere schreiben ließ: „Saladin reinigte die heilige Stadt von der Gegenwart Derer, welche drei Götter verehren.“ Den Dom ließ der Sultan mit drei Kameelladungen Rosenwasser reinigen. Möchte er in Wahrheit gereinigt sein! Aber leider lehrt die Weltgeschichte, daß nicht die Religionen, sondern nur die jeweiligen Inhaber einer Religion deren moralischen Unterschied bedingen.

Jene Saladin'sche Inschrift ließ sich später Kaiser Friedrich II. durch den Kadi von Nabbus übersetzen und erklären. Durch Vertrag mit dem ägyptischen Sultan El Kamil hatte der Kaiser 1229 den gottesdienstlichen Mitgebrauch für die Christen ausgewirkt. Nun wurde einerseits Messe gesungen, anderseits bei Tag und Nacht zum Schrecken mancher Pilger die Ehre Allahs und seines Propheten ausgerufen. Als aus Rücksicht auf die Anwesenheit des Christensultans der Muezin in der letzten Nacht den Gebetruf unterließ, verwunderte sich Friedrich II. und rügte es öffentlich. Lange hat dies Verhältniß aber nicht gedauert. Vor dem Anrücken der Mongolen flüchteten die Christen, wurden zum Theile noch eingeholt auf dem Wege nach Ramle hinab und tausendweis niedergeschlachtet. Das Innere der Grabeskirche ward verwüstet, die Gräber der christlichen Könige wurden erbrochen und ihre Gebeine verbrannt. Seitdem die osmanischen Türken im Lande sind, wird nichts mehr vernichtet, wohl aber Alles, auch die moslimischen Heiligthümer, dem langsamen Verfall überlassen.

Es ist einer der interessantesten und instructivsten aller Spaziergänge im allernächsten Bereiche der Stadt, wenn man den Schauplatz dieser Kämpfe näher in Augenschein nimmt. Zwar die Mauer selbst stammt aus verhältnißmäßig späterer Zeit — aus jener Sultan Sulejman's II. — ihre Richtung und topographische Lage gibt aber gleichwohl ein vorzügliches Bild, wie und wo diese Kämpfe sich abgespielt haben dürften. Also zunächst die Mauer. Sie ist ihrem

ganzen Umfange nach nicht ganz 6000 Schritte lang, kann also in einer Stunde leicht begangen werden. Sie ist verschieden hoch, im Norden oft nur 20, höchstens 30 Fuß, im Osten und Süden 40, 50, ja selbst 80 Fuß und darüber. Vom höchsten Interesse ist der Theil der Stadtmauer, welcher die östliche und südliche Einfassung der



Grab David's.

Tempelplatte bildet, und die sich daranschließende Westseite der Substructionsmauer dieses Platzes. Während die Mauer im Westen und Norden aus Steinen von gewöhnlicher Größe besteht, findet man hier in der Umfassungsmauer der Tempelterrasse behauene Blöcke von so

riesigen Dimensionen eingefügt, wie es kein neuerer Bau, und mit einer einzigen Ausnahme (die Mauern von Baalbek in Mittel-Syrien) auch kein Bauwerk des Alterthums zeigt. Besonders groß sind diese Quadern, welche in der Regel längliche Vierecke darstellen, auf der Ostseite zwischen dem (wie wir vorher gesehen haben, vermauerten) Goldenen Thor und der Südostecke der Stadtmauer, an einigen Stellen der Südseite, gleichfalls nicht weit von der Südostecke, und am Klageplatz der Juden. Dort an der Ostseite findet man auch die horizontal wie ein Kanonenrohr aus der Mauer hervorstehende Säule, auf der nach arabischer Ueberlieferung Mohammed einst reiten wird, wenn er am jüngsten Tage die im Thale Josaphat versammelten Menschenseelen richtet. Auf der Südseite begegnet man ebenfalls bis hoch hinauf Quadern von gewaltiger Größe. Weiter folgt eine Reihe von vermauerten Thoren. Da die Gelehrten alle diese gewaltigen Mauern als uralt und zweifellos aus Salomons Zeiten stammend erklären, so haben wir die Nutzanwendung daraus, daß die Mauern gerade hier (im Bereiche der Aksa-Moschee), wo während des Sturmes auf Jerusalem am blutigsten gekämpft wurde, ihrer Hauptanlage nach im Laufe der Zeiten sich gar nicht verändert haben.

Was die Lagerplätze des Kreuzfahrer-Heeres betrifft, so fällt deren vorzügliche Lage zu Angriffen auf die Stadt auf. Im Westen, oder eigentlich im Nordwesten des Mauerwalles, breitet sich ein geräumiger, abgeplatteter Höhenrücken aus, der bis an die Stadtecke beim Josephinus-Thurme heranrückt. Offenbar war dies die Annäherungs-Direction der westwärts von Jerusalem aufgestellten Heeresabtheilungen, da an der eigentlichen Westfront in Folge des Vorhandenseins der Thalsenkung, welche zum Hinnonsthale sich erweitert, an ein Gelingen des Angriffes mit Thürmen und Leitern nicht zu denken war. Heute ist diese ganze Höhenplatte — russischer Boden. Innerhalb des großen Hofes liegt eine ganze Bautengruppe: ein trefflich eingerichtetes Spital mit der Apotheke und der Wohnung des Arztes, sodann das Missionshaus mit den Wohnungen der Geistlichen, des Archimandriten, und Gastzimmern für vornehme Pilger. Man sieht hier ferner das russische Consulat, hinter welchem nördlich das große Gebäude für die weiblichen Pilger liegt. Das stattlichste Bauwerk ist die Kathedrale, welche

in der Mitte des Hofes steht. Sie ist geräumig und im Innern prächtig ausgeschmückt. Außerdem besitzt diese Colonie Pilgerherbergen, in denen über tausend Pilger gleichzeitig untergebracht werden können. Das ganze Anwesen, das sich außergewöhnlich stattlich repräsentirt, wurde in den Jahren 1860—67 fertiggestellt.

Im Norden der Stadt, d. i. vor dem Damascus-Thore, dort also, wo die hohen Reisenden nach ihrer Ankunft ein kleines Zeltlager improvisirten, ist viel mehr Raum zur Aufstellung eines Heeres vorhanden. Auch die Römer, und sowohl vor wie nach ihnen andere Eroberer, haben dort gelagert. Merkwürdiges ist weiter nichts an dem Platze, obwohl man dem Kronprinzen die Grotte zeigte, in der der Prophet Jeremias seine Klagelieder geschrieben haben soll. Den hohen Reisenden interessirte hier besonders eine große Cisterne mit pfeilergestützter Wölbung und Oberlicht. Noch einen zweiten unterirdischen Raum gibt es in diesem Bereiche, und zwar unmittelbar im Süden jenes Hügels, auf dem man die Zelte aufgeschlagen hatte. Diese Grottenräume sind sehr merkwürdig. Man tritt unweit des Damascus-Thores in dies großartige unterirdische Verließ, das sich weit unter dem Boden des nördlichen Stadttheiles von Jerusalem hinzieht. Die Araber nennen diesen Raum die „Baumwollen-Grotte“. Erwiesen ist, daß wir es hier mit einem Steinbruche zu thun haben, der schon zur Zeit der Römer bestand. Wiederentdeckt ward der Raum erst vor dreißig Jahren. Wir haben an anderer Stelle darüber berichtet, wie ein Theil der Bewohnerschaft beim Eindringen der Legionen des Titus sich in diese unterirdischen, durch Pfeiler aus natürlichem Gestein gestützten, wohl aber schutt- und trümmererfüllten Gelasse flüchtete.

Bei der Entdeckung wurden zahllose Gerippe gefunden, was zur Annahme führte, daß man es hier mit einer Art von Katakomben zu thun habe. Die Anlage des Ganzen, sowie die historische Forschung in Sachen der Zerstörung Jerusalems durch Titus haben den wahren Sachverhalt endgiltig festgestellt.

* * *

Wir stehen auf der Höhe von Zion und genießen ein merkwürdiges Bild. Vor uns erheben sich, grau und weiß in der März-

sonne glänzend, die von Herodes erbauten Trutzthürme, dann di Kaserne Saladin's, der Palast eines lateinischen Priesters, ein jüdischer Wechslerladen, eine englische Missionskirche. Die Schattengestalten aller Zeiten scheinen an diesen Bauten vorüberzuschweben. Jenseits der Kaserne Saladin's steigt auf der nach Süden gehenden Mauerlinie das runde, asiatische Minaret einer Moschee empor; im Schatten anstoßender Thürme liegen die grünen, verödeten Plätze des armenischen Gartens, während weiter im Hintergrunde der tiefe Teich Hiskius sich verbirgt, aus dessen Wasser einige reich verzierte Säulen von unbekanntem Alter hervorragen. Nach diesem großen Teiche zu gehen die Fenster eines koptischen Klosters und einer deutschen Herberge. Oestlich und nördlich von dem Teiche stehen der Calvarienberg, Golgotha, die Kirche des heiligen Grabes. Schaut man von den Zinnen des Davids-Thurmes den Abhang von Zion hinab, so fällt das Auge auf das armenische Kloster, auf das Hospiz St. Johannis, einst der stolze Heimsitz der Tempelritter, jetzt eine gestaltlose Ruine; ferner auf den moslemischen Bazar, auf den Klageplatz der Juden, auf die Tempelplattform mit ihrem Gartengrün und der dunklen Riesenkuppel, den marmornen Einfassungsmauern des Haramplatzes — all' dies umrahmt von den Bergen Skopas und Oelberg, zwischen denen eine Einsattlung den Ausblick auf das ferneliegende Todte Meer gestattet.

Alle Befestigungen wurden von David bis auf Saladin - will man von der „Burg Antonia" absehen — immer im Westen und Norden, das heißt im Bereiche des heutigen Jafa-Thores, aufgeführt. Es ist nicht die höchste Stelle innerhalb der Stadtmauern, denn ein alter Thurm innerhalb der saracenischen Mauer dominirt ihn. Aber diese modernen Mauergürtel ziehen sich beträchtlich über den älteren hinaus und schließen zum Theil jenes hohe Terrain ein, von welchem beispielsweise Nebukadnezar die Stadt angriff, und das man noch immer unter der Bezeichnung des „assyrischen Lagers" kennt. Zion war die Stadt Jebus, also die urälteste Stadtanlage der Jebusiter, sie war später der Sitz Davids und der Söhne Davids. Hier vollendete Herodes seine drei großen Vertheidigungsthürme: Hippicus, Jahnfälus und Marianne, und hier lag das Hauptquartier der römischen Macht.

Und welchen Eindruck mag der Beschauer bekommen, der seinen Blick längere Zeit auf der Moscheengruppe auf Moriah haften läßt? Dort erhob sich einst der Tempel Salomo's mit seinem Allerheiligsten; dort ertönten die Psalmen Davids, die Lieder für Jeduthun, die Hymnen der Kinder Korah, der Gesang vom goldenen Rosenspahn. Dort wohnte über der Bundeslade, zwischen den Flügelspitzen der

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!



Grab Maria's.

Cherubins, Jehova, der Gott Israels. Auf dem Gipfel des Oelberges, der dort über die Mauer blickt, weissagte er die Zerstörung, die bald über dieses Heiligthum hereinbrechen sollte. Auf dem Tempelplatze war's, wo die letzten Kämpfe der großen jüdischen Revolution unter

dem weltbeherrschenden Schwerte Roms blutend verstummten. Hier würgten sich im grausigen Gemetzel Kreuzfahrer und Saracenen, bis der Islam endlich das Kreuz verdrängte. Der heilige Berg der „Stadt des Friedens“ war Jahrhunderte hindurch mit geringen Unterbrechungen der Schauplatz des furchtbarsten Streites. Wolke auf Wolke, Strom auf Strom wälzten sich die Völker aller Länder über ihn hinweg. Flammen umloderten ihn, Blutbäche rieselten zwischen seinen Räumen, bis der Vulcan, den sein Schooß barg, ausgetobt hatte.

Es ist jetzt still auf dem Moriah. Nur der Muezim, der vom Minaret der Ascha zum Gebet ruft, und die Kinder der Rechtgläubigen, die auf den Rasenplätzen der Tempelterrasse spielen, unterbrechen die feierliche Ruhe, die über das alte Schlachtfeld gebreitet ist. Die alte Erinnerung aber ist lebendig, sie verblaßt nicht. Wir brauchen nur einen Blick über die hohen Mauern im Südwesten des Tempelplatzes zu werfen, um dessen bewußt zu werden. Was ist das für ein Schauspiel? Es sind ganze Schaaren unter freiem Himmel: weißbärtige Greise in seltsamen Trachten, Männer und Knaben und Frauen. Alle kehren die Gesichter der gewaltigen Mauer zu; einige küssen sie, andere stoßen schreiend den Kopf dagegen, wieder andere halten sich gegenseitig an der Wand empor, um durch die Löcher und Ritzen in den unzugänglichen Raum, wo das Haus Jehovas stand, zu schauen. Die Frauen kauern, in weiße Mäntel gehüllt, am Boden und stoßen von Zeit zu Zeit ein gemeinsames Jammergeschrei aus. Die Mehrzahl der Männer murmelt aus heiligen Büchern Gebete — Gebete um die Wiederkehr der alten Herrlichkeit, die nie Erhörung finden werden, denn die seltsamen Schaaren sind, wie der Leser längst errathen haben dürfte, — jerusalemitische Juden, die auf ihrem uralten Klageplatz versammelt sind. Aber sie rufen um Trost und Hilfe zu tauben Steinen, denn der Heilige Israels hat seine Wohnung verlassen und nie wieder wird ein Hohepriester seine Räucherpfanne auf den heiligen Fels stellen.

Und während unser Auge über die grünen Kronen zum moslemischen Tempel schweift, wird's lebendig auf der Terrasse. Eine längst entschwundene Welt taucht aus dem felsigen Boden. Wir sehen Salomo, wie er die Steine, Cedernbalken, das edle Metall und Eisen, welches bereits sein Vater David gesammelt, herbeischleppen läßt, um

das Wunderwerk zu vollbringen. Es geschieht mit Aufgebot ungeheuerer Kräfte: 70.000 Lastträger und 80.000 Steinhauer sind neben 10.000 zum Frohndienste Gezwungenen bei der Arbeit. Bald erhebt sich der Bau in lichte Höhe, ein Bau, ganz aus fertigen Quadern, mit herrlicher Vorhalle, darinnen zwei Säulen aus Erz. Hieran schließend der Raum des Heiligen und weiter das Allerheiligste. Aus der wenig tiefen Vorhalle tritt man in den ersteren Raum. Die Thüre ist von Cypressenholz mit Schnitzwerk, Cherubs, Palmen und aufbrechende Blumen darstellend, und vergoldet. Erhellt wird dieser Raum durch Leuchter, deren fünf auf jeder Seite stehen. Völlig dunkel aber ist zu hinterst der ganz mit Gold überzogene Raum des Allerheiligsten, wo die Bundeslade zwischen zwei kolossalen vergoldeten Cherubgestalten steht. Von dem Brandopferaltar aber wirbeln Rauchsäulen empor, die sich immer dichter zusammenballen, bis Flammen emporschießen und der ganze Wunderbau von Marmor und Gold prasselnd in Nichts zerfällt.

Wir sind wieder in der nüchternen Alltagswelt und mit der Vision ist's vorbei. Von der Klagestätte der Juden aber klingt ein tiefseltsamer Trauergesang herüber. Es ist einer jener uralten Wechselgesänge, deren einen wir bereits gehört haben. Ergreifender als er ist der Choral, den wir diesmal vernehmen:

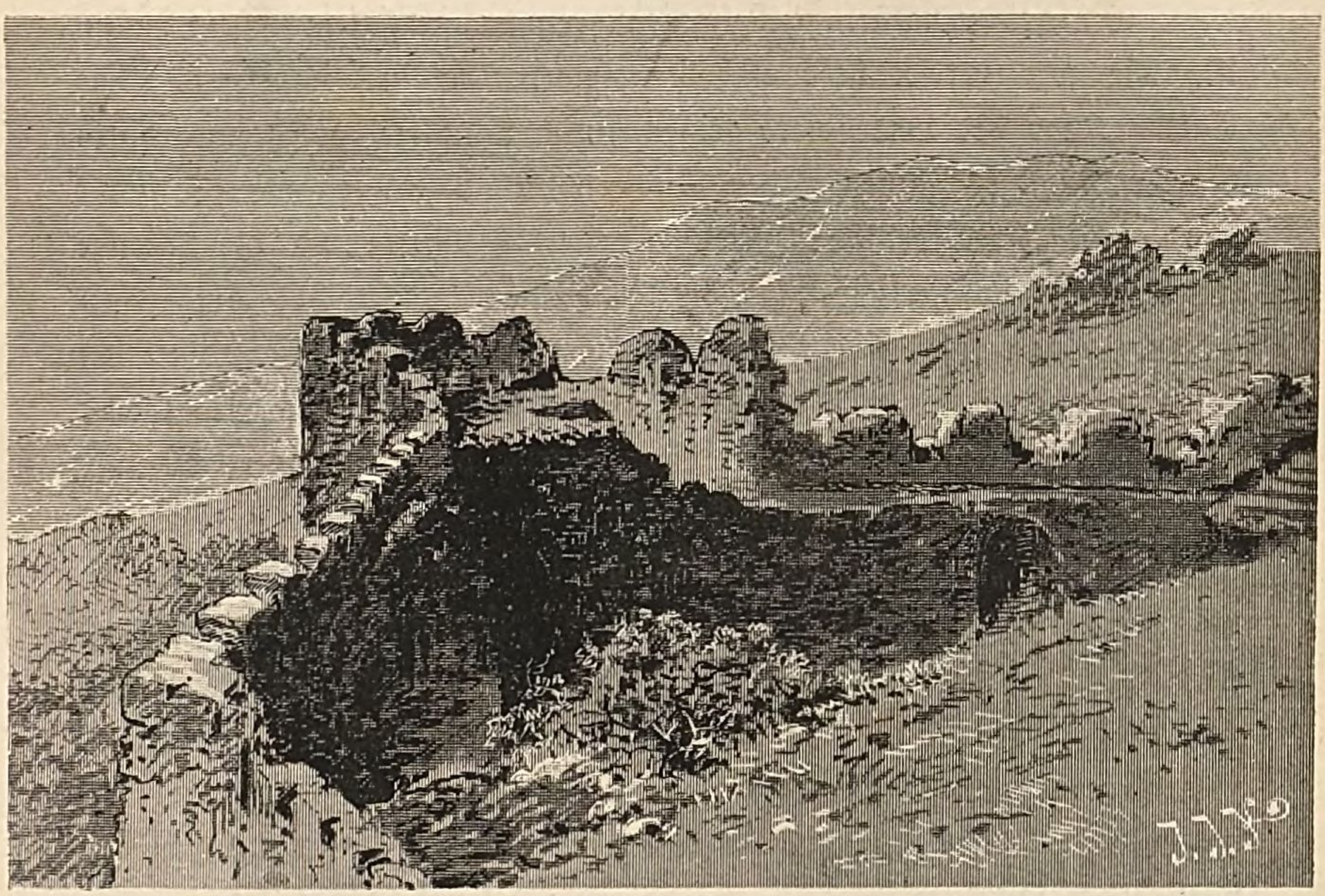
Vorsänger: Wir bitten dich, erbarme dich Zions —
Volk: Sammle die Kinder Jerusalems.
Vorsänger: Eile, eile, Zions Erlöser —
Volk: Sprich zum Herzen Jerusalems.
Vorsänger: Schönheit und Majestät mögen Zion umgeben —
Volk: Ach, wende dich gnädig zu Jerusalem.
Vorsänger: Möge bald das Königreich über Zion wieder erscheinen —
Volk: Tröste, die trauern über Jerusalem.
Vorsänger: Möge Friede und Wonne einkehren in Zion —
Volk: Und der Zweig aufsprossen in Jerusalem.

Und der Choral verrauscht. Im Ohre aber liegen uns die hehren Worte „Zion“ und „Jerusalem“ noch lange, bis sie das Lärmen des brausenden Lebens im Volksgewühl der jerusalemitischen Gassen verschlingt.

* * *

Wir haben gelegentlich erwähnt, daß Jerusalem keine Stadt des Vergnügens, des weltlichen Lebens sei. Auf Schritt und Tritt verfolgt uns die Sage, die Legende, oder die heilige Tradition, und wer Alles sieht, Alles beachtet, jede Localität besucht, der macht hier in ähnlicher Weise einen praktischen Cursus der Bibel durch, wie er im Nilthal einen unvergleichlich interessanten historischen Cursus durchmacht. Was interessanter, ist Sache des Geschmackes, der individuellen Stimmung, des Gefühls oder Charakters. Sicher ist, ohne in den Ton der landläufigen Frömmelei zu verfallen, daß die religiöse Weihe, welche über der Heilandsstadt liegt, den Besucher derselben läutert und erhebt — vorausgesetzt, daß er mit den Bewohnern in nicht zu intimen Contact geräth. Wohin dieses Letztere führt, hiezu haben wir einen Maßstab, wenn wir die abscheulichen Scenen in der Grabeskirche am Charsamstage Nachmittags in Erinnerung bringen. Ueberdies schließt auch der heiligste Ort der Erde den allerunheiligsten Speculationsgeist nicht aus. Gebenedeite Orte müssen Zinsen tragen — so wollen es die Repräsentanten aller Religionen. Im Moscheehofe zu Mekka, wo der Paradiesquell Zomzem sein nichts weniger als süßes oder wohlschmeckendes Wasser spendet, bedarf es einer wohlgefüllten Börse, um eines Labetrunkes theilhaftig zu werden. Wie hoch in der heiligsten Stadt der Mohammedaner die allgemeine Prellerei steht, beweist das altarabische Sprichwort: „Traue deinem Nachbar nicht, wenn er in Mekka gewesen.“ Sind die Pilger fort, dann machen die biederen Mekkaner ihre Cassen-Bilanz und lächeln zu der Thorheit der Ekstatiker. Aehnlich verhält es sich anderwärts. In den schiitischen Wallfahrtsorten im untern Euphratthale, in den Mausoleen der Passionsstätten Kedschef und Kerbela liegen ungeheure Reichthümer aufgehäuft, welche von Jenen herbeigeschleppt werden, die des Paradieses sicher sein wollen. Die Schlüssel zu den Schatzkellern hat aber die türkische Behörde, und sie weiß offenbar warum. Ueberdies langen dort förmliche Leichenkarawanen an, escortirt von Verwandten oder Freunden der Heimgegangenen, die für diese ein letztes Ruheplätzchen in der heiligen Erde, auf der] die Märtyrer Hassein und Ali geblutet haben, erwerben wollen. Ein solches Plätzchen, ein Raum, der häufig so wenig tief ist, daß schon in der ersten Nacht die Hyänen die Leiche

ausgraben — ein solches Plätzchen kostet aber heidenmäßig viel Geld, denn die „Heiligkeit will bezahlt sein". Der struppige Derwisch, der am „Grabe der Eva" — das, beiläufig bemerkt, über 100 Schritte lang ist — Wache hält, reicht uns seine Hand dar, damit man in sie einige Piaster gleiten lasse. Und, um gerecht zu sein, welchen Sinn haben jene fabelhaften Schätze, welche wir anderwärts, sagen wir es offen heraus: in europäischen Gnadenorten angehäuft finden? Wozu die Pracht in den Reliquienschreinen zu Loreto, die juwelenblitzenden



Berg des bösen Rathes.

Gewänder der Gottesmutter, die Edelsteine und Perlen, die kostbaren Majoliken, Monstranzen, Diamanten-Colliers, Gold- und Silbergeräthe, die man in einer langen Reihe von Schränken aufgespeichert findet? Die „Heiligkeit will bezahlt sein".

In Jerusalem ist diese Art von Speculation wenig ausgebildet. Sie würde zweifellos hier noch anwidernder wirken, als an anderen Orten. Wer Geschenke spenden will, spendet dieselbe der Grabeskirche, mehr hat man nicht nöthig. Uebrigens ist in Jerusalem jeder Stein,

jeder Fuß breit Erde geheiligt und an eine systematische Einhebung des „Pietäts-Zolles" somit nicht zu denken. Man wandelt ungestört von Legendenort zu Legendenort und kann die Schatten der Vergangenheit ohne den Commentar eines aufdringlichen und trinkgeldbedürftigen Cicerone an sich vorübergleiten lassen.

Wie es in der Natur der Sache liegt, sind solche Plätze die interessantesten in Jerusalem, einfach deshalb, weil wir die betreffenden Namen und Vorfallenheiten mit der Muttermilch eingesogen haben und von Kindesbeinen an in unserem Gedächtnisse herumtragen.

Der größte natürliche Reliquienschrein auf jerusalemitischem Boden ist, wie wir bereits hervorgehoben haben, die Via dolorosa. Die Caserne, wo der Leidensweg seinen Anfang nimmt, wird uns durch die Tradition als der Ort des Richterhauses bezeichnet, wo das Volk das erste „Kreuzige ihn!" rief. Weiterhin macht uns die Legende auf den Ort aufmerksam, wo die Kriegsknechte Jesu das Kreuz auflegten. Dann folgt eine kleine Capelle, die nach der Sage auf der Stelle erbaut ist, an der der Heiland gegeißelt wurde. Dreißig oder vierzig Schritte weiter halten wir vor einem, die Gasse überwölbenden Spitzbogen mit einem kleinen Häuschen an — es ist die Stätte, da Pilatus rief: „Sehet, welch' ein Mensch!" Dann kommen: der Ort, wo Jesus, unter der Last des Kreuzes zusammenbrechend, sich an eine Wand lehnte und hier — den Eindruck seiner Schulterblätter zurückließ; der Ort, wo dem abermals Fallenden die heilige Veronica ihr Taschentuch reichte, damit er sich den Schweiß abtrockne, bei welcher Gelegenheit ein Porträt von ihm auf dem Tuche zurückblieb u. s. w.

Natürlich ist auch die Grabeskirche voll von solchen, durch die Legende geheiligten Plätzen. Neben der bereits erwähnten Marmorplatte, auf welcher Josef von Arimathäa den vom Kreuze abgenommenen Jesus gesalbt hat, in der Capelle, welche das heilige Grab umschließt, zeigt man die Stelle, wo der Engel saß, der den trauernden Frauen die stattgefundene Auferstehung meldete. Geht man von dieser Capelle durch die Arkaden des nördlichen Theiles der Rotunde, so gelangen wir in die halbdunkle Franciscaner-Capelle, auf deren Fußboden ein Marmorstern den Punkt anzeigt, wo der Auferstandene der

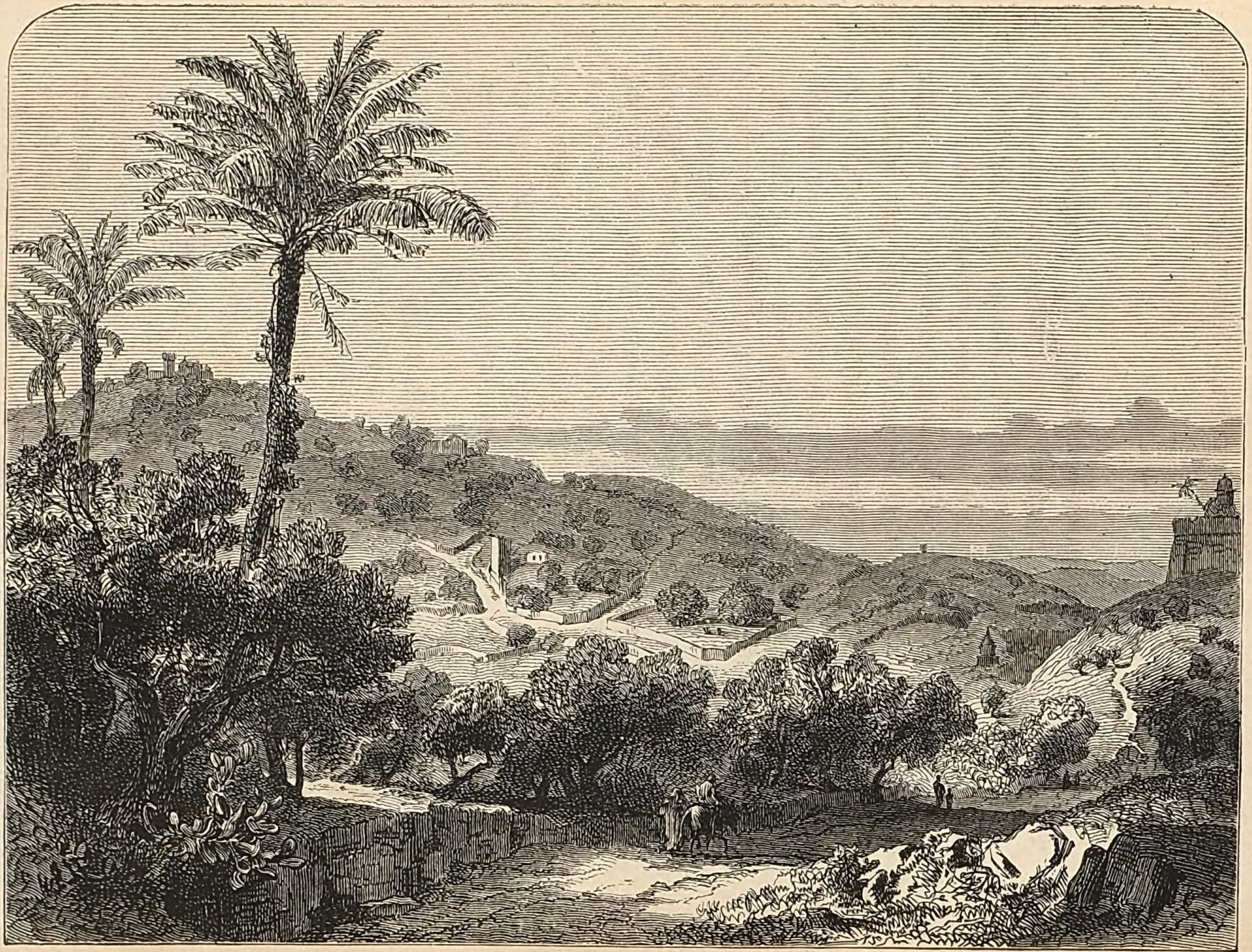
Maria Magdalena als Gärtner erschien. Gleich daneben, einige Stufen höher, war's, wo er seiner trauernden Mutter erschien; wieder ein paar Schritte davon sieht man hinter einem Gitter die eine Hälfte der Marmorsäule, an der er gegeißelt wurde, und nicht weit davon sieht man die Nische, in der man ihn in Verwahrung hielt, bis das Loch zur Aufstellung seines Kreuzes gegraben war.

Damit sind wir aber noch lange nicht fertig. Rings um den Griechen-Chor läuft ein halbrunder Gang, der eine ganze Menge von Legendenorten birgt. Man zeigt die Capelle jenes Kriegsknechtes, der den Gekreuzigten mit einem Speere durchstach; dann die Capelle, wo die römischen Soldaten um die Kleider Christi würfelten. Dreißig Stufen tiefer stößt man auf den Raum, — eine Felsengrotte — wo die fromme Kaiserin Helena das Kreuz Christi und die der beiden Häscher fand. Bekannt ist, daß damals auch Dornenkrone, Nägel und dergleichen gefunden worden sein sollen. Auch die Säule, an der stehend dem Heiland die Dornenkrone aufgesetzt wurde, ist zu sehen. Daß auf Golgotha selber, der nun ganz in Marmor gekleidet ist, der Platz, wo Jesus ans Kreuz geschlagen wurde, ganz besonders kenntlich gemacht wurde, versteht sich von selbst. Ueber dem Loche, in welchem das Kreuz stand, sieht man eine Silberplatte mit der Inschrift: „Hier bewirkte Gott, unser König, vor Jahrhunderten das Heil im Mittelpunkte der Welt." Nicht weit davon ist ein Riß, der Rest jenes Spaltes, der nach dem Verscheiden des Gottessohnes in Folge eines Erdbebens entstanden ist.

Wenn der freundliche Leser glaubt, mit dem Besuche der eben aufgezählten Legendenorte seinen Tribut an die Heilandsstadt abgezahlt zu haben, da geht er gewaltig irre. Wir befinden uns erst am Beginne unseres praktischen Cursus im Studium der Passionsgeschichte. Begeben wir uns zunächst vor das Zionsthor. Dort steht im armenischen Kloster ein Häuschen, das als dasjenige des Kaiphas bezeichnet wird. Weiter draußen, ganz im Freien, ist eine Capelle, wo Petrus weinte, als er Jesum verleugnet hatte. Jetzt stehen um diese Capelle einige Oelbäume und von dem freien Platz hat man einen Ausblick auf den gegenüberliegenden „Berg des bösen Rathes", wo der sogenannte „Judasbaum" steht, an dem der Verräther selbst Hand an sich legte.

Hier läßt uns aber die Legende in Stich, denn der Baum ist höchstens — 200 Jahre alt. Gehen wir weiter. Vor dem Zionsthore zeigt man auch das Sterbehaus der Gottesmutter; es liegt hart neben dem Davidsgraben. Sonst ist aber hier der Boden verhältnißmäßg brach. Wir müssen also in das nördliche Quartier hinüber, wo wir gleich nach Querung der Via dolorosa auf neue geheiligte Plätze stoßen: so unweit des Damascus-Thores das Haus, wo sich die Geschichte mit dem „reichen Manne" und dem sterbenden Lazarus zugetragen haben soll. Nicht weit hievon, angeblich in dem innerhalb der Mauer befindlichen Theil der Bezetha, wird das Haus jenes Pharisäers, Namens Simon, gezeigt, wo Maria Magdalena Buße that. Zu dieser profanen Erinnerung gesellt sich eine zweite: das Haus des Urias und das Bad der Bathseba, beide unweit der Citadelle. Dann wären aber noch summarisch zu erwähnen: das Haus des Apostels Marcus; die Stelle, wo Maria bei ihrer Himmelfahrt den Gürtel verlor; die Stelle, wo Stephanus gesteinigt wurde und der Platz, wo Maria der grausamen Procedur zugesehen haben soll; dann die Stelle, wo Christus den Aposteln das Vaterunser lehrte, wo er über Jerusalem weinte — letztere beide übrigens nicht in der Stadt, sondern auf dem Oelberge gelegen. Gezeigt werden auch noch das Haus des ungläubigen Thomas, das des Hohenpriesters Zacharias und der Ort der Enthauptung des Apostels Jacobus.

Wir denken, der freundliche Leser hat genug von dieser Menge heiliger Erinnerungsstätten. Man darf aber nicht vergessen, daß bei der räumlichen Beschränktheit Jerusalems wenige Stunden genügen, um sämmtliche Legendenorte, wenigstens die in der Stadt oder unmittelbar dabei liegen, eingehend zu besichtigen. Sie verstellen dem Wanderer ohnedies alle Augenblicke da und dort den Weg und drängen mit ihren gewissermaßen classischen Erinnerungen sich in die profane Alltäglichkeit herein. Uebrigens liegt der Reiz solcher Punkte weniger darin, daß man sie programmmäßig aufsucht, sondern vielmehr in dem zufälligen Zusammentreffen mit denselben. Freilich ist dieses Letztere ohne Führung unmöglich. Unsere Reisenden entbehrten aber dieselbe in keiner Richtung, und so gestaltete sich jeder Spaziergang, jeder Rundgang, ja fast jeder Schritt im jerusalemitischen Gassengewirre



Der Oelberg.

interessant und lehrreich, der Anregung und beschaulichen Betrachtung hiebei nicht zu gedenken.

* * *

Ein warmer Frühlingsmorgen dämmert über Jerusalem herauf. Im Osten, wo die Terrassenflucht der Tempelplatte in das Thal Josaphat abtaucht, ragen die Gipfel des Oelberges über die heilige Stadt und der blaue Schatten des ganzen Höhenzuges taucht das geheimnißvolle „Todtenthal“ in ein magisches Helldunkel. Dann spielen die ersten Morgenlichter um die heiligen Scheitel und hell schimmern Minaret und Mauern des Oelbergdorfes Kefr-et-Tur, wo die „Himmelfahrtscapelle“ liegt. Wenn der Glühschein der Morgensonne vollends über die Höhe emporloht, dann erglänzt das heilige Jerusalem selber in einem Meere von Licht und die goldenen Glaubenszeichen funkeln als Geschmeide an diesem Hochaltare der Welt. Nun ist auch Licht im Thale Josaphat. Die Oelbäume, zum Theile uralte Exemplare, schütteln den Morgenthau ab, auf dem Bergesabhange glitzert es, wie von Demantfunken und das düstere Todtenthal ist seiner Grauen entkleidet. Zwar erscheint es im Vergleiche zu dem sonnigen Bilde ringsum öde und verlassen; nur ein Kirchlein am Wege und ein von Mauern eingefriedeter Garten beleben das Bild, das sonst nur Gräber, Trümmerwerk und steinige Halden aufweist.

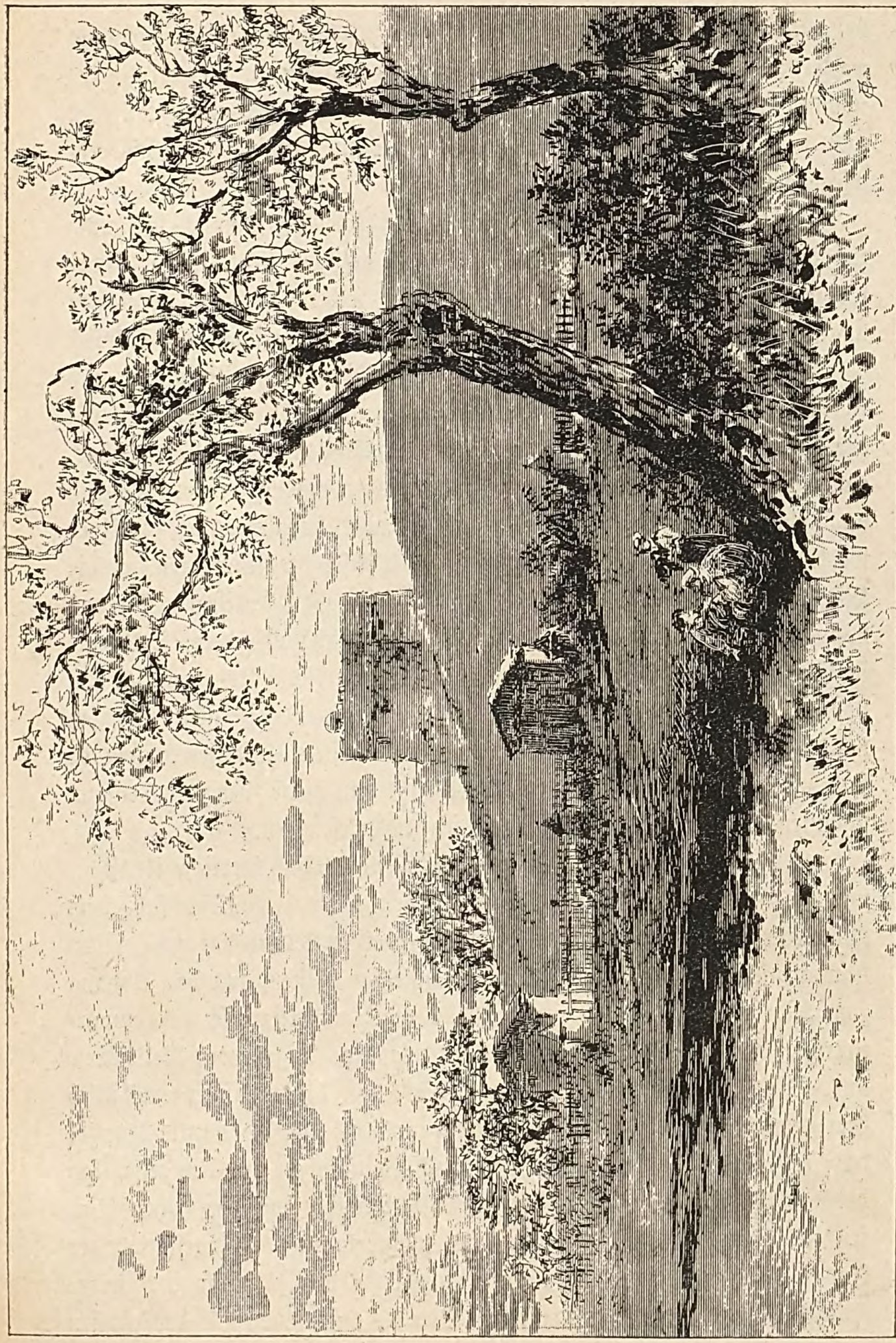
An einem solchen lieblichen Frühlingsmorgen ritten die hohen Reisenden beim Stephansthore hinaus, um den Oelberg zu besuchen. Es ist der beliebteste Ausflugsort eines jeden Jerusalem-Pilgers, denn abgesehen von den zahlreichen Legendenorten, die auf dieser kurzen Excursion sein Fuß betritt, ist kein Punkt in der Umgebung Jerusalems besser zu einem Gesammtüberblick der ganzen jerusalemitischen Landschaft geeignet, als gerade jener, von dem aus nach der Tradition der Erlöser seine Himmelfahrt angetreten haben soll ... Hat man das Stephansthor hinter sich, so neigt sich der Abhang in das schmale und tiefe Kidron-Thal hinab. Es war einst viel breiter und gewiß auch tiefer, denn was jetzt Abhang ist, ist eine gewaltige Schuttmasse, die sich im Verlaufe der Jahrtausende längs der Terrassenmauer emporgestaut hat. Das Rinnsal selber ist ganz und gar in dieser gewaltigen Schutt-

halde vergraben. Nun ist sie, namentlich knapp unter der Mauer und in unmittelbarer Nähe des vermauerten Goldenen Thores, dicht mit moslimischen Gräbern besetzt. Die Straße, die in das Thal hinabführt, ist gut, macht aber einen kleinen Umweg nach Nordosten hin, während ein kürzerer, aber steiniger Pfad direct zur Brücke führt, die in einem Bogen das Thal übersetzt. Hat man sie zurückgelegt, so steht man unmittelbar vor der Grottenkirche, in welcher die Gottesmutter von den Aposteln begraben wurde, um nach drei Tagen ins Paradies entrückt zu werden.

Es war selbstverständlich, daß die Reisenden hier ihre erste Station machten. Die Legende hat sich ohnedies eines jeden Fleckchens Erde bemächtigt und zeigt hier den Stein, von dem aus Maria der Hinrichtung ihres Sohnes zusah, dort den Teich, wo sie zu baden pflegte, ein Stück weiter endlich die Stelle, wo sie in den Himmel emporfuhr und bei dieser Gelegenheit ihren Gürtel zu Händen des Thomas fallen ließ. In die Grabkirche der Maria führt eine breite und ziemlich lange Marmortreppe hinab. Auf der Mitte derselben zeigt man zwei Nischen, die Grabstätten der Eltern Mariens und die des Joseph; von der letzten Stufe tritt man in einen viereckigen Raum, der noch ein Stück über die Treppe hinausgeht und hier einen Altar hat, an dem ein Sarkophag, bedeckt mit einer weißen, schwarzgeränderten Marmorplatte, als das Grab der Gottesmutter, der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt ist. Eine Menge von Hängeampeln, Lampen und Straußeneiern dienen als decorativer Aufputz.

Nach der Mariengruft besichtigten die Reisenden die sogenannte „Schweißhöhle", den Ort, wo Jesus in der Nacht vor seiner Gefangennahme Blut schwitzte — jetzt eine kleine Capelle, in der die Franciscaner des Salvatorklosters fleißig Messe lesen. Fast knapp daran schließt ein Plätzchen, das zu den besuchtesten in der näheren Umgebung Jerusalems gehört. Es ist dies der Garten Gethsemane, ein Ort, den die Legende ganz besonders geheiligt hat. Die Franciscaner, welche auf den hohen Besuch vorbereitet waren, empfingen die Reisenden ehrfurchtsvoll an dem kleinen Pförtchen, das in den mauerumfriedeten Raum führt. Der Kronprinz war schon früher vom Pferde gestiegen und trat einen kurzen Rundgang zwischen den altehrwürdigen Oelbäumen an,

denen freilich die wichtigste Eigenschaft zur Vervollständigung des Eindruckes fehlt: die nämlich, aus der Zeit Jesu zu stammen. Sie sind allerdings sehr alt, vielleicht drei oder vier Jahrhunderte, und dieses immerhin respectable Alter prägt sich in der sichtbaren Schwäche der Baumriesen aus. Sie sind nämlich alle, acht an der Zahl, sammt und sonders geborsten und bedürfen der ausgiebigsten Unterstützung durch Steinaufdämmungen, um nicht zu stürzen. Natürlich ist mit der Thatsache, daß diese Oelbäume fast anderthalb Jahrtausende nach der Geburt des Heilandes diesem Boden entsprossen sind, keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen, daß ein Oelgarten schon von Alters hier existirt habe. Nur die Localität ist nicht ganz sichergestellt, was abermals begreiflich, wenn man erwägt, welche Stürme über Jerusalem seit dem Opfertod des Gottessohnes hinweggegangen sind. Titus, welcher die ganze Umgebung der Zionsstadt verwüstete, hat auch auf jenem Abhange des Oelberges, wo einst der Hain Gethsemane geschattet, kein Zweiglein geschont. Dann wissen wir, wie sich der freundliche Leser erinnern wird, daß die Kreuzfahrer sowohl zur Herstellung ihrer Belagerungsthürme, wie auch zum gewöhnlichen Gebrauche gar sehr an Holzmangel litten und das nöthige Material oft aus weiteren und weitesten Bereichen herbeischleppen mußten. In jene Zeit also fällt die zweite gründliche Säuberung der Partien um Jerusalem von allen Baumgewächsen. Trotz des wiederholten Verschwindens von Gethsemane braucht es indeß gleichwohl keiner übermäßig lebhaften Phantasie, um sich jene denkwürdige Stätte, wo der Heiland vor seinen Leidenstagen betete, von Judas verrathen und sodann gefangen genommen wurde, auf oder bei dem heutigen Gethsemane zu denken. Die Mauerumfriedung stammt erst aus den letzten Jahren und sie wurde von den Franciscanern deßhalb hergestellt, weil die zahlreichen Pilger nach ihrer gewohnten Art bei der Herbeischaffung von „Erinnerungszeichen" so vandalisch verfuhren, daß die Gefahr einer gänzlichen Ausplünderung des kleinen Haines nahe genug lag. Jetzt spenden die freundlichen Besucher, wenn auch nicht immer Oelzweige, die immer noch kostbar genug sind, um sie bündelweise abzugeben, wenigstens Blumen, an denen es in den Beeten zwischen den Baumriesen nicht mangelt. Natürlich machten die frommen Fratres diesmal eine Ausnahme und



Gethsemane.

bedachten die hohen Reisenden mit ebenso prachtvollen Oelzweigen als zierlichen Bouquets von Levkojen, Rosmarin und Rosen. Der Kronprinz nahm lächelnd die sinnige Gabe entgegen und den Spendern sollte es nicht an entsprechendem, im profanen Sinne gewiß noch schwerer wiegendem Entgelt fehlen.

Hierauf wurde der Ritt fortgesetzt. Von Gethsemane, das noch tief im Kidron-Thale und am Fuße des Oelberges liegt, ist ein mehrfacher Aufstieg möglich. Die Hauptstraße selber, die man verlassen muß, um empor zu kommen, zieht in großem Bogen um den Südfuß des Oelberges herum und ist der directe Weg nach Bethanien und Jericho. Der unmittelbare Aufstieg führt zunächst auf den mittleren der drei Gipfel, d. i. zu dem früher erwähnten Dorfe Kefr-et-Tur, einer höchst ärmlichen Niederlassung von höchstens einem Dutzend unansehnlicher Steinhütten. Der Ort ist aber hochansehnlich, weil er identisch mit der Stätte der Himmelfahrt Christi ist. Auch hier hat die Legende einen harten Kampf mit der Forschung zu bestehen. Da das Wunder selbst nach der Bibel nicht eigentlich auf dem Oelberge, sondern in der Nähe von Bethanien statt hatte, so wäre eigentlich von vornher jede Controverse ausgeschlossen. Die Legende ist aber zuweilen mächtiger, jedenfalls einflußreicher, als die klarsten Ueberlieferungen es sind, und es ist vielleicht ein Vortheil, daß jene den erhabensten, schönsten Punkt zu jenem Wunder sich auserlesen hat.

In der That, hier oben ist's gut weilen. Eine herrliche Aussicht, wie sie ergreifender nicht gedacht werden kann, erschließt sich dem Wanderer, der die Terrassen des Oelberges erklettert hat und neben dem armseligen Dorfe stille hält. Zunächst im Westen, wo der Abhang zum Kidron-Thale abfällt und jenseits die Tempelterrasse sich emporthürmt, breitet sich Jerusalem selber wie eine ungeheuere Reliefkarte aus. Die hohen Reisenden waren entzückt von diesem außergewöhnlich herrlichen Panorama. Ihren Blicken zunächst lag die dunkle Kuppel des Felsendomes mit den Kiosken und Bauminseln im Umkreise, lag der breit hingestreckte Complex der Aksa-Moschee mit der hohen Einfriedungsmauer dahinter — der uns wohlbekannten „Klagestätte" der Juden. Etwas weiter rechts (also nördlich) drängte sich der wirre Häuserknäuel des mohammedanischen Viertels zusammen, mit der großen

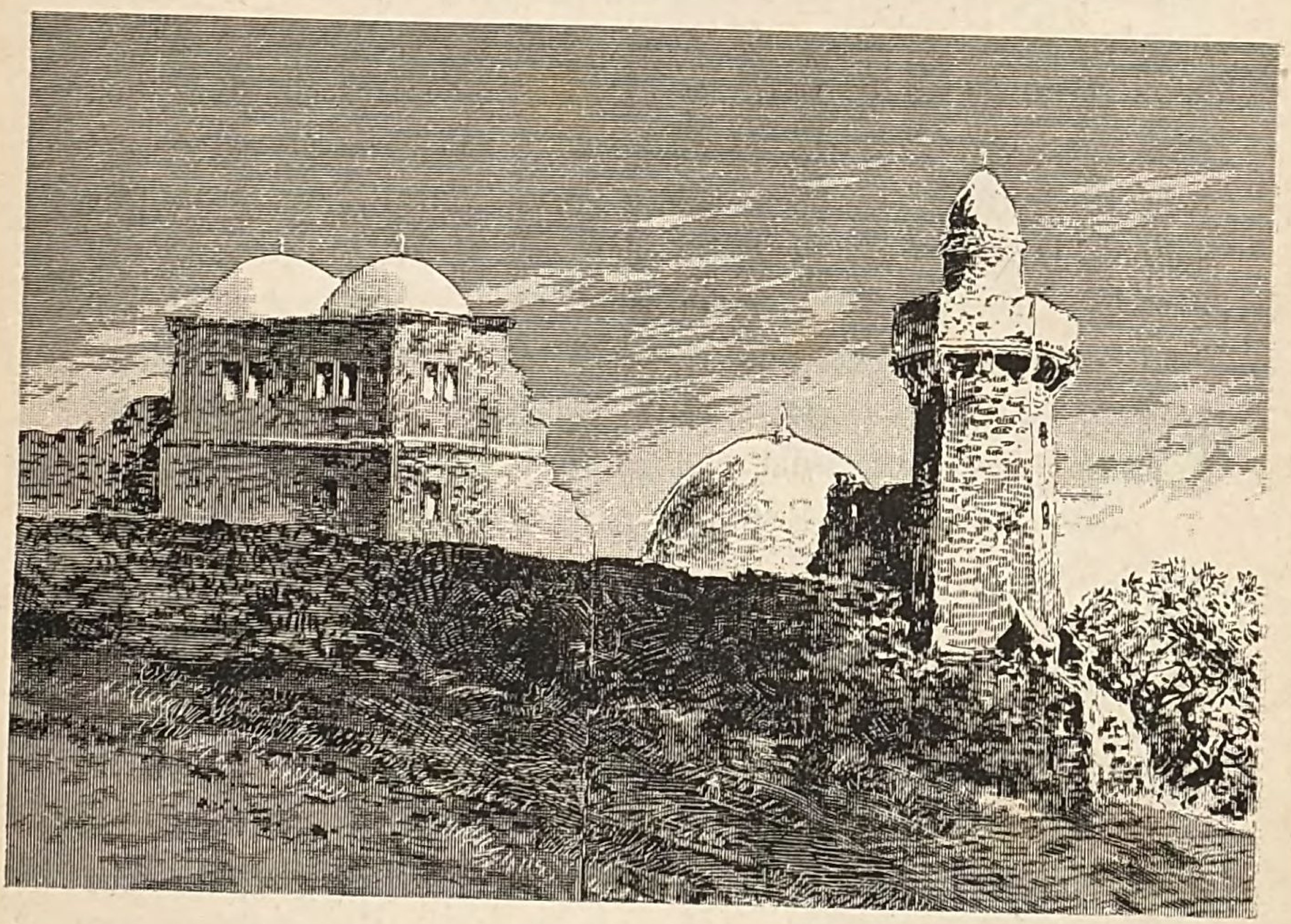
Kaserne gewissermaßen als Krystallisationspunkt am Rande der Tempelplatte, und folgten weiter die Ruinen der Maria-Magdalenenkirche mit den letzten Häusern im Bereiche der Wallmauer im äußersten Norden. Von dort her ragten hoch über Kuppeln und Minarets die weitläufigen Anlagen der russischen Colonie mit der vielkuppeligen Kirche herüber, während die etwas vereinsamte arabisch-protestantische Kirche abseits aus seiner Umrahmung von bleichem Olivengrün heraufgrüßte. Hinter den dunklen Bogengängen der westlichen Einfriedung des Haram-esch-Scherif liegt die eigentliche Stadtmasse ausgebreitet, eine dichtgedrängte Anhäufung von fast durchwegs kuppelgedeckten Häusern und Häuschen, nur ab und zu überragt von vereinzelten Palmen oder unterbrochen von den kleinen Garteninseln, grünen Flecken in der gelbgrauen Steinmasse. Im Hintergrunde ist das Städtebild abgeschlossen von der hochragenden Grabeskirche, dem unförmigen Davidsthurme und der Citadelle. Folgt man der Stadtumwallung nach links (also Süden hin), so streift der Blick noch die kleine Kuppel der armenischen Jacobskirche, oder die hohen fensterreichen Fronten der Synagoge der Aschkenasim und gleitet schließlich über die Zionshöhe in das Hinnom-Thal hinab, um von da wieder in das Kidron-Thal und zum Fuße des Oelberges zurückzukehren.

Die hohen Reisenden verweilten lange bei diesem herrlichen Bilde. Meister Pausinger's Stift hatte Arbeit in Hülle und Fülle. Lästig war nur der Andrang der Dorfbewohner von Kefr-et-Tur, die auch in gewöhnlichen Zeiten berüchtigt sind wegen ihrer Zudringlichkeit. Aber die Wachmannschaften machten rascher, als den Leuten recht sein mochte, Ordnung. Der Kronprinz verfügte sich direct in die Himmelfahrtscapelle, die inmitten eines umfriedeten Raumes liegt, durch den ein Pflasterweg führt. Die Capelle ist achteckig und enthält in ihrer Mitte einen trommelartigen Aufsatz, der von einer kleinen Kuppel überwölbt wird. Die Trommel deutet die Stelle an, von der Christus in den Himmel aufgefahren ist. Auch wird — wie im Felsendome die Fußspur Mohammeds — hier oben jene des Heilands gezeigt. Nach unseren früheren Bemerkungen über die Stelle, welche mit dem Himmelfahrtswunder in Verbindung gebracht wird, erscheint eigentlich jede weitere Auseinandersetzung hinsichtlich des Legendenortes auf dem

Gipfel des Oelberges ausgeschlossen. Dennoch erscheint es interessant — um wenigstens die örtlichen „Verschiebungen", denen die Tradition ausgesetzt war, zu kennzeichnen — auf die verschiedenartigen Kirchenbauten auf der angeblichen Stelle der Ascension aufmerksam zu machen. Zuerst hat erwiesenermaßen Constantin der Große eine Basilica auf dem Gipfel des Oelberges aufführen lassen. Dann schweigen die Quellen, bis sie fast drei Jahrhunderte später von „Klöstern", die auf dem Gipfel sich erhoben, melden. Eine im siebenten Jahrhunderte aufgeführte „runde Kirche" fiel nach der Wende des ersten Jahrtausends der Zerstörung anheim. Während der Kreuzzüge wurde abermals gebaut und erhob sich alsbald eine große Kirche neben älteren Ruinenresten. Ob hiebei die ursprüngliche, durch die Legende festgesetzte und von Constantin respectirte „wahre" Himmelfahrtsstelle berücksichtigt wurde, ist kaum zu erweisen. Auch Saladin hat gebaut und hat um die unterhalb der Kreuzfahrerkirche gelegene Capelle eine Ringmauer aufgeführt. Später schenkte man nur dieser Capelle Aufmerksamkeit, obwohl die Chroniken von der Himmelfahrtsstelle in der Hauptkirche der Kreuzfahrer sprechen. Die „Verschiebung" hat also zweifellos im Laufe der Zeit mehrmals stattgehabt. Der jetzige Bau ist in der Mitte der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts angeblich nach den „alten Grundrissen" aufgeführt worden.

Auf den Besuch des mittleren Oelberggipfels folgte zuerst jener des südlichen, dann jener des nördlichen. Auf der südlichen Kuppe zeigte man den hohen Reisenden die merkwürdigen, jedenfalls uralten „Propheten-Gräber", welche ein unterirdisches Labyrinth von ganz eigenthümlichen Anlagen darstellen. Man gelangt vorerst in eine Rotunde, von der strahlenförmig Gänge auslaufen, die wieder von zwei bogenförmig um die Rotunde laufenden Corridoren geschnitten werden. Sie beschreiben fast volle Halbkreise und der äußere Ring enthält eine große Zahl von Grabstellen, welche als sogenannte „Schiebgräber" in den natürlichen Fels getrieben sind. Da der Besuch dieser Nekropole mit Unannehmlichkeiten verbunden ist, so begnügten sich die Reisenden mit einer allgemeinen Orientirung über deren Anlagen und ihr muthmaßliches Alter. Hierauf erfolgte der Ritt zurück über den mittleren Gipfel, zu dem nördlichen, der zugleich der

höchste ist. Von hier aus gestaltet sich das Panorama noch wirksamer, wenn auch nicht so übersichtlich. Die nördlichen Stadtpartien, das Stephansthor, die Umgebung des Damascus-Thores und der obere Abschnitt des Kidron-Thales treten völlig in den Vordergrund, während die südliche Hälfte der Tempelplatte und die Zionshöhe nur mehr schwach kenntlich in der Ferne verdämmern. Nach einem kurzen Rundblick ritt die ganze Reisegesellschaft auf den Scopus hinüber, der im Norden von Jerusalem in den Bergrahmen eintritt. Hier haben wir



Die Himmelfahrts-Kirche.

den Lagerplatz der Legionen des Titus zu suchen. Der Kronprinz zeigte sichtliches Interesse für diese Thatsache und ritt eine Strecke den Bergeshang hinauf, um ein Bild von Jerusalem seiner Erinnerung einzuprägen, wie es im Wesentlichen schon der furchtbare Bezwinger Zions genossen haben dürfte. Die Täuschung, welche der Prinz, durch einen gewaltigen Sprung in eine ferne Zeit, die von der unserigen um achtzehn Jahrhunderte abliegt, sich selber schuf, konnte dann eine

vollständige werden, wenn er im Allgemeinen das Städtebild festhielt und nur an Stelle der in gelbem Dunst liegenden Omar-Moschee den Tempel Salomonis gestellt sich dachte.

Vom Scopus aus öffnet sich das Kidron-Thal in schnurgerader südlicher Richtung. Sein Besuch bildete einen der interessantesten Ausflüge während des jerusalemitischen Aufenthaltes unserer Reisenden. Steigt man von Norden her in das Thal hinab, so ist man alsbald in dessen felsigsten, ödesten und düstersten Partien. Nicht umsonst verlegen die Mohammedaner und Juden in diesen Schlund die Stelle, wo dereinst das Todtengericht des jüngsten Tages gehalten werden wird. Daher auch die zahlreichen Gräber — die moslimischen am Westhange, die jüdischen am Osthange des Thales — denn möglichst nahe dieser präsumtiven Richtstätte begraben sein, ist der brennendste Wunsch jedes nicht-christlichen Jerusalemiten! Die Gläubigen versichern überdies, daß für die ungeheuren Mengen von abzuurtheilenden Seelen am Tage der Vergeltung von Gott selber Platz gemacht werden wird; die Thalwände werden zurückgeschoben und das Thal die Wiedererstandenen vollzählig aufnehmen.

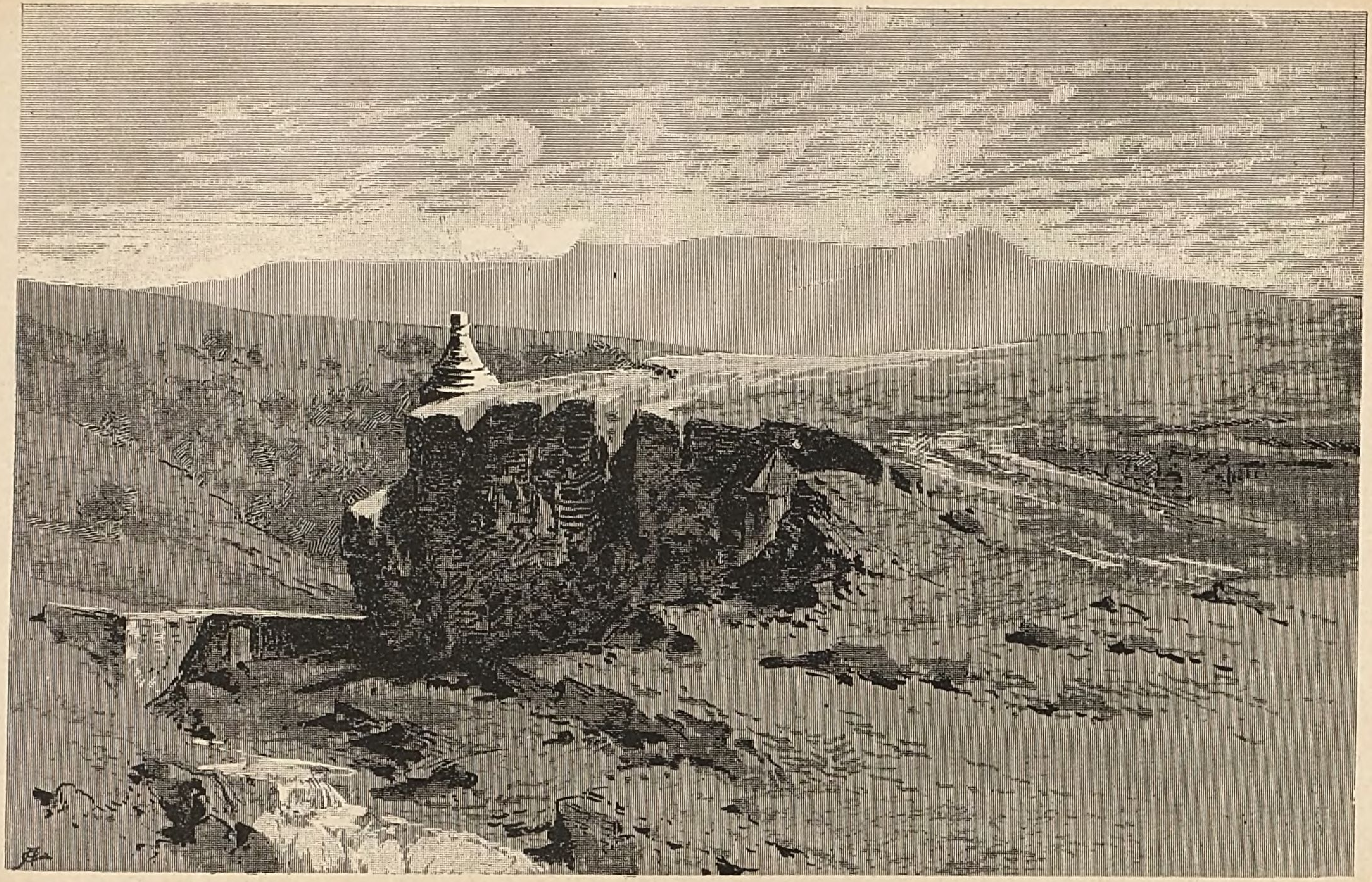
Das Thal Josaphat ist, wie wir bereits erwähnten, der große Begräbnißplatz der heutigen jüdischen Bewohner Jerusalems. Eine weite Strecke des abschüssigen Bodens — es ist der Abhang des Oelberges — ist mit zahllosen, kleinen, flachen Grabsteinen belegt, darüber erscheinen in den Felsen die bereits besuchten sogenannten „Prophetengräber" — Höhlen und Gänge, die höchst wahrscheinlich einem altjüdischen Friedhof angehören. In der Tiefe aber, hart an der Kidronschlucht, stehen vier große Felsendenkmäler, gleichfalls aus hohem Alterthum stammend. Das interessanteste dieser Denkmäler ist „Absalons Grab". Es steht am Fuße des Oelberges, gegenüber der Südostecke der Stadt oder des Moscheengartens und ist ein Kegelthurm von ansehnlicher Höhe. Seine untere Hälfte ist natürlicher Fels, ein Theil des Oelberges selbst, und vom Berg abgesondert durch einen felsgehauenen Gang, so daß der Thurm in einem kleinen Hofraum steht und von drei Seiten durch die Bergwände geschützt ist. Der obere kreisrunde Theil mit der hohen Kegelspitze in Gestalt eines umgestürzten Kelches ist in Quaderbau ergänzt und trägt zu oberst

eine steife Blätterkrone. Ueber dem Hauptgesims des felsgehauenen Theiles öffnet sich auf der Südseite eine kleine Thüre; jetzt kommt man ins schutterfüllte Innere durch einen der Einbrüche in den Seitenwänden.

Die vorübergehenden Juden speien aus und werfen einen Stein nach dem Denkmal aus Abscheu vor Absalon. Gleichwohl steht es außer allem Zweifel, daß der Sohn Davids hier nicht begraben worden ist; der Wortlaut in der Bibel und der Styl des Bauwerkes sprechen dagegen. Sicher aber ist, daß es sehr alt ist, wahrscheinlich auch, daß es das Grab eines Fürsten bezeichnet. Seiner Gestalt nach verwandt mit diesem Monumente ist das sogenannte „Grab des Zacharias“. Es ist kleiner und trägt auf seinem würfelförmigen Unterbaue anstatt des Thürmchens eine kleine Pyramide; die beiden anderen Bauwerke, von denen das eine nach dem Apostel Jacobus, das andere nach dem frommen und siegreichen König Josaphat benannt ist, sind Felsengrotten mit Kammern. Andere interessante Felsengräber finden sich vom oberen Ende des Kidron-Thales, nicht fern vom Wege nach Samaria, und zwar an zwei Stellen. Die einen werden, ohne historischen Grund, die „Gräber der Richter“, die anderen, ebenso grundlos, die „Gräber der Könige“ genannt. Der Eingang zu den erstgenannten Gräbern liegt im Nordwesten einer Felswand. Man betritt zunächst einen in den Felsen gehauenen Vorplatz, dann eine Vorhalle, die nach vorne offen ist und einen Giebel hat, auf dessen Feld ein Ring mit strahlenförmig auslaufenden Spitzblättern angebracht ist. Auch über dem Portal, welches in die Grabkammer führt, ist ein Giebel angebracht. Ein Theil der Grabkammer ist verschüttet, doch entnimmt man noch sehr genau deren Anlage: zu unterst Schiebgräber, über diesen, in unregelmäßigen Abständen, Auflegegräber und hinter jedem derselben wieder zwei Schiebgräber. Die Tradition, daß hier die jüdischen Richter begraben lägen, kommt aus neuerer Zeit; man nannte die Grabhöhlen auch Prophetengräber und meinte, daß hier Mitglieder des jüdischen Gerichtshofes begraben lägen. Mit den Gräbern in und um Jerusalem ist es überhaupt hinsichtlich ihrer Authenticität übel bestellt. Wird doch, wie wir vorher gesehen haben, das wichtigste seiner Gräber — das Grab Christi — hinsichtlich seiner Echtheit angezweifelt.

Nach dieser Abschweifung kehren wir in das untere Kidron-Thal zurück. Thalabwärts auf derselben Bergseite, auf der die genannten vier Monumente liegen, aber bereits am Fuße des „Aergernißberges", hängt das Dörfchen Siloah zwischen und in den dortigen alten Grabgrotten. Eine derselben muthet fremdartig auf jerusalemitischem Boden an. Es kann uns nichts hindern, in derselben einen Rest aus der Zeit jener Jebusiter zu sehen, die Jerusalem vor den Hebräern innegehabt und die zum Leidwesen der Hebräer überhaupt nicht zu vertreiben waren, sondern zuletzt „mit ihnen da wohnen blieben". Die Jebusiter sind ein Theil jener vormals in Aegypten herrschenden Hyksosvölker (wir haben von diesen in einem früheren Capitel gesprochen) und sind von dort unmittelbar nach Jerusalem zurückgekehrt. Diese Stadt hieß „Salem" (Jerusalem bedeutet: „Stadt des Salem"), hatte also bereits vor den Hebräern denjenigen Namen, den man nachmals ganz fälschlich mit „Stadt des Friedens" übersetzte.

Unser Weg berührt den Teich Siloah, wo einst ein Blindgeborener sich waschen sollte, am Ausgang jenes Moriah und Zion trennenden Thälchens. Der Teich ruht zwischen hohen, überwachsenen Wänden im Hügelhang und bezieht sein Wasser durch einen langen, engen Felscanal unter dem Berg aus der sogenannten Quelle der Jungfrau, die weiter aufwärts im Kidron-Thal tief unter dem Felsen steht und dort mittelst einer Treppe erreichbar ist. Das Wasser fließt stille, wie in Jesaias Zeit. Einst reichte die Stadt bis hier herunter, und in der Nähe am Hügelhang muß jener Thurm gestanden haben, der „Thurm bei Siloah", der in Christi Zeit einstürzte und 18 Menschen erschlug. Wir lassen hinter uns, dort wo die Kidronschlucht sich abwärts nach dem Todten Meere wendet, einen andern von Bäumen umgebenen Brunnen und die Felswand, in deren Schatten einst Davids Sohn Adonia sein Fest feierte. Dieser Adonia wollte König werden, aber Bathseba bewog rasch den altersschwachen David, ihren Sohn Salomo salben zu lassen. Als der Jubel und Posaunenschall von der Stadt herunter vernommen wurde und ein Boote die Nachricht brachte, erschraken Adonias Gäste, und ging jeder seines Weges. Adonia selber floh zum Altar aus Angst vor Salomo, der nachmals ihn auch richtig umbringen ließ. Wir sind, indem wir diese Erinnerungen



Gräber im Thal Josaphat.

auffrischen, nicht mehr im Kidron-, sondern im Hinnomthale. Man gelangt in eine wohlbewässerte und darum auch fruchtbare und wohlangebaute Gegend, in schöne Obst- und Gemüsegärten, welche angeblich die Stelle der Königsgärten des alten Testaments einnehmen. Hinter einem Olivenwäldchen, das man hierauf durchreitet, gelangt man zu dem Töpferacker, der um die von Judas Ischarioth weggeworfenen dreißig Silberlinge gekauft wurde. Nun folgen alte Grabhöhlen, die vom „Bache des bösen Rathes“ herabkommende Wasserleitung des Pilatus, der „Sultansteich“, und schließlich lenkt man in das Gihonthal, dessen Wurzel beim Jafa-Thore liegt. So ist Jerusalem von Norden aus über Osten und Süden bis zur Westseite umritten, und es ist ein Ritt, der interessant genug ist, um sich in der Erinnerung eines Jeden, der ihn je gemacht, zeitlebens einzuprägen.

* * *

Obwohl der Kronprinz fast sechs Wochen vor dem Beginne der Osterfeierlichkeiten in Jerusalem sich aufhielt, so glauben wir dennoch eine Schilderung derselben an dieser Stelle einflechten zu müssen, da unser Gemälde von der heiligen Stadt in anderem Falle unvollständig wäre. Wir folgen in dieser Schilderung früheren Augenzeugen und liefern damit ein anschauliches Bild von dem Leben und Treiben der Stadtbevölkerung während der „stillen Woche“. Es ist Palmsonntag. Auf dem mit großen Quadern belegten Platze vor der Grabeskirche lagert eine türkische Infanterie-Abtheilung, die Gewehre stehen in Pyramiden, auf einer etwas erhöhten Brettertribüne kauern einige Officiere, die mit stoischer Gemüthsruhe beflissen sind, das asiatische Civilisations-Instrument in brauchbaren Stand zu setzen. Es ist dies eine Knute in ihrer vollendetsten Ausbildung. Von einem kurzen Stiele hängt ein Dutzend strammer Riemen herab, denen zahlreiche Knoten beim Auffallen eine größere Schwungkraft geben.

Beim Eintritt in die Grabeskirche fesselt unsere Aufmerksamkeit ein lebendiges Bild, das zu der heiligen Stätte wohl keinen grelleren Contrast bieten kann. Auf weichen Teppichen kauert in einer geräumigen Nische zur Linken des Einganges ein schwarzbärtiger Türke, der Pförtner des heiligsten Tempels der Christenheit. Mit Behagen schlürft

er seinen Mokka, den er sich in der Kirche selber braut, und ringelt aus einem Nargileh die Dampfwölkchen auf zu den Marmortafeln, die sich über Golgotha, der Kreuzigungsstätte, wölben. Einige seiner Glaubensgenossen leisten ihm eifrige Gesellschaft, und, unbekümmert um das Gedränge der Einströmenden, nehmen sie sich kaum Zeit, den Dampf der Cigaretten herauszuqualmen, aus dem ihre bärtigen Gesichter ausdruckslos, wie durch eine Nebelwolke schimmern.

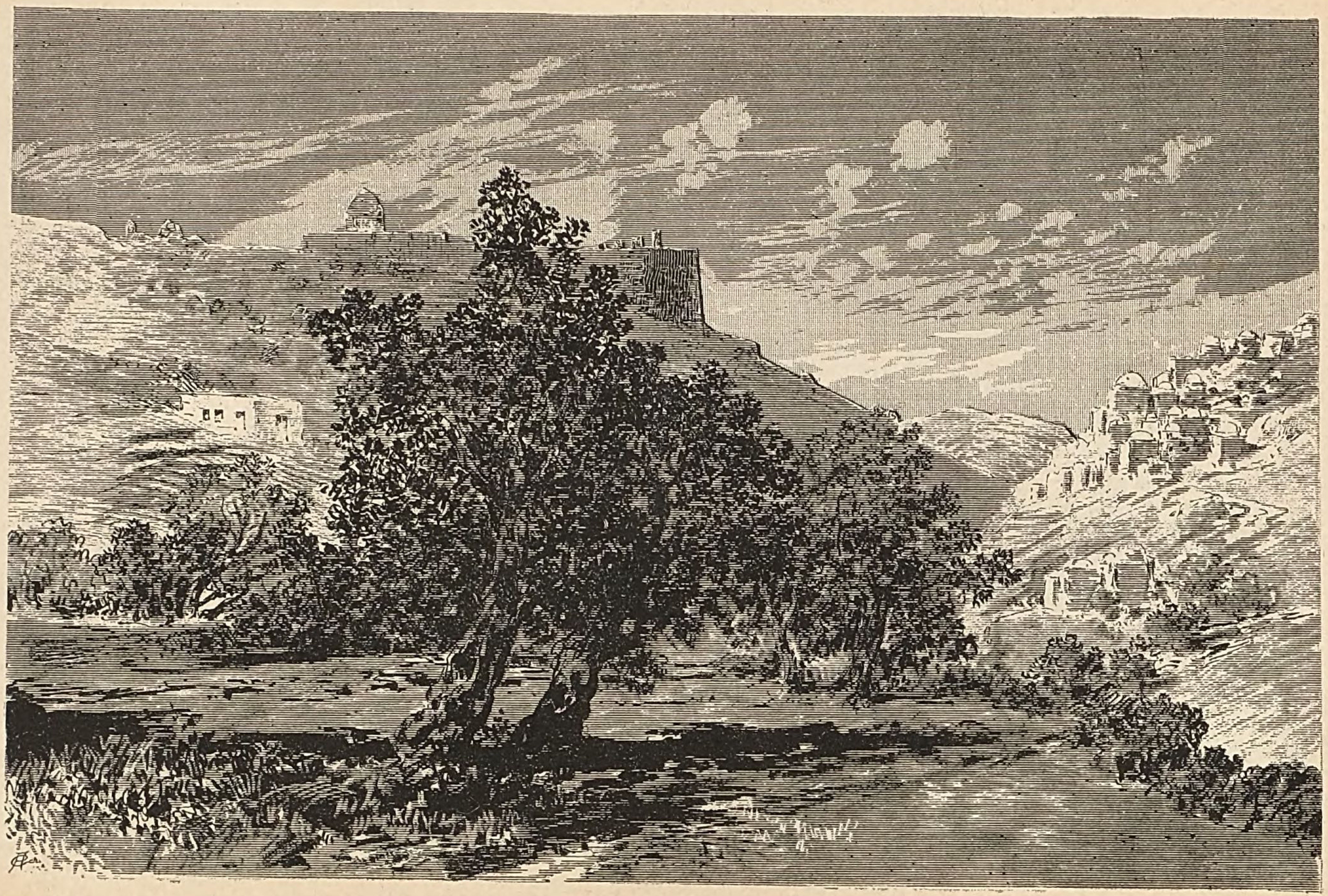
Die Anhänger Mohammeds als Wächter der Grabeskirche — darin liegt eine bittere Ironie des Schicksals; gleichwohl ist diese Einrichtung eine höchst fürsorgliche und man söhnt sich vollkommen mit ihr aus, wenn man weiß, daß sich ohne türkische Kolbenstöße und Knutenhiebe die Anhänger der einzelnen Confessionen längst abgeschlachtet, und daß sie in ihrem Fanatismus diesen Tempel zur blutigen Mördergrube gemacht hätten. Die Weltgeschichte hat eben ganz absonderliche Rechtserkenntnisse, und die Sühne und Strafe, die sie Nationen und Geschlechtern auferlegt, läßt sich nicht bemessen nach den Paragraphen unserer Strafgesetzbücher.

Von derlei Betrachtungen lenkt der Beginn der Feierlichkeiten ab, die alsbald von den Katholiken an der westlichen Seitenwand der Grabescapelle begangen werden. Vor dem Altare liegen die grünen schlanken Palmenzweige aufgeschichtet, die man, einem alten Gebrauche nach, am Tage vorher von Ghezza herbeibringen läßt. Der Patriarch, bekleidet mit Inful und Stab, schreitet in einem prachtvollen, violetten Chorrock an der Spitze der assistirenden Geistlichkeit langsamen Schrittes dem Altare zu und „Hosianna filio David!“ durchbraust es die Hallen des Domes. Nach der Einweihung der Palmen wird zuerst dem Patriarchen ein Zweig überreicht, der an der Spitze eine aus den Blättern künstlich geflochtene Bischofskrone trägt. Hierauf nimmt er auf einer Art Thronsessel Platz, an dessen Vergoldungen die Zeit leider nicht spurlos vorübergegangen ist, und vertheilt zuerst an die Priester und dann an die Pilger die einzelnen Palmzweige. Die Ceremonie, die man hiebei zu beobachten hat, ist etwa folgende: der assistirende Procurator führt die Fremden einzeln vor; vor dem Patriarchen läßt man sich auf ein Knie nieder, empfängt den geweihten Palmzweig und die Hand zum Kusse. Nach der Vertheilung,

die häufig zu Zank und unchristlichem Hader Anlaß gibt, wenn die Anzahl der Zweige nicht ausreicht, gibt der Diakon mit den Worten: „Procedamus in Pace“ das Zeichen zur Procession, die sich in verhältnißmäßig guter Ordnung dreimal um das heilige Grab bewegt.

Vor Zeiten wurde die Erinnerung an den Triumphzug Christi in anderer Weise gefeiert. Die Franciscaner begaben sich hinaus nach Bethphage, von wo sie zwei Mönche an den Ort sandten, wohin der Ueberlieferung zufolge Jesus zwei seiner Jünger sandte, indem er zu ihnen sagte: „Ite in castellum, quod contra vos est, etc“. Die Geistlichen brachten hierauf eine Eselin mit einem Füllen herbei und legten ihre braunen Kutten auf den Rücken des Thieres, das der Patriarch bestieg. Unter dem Hosianna der Gläubigen ging dann die Procession auf dem mit Blumen und Palmzweigen bedeckten Wege zurück nach Jerusalem. Seitdem aber die Geldmittel aus Europa spärlicher fließen, und da die Erlaubniß von Seite des Paschas nicht billiger geworden ist, mußte man von dieser Art Palmsonntagsfeier abgehen.

Auf den Umzug, der nun in der Grabeskirche selbst abgehalten wird, folgt dann die heilige Messe, welche mit der größten Feierlichkeit und Würde celebrirt wird — vorausgesetzt, daß nicht zu gleicher Zeit die orthodoxen Griechen das Osterfest mitfeiern. Dann nimmt die Feier ein ganz anderes Gepräge an, und von dem Lärmen und Treiben, dem Geheul und Gedränge, den Flüchen und Beschwörungen kann nur derjenige einen Begriff sich machen, der selber Augenzeuge davon gewesen. Mit der Messe der Katholiken, die in ihrem Seitenflügel durch eine lebendige Mauer von Soldaten abgesperrt werden, ergießt sich der Strom der armenischen Procession in den Mittelraum der Kirche. — Enggedrängt wälzt sich die unübersehbare Menge zwischen dem Spalier der Soldaten vorwärts, die Palmzweige wie einen wallenden Wald hoch erhoben, unter lauten Gesängen und Ausrufungen. Hunderte von Priestern und Laien in goldstrotzenden, überreichen Gewändern führen den Zug, an dessen Spitze der Patriarch mit der goldenen Krone auf dem Haupte und die Bischöfe mit gold- und silberschweren Mänteln, deren Spangen mit funkelnden Edelsteinen besetzt sind, einherschreiten. Immer größer wird das Gedränge, hie



Das Hinnomthal.

und da wird das Spalier der Soldaten durchbrochen, die Bajonnete klirren, die Kolben bekommen Arbeit; die Officiere, ohne die dampfende Cigarette aus dem Munde zu nehmen, heben die Knuten in die Höhe und schwingen sie über den Häuptern. Die Bedrohten suchen die Köpfe zu bergen, sie drängen mit aller Macht zurück, stoßen mit Ellbogen und Füßen — Alles umsonst. In dem Menschenknäuel vermöchte selbst ein Riese keinen Raum zu gewinnen. In der Angst erdrückt zu werden, erheben die Gestoßenen und Gequetschten ein fürchterliches Geheul. Da saust die Knute nieder, ein Schlag folgt dem andern; aber das ohrenzerreißende Aufschreien verstummt und die Procession zieht weiter. Wohl vernimmt der nächste Nachbar des Geschlagenen zuweilen ein klägliches Stöhnen und Wimmern und sieht, wie über die blutigen Striemen des Gesichts die Thränen rollen; allein ihn kümmert nur die Procession und ruhig würde er dem halb entseelten Glaubensgenossen, der im Gedränge umsinkt, den letzten Athemzug mit einem Fußtritte rauben, wenn er sonst vielleicht in der Ordnung zurückbliebe.

Dreimal zieht die Procession um die Grabeskirche; bei jedem Schritte fast wiederholen sich ähnliche Scenen, ähnliche Greuel. Während die Einen in verzückter Andacht mit halbgeschlossenen Augen und offenem Munde ihre heiligen Lieder singen, suchen die Andern aus dem Gedränge sich zu retten, indem sie über die Achseln den Umstehenden auf die Köpfe sich schwingen, um auf einem Säulencapitäl, unter Fluchen und Schimpfen der Getretenen, einen ruhigen Beobachtungsplatz zu erreichen. In Nischen und auf den Galerien haben neugierige Türkinnen und dicht verschleierte Koptinnen mit Schaaren von Kindern Platz genommen, die sich den Privatspaß erlauben, die Gewänder der armenischen Priester mit Zwiebel- und Orangenschalen zu bewerfen. Hier hat auf einem schwanken Brettergerüste ein edler Grieche den Halt verloren und stürzt kopfüber auf die versammelten Andächtigen; dort wieder hat, in Folge Anstemmens von Seite eines Schwerbedrängten, eine der fußdicken Wachskerzen das Gleichgewicht verloren. Schwer fällt das Kirchenlicht auf den Rücken eines Leviten nieder, der ob des Schmerzes in ein dumpfes Stöhnen ausbricht und wie ein Taschenmesser zusammenschnappt. In dieses Lärmen dringen aus der

Capelle der Katholiken lustige Walzerarien, die während der „Wandlung“ auf der Orgel abgespielt werden; die frommen Gesänge mischen sich mit den Verwünschungen der Gedrängten, mit den Flüchen der Soldaten, den Kolbenschlägen, dem Klirren der Bajonnete und dem Sausen der Knuten.

„Es war eine harte Arbeit“, meinen die Officiere, wenn sie ihr Civilisationsinstrument in Ruhe bringen, und: „Es war eine erhebende Feier, die würdig abgelaufen ist“, sagen etwas selbstbewußt die Armenier, wenn sie die blauen Flecken und die Knutenstriemen befühlen, die sie als Erinnerung an die erbauliche Procession des Palmsonntages heimtragen. Nicht immer sind an diesem Feiertage blos Knutenhiebe als Ergebniß der Kirchfahrt zu verzeichnen; im Jahre 1834 wurden etwa 200 Christen in der Grabeskirche zu Tode gequetscht und mehr als 100 starben in den nächsten Tagen an den erhaltenen Wunden. Ohne abscheulichen Scandal geht es eben in der Osterwoche nie ab.

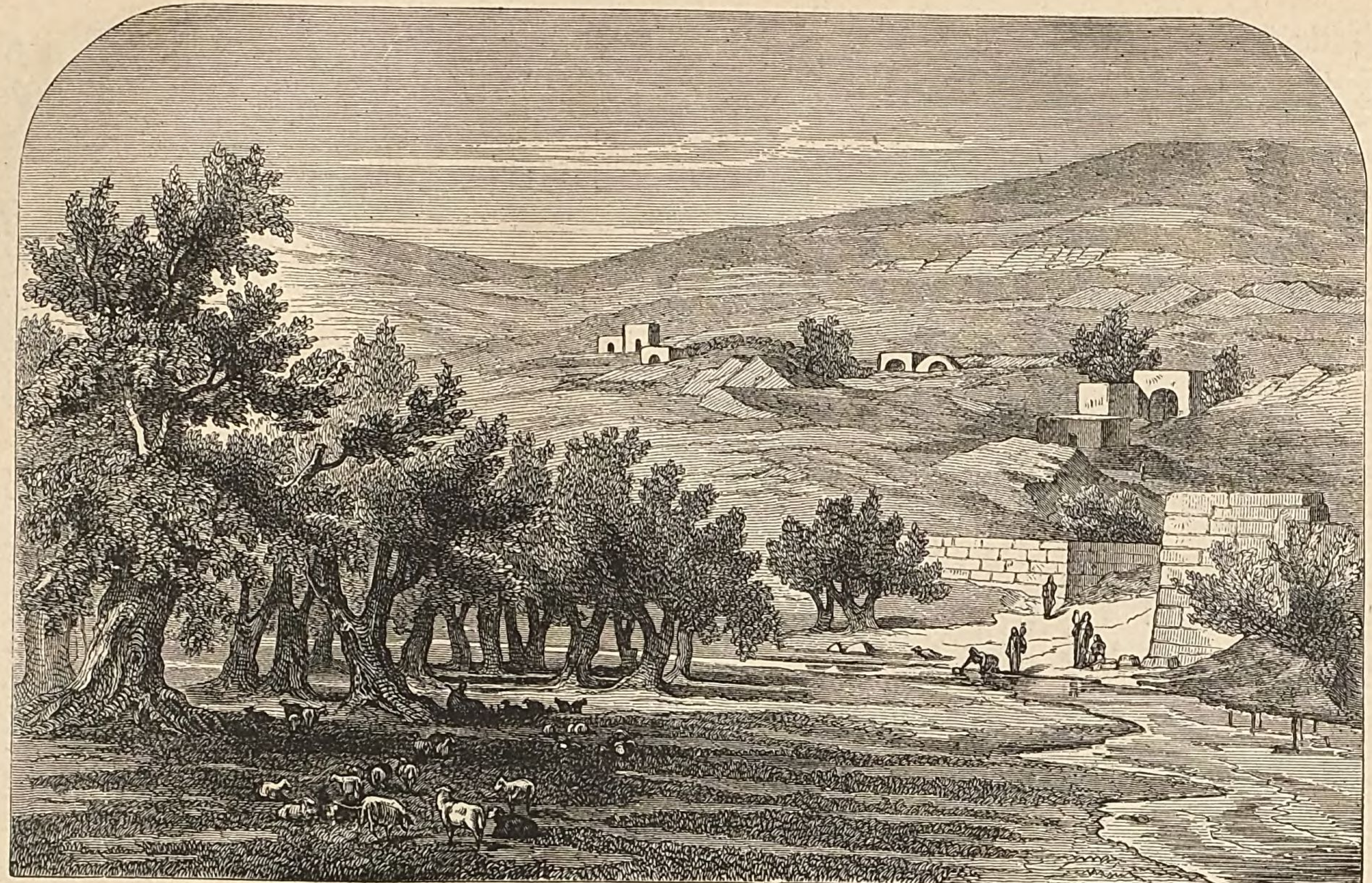
Vom Sonntag bis zum Dienstag begibt sich nichts Absonderliches in der Grabeskirche. Am Mittwoch ziehen die Osterpilger in aller Frühe nach dem Berge Zion. Dort ist ein Santon, ein moslimischer Heiliger, Hüter des Saales, wo der Sage nach der heilige Geist auf die Häupter der Apostel sich herabließ und wo David die Bundeslade aufgestellt hatte. Hierauf zieht man ins Thal Josaphat und besucht allerlei Legendenorte. Gegen drei Uhr Nachmittags treffen die Ausgezogenen wieder in der Grabeskirche ein. Die Mönche sitzen an Pulten, die in Reihen von der Pforte zum Grabe aufgestellt sind, und singen Verse aus Jeremias und David. Nachdem mit leiser Stimme eine Art von Predigt gesprochen ist, pauken die Mönche auf ihre Bücher, auf die Pulte und Bänke. Gleichzeitig machen katholische Kinder einen Heidenlärm mit Castagnetten und der Scandal wird zuletzt so arg, daß die türkischen Soldaten interveniren und die ganze fromme Gesellschaft vom Grabe wegprügeln. Die liebe Jugend zieht dann im christlichen Stadtviertel umher und bringt den reicheren Katholiken ein Ständchen mit ihren Castagnetten.

Der Gründonnerstag kann als ein privilegirter Tag für die dem römischen Stuhl anhängigen Christen betrachtet werden, denn sie haben

an ihm die Grabeskirche bis zum Charfreitage Mittag ganz allein für sich; doch drängen sich häufig genug auch Schismatiker ein. Im Vorhof steht ein von den Griechen errichteter Altar, an welchem sie, da sie jetzt nicht in die Kirche hineindürfen, ihre Gebete verrichten. Schon von 8 Uhr Morgens an sieht man ein gewaltiges Gedränge von Griechen, Armeniern, Maroniten, Kopten und sonstigen Nicht-Katholiken; es wimmelt von Menschen in den benachbarten Gassen und auf den Dächern. Alles murmelt Gebete. Diese Scene macht immerhin einen tiefen Eindruck, der durch nichts gestört wird. In der Kirche selbst halten die Katholiken ihre kirchliche Feier: Abendmahl, Fußwaschung und Grablegung. Manche Pilger bleiben die Nacht über in der Kirche.

Nun ist Charfreitag da. Die Frühmesse wird auf dem Kalvarien-berg gelesen, und um Mittag ziehen die Griechen in den nunmehr für sie offenen Tempel, den sie binnen einer halben Stunde in eine — Gastwirthschaft umwandeln. Für die Griechen besteht an diesem Tage die Hauptsache weniger darin, sich an Christi Tod zu erinnern, als das (dem Leser bereits wohlbekannte) „heilige Feuer“ vom Himmel zu erhalten. Jede Familie bringt zu dem Ende allerlei Hausrath und selbst Küchengeschirr mit, denn sie will 24 Stunden im Tempel bleiben, um am Sonnabend Nachmittag das Hervordringen des heiligen Feuers zu sehen. Die Weiber schleppen auf dem einen Arm ein Kind, auf dem andern einen Korb mit Oliven und Brod und in einem Topfe auch Buttermilch. Jeder Ankömmling ist bestrebt, den besten Platz zu erringen. Glücklich preisen sich Jene, welche ihr Bett zunächst des heiligen Grabes aufschlagen können; Andere lagern sich zwischen den Säulen oder sonstwo hin, so daß kaum ein Plätzchen zum Verkehr frei bleibt. In der äußeren Mauer des griechischen Chors sind, etwa 10 Fuß über dem Boden, große Schrauben ange-bracht, deren Fächer von Pilgerfrauen als Unterkommen benützt werden. Viele Männer suchen Plätze auf Säulenvorsprüngen, Simsen und Gerüsten. Es wird gegessen, geraucht und getrunken. Die türkische Polizei mischt sich nicht ein und thut weiter nichts, als daß sie Jeden, der in die Kirche eintritt, untersucht, ob er nicht Waffen bei sich habe.

Während die Griechen solcher Art die Grabeskirche occupirt haben, beten die Lateiner an verschiedenen Stationen des Leidens-



Garten Salomo's.

weges und kommen erst Abends in die Kirche, um eine Procession mitzumachen und einer — dramatischen Vorstellung beizuwohnen. Um 6 Uhr nämlich ziehen die „Väter des heiligen Landes“ aus der Capelle der heiligen Jungfrau. Sie tragen ein großes Kreuz und an demselben befindet sich eine Puppe in Menschengröße. Sie soll den Heiland vorstellen; Kopf, Arme und Beine sind beweglich. Hinter den Vätern gehen Gläubige mit Fackeln, singen abwechselnd das Stabat und Miserere und halten bei den verschiedenen Stationen an. Auf der Schädelstätte angelangt, zeigt ein Priester jenes Kreuz und erzählt, was Jesus auf Golgotha gelitten hat. Dann wird die Puppe in die Höhe gehoben und an ein anderes Kreuz genagelt, während die Frömmsten der Frommen schreien, weinen und schluchzen. Das währt nun so eine Weile. Dann tritt ein Mönch auf und reißt mit einer Zange die Dornenkrone vom Kopfe der Puppe, welche, weil biegsam, sich neigt. Nachher zieht er die Nägel aus den Händen und Füßen und die Puppe wird von Mönchen in leinenen Binden aufgefangen. Die Menge kniet nieder und betet, worauf die Puppe im Zuge nach dem Steine der Salbung getragen wird. Auf dem rothen Marmor ist ein weißes Leinen ausgebreitet, an den vier Ecken stehen Becken mit wohlriechenden Essenzen. Ein Priester besprengt damit die in ein Schweißtuch gehüllte Puppe, verbrennt Weihrauch und spricht bezügliche Worte aus dem Evangelium. Das Ganze schließt mit vielen Wehklagen am heiligen Grabe, auf dessen Marmor die Puppe niedergelegt wird. Inzwischen sind die Griechen in Erwartung des „heiligen Feuers“. Der Sonnabend ist angebrochen, und da um 2 Uhr mit der Ankunft des Pascha, der allemal der Ceremonie beiwohnt, das Feuer erscheinen soll, so herrscht am Eingange zur Kirche ein tolles Gedränge, bei welchem wieder die Knute und die Kolben der türkischen Soldaten eine große Rolle spielen. Der Pascha kommt endlich, nimmt Platz und der Zauber beginnt. Wir haben die hiebei vorfallenden scandalösen Scenen bereits an anderer Stelle beschrieben und übergehen sie daher diesmal.

Am Ostersonntag kommen nur wenige Griechen in die Grabeskirche, aber alle Lateiner stellen sich ein. Schon um Mitternacht beginnt die Andacht und dauert bis zum Mittag. Man wirft Palm=

zweige auf das heilige Grab und nimmt sie wieder, nachdem der Segen darüber gesprochen ist. Für die Griechen ist die Hauptsache vorüber, wenn sie ihr heiliges Feuer haben. Bevor sie abziehen, kaufen sie von den Geistlichen ein Zeugniß über ihre Pilgerfahrt; Manche lassen sich auch auf Arm und Brust ein Kreuz, die Figur einer Lanze und die Namenszüge von Jesus und Maria einätzen. Viele Pilger besuchen noch die traditionelle Taufstelle des Jordans. Sobald sie dort ankommen, erheben sie ein Freudengeschrei und stürzen sich mit solcher Hast in die Fluth, daß schon Mancher hiebei ertrunken ist. Ueber die Ceremonie selber später. Da die Pilger meist den niederen Ständen angehören und Jerusalem ein theueres Pflaster ist, so ziehen sie nach vollbrachten Pilgerpflichten glücklich aber bettelarm in die Heimat zurück.

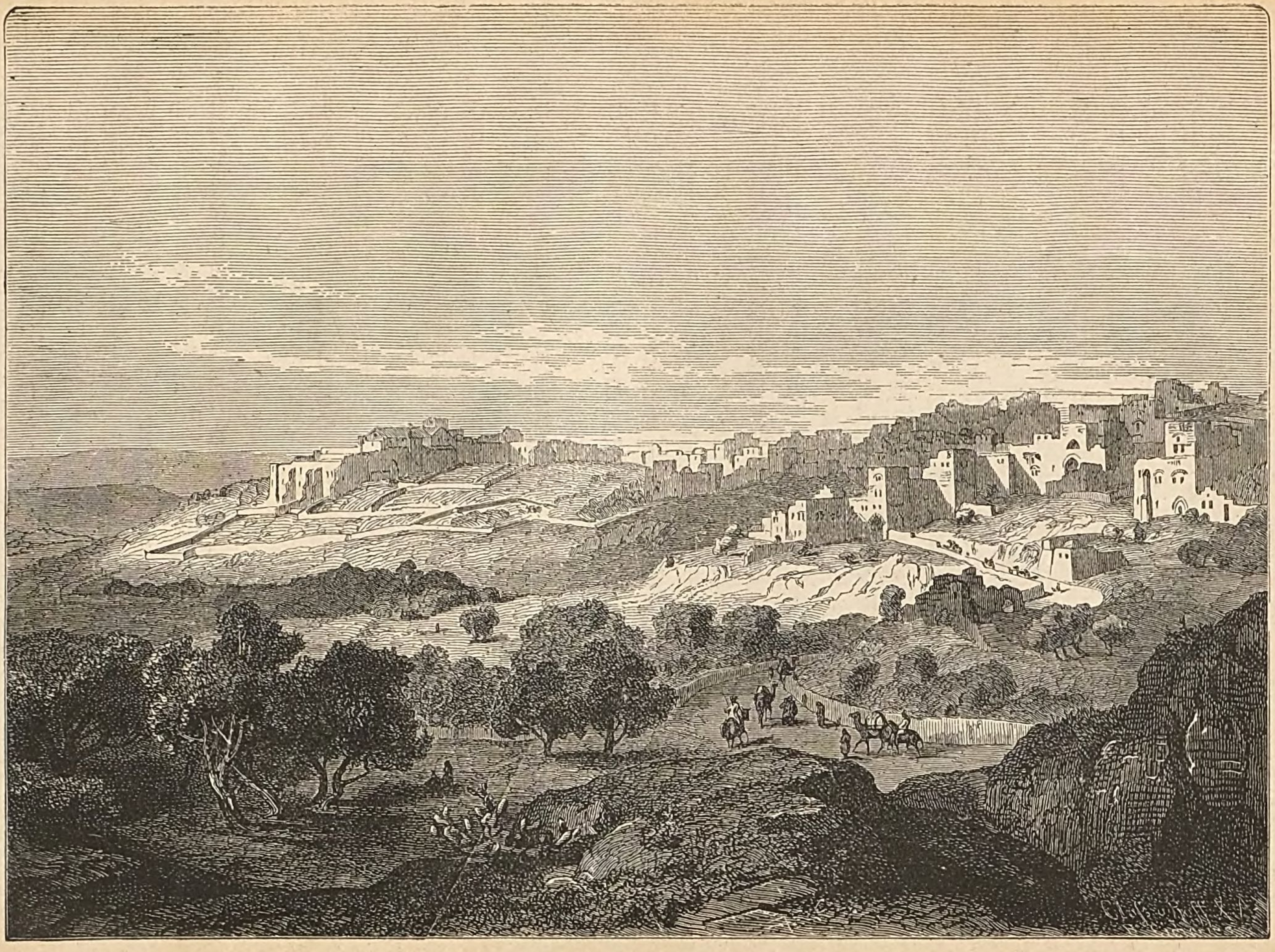
Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

IX.

Bethlehem.

In der Nacht vom 31. März zum 1. April übernachtete der Kronprinz in dem Landhause des österreichischen Generalconsuls Grafen Caboga. Das behagliche Heim war derart in Stand gesetzt, daß es, trotz der Beschränktheit des Raumes — wenigstens den hohen Reisenden nicht an Comfort gebrach. Der 1. April aber war der Tag der Abreise von Jerusalem. Wie gelegentlich des Empfanges, war auch beim Abschied fast die ganze Bevölkerung der heiligen Stadt auf den Beinen, und es fehlte nicht an spontanen Ovationen. Der türkische Gouverneur, welcher sich mit seinem gesammten administrativen und militärischen Stabe eingefunden hatte, stellte eine arabische Ehren-Escorte bei, welche den Prinzen auf seinem Ritte nach Bethlehem — eigentlich nur ein kleiner Ausflug von Jerusalem aus — begleiten sollte.

Nur anderthalb Stunden benöthigt man, um die kleine Strecke nach der Geburtsstadt des Heilands zurückzulegen. Sie wiegt gleichwohl die Hunderte von Meilen anderer Reiserouten in profanen Ländern auf. Am Wege dahin liegt der „Berg des bösen Rathes". In wenigen Minuten sind wir auf dem Scheitel, um, je nach der Richtung des Ausblickes, zwei in ihrer Art grundverschiedene Landschaftsbilder zu genießen. Wendet man sich nach Norden, so hat man Jerusalem zu seinen Füßen: zunächst Davids Grab am Zions-Thor, dann in gestreckten Bogen nach Osten das Juden-Quartier einschließlich der Klagemauer mit der abschließenden Riesenkuppel der Omar-Moschee oder des Felsendomes. Was dahinter liegt, verschwimmt in sonndurchleuchtetem Dampf. Nun drehen wir uns nach der diametral entgegengesetzten Seite — mit dem Ausblicke nach Süden — wo ein eiförmiges Plateau seine Ausdehnung nimmt. Zwar sind auch hier



Bethlehem.

einige der hellschimmernden Araber-Dörfer wie in duftige Schleier gehüllt; den Farbenzauber aber, der Jerusalem in Bann hält, wird man hier vergebens suchen. Vielleicht hat diese Ernüchterung ihr Gutes, denn wo die Phantasie wenig durch äußere Eindrücke beschäftigt und abgelenkt wird, vermag sie umso rastloser ihrer Reflexionsarbeit zu obliegen, der auf dem Ritte hinlänglicher Stoff zugeführt wird.

Auf halbem Wege stößt man auf einige Steinblöcke, welche für die Reste des Magier-Brunnens gelten, wo wir den Stern wieder erblickten. Die Reisegesellschaft ritt weiter, direct auf das stattliche Elias-Kloster zu, das sich mit außergewöhnlicher Anmuth präsentirt, und stieß auf einen veritablen Brunnen, dessen sich gleichfalls die Legende bemächtigt hat. Sie behauptet nämlich, daß die heilige Familie aus demselben getrunken habe. Immer tiefer senkt sich der Weg. Schon sieht man einzelne der schwarzäugigen Bethlehemitinnen, die mit dem Henkelkruge die Feldarbeiter laben gehen. So anmuthig und bezaubernd mag schon Ruth durch diese Gefilde gewandelt sein. Nun bleiben die Töchter der Davidsstadt betroffen stehen und sehen mit verwunderten Augen der stattlichen Reiter-Colonne nach. Im ganzen Orient gibt es kaum ein zweites Land, in welchem die Bewohner im Laufe der Zeit ihren Habitus so wenig verändert haben, wie in Palästina. Und damit auch in anderer Hinsicht nicht die Täuschung fehle, erblickt man im Weichbilde von Bethlehem das weiße Vließ weidender Lämmer in Gesellschaft ihrer Hirten. Bethlehemitische Hirten waren es ja, welche zuerst das Ereigniß von der Menschwerdung Gottes erfuhren und von den Engeln der Vulgata mit dem „Gloria Deo in excelsis“ überrascht wurden. Wo sich dies zugetragen haben soll, liegt heute das Araber-Dorf Bêt-Sachur, eine halbe Stunde im Osten von Bethlehem.

In dieser selbst herrschte, nachdem man die freudige Kunde von der unmittelbar bevorstehenden Ankunft des Kronprinzen vernommen, gewaltige Aufregung. Man muß wissen, daß in Bethlehem fast ausschließlich Christen wohnen. Als die Reisecolonne sichtbar wurde, begannen die Glocken der Marienkirche zu läuten, Freudenschüsse durchbebten die Luft und tausendfacher Jubel brauste von den Nebenhügeln nieder. Die Davids-Stadt liegt eine Viertelstunde abseits der

Straße, welche von Jerusalem nach Hebron zieht. Man muß daher, um jene zu erreichen, ostwärts abbiegen und gelangt so in ein gartenähnliches Seitenthälchen, an dessen Rande der Mirakelort sich erhebt.

Wer längere Zeit gezwungen war, seine Sinne an den Oelbäumen Jerusalems, die mit ihrem matten Graugrün kaum eine Farbennuance in den felsgrauen Localton des Bildes bringen, zu laben, wird überrascht von der Vegetationsfülle, die ihm auf dem Boden Bethlehems entgegentritt. Zwar sind auch hier die Gänge ohne Grün; im Thale aber drängen sich Feigen- und Olivenbäume, Reben und Palmen zu einer reizenden Gartenoase zusammen, durch deren Laubschatten die Sonnenfunken wie Leuchtkäfer irren. Ein köstlicher Duft, wie Blüthenathem, sendete den hohen Reisenden den ersten Gruß Bethlehems. In der Ferne blitzt der Spiegel eines Sees auf — das Todte Meer — und dahinter, bereits im Nebel verschwimmend, ziehen die Berge von Peräa in schnurgerader Linie. Unser „Ritt ins romantische Land" ist zu Ende, denn schon klimmen die Pferde die Halde hinan und in wenigen Minuten widerhallen ihre Hufschläge im düsteren Gassengewirre des Städtchens.

Nichts ist betrübender, als der grelle Contrast, der uns zwischen Vorstellung und Wirklichkeit auf dem Boden Palästinas auf Schritt und Tritt zum Bewußtsein gebracht wird. Aus der Ferne nimmt sich Alles goldig und sonnig aus und das Auge schwelgt in dem Farbenzauber der Berge und Städte. Die Phantasie wiegt sich in heitere Träume und durch die Seele klingen Engelschöre, die wie Aeolstöne verrauschen. Rückt man an das Bild näher heran, so fühlt sich das Auge bereits allenthalben beleidigt durch die auffällige Verwahrlosung, in der sich die Bewohner und ihre Niederlassungen befinden. Betritt man vollends die durch die Legende und Sagen geheiligten Stätten, dann kann die Enttäuschung unmöglich lange auf sich warten lassen.

Auch in Bethlehem gibts neben Heil und Wunder viele andere Dinge in Hülle und Fülle zu sehen, die nur dem Auge des Verzückten entgehen können. Da die Stadt, welche von höchstens 5000 Seelen, wie bereits erwähnt, fast ausschließlich christlichen, bewohnt ist, ein „profanes" und ein heiliges Quartier besitzt, so kommt es sehr darauf

an, welches der Besucher zuerst betritt. Im profanen Stadttheile wiegt die reizlose Alltäglichkeit vor. Man sieht nur Gestalten in arabischer Tracht, Taglöhner, lärmende Kinder und verwahrloste Hausthiere, welche die schmale Straßenbahn den Passanten streitig machen. Ab und zu fällt der Blick in eine Thornische, und in dem engen düsteren Raume sieht man dann die „Bilderschnitzer", die in Palästina zu einer gewissen Berühmtheit gelangt sind, an ihren Perlmutterstücken und Holzklötzen arbeiten. Jahr für Jahr wandert der mirakulöse Kram von Rosenkränzen, Amuleten, Madonnenbildchen und Oelholzkreuzen in schweren Säcken nach Jerusalem, wo diese Dingerchen unter den Pilgern reißenden Absatz finden. An Modellen für die Madonnenköpfe fehlt es nicht, denn die Bethlehemitinnen sind reizende Geschöpfe. Der Ruf ihrer Schönheit hat allerdings häufig genug zu tragischen Zwischenfällen Anlaß gegeben, wenn die Beduinen aus dem nahen „Ghor" (Jordan-Thal) nach dem Besitze der schlanken Schönen lüstern waren und ihre Opfer oft mitten aus der betenden Gemeinde mit todestrotziger Verwegenheit sich herausholten. Kein Wunder also, daß der „heilige" Bezirk von Bethlehem (die Klostergruppe im zweiten Stadttheile) von außen ein festungsähnliches Aussehen hat. Gewaltige Mauern mit Strebepfeilern ragen auf. Die einzige Einlaßpforte ist so schmal, daß ein paar Vertheidiger sie gegen zwanzigfache Uebermacht halten können. Auf dem Platz, zu dem diese Pforte geleitet, drängt sich die Schaar der Pilger, welche verzückt nach dem Dome der Santa Maria de Praesepio wallt, in welchem die Schauer der Legende mächtig auf jedes gläubige Gemüth einwirken.

Die Religion, deren Cardinalsatz lautet: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen", vermag es, wie wir schon zu Jerusalem wahrgenommen haben, nicht zu verhindern, daß sich die Angehörigen der lateinischen, armenischen und griechisch-orthodoxen Kirche feindselig gegenüberstehen. Die Dreitheilung des Besitzes, welche in Palästina hinsichtlich der Mirakelstätten getroffen wurde, um „Jedem das Seine" zu geben, besteht auch in Bethlehem. Wenn es übrigens wahr sein sollte, daß die heutige Marienkirche ihrer Hauptanlage nach mit jener Basilica identisch ist, welche Constantin der Große im Jahr 330 über der „Höhle", in welcher Jesus



Kirche in Bethlehem.

geboren ward, hatte aufführen lassen, dann ist sie von allen vorhandenen und jetzt noch im Gebrauche stehenden christlichen Kirchen die älteste, welche auf der Welt existirt. Das Gründungsjahr fällt genau mit dem Zeitpunkte zusammen, wo Constantin Byzanz zu seiner Residenz erhob. Sicher ist, daß wir dasselbe Heiligthum vor uns haben, in welchem im Jahre 1101 Balduin zum ersten König von Jerusalem gekrönt wurde.

Ueber den Empfang der hohen Reisenden in Bethlehem haben wir bereits einige Andeutungen gemacht. Fast der gesammte griechische, armenische und katholische Clerus war dem Prinzen mit feierlichem Gepränge entgegengezogen und die Masse des Volkes drängte zu dem seltenen Schauspiele hinzu. Der vorgeschrittenen Tagesstunde wegen konnten aber erst am nächsten Tage — den 2. April — das Städtchen und seine Mirakelorte in Augenschein genommen werden. An diesem Tage erhielt der Kronprinz zu seiner freudigen Ueberraschung die telegraphische Nachricht über Tag und Stunde seiner bevorstehenden Vermälung. Das Gefolge war gleichfalls freudig gestimmt, als es die Botschaft vernahm.

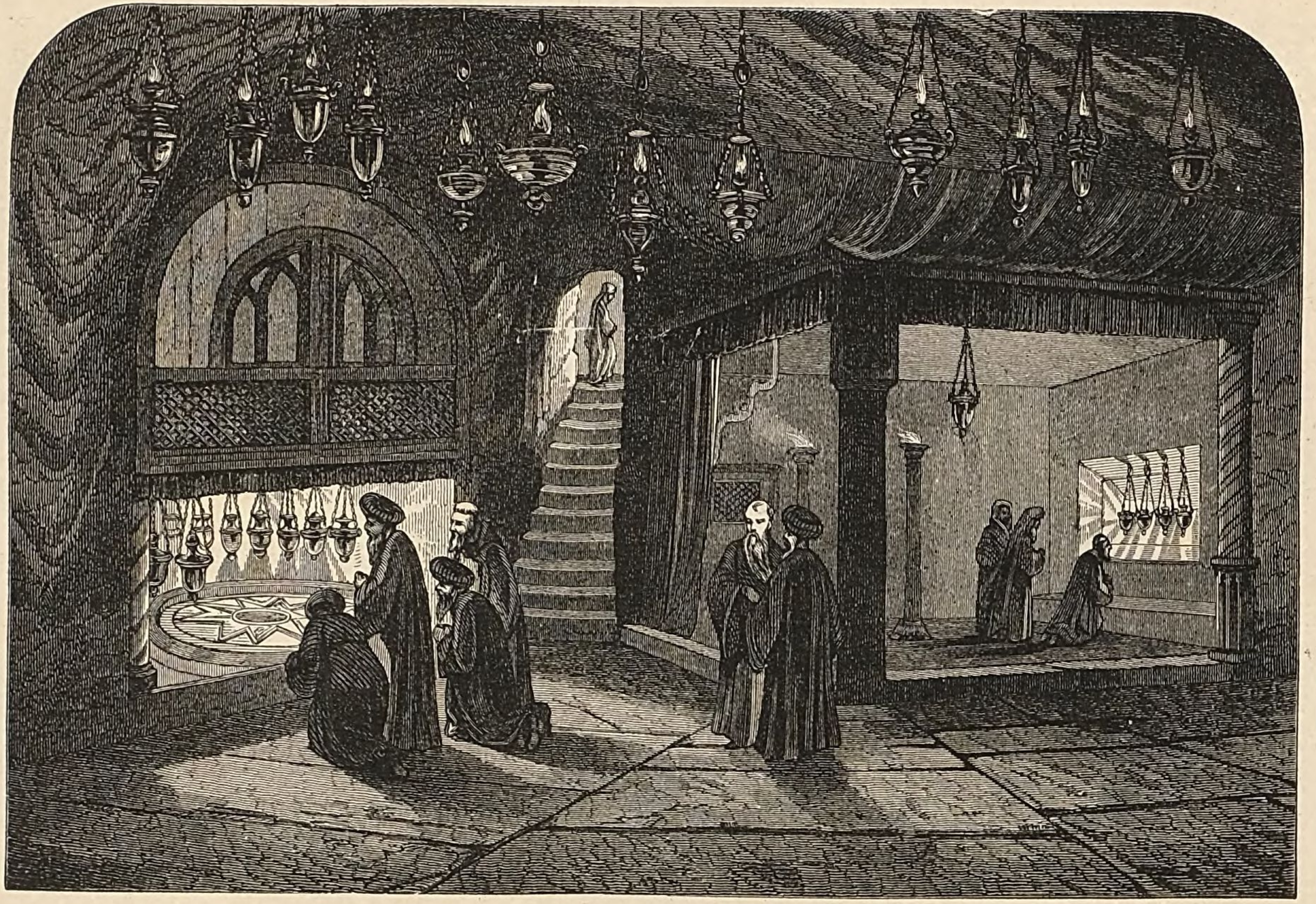
Der Besuch der Marienkirche war einer der feierlichsten Momente während der Palästina-Reise des Kronprinzen. Die Reisegesellschaft gelangte durch das große Thor auf einen gepflasterten, von Arkaden eingefaßten Hof, aus dem eine Pforte in die Kirche führt, welche die Höhle, in der die Sage Jesum geboren sein läßt, einschließt. Die Kirche ist nächst der Grabeskirche in Jerusalem die schönste in Palästina. Ihrer Grundform nach ist sie eine Basilica, ihre jetzige Ausschmückung stammt von den Griechen her, welche sie 1842 ausbesserten. Eine beträchtliche Zahl gelblicher Marmorsäulen mit korinthischen Capitälen tragen die Decke, die aus Cedernholz vom Libanon gefertigt sein soll. Große Fenster erhellen das Schiff, welches ein Kreuz vorstellt. An den Wänden erblickt man griechische Inschriften, Spuren musivischer Darstellungen und einige Gemälde auf Holztafeln. Der Chor, vom Schiffe durch eine Quermauer geschieden und drei Stufen höher als dieses, enthält einen den „drei Weisen aus dem Morgenlande" geweihten Altar, vor dem ein Marmorstern am Boden

die Stelle andeutet, über welcher der Wegweiserstern stille stand, „oben über, da das Kindlein war“. Rechts und links von dem Altar führen Stufen in die Geburtshöhle hinab.

Diese letztere ist, entgegen der fast schmucklosen Kirche, prachtvoll ausgestattet. Wände und Boden des unterirdischen Raumes sind mit weißen Marmorplatten belegt. Gegen dreißig Hängelampen verbreiten im Vereine mit mehreren großen Leuchtern eine zauberhafte Helle. Die besonders verehrten Stellen sind durch seidene Stoffe verhüllt. Der Prinz ließ sich zunächst die Stelle zeigen, wo nach der Legende Maria entbunden wurde. Sie wird durch einen Altar bezeichnet, unter dem sich in einer Nische eine Tafel von weißem Marmor befindet, auf welcher von den Strahlen einer Sonne von Silber und Jaspis umgeben die Worte zu lesen: „Hic de Virgine Maria Jesus Christus natus est“. Der Gläubige, welcher die Schriftzüge liest, fühlt sich emporgetragen, wie auf Geisterschwingen. Der enge, dunstige Raum, mit seiner in Marmor und Silber prunkenden Herrlichkeit, erweitert sich zu einem Riesendome, bis zur Sternendecke hinauf, von wo der Friede in dieses Jammerthal träuft. Fühlt sich der Besucher von dieser Illusion gefangen genommen, dann thut er gut, eine Zeit hindurch die Augen zu schließen. Denn auch auf der durch Tradition und Legende geweihten Stätte macht sich die profane Alltäglichkeit über Gebühr breit, und das gibt einen argen Mißton. Der Phantasiemensch will hier streng vom Zeloten unterschieden sein. Jenen beherrscht eine Welt von Gedanken, diesen ein unheimlicher Fanatismus. Während jener die Mirakelstätte mit erhobenem Haupte betritt, nur von dem Bewußtsein bewegt: Hier erblickte der Edelsten Einer das Licht der Welt — wirft sich der Zelot in den Staub und seine Stirne deckt den Marmor, der mit dem Erlöser nichts zu schaffen hat. Dort ruhige Gedankenarbeit — hier wilder Gefühlssturm, der zuletzt in ein Kinderlallen ausbricht. Der Denkende durchfliegt achtzehn Jahrhunderte, um so und so viele Rechenfehler auszuspüren, die sich in den Calcul des Stifters der „Religion der Liebe“ eingeschlichen haben. Für den religiösen Ekstatiker haben Raum und Zeit keine Bedeutung; es ist der Moment, der ihn beherrscht; in seinem Kopfe hat die Reflexion keinen Platz.

Von der Geburtsstelle aus besuchte der hohe Reisende die anderen Mirakelorte, zunächst den Ort, wo die Krippe stand, die dem Jesuskinde als Wiege diente. Man steigt etwa fünf Schritte südlich von der Geburtsstelle über sechs Stufen in eine kleine Nebengrotte hinab, wo ein ausgehöhlter Marmorblock jene Krippe vorstellt. Drei davorstehende, große Silberleuchter symbolisiren die anbetenden Hirten; nach Anderen stellen sie die lateinische, die griechische und die armenische Kirche, die sie gestiftet haben, vor. Der Krippe gegenüber begegnet man den Altar der drei Könige oder Weisen, der an dem Ort stehen soll, wo dieselben dem göttlichen Kinde Gold, Weihrauch und Myrrhen opferten. Die Lampen der Krippengrotte tragen das österreichisch-ungarische Wappen. Die Gemälde, welche die Capelle schmücken, sind meist Copien nach Raphael, auch ist ein Originalbild von G. Palma darunter; endlich besitzt das unterirdische Heiligthum auch eine kleine Orgel.

Nachdem die hohen Reisenden in der Geburtscapelle ihre Andacht verrichtet hatten, welchem Beispiele die Suite folgte, unternahmen sie einen Spazierritt in die Umgebung von Bethlehem. Ein solcher Ausflug ist, ganz abgesehen von verschiedenen durch die Tradition geheiligten Orten, schon durch die hiebei zu genießenden landschaftlichen Reize ungemein erquickend. Da liegt sie, die „Stadt Davids", in den hellen Flammen der Sonne glühend, indeß ihre Gärten von intensivem Lichte durchtränkt erscheinen. Die Reben, die Feigen und Oelbäume gedeihen vorzüglich auf diesem Boden. Die Weinbeeren haben ein kräftiges, süßes Fleisch, von aromatischem Geschmack, und geben einen ganz guten Wein, der freilich um Vieles besser sein würde, wenn man bei seiner Erzeugung rationeller vorginge. Ganz besonders aber mundeten den Reisenden die prächtigen bethlehemitischen Feigen, welche zu den wohlschmeckendsten des ganzen Orients zählen. Ein dunkelrother Lehm, den die arabischen Landbauer die „gute Erde" nennen, liegt glänzend in den Spalten und Furchen der Felsen, bereit den belebenden Frühlingsregen aufzunehmen, und schwammig, um ihn festzuhalten. Weil Felder in dieser unfruchtbaren Zone selten sind, so verleihen jene wenigen grauen Flecke, die nach der Wüste und dem Paradiesberge hin verschwinden, sowohl der



Krypta in Bethlehem.

ländlichen Gegend einen Charakter — nämlich den des Getreidelandes — als auch der heiligen Stadt einen Namen von günstiger Vorbedeutung. Das alte Wort „Ephrat“ bedeutet einen Fruchtort; das neuere Wort „Bethlehem“ soviel wie „Brodhaus“. Das kleine Stückchen Ebene, auf welchem Ruth hinter den jungen Männern ihre Aehren las, nebst einer Fläche steinigen Bodens, die ab und zu in dem Gebirgsthale nach Mar Saba sich findet, sind die einzigen Getreidefelder, die man in Judäa viele Meilen weit antrifft. Daher kam es, daß die Stadt, welche neben diesen Feldern emporwuchs und den Ertrag derselben genoß, unter den umherziehenden Stämmen Palästinas zuerst als der Fruchtort und später, als man das Land bebaute und den Samen in die Erde trampelte, als das Brodhaus bekannt wurde.

Die Geleise und Pfade, die über das Gebirge führen, haben, wenn sie auch wüst und von der Wüstensonne versengt sind, doch in ihren Höhlen und Obstgärten manchen angenehmen und willkommenen schattigen Winkel. Kurz, mit dem einen Worte gesagt, das dem palästinensischen Ohre alle Schönheit und Anmuth des Himmels bezeichnet, der Hügel von Bethlehem ist in diesem heißen Klima, mitten in dieser dürren Wüste — eine prächtige Oase. Auf der Südseite des fruchtbaren Abhanges, mit der Aussicht nach dem Hirtenthurm hinüber, unten die heiße Wüste und das Todte Meer, stehen, wie sie in den Tagen standen, als Samuel von Gilgal heraufkam, um aus dem Stamme Juda einen König zu wählen — Gruppen weißer Häuser, die von grünen Rücken aus als Gasse in die Tiefe sich senken. Dorthin verlegt man das köstliche Idyll von Ruth und Boas. Die Reisenden besuchten Rachels Grab und das sogenannte „Erbsenfeld“, wo eine Menge kleiner runder Steine den Fluch bezeugen, mit dem Maria die Hartherzigkeit eines Bauers bestrafte, der ihr verwehrte, sich zur Stillung ihres Hungers einige Erbsen von seinem Felde zu pflücken. Kaum war der Fluch ihren Lippen entflohen, als sämmtliche Erbsen sich in Steine verwandelt hatten.

Das höchste Interesse zeigte der Prinz für jene Alterthümer, welche beim Dorfe Artas, eine Stunde von Bethlehem, liegen und als die „Teiche Salomo’s“ bezeichnet werden. Es sind drei mächtige

Bassins, zum Theil in den Felsen gehauen, zum Theil aus Mauerwerk bestehend. Sie liegen stufenförmig am Abhang einer Thalwand übereinander. Im Winter füllt sie der Regen, der in Palästina sehr reichlich fällt, im Sommer wird die Verdunstung des Wassers durch eine Quelle, welche die Becken speist, theilweise ausgeglichen. Von den Teichen Salomo's ritten die Reisenden zurück nach Bethlehem, um sich der Ruhe hinzugeben, denn für den kommenden Tag stand ein beschwerlicher Ritt durch die judäische Wüste nach dem weltverlassenen aber romantischen Kloster Mar Saba und von dort nach der fernen Nachtstation Nebi Musa bevor.

X.

Von Bethlehem nach Jericho.

Am 3. April, nachdem die hohen Reisenden mit ihrem Gefolge in der Marienkirche die Messe gehört hatten, gings hinaus in das öde Land der Taámra-Beduinen. Der Kronprinz, Allen um ein bedeutendes Stück Weges voran und von einer Schaar malerisch costumirter Araber begleitet, sprengte um die Felder herum und dann auf den Hügel hinauf, auf welchem zur Zeit, da Jesus in der naheliegenden Höhle geboren ward, das schöne und luxuriöse Landhaus des Herodes im üppigen Gartengrün verborgen lag. Nun schimmern keine hellen Marmorcolonnaden mehr. Den Kameelpfad hinter uns lassend, betreten wir die Wüste und reiten gerade nach Osten. Der Pfad geht wüste Bergabhänge hinab, steil und beschwerlich. Bald klettern wir eine kleine Strecke weit über steinige Hügel, bald ziehen wir in trockenen Flußbeeten vorwärts. Im Ganzen aber geht es schnell in dem Felsenthale nach dem Todten Meere, beziehungsweise nach dem einsamen Wüsten-Kloster Mar Saba hinab.

Und dennoch gibt es in dieser monotonen Landschaft mannigfachen und auffallenden Wechsel. Nicht nur, daß das Land, je weiter wir in die Wüste kommen, immer bleicher, versengter und steiniger wird, daß es weniger Gärten und Hirten gibt, daß man keine Wächter mehr findet und die Pfade verschwinden: auch die Bäume und Sträucher sind nach wenigen Stunden nicht mehr die bekannten von vorher. Am Westhange dieser Hügel überrascht eine Vegetation, die lebhaft an heimatliche Gründe und heimatliches Klima erinnert. In den Thälern um Ain Karim herum, wo Johannes soll geboren worden sein, sieht man die Zwergeiche, die Olive, die Weinrebe, die Feige, den Johannisbrodbaum und den Erdbeerstrauch fast auf demselben Platze gedeihen. Im Allgemeinen aber hat die Wüste von

Judäa, soweit sie überhaupt eine Flora besitzt, ihre eigenthümlichen Formen: Salzkräuter, Fagonien, Judendorn, Beifuß und Wermuth finden zwischen den Felsen und Steinen und in den schattigen Flußbetten ein dürftiges und unsicheres Leben.

Auf dieser langwierigen Stätte gab's wenig Abwechslung. Das Interessanteste noch sind die Brunnen. Sie sind der Mittelpunkt des palästinensischen Landlebens. Sie sind die Plätzchen, nach denen sich die Wanderer sehnen, bei denen sie am Abend ihr Zelt aufschlagen.



Das Thal der Hirten bei Bethlehem.

In der traurigen Oede ist eine solche Brunnenstation allemal ein „Gemälde" von anmuthigem, ursprünglichem Reize. An solchen Brunnen spielten sich die ältesten Liebesromane ab: Rebekka und Isaak, Rachel und Jacob, Zippora und Moses. Am Brunnen zu Nazareth verbrachte Maria träumerische Augenblicke und am Brunnen zu Sichar ging Jesus die Frau aus Samaria um einen Trunk Wasser an. In Palästina ist das Wasser so viel wie Leben, und die Gesetze, die in Betreff der Brunnen und Quellen bestehen, sind streng. Ein Brunnen

kostet Arbeit, Arbeit und Kunst zugleich; der Kalksteinfelsen, in welchen er gebohrt wird, ist hart, und der Schacht muß oft 100—150 Fuß tief abgeteuft werden. Die Kosten solcher Bauten kann daher nur der Reiche unternehmen, und in der That sind meist nur die berühmtesten Fürsten Schöpfer von Brunnen, Cisternen und Wasserleitungen gewesen. Eine arabische Redensart sagt: Ein Mann, der für Wasser sorgt, wird gesegnet sein. Manche Quellen und Brunnen haben Namen in der Geschichte, z. B. Bir-Seba (der Eidesbrunnen), Bir-Elim (der Heldenbrunnen), Esek (der Streitbrunnen), Sitna (der Anklagebrunnen) u. s. w. Jacobsbrunnen bei Sichar, Josephsbrunnen bei Safed, Moses' Brunnen bei Suez sind mit größerer Sicherheit als echt zu bezeichnen, als die Hälfte der vielgenannten Legendenorte und Mirakelstätten.

Je tiefer die Reisecolonne in die Wildniß eindringt, desto einsamer wird es um sie her. Der Tag ist heiß, die Felsen glühen und blenden. Auf unserem Pfade springt ein Fuchs auf, ein Geier lauert auf einer Felsenkante und verschmäht es fortzufliegen. Aus einer Seitenschlucht läßt sich das Bellen eines Schakals hören. Auf einem hohen „Tell" erblicken wir die Gestalt eines Arabers, aufrecht, eine lange Flinte in der Hand. Er droht nicht, er grüßt, denn er kennt die Reiter des Taámra-Stammes, welche den hohen Reisenden das Geleite geben. Ein bischen Romantik könnte freilich nicht schaden — etliche Flintenschüsse, oder das verdächtige, gegenseitige Anrufen entfernter Späher: aber derlei darf auf einer Fürstenreise im Orient nicht vorkommen, und die Behörden haben umfassende Vorsorge getroffen, jede Unzukömmlichkeit hintanzuhalten. Es fehlt also, in dieser menschenleeren Gegend, an der poetischen Aufregung, obwohl in der Luft, im Sattel und im glühenden Sonnenschein eine Quelle der Lebensfreude und Kühnheit zu liegen scheint, die den Geist erfrischt, aufregt und erquickt, wie ein Trunk feurigen Weines oder ein frisches Bad im Meere.

Endlich kommen die Thürme von Mar Saba in Sicht. Das Kloster steht in der Kidronschlucht, mitten auf dem Wege von Jerusalem nach dem Todten Meere, vielleicht an der wildesten Stelle, die auf der Erde existirt. Die Umgebung ist die schauerlichste Felswüste, die

man sich denken mag. Eigenthümlich berührte die hohen Reisenden, in dieser menschenleeren Einöde Glockengeläute zu vernehmen. Zu beiden Seiten der Schlucht, an deren Rand die wohlgebaute Straße hinaufführt, erheben sich schroffe, mehrere hundert Fuß hohe Wände aus braunem Felsgestein, vielfach zerspalten, höhlenreich und von Sturzregen zerwühlt. Links vom Wege öffnet sich eine tiefe, dunkle Schlucht; nirgends ist ein Baum zu erblicken. Vor den Blicken aber hängt mit seinen hohen Mauern, seinen Thürmen und Terrassen, wie ein ungeheures Adlernest, das Kloster, das weit mehr einer trotzigen Ritterburg denn einem Heim friedliebender Mönche und Asketiker gleicht.

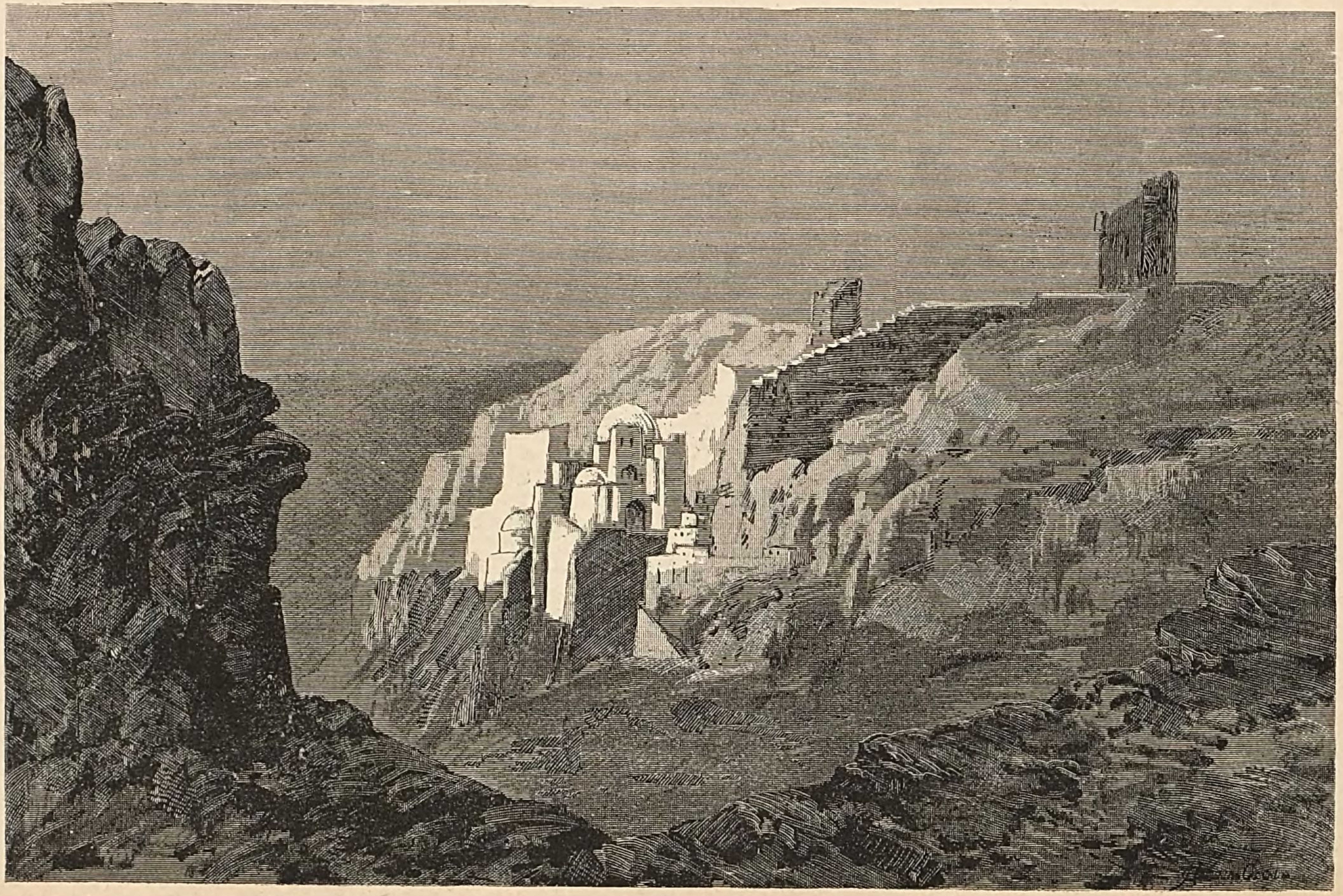
In der Regel erhält in das Kloster nur Derjenige Einlaß, der einen Empfehlungsbrief des griechischen Patriarchen mitbringt. Eine solche Empfehlung entfiel bei dem Besuche des Kronprinzen, da die nöthigen Weisungen demselben vorausgeeilt waren. Uebrigens gedachten die hohen Reisenden nicht hier, sondern eine Strecke weiter, in Nebi Musa, zu übernachten. Da aber ein Besuch des merkwürdigen Wüstenklosters gleichwohl empfehlend genug war, stiegen die Prinzen vom Pferde und erbaten sich, der Förmlichkeit halber, den Einlaß. Der Weg führt vom Kidronthal über Stufen empor, worauf auf der Höhe ein Wachtthurm erreicht wird. Ein zweiter Thurm steht über der Pforte, und von dieser Höhe reicht der Blick des Thorwächters weit über die Berge und Thäler, um zu erspähen, ob dem Kloster von irgend einer Seite Gefahr drohe. Im Innern des Klosters steigt man auf einigen 50 Stufen hinunter, dann wieder durch eine Thüre eine Treppe hinauf. Es ist überhaupt ein beständiges Steigen, Treppe auf, Treppe ab. Das Innere aber überrascht, durch die raffinirte Ausnützung des Terrains, nicht minder als der Anblick des Gebäudes von außen. Auf der untersten von den Terrassen, welche das Kloster und seine Nebengebäude tragen, haben die Mönche einen Gemüsegarten angelegt, in welchem etliche Granatbäume stehen. Ein Stück davon klettern einige Weinreben am Felsen empor, und wieder ein Stück davon erhebt sich eine Palme — „einsam trauernd auf brennender Felsenwand.“ Alles Andere ist Stein, und abermals Stein. Die Kirche selber, hart am Abgrunde gelegen und durch kolossale Strebepfeiler vor dem Hinabrutschen in die Tiefe geschützt, ist halb-

dunkel und durch mancherlei Geräth aus Edelmetall ausgeschmückt. In einer Nische sieht man einen mächtigen Haufen brauner Menschenschädel, nach Angabe der Mönche nicht weniger als 14.000 und sämmtlich von Mönchen dieser Gemeinde herrührend, welche als Märtyrer ihres Glaubens gestorben sind.

Das Kloster Sanct Saba wurde im fünften Jahrhundert durch einen syrischen Mönch von großer Frömmigkeit gegründet. Nachdem er zu Fuß die wildesten Schluchten und Wüsten Palästinas durchwandert hatte, um eine Stätte zu finden, die wilder als alle anderen war, fand er sie in diesem Theile des Kidron-Thales. Die Natur hatte eine gigantische Spalte in die Berge gerissen; kahle Felsen glühten blendend und heiß in die lodernde Sonne. Einiges wucherndes Kräuterwerk bildete alle Vegetation; rings dräute die Wüste mit ihren Schrecken und unten donnerte zu Zeiten das sturmbewegte Todte Meer. Auch gab es Raubthiere: Wölfe, Geier, Löwen und Schakale. Letztere sind noch immer in großer Zahl vorhanden und sie bevölkern die zahlreichen Grotten und Felsspalten, an denen um Mar Saba kein Mangel ist.

Bekannt ist, daß auch Johannes der Täufer in diesem öden Felsenthale irgendwo sein Heim in einer Felsenhöhle aufgeschlagen und eine Menge Menschen aus Jerusalem, Jericho und anderen Städten an sich gezogen hatte. In besserem Andenken aber steht sein Namensvetter aus viel späterer Zeit, Johannes Damascenus. Er hatte einst eine Rolle am ommejadischen Khalifenhofe gespielt, zog sich aber später in das damals bereits bestandene Wüstenkloster zurück und starb um die Mitte des VIII. Jahrhunderts. Er ist der bekannte Verfasser des philosophisch-theologischen Werkes „Quelle des Wissens“, von der die heutigen Mönche freilich keine Ahnung zu haben scheinen. Sie gelten, und mit Recht, als höchst unwissend und roh, einzig nur darauf bedacht, aus der Heiligkeit ihres Gnadenortes Nutzen zu ziehen. Pilger, die den Mönchen für erwiesene Führerdienste und Gastfreundschaft nicht die erhoffte, ausgiebige Entlohnung zu Theil werden lassen, riskiren Vorwürfe, und wenn das Gezänke an Intensität gewinnt, sogar die allerunchristlichsten Schimpfworte.

Als zweite Nachtstation (die erste war, wie sich der Leser erinnern wird, Bethlehem) auf der zwölftägigen Reise von Jerusalem



Das Kloster Mar Saba.

durch das östliche Palästina war Nebi Musa auserlesen. So wurde denn Mar-Saba nach kurzem Aufenthalte wieder verlassen und der beschwerliche Ritt durch das judäische Wüstengebiet oberhalb des Todten Meeres fortgesetzt. Wir sehen auf diesem Ritte fünf Stunden lang weder Wohnstätten, noch Menschen, obgleich wir manchen Geier und wilden Fuchs aufjagen und an manchem Thiergerippe vorüberziehen. Dies ist der District, in welchen die Tradition die „Vierzig Tage“ verlegt. Ehe wir von den Felshügeln Judas zu jenem Bergpasse emporklettern, auf welchem Nebi Musa liegt, möchten wir einige Bemerkungen über jene Stämme vorbringen, die sonst diese Gegend ziemlich unsicher machen. Es sind dies die Ehtaimat und die Abu Ibn Sair, zwei Bastardstämme von nicht großer Stärke, welche sich in den Ruinen von Jericho und auf den Weiden des Wady Kelt herumtreiben. Mehr als sie, regen zuweilen die Aduan, ein kriegerischer Stamm, alles Land im nördlichen Bereich des Todten Meeres auf. Sie siedeln zu beiden Seiten des Jordans. In gewöhnlichen Zeiten sind sie ziemlich zahm. Sie verlangen höchstens ein tüchtiges Bakschisch und erwarten, daß man ihnen Brod geben werde. Eine Tasse Thee macht sie gefügig und durch eine Ladung Schießpulver gewinnt man ihre Herzen.

Der Ritt nach Nebi Musa war sehr anstrengend. Häufig verstummte minutenlange jedes Gespräch und die Pferde schritten schnaubend durch das Dornengestrüpp. Endlich erreicht man bei einbrechender Nacht die Paßhöhe, wo das Lager aufgeschlagen wird. Der Ort, wo wir lagern, ist ein vielbesuchter moslimischer Wallfahrtsort, daß aber hier Moses begraben liegen soll, widerlegt sich von selbst. Die Nachrichten über den Tod des Führers der Israeliten im Ostjordanlande (auf dem Berge Nebo) sind so gut verbürgt, daß Niemand es der Mühe werth halten wird, hierüber eine Controverse zu machen. Alljährlich im April, also in dem Monate, in welchem unsere Reisenden bei diesem Grabmale verweilten, findet eine große Pilgerfahrt der Moslemin dorthin statt, an der eine große Zahl fanatischer Derwische, die den ganzen Morgen schon halbnackt mit ihren Fahnen und ihren „la-ilaha-ill-allah“ durch die Straßen Jerusalems ziehen, theilnimmt. Für gewöhnlich ist der Ort einsam und verlassen und eine Raststation der umhervagabundirenden Beduinen. Da sich diesmal unter der

Begleitung des Kronprinzen auch arabische Scheichs der zwischen Jerusalem und dem Jordanthale wohnenden Beduinenstämme befanden, so war jede Gefahr ausgeschlossen. Gleichwohl bezogen die türkischen Wachen ihre Posten. Um neun Uhr herrschte Todtenstille im Lager.

Der nächste Tag — der 4. April — brachte eine der interessantesten Ueberraschungen während der palästinensischen Reise. Es war eine seltsame und merkwürdige Scene. Hohe Berge im Osten und Westen: die Höhen Abrahams, die Gipfel von Gilead, der Berg der Versuchung; rechter Hand die verbrannten Städte Lot's, links die Ruinen von Gilgal und Jericho. Vorn die lange flache Ebene von Sand und Asche, der grüne Saum des Jordans, des „heiligen Flusses", und quer über den Strom laufend die große Furth, über welche Josua ging und auf der Jesus von Johannes getauft wurde. Keine Wolke fleckt den Himmel, kein Hauch bewegt die Luft, keine Welle zeigt sich auf dem See. Der Kronprinz läßt die Karawane halten und blickt minutenlange in die merkwürdige Landschaft hinab.

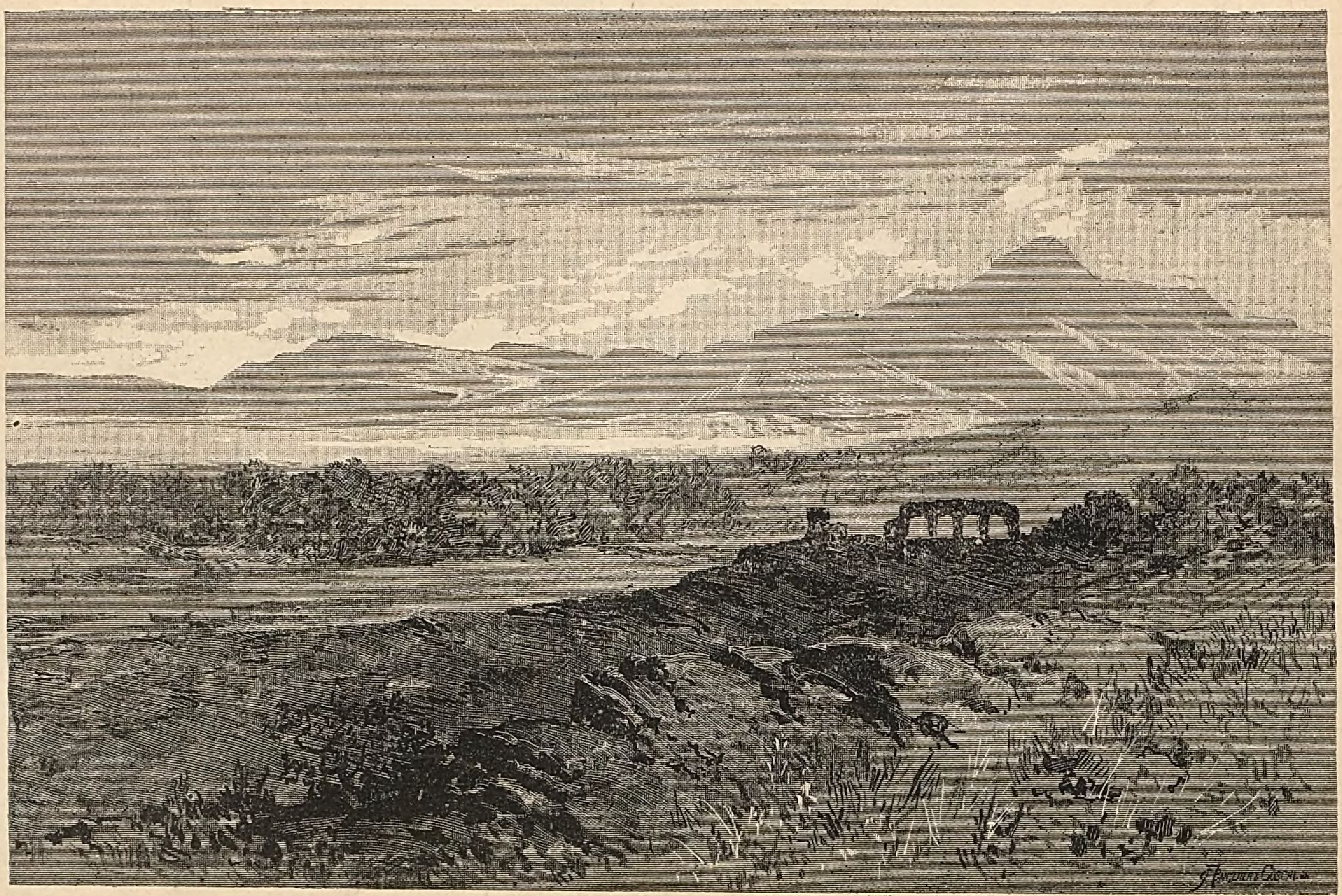
Nicht die Stimme eines Vogels, kein summendes Insect unterbricht die drückende Stille. Mit unbarmherziger Glut strömt das Licht auf die blendenden Felsen. Längs der Wüste hie und da liegen Stämme und Stücke von Bäumen, alte Riesen durch Fluthen den Jordanufern entrissen und wieder auf dieselben hinaufgeworfen durch die zurückprallenden Wellen des sturmgepeitschen Sees.

Ehe wir von der Höhe in das „Ghor" — das Jordanthal — hinabreiten, ist die Sonne hoch am Himmel hinaufgestiegen, und als wir in das unten liegende Thal blicken, erscheinen die blauen spiegelnden Wasser des Todten Meeres (Bahr Lut — See des Lot — nennen es die Araber) den Augen lieblicher, als der zarteste, italienische See. Von einer Terrasse auf die andere hinabreitend, kommen wir auf eine breite, zerrissene Fläche von schöner, mit Kreide vermischter Dammerde, die aber von den Höhen aus das natürliche Bett oder Niveau der Ebene zu sein scheint. Erreicht man jedoch die Terrasse, so findet man, daß sie nur die erste und breiteste einer Reihe von ebenen Flächen ist. Wir kommen auf eine zweite und dann auf eine dritte glatte Tafel von angeschwemmter Erde hinab. Diese Stufen, auf denen man von der untersten Hügelkette nach dem Ghor, dem wahren Niveau des

Todten Meeres, hinabsteigt, haben einen gemeinsamen Charakter, der ohne Zweifel durch eine gemeinsame Ursache hervorgebracht wurde. Sie haben alle unter Wasser gestanden. Wo sie nicht ausgewaschen und durchfurcht wurden, sind sie so glatt wie ein Sandgestade. Sie sind durch alte Küstenlinien begrenzt, durch alte Wellen gerippt. Nahe am Ende des Flusses, wo er in den See tritt, stehen auf der Ebene eine Menge kleiner Kegel von etwa fünfzig Fuß Höhe. Ihre Gipfel sind alle gleich hoch und ihre Seiten glatt und rund, wie sie entstehen, wenn die Ebbe und Fluth des Wassers eine Plattform von Mergel und Thon auswäscht. Die Gestalt dieser Kegel ist so regelmäßig, daß sie Werke der Kunst, Gräber von Scheichs, zu sein scheinen, die in Zeiten lebten, wo die Menschen Riesen und die Gräber von der Natur geschaffene Pyramiden waren.

Nach langer Bewunderung dieses Landschaftsbildes ritten die Reisenden rasch den beschwerlichen Pfad hinab, in der Richtung auf Jericho. Man passirt Dorngebüsch, oder einen Rohrwald, Oleander- und Cactusgruppen. Je tiefer die Karawane herabkommt, desto unerträglicher wird die Hitze. Der Staub ist brennend heiß und die Füße gehen wie auf glühenden Kohlen. Die Augen werden geblendet von dem unerträglichen Lichte. Die Hitze ist hier zu Zeiten so enorm, daß sie einem Europäer das Reisen durch das Ghor fast unmöglich macht. Die Schläfen pochen dann schmerzhaft, die Zunge schwillt, röthet sich, auf den Lippen entstehen Blasen. Diesmal war die Temperatur im Großen und Ganzen noch erträglich. Aber selbst im Monat April kann ein Thal, das die Kleinigkeit von 1500 Fuß unter dem Meeresspiegel liegt und von vollständig kahlen Felsgebirgen eingeschlossen ist, unmöglich ein Paradies sein, wo Frühlingslüfte nach heimischen Begriffen wehen und der Duft von Blumen die Sinne erquickt. Etwas Grün, um die Luft abzukühlen, hat das Ghor nur am Strome selbst und im Bereiche von Jericho.

Etwas ermüdet und abgehetzt, erreichte die Karawane das Dörfchen Richa, die Stätte des einst glänzenden Jericho. Aber nicht hier, sondern etwas nördlicher hievon, bei der „großen Quelle" (Ain es Sultan), wurde das Lager aufgeschlagen. Die Türken haben hier einen Wachtthurm zum Schutze gegen die räuberischen Einfälle der



Jericho.

Aduan- und Beni-Sakar-Beduinen errichtet. Gewöhnlich treiben sich in dieser Gegend Ehtaimat herum, ein wildes, ausgehungertes Gelichter, das zum Kampf zu feig und zum Arbeiten zu faul ist. Die Mitglieder dieser Bande wohnen in den Ruinen von Jericho, holen für die Türken Holz und Wasser, führen vor den abendländischen Reisenden ihre unzüchtigen Tänze auf und machen für die umherstreifenden Stämme die Spione.

Eine besonders liebliche Gegend war es sonach nicht, in der die hohen Reisenden diesmal ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Das heutige Jericho, eine Hecke von Dornsträuchern, ein Dutzend runde Hütten, zwei wasserreiche Quellen, ein kleiner Bach, ein viereckiger, steinerner Thurm, ein Stück Sumpf, eine verfallene Wasserleitung, ein Erdhügel, unter welchem vielleicht Säulen und Statuen liegen mögen, eine Hand voll Leute, weder Türken noch Araber, aber ein eigenthümliches Volk von kleiner Gestalt, mit Mondgesichtern, blau tätowirt, und Frauen, die sanft und fröhlich sind, dem Wesen und der Gestalt nach wie ägyptische Almeh — das sind die Herrlichkeiten, die Richa zu bieten vermag. Einst war Jericho eine Stadt von Palästen, die in Balsam und wohlriechenden Sträuchern erstickte. Cleopatra liebte sie, Herodes der Große lebte und starb in ihr. Ihre Thürme, ihre Thore und Theater hätten Cäsarea und Ptolemais den Preis abgewonnen. Von ihren Wällen aus erstreckten sich auf jeder Seite Gärten mit Orangen, Datteln und Granatäpfeln; jenseits der Mauer stand ein Circus; innerhalb derselben blühte eine Hochschule; mit den Kunstschönheiten, die sich nur aus Griechenland herleiten ließen, vereinigte die Stadt die Reize eines Nil-Klima.

Bei den dermaligen trostlosen Zuständen im Bereiche von Jericho war natürlich an irgend welche Zerstreuung nicht zu denken. Die Reisegesellschaft zog sich bald in ihre luftigen Behausungen zurück, die Araber und Escorte-Mannschaften bezogen ihre Posten und lauerten heute mit doppelter Aufmerksamkeit in die todten, finstern Gefilde hinaus. Der Sternenhimmel aber war herrlicher denn je. Wie große goldflammige Tempellichter hingen die ewigen Leuchten im tiefblauen Azur. Ihr Anblick entschädigte einigermaßen für die Nüchternheit und Oede des Landes.

Von irgend einer abenteuerlichen Unterbrechung der Nachtruhe war natürlich keine Spur, so sehr sie vielleicht der lebensfrohe und romantisch gestimmte Prinz herbeigesehnt haben mochte. Wie derlei Abenteuer sich anlassen, wird der freundliche Leser am besten aus einer Erzählung ersehen, die der unlängst verstorbene englische Schriftsteller William Hepworth Dixon in seinem interessanten Reisewerk „The holy Land" zum Besten gibt. Wir geben diese Erzählung im Nachstehenden zur zeitweiligen Ergötzung des Lesers fast im Wortlaute wieder.

Die Scene ist ungefähr die folgende. Der Reisende und einige seiner Begleiter haben eben ein Bad an der Jordanfurth genommen, als sich auf dem andern Ufer gegenüber ein verdächtiges Geräusch vernehmen läßt. Was ist das? Ehe ich — erzählt Dixon — nach dem Ufer schwimme und Yakub (einer seiner Begleiter) fragen kann, wird ein starker Schrei hörbar und durch einen zweiten gleich starken beantwortet. Ismaïl (ein anderer Genosse) kommt jetzt nach der Furth zugelaufen und macht Lärm, und in nicht so langer Zeit, als man braucht, um diese Worte niederzuschreiben, sind wir alle aus dem Wasser, ziehen hastig unsere Kleider an, raffen schnell die Waffen auf und legen die Gürtel an. Unterdessen haben sich im Schilfe des andern Ufers ein Dutzend Beduinen gezeigt, drei oder vier von ihnen beritten, die übrigen zu Fuß, und alle entweder mit Gewehren oder langen Speeren bewaffnet. Sie gehören, sagt Yakub, nicht zu den Aduan, die in Wady Hesbon (Hesbon, östlich des Jordan), sondern zu den Salhaan.

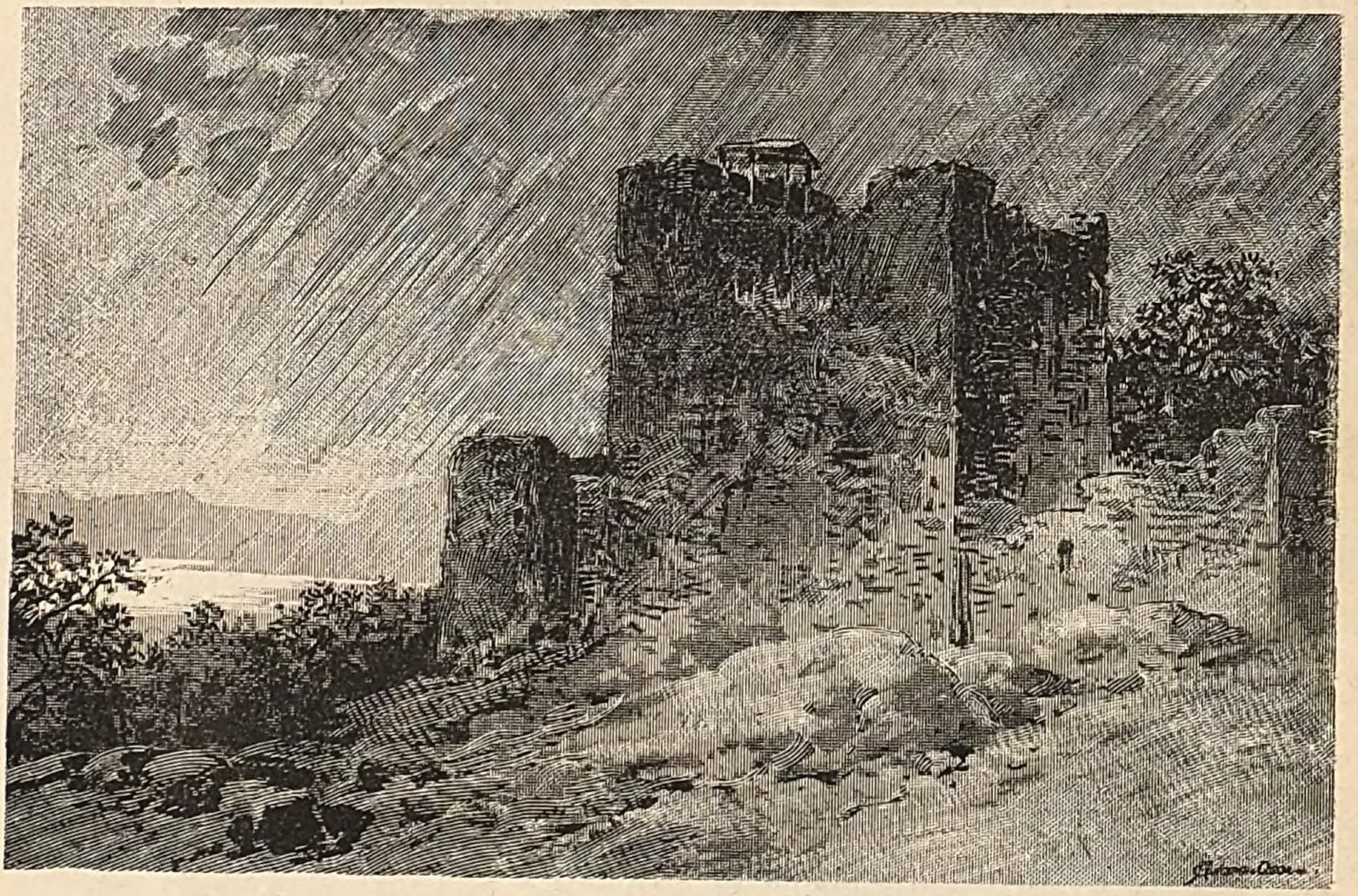
Nach einiger Zeit, nachdem sich die arabischen Genossen um den Engländer geschaart haben, beginnt das Wortgeplänkel. Einige der Salhaan haben sich nach der Furth hinabgedrängt, und es scheint, als wollten sie übersetzen; da eröffnet Yakub eine Unterhandlung, indem er sie fragt, was es Neues gebe, und gleich hinzusetzt, daß er mit einem großen „englischen Scheich" reise, daß die englischen „Feuerschiffe" in Jafa seien, daß er von den Aduan einen Schutzbrief und ferner eine Bedeckung besitze. Ueber den Strom herüber läßt sich lautes Gespräch vernehmen. Es vergeht eine Pause, nach der einer der Salhaan von dem großen englischen Scheich als Friedenspreis

eine Tabanja (Revolver), eine Lieferung Pulver und Brod verlangt. Mohammed (ein dritter Begleiter) der jetzt, die lange Lanze schwingend, das Ufer herabgesprengt kommt, läßt sich in das Gespräch ein und antwortet, daß der englische Scheich nichts von all dem Verlangten hergeben werde, daß er aber den Salhaan=Scheich einlade, herüberzukommen und in seinem Zelte Salz zu essen. Zwei oder drei Kerle stürzen ins Wasser, aber Yakub und Mohammed schreien und drohen mit Erschießen.

Es beginnt eine neue Unterhandlung. Die Furcht vor den Revolvern scheint das Gespräch zu beherrschen. Bei der Berathung, ob sie in den Strom springen, unser Zelt angreifen und auf Hiebe und Beute es wollen ankommen lassen, mögen sie etwas Scheu, die Aduan zu beleidigen, und ein bischen Respect vor dem britischen Consul haben. Ein Revolver ist eine Waffe, welche die Beduinen bis jetzt nur durch den Knall kennen, und er ist, wie das Dampfschiff, die gezogene Kanone, der Telegraphendraht, die Locomotive, ein Werk der Wissenschaft, vor dem das wilde Gemüth erschrickt. Die meisten Bewohner der Wüste glauben, daß, wenn ein Revolver einmal in Gang gebracht sei, derselbe nie wieder aufhöre zu schießen. Es ist Satans Werk, wenn nicht Satans Geist selber. Daher ist aber auch der Zauber, den der Revolver auf das Gemüth der Araber ausübt, die Ursache, daß er sich mit einer Inbrunst nach ihm sehnt, die der Innigkeit der Liebe gleicht und die leidenschaftliche Begierde, ein in den Augen seines Nachbars so schreckliche Waffe zu besitzen, mag ihn in Gefahren locken, vor denen er sonst naturgemäß zurückbebt.

Nach einiger Zeit schritten der englische Reisende und seine Gefährten, unbekümmert um die hungrigen Wüstenräuber, zum Frühstück. Als das Brod geschnitten, die Hühner aufgetragen, der Thee gekocht, die Granatäpfel und Melonen in Haufen umhergelegt sind, springt ein Kerl, der kühner als die übrigen ist, ins Wasser, als wollte er seine Gefährten zwingen, zum Handeln sich zu entscheiden. Als aber Mohammed seine Steinschloßflinte erhebt, kehrt er mürrisch um. Es währt wieder eine längere Pause, während deren ein Zwischenfall sich ereignet, den wir weglassen. Später verlangt eine Stimme vom andern Jordan=Ufer abermals Unterhandlung und endlich bitten die drei

Scheichs dem Engländer einen Morgenbesuch machen zu dürfen. Dieser willigt ein und die Mordkerle kommen herüber. Sie brechen zuerst stehend mit den „neuen Freunden" Brod. Dixon erzählt weiter: Als wir Jeder ein Stück gegessen haben, setzen sie sich auf ihre Fersen nieder. Nachdem sie die Ueberreste unserer Mahlzeit verschlungen hatten, bettelten sie um ein wenig Tabak und rauchten auf unsere Kosten die Pfeife der Gastfreundschaft. Als der Scheich durch einige Züge, die er schweigend thut, seine Nerven beruhigt hat, bemerkt er,



Partie bei Aïn Sultan.

daß, da wir Brod gebrochen hätten und Brüder der Salhaan geworden seien, auf unserer Seite des Zeltes nichts mehr dagegen einzuwenden sein könne, wenn er uns bitte, ihm einen Revolver zu geben. Wir haben zwei davon, sie haben keine. In Frangistan, hat er sagen hören, kann man in jedem Bazar „Tabanjas" kaufen. Können wir nicht dem Bruder eine ablassen? Gegen alle Worte taub, geben wir ihnen von unseren Früchten, unserem Brod und unserem Tabak, von unserer Munition und unseren Waffen aber nichts.

Da bittet der sehr hübsche Araber nachdrücklichst, daß ich ihm wenigstens die Tabanja wolle ansehen, ihn sie wolle in die Hand nehmen lassen. Aus Liebe zu seinen Landsmänninen Rachel und Ruth würde ich ihm gern den Willen thun, aber wir sitzen auf den Ufern eines reißenden Stromes, und ich fürchte, seine Tugend könne ebenso schwach wie die der Rachel sein, als sie die Teraphim aus ihres Vaters Hause stahl. Da der junge Mann sieht, daß ich in dieser Beziehung standhaft bin, so bittet er mich die Waffe abzuschießen; aber ich sage ihm mit ernstem Lächeln, daß, wenn sie abgeschossen werde, sie einen Mann tödte, und da sie Brod gegessen hätten und unsere Brüder geworden seien, so werde es ein Mord sein, wenn ich ihr Blut vergieße.

Das wirkt. Darauf fangen sie an um Kleinigkeiten zu betteln; es gibt nichts im Zelte, von einem Streichhölzchen bis zu einer Dosis Chinin, was sie nicht begehren. Es grenzt offenbar an Humor, wenn man drei schwarzbraunen Kerlen, die eben erst unter sich berathen haben, ob sie versuchen sollen, unsere Sattelranzen zu plündern und uns die Kehlen abzuschneiden, je einen Piaster gibt. Lange noch sitzen der Scheich und der Engländer zusammen unter dem Zelte, Bethlehemer-Trauben essend, und das Kraut des Libanon rauchend, in der Nähe der Stelle, an welcher Josua mit den 40.000 streitbaren Männern sich lagerte, ehe er nach Gilgal hinaufmarschirte, und dicht an der Furth, auf der Johannes die vielen Menschen taufte, die aus Judäa und Galiläa zu ihm strömten.

So weit die Geschichte des Engländers.

Die Beduinen von Jericho sind Viehzüchter und nebenher Zunftgenossen der Räuber, welche in der Geschichte vom barmherzigen Samariter, die bekanntlich auf der Straße von Jerusalem nach Jericho spielt, ihr Handwerk in so wenig humaner Weise getrieben. Unter einem Scheich stehend, der sich und seinen Stamm als Herren des Gebietes zwischen dem rechten Jordanufer und Jerusalem betrachtet, verfahren sie etwa wie unsere alten Raubritter im Mittelalter. Wer ihr Gebiet durchwandern will, der muß sich mit Geleit aus ihrer Mitte versehen. Für dieses Geleit, welches für 3—4 Tage genommen wird, zahlt der

Reisende gewöhnlich ein Pfund Sterling. Wer diesen Tribut und die hiefür gewährte Escorte nicht beachtet, der gilt nach der alten Regel, daß jeder Fremde ein Feind ist, für vogelfrei und wird sicher, noch ehe er das Thal von Jericho erreicht, vollständig ausgeplündert und, falls er sich zur Wehre setzt, niedergeschossen. So will es der Brauch dieser Stämme, und die türkische Regierung ist zu schwach, um Ordnung zu schaffen. Unter der Herrschaft Ibrahim Paschas freilich war es anders. Da merkten auch die Söhne der Wüste, daß es eine Obrigkeit gab, und die Räuberromantik hatte bis über den Jordan hinaus auf mehrere Jahre ein Ende.

XI.

Das Todte Meer.

Am 5. April zeitlich des Morgens brachen die hohen Reisenden nach dem „Todten Meere" auf. Der Weg ging durch jene früher geschilderte, mit Kegeln besäete Ebene zur Jordanmündung, wo die Reisenden nach etwa zweistündigem Ritte anlangten. Man weiß, daß das Todte Meer ein Gegenstück zum Jordan ist, ein Gegenstück sowohl in der Bedeutung beider als „heiliges" und „verdammtes" Gewässer, wie auch in der äußeren Erscheinung. Wie es am entsündigenden Jordan aussieht, werden wir später erfahren.

Man darf sich indeß den Anblick des Todten Meeres nicht zu abschreckend vorstellen. Es hat, wenn nicht Wolken darüber stehen, die schöne, blaue Farbe des Himmels, die andere Seen bei heiterem Wetter haben. Sein Wasser ist zwar von bitterem Geschmack und birgt, da es stark mit Asphalt und Salz geschwängert ist, weder Fische noch Würmer in sich, ja nicht einmal Pflanzen; es ist aber so klar, wie Krystall, und thörichte Erfindung nur behauptete, daß kein Mensch sich hineinwagen dürfe, daß es einen übelriechenden giftigen Dunst ausathme und daß es selbst die Vögelersticke, die darüber zu fliegen versuchten. Der See hat keinerlei Geruch, gefahrlos ist es, in ihm zu baden, ja es ist sogar unmöglich, durch Untersinken zu ertrinken, da Menschen und Thiere wie Korkholz auf ihm schwimmen. Häufig endlich sieht man Züge wilder Gänse, nicht selten Möven und Störche, zuweilen auch Raubvögel über seinen Spiegel hinwegfliegen.

Wenn das Todte Meer einen schauerlichen Eindruck macht, so liegt dies, abgesehen davon, daß es der Sage nach todte Städte bedeckt, daß es ferner keine Fische hat und daß es in strengem Gegensatz zu der frischen Landschaft des Jordans steht, hauptsächlich darin, daß es ein Wüstengewässer ist, welches die Erwartung von solchen



Das Todte Meer.

Gewässern täuscht. Wo sonst — diesen Einöden von Sand und Fels ein Quell entspringt, ein Bach murmelt, ein See sich breitet, da ist grünes Leben von Bäumen und Grashalmen, Schilf und Gesträuch. Um den Rand des Todten Meeres ist nichts Derartiges zu erblicken. Der sandige Strand im Norden, die kleine Insel, die einen Büchsenschuß von hier auftaucht, die gelben Felsen weiterhin sind ohne alle Vegetation, und die Baumstämme, die von der Strömung des Jordans in den See geflößt werden, liegen am Ufer, ihrer Rinde entkleidet, wie bleiche Gerippe. Ein anderes Moment ist die Einsamkeit der Gegend. Nirgends ein Dorf oder Zeltlager, nirgends ein rudernder Fischer, ein weidender Hirt, nirgends das blaue Rauchwölkchen eines Herdes.

Es versteht sich, daß der Anblick dieser in ihrer Art großartigen Einsamkeit auf den Kronprinzen einen tiefen Eindruck hervorbrachte. Wenn gleichwohl kein längerer Aufenthalt stattfand, so lag der Grund hiezu darin, daß in dieser Gegend, sieht man von eventuellen Forschungsarbeiten ab, absolut nichts zu beginnen war. Weder Jagd, noch eine sonstige Zerstreuung, keine Niederlassungen, die man besuchen, keine Denkmäler, die man studiren könnte, sind vorhanden. Dennoch erscheint uns die Gelegenheit zu günstig, um uns nicht weitläufiger über diesen merkwürdigen Fleck auf unserem Planeten auszulassen. Der nicht in der Lage ist, selbst wenn er über die lebhafteste Phantasie verfügte, aus obigen wenigen Andeutungen ein Totalbild von dem Todten Meere sich zu verschaffen, bedarf zu diesem Ende der ausgiebigsten Unterstützung durch die Schilderung, die Beschreibung, die historische Reminiscenz. Was die hohen Reisenden mit dem Blicke umfassen, in verhältnißmäßig kurzer Zeit dem Gedächtnisse einprägen konnten — dem Fernestehenden genügt dies nicht.

Versuchen wir es also, ein möglichst erschöpfendes Bild von jenem Gewässer zu geben, das die Sünderstädte Sodom und Gomorrha verschlungen hat und nach der Sage dadurch bitter und giftig geworden ist. Das Todte Meer ist zehn Meilen lang und hat eine durchschnittliche Breite von zwei Meilen; es bedeckt eine Oberfläche von 23 Quadratmeilen. Es liegt 1300 Fuß unter dem Meeresspiegel und ist selber noch weiter 1200 Fuß in den Boden eingesenkt.

Diese Wassertiefe ist übrigens nur im nördlichen Theile vorhanden, denn im südlichen Theile liegt der Seeboden nur 13 Fuß tief. In diesem südlichen, durch eine von Osten hereinragende, flache Halbinsel fast losgetrennten Viertheil haben wir in der That nur einen überschwemmten Thalgrund — das Thal Siddim — das innerhalb der menschlichen Erinnerung noch ein Garten Gottes war und in Feuer unterging. Die Asphaltlager brannten aus, möglicherweise vom Blitze entzündet, und in den ausgebrannten Grund rückten die Salzwasser des angrenzenden Meeres ein, oder wurden wohl erst so salzig durch Berührung mit dem Salzgebirg von Sodom. Nun aber schmeckt es abscheulich. Die Pferde, die zum erstenmal kommen und durch die Klarheit sich täuschen lassen, schütteln sich mit Entsetzen. Das Wasser ist schwer, schlägt im Sturme wie mit Schmiedehämmern an die Wand der Boote, und von den hereingeworfenen Wellen starren alsbald die Kleider in Salzkrusten. Auf der Haut erzeugt es bei längerer Berührung Geschwüre. Der Wunsch des Propheten Ezechiel ist noch nicht erfüllt, wonach aus der Tempelquelle zu Jerusalem ein Strom süßen Wassers hervorbrechen und das Kidronthal herabströmen sollte, auf daß auch das Todte Meer gesund werde, und Fischer mit Netzen daran stehen und Fische darin schwimmen, wie im großen Meere.

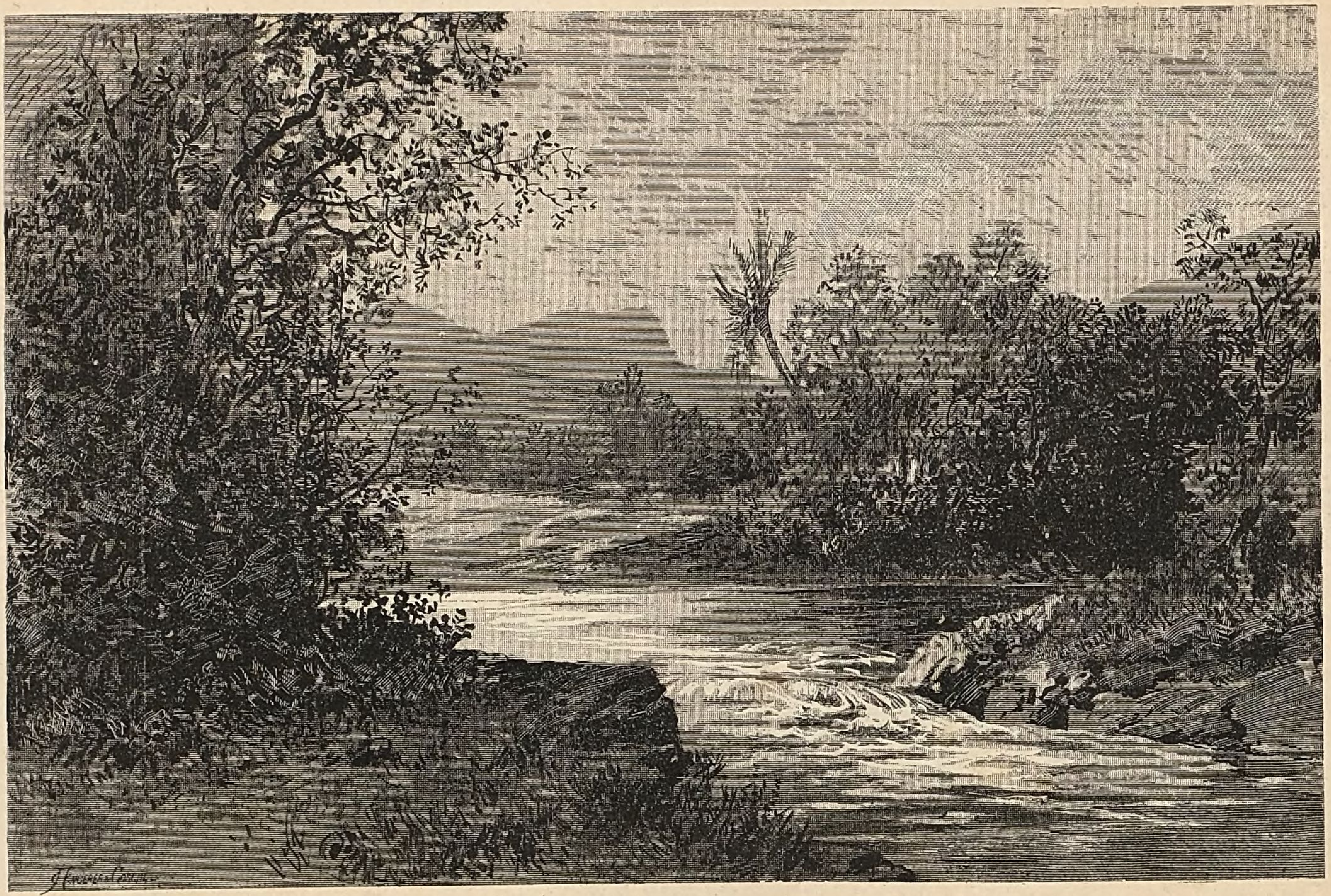
Das Todte Meer grenzt mit seinem Nordende, wie mit seinem Südende an das Ghor, die tief eingesenkte Thalebene des Jordan, im Osten wird es von dem moabitischen Plateaulande eingefaßt, an dessen schroffen Felsabhängen die Schichten der Kreideformationen sich in regelmäßigen Linien und Färbungen zeichnen; im Westen von dem gleich hohen Plateaulande von Judäa. Tiefe Wadis oder Felsschluchten, in denen zur Regenzeit starke Gießbäche in Wasserfällen herabrauschen, zerschneiden und zergliedern diese Abhänge; so der Wadi Zeckle Main (ehemals Kaliorhoi), an dessen Ufern die warmen Heilquellen von Kaliorhoi sich fanden; ferner der Wadi Modschib (ehemals Arnon), der Wadi Kerek (ehemals Bach Sarad), der Wadi Achsi oder Weidenbach. Unter den Bächen, die aus dem Lande Juda kommen, ist der Kidron der ansehnlichste.

Befahren wurde dieses Meer in neuerer Zeit einige Male auf Booten, die man den Jordan herab oder über das Gebirg herüber=

gebracht hat. Gewöhnlich nahm die Fahrt einen tödtlichen Ausgang für den Unternehmer oder einen der Betheiligten. Es sind nicht etwa schädliche Dünste, welche schädlich wirken, wohl aber die Anstrengung, wenn in glühender Windstille das Boot mit Rudern sich vorwärts kämpfen muß. Bei der Vereinigten-Staaten-Expedition unter Lynch kam die Mannschaft selber sich zuletzt wie eine Todtenfähre vor und wenn bei kaum merklichem Luftzug ein Segel ausgespannt wurde, um die erschöpfte Mannschaft zu erleichtern, und auch alsbald Alle in stumpfen Schlaf und Starrsinn versanken, weckte der einzig Wachgebliebene die bleichen Gestalten wieder, weil die Todtenstille zu unerträglich war. Bei Nacht ist das Niveau phosphorleuchtend und wirft ein bleiches Todtenlicht auf Klippen und Büsche. Ein tröstlicher Laut ist um Mitternacht die Glocke von Mar Saba, jenem Kloster in der furchtbaren Steinwüste des Kidronthales zwischen Jerusalem und dem Todten Meer, das wir vorher besucht haben. Die Glocke dieses Klosters wird in stiller Nacht meilenweit vernommen.

Sehen wir uns nun zunächst das Nordufer an, also die Stelle, welche von unseren Reisenden betreten wurde. Weicher Mergelboden deckt die Thalfläche, in der Regenzeit ungangbar, in der trockenen Jahreszeit pflasterartig zerrissen, und mit Salpeter, wie mit Schimmel überzogen. Die Salzplätze erscheinen wie gefrorene Wellen. Wenn der heiße Südsturm weht, treibt er den aufgewühlten Sand und Staub vor sich hin; sein Werk sind die zahllosen Wälle und Basteien, die sich wie Ruinen einer Stadt gegen das Gebirge hinziehen, und die oft so locker sind, daß man bei heißer Jahreszeit tief einsinkt. Die dünenartigen Hügel von Kass'r Hadochla südlich bis zum Seestrande nennt der Araber Katar Hadidoche — „eine Reihe zusammengehalfteter Kameele" — oder „Sekkel el Bahr", d. h. Meeresdamm. Der Thonboden, in der Nähe des Flusses und des Sees, der im Winter überschwemmt wird, trägt hie und da Stauden, welche mit Salzkrystallen wie eingepudert sind; jeder Stein, jedes Lehmstück, jede Höhlung im Sande ist mit einer Salzkruste belegt.

In zwei Armen, von denen der westliche jetzt gänzlich verschlammt und verrammelt ist, wälzt der Jordan seine Gewässer in das Meer. Losgerissenes Schilf, Treibhölzer von Balsampappeln,



Im Jordanthale.

Nebekbäumen und Palmen führt er mit sich, und die Wellen des Sees werfen diese Hölzer und das Schilf am Strande aus. Diese, wie gebleichte Skelette aussehenden Hölzer, bezeichnen in langer Linie die Fluthmarke. Die Baumtrümmer, welche bis in die kleinsten Zweige mit Salzlauge durchdrungen und daher fast unverbrennlich sind, geben den Beweis, daß einst mehr Wald am Jordan und an den Thalhängen der Jordan=Au gestanden hat. Meist sind es Reste der arabischen Akazie, die jetzt nur noch spärlich im heißen Jordanthale sich findet. Der Hauch des Todes liegt über der Landschaft; der Boden zeigt außer dornigem Gestrüpp nicht das mindeste Grün. An Thieren ist diese Gegend, wo Wasser, Land und Luft von Salz imprägnirt sind, äußerst arm. In den Sand wühlt sich hin und wieder eine Wüstenmaus ein, Scorpione und eine kleine Art von Giftschlangen schrecken den Wanderer. In der Osternzeit lassen sich wohl auch einmal Heuschrecken auf ihrem Zuge nieder. Fische werden vom Jordan in den See geführt, in dessen bitteren Fluthen sie alsbald der Tod ereilt. Viele von ihnen versuchen, sobald sie die Aenderung des Wassers fühlen, wieder umzukehren und stromaufwärts zu schwimmen; vielen gelingt dies nicht, und so werden sie bald entweder eine Beute der Reiher, die sich in dem schlammigen Delta herumtreiben, oder sie sterben in dem ungewohnten Elemente. Die ans Ufer geworfenen Fische sind mit Salz einkrustirt und steif wie Holz; mit ihnen werden auch Muscheln und Schneckenhäuser vom See ausgeworfen. Selbst die Fische, welche in der warmen Salzquelle bei Usdom und in dem nach dem Todten Meere hinabfließenden Bächlein leben, müssen sterben, wenn sie in den See kommen.

Von allen Todtenseeen weiß die Volkssage, daß kein Vogel über ihren Spiegel hinwegfliegen kann. Beim Todten Meere trifft dies, wie bereits erwähnt, nicht zu. Wenn hin und wieder todte Vögel auf den Wellen treiben, so sind sie sicher vor Ermattung hineingefallen. Dagegen hört der Wanderer zahlreiche Nachtigallen in den Gebüschen und Bäumen des Jordanthales, Schwalben wagen sich weit auf den See hinaus, das Wasser mit ihren Flügeln schlagend, Wildenten, Schnepfen, Möven, Singvögel brüten unfern der südlichen Ufer, Geier und Störche ziehen vorüber. Gazellen, Hasen und Kaninchen,

Stachelschweine, Wildschweine finden den Weg bis an die Ufer des Sees, freilich nicht, um aus demselben zu trinken.

Wenn man die Menge des Wassers berechnet, die täglich und jährlich vom Jordan ins Todte Meer geführt wird (an jedem Tage sechs Millionen Tonnen), so begreift man, wie die Meinung entstehen konnte, daß der See einen unterirdischen Abfluß ins Rothe oder Mittelländische Meer habe. Noch jetzt können die Araber von dieser Meinung sich nicht losmachen. Da aber bei der tiefen Lage des Todten Meeres eine solche unterirdische Verbindung die Folge haben müßte, daß vom Meere Wasser einströmte, und zwar so lange, bis die Wasserfläche im Ghor dem Meeresspiegel gleichkäme, d. h. bis sie die Jordanspalte bis oberhalb des Sees Genezareth ausgefüllt hätte, so bleibt nur die eine Möglichkeit, die Verdunstung des Wassers. Nach genauer Berechnung muß täglich im Durchschnitt eine Wasserschichte von sieben Millimeter oder etwa einem halben Zoll sich in Dämpfe auflösen, denn um so viel erhöht täglich das fließende Jordanwasser den Spiegel des Sees. Und eine solche Verdunstung ist in der That nicht zu viel.

Das Wasser des Todten Meeres ist bei seinem Salzgehalte ($23\frac{1}{2}$ Procent) so schwer, daß es — wie wir bereits erwähnt haben — thierische und menschliche Körper trägt. Der Geschmack ist so abscheulich, als ob man alle bittersalzigen Arzneien auf einmal zu kosten bekäme, und von einer Schärfe, daß sich die Haut von Lippen und Zunge lösen würde, wenn man die ätzende Flüssigkeit auch nur kurze Zeit im Munde behalten könnte. Man ist nicht im Stande, beim Baden den ganzen Körper unterzutauchen, selbst das Stehen im tieferen Wasser ist schwierig. Schon Kaiser Vespasian erprobte diese seltsamen Eigenschaften des Sees, indem er einige an Händen und Füßen gebundene Gefangene hineinwerfen ließ; sie sanken nicht unter.

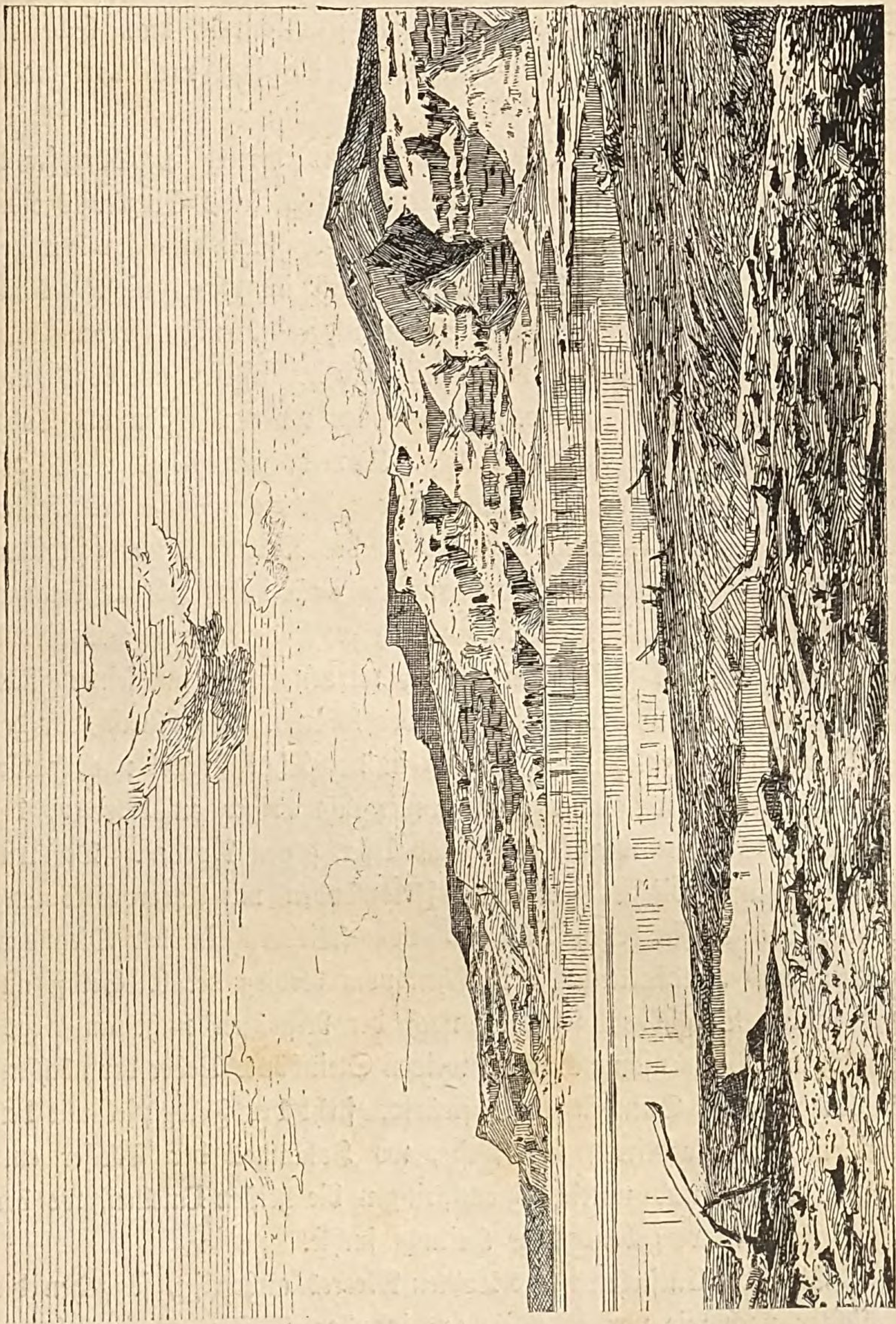
Was die nächste Nachbarschaft des nördlichen Seeufers anbetrifft, so wird meistens nur die Strecke zwischen Jericho oder der Jordanmündung und Has el Feschka, von wo es nach Mar Saba und Bethlehem hinaufgeht, betreten. Seltener schon werden Excursionen weiter südwärts an der Westküste bis Engeddi unternommen. Dort fällt die Wüste, als höhlenreiches Kalksteingebirge, worin David sich

vor Saul verbarg, in furchtbar steilen Hängen zum Seespiegel ab. Zwischen zwei Felswänden sind die alten Weinbergterrassen von Engeddi, wo Salomon seine Weinberge hatte. „Eine Traube aus den Weinbergen von Engeddi ist mein Geliebter", sagt die Hebräerin im Hohen Liede. Dort gab es die edelsten Dattelbäume und Balsamsträuche. Jetzt fällt immer noch im Hintergrunde der Schlucht ein Bach unter üppigem Waldwuchs von Christusdorn von Becken zu Becken. Man entdeckt den Bach erst in unmittelbarer Nähe durch sein Rauschen, denn er wird vollständig verdeckt von Oleander- und Tamariskengebüsch. Dahinten in der Felswand ist eine jetzt unzugängliche Höhlenstadt mit gewölbten Fensterbögen.

Weiter südwärts auf demselben Ufer steht der blutrothe Felsberg von Masada, oben tafelförmig abgeplattet mit den Ruinen einer althebräischen Festung. Ein Zickzackweg von anderthalb Stunden führt vom Meere aus hinauf. Dieser Festung hatten die letzten Reste der jüdischen Freiheitskämpfer nach Jerusalems Fall sich bemächtigt, wurden von den Römern eingeschlossen und wählten den Tod durch eigene Hand, als der römische Belagerungsdamm mit Thurm und Maschinen bis zur Höhe der Festungsplatte hinaufstieg. Zehn Auserwählte mußten alle Anderen niederstoßen; von diesen Zehn tödtete der Eine die Neun und endlich sich selbst. Im Ganzen waren es 960 mit Weib und Kind.

Noch weiter gegen das Südende hin folgt das seltsame Salzgebirg von Sodom, jetzt Usdom, und auf dem Ufer sind die etwaigen Ruinen von Sodom selbst, die Strabo noch gekannt, in dortigen cyklopischen Mauerresten zu suchen. Jene dem Untergang geweihten Städte lagen nämlich nicht in der Thalfläche, welche Weideland und Gartengrund war, sondern am Abhang des Gebirges. Das Merkwürdigste aber ist eine Salzsäule, die an die Verwandlung von Lot's Weib erinnert. Auf einem Uferhügel, und vom Meere aus nur durch langes Waten im glühenden Schlamm zu erreichen, steht eine 40 Fuß hohe Säule von Steinsalz mit einer Schale von Kalkstein, die sie schützt. Josephus versichert, die Säule, in welche Lot's Weib verwandelt wurde, bestehe noch, und er habe sie selbst gesehen. Im Buch der Weisheit heißt es: „Denen zum Zeugniß ihrer

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!



Vom Todten Meer.

Bosheit fortfährt zu rauchen die Wüste, und Gewächse zur unrechten Zeit Früchte tragen. Einer ungläubigen Seele Denkmal stehet die Salzsäule da“ — so daß wir nicht zweifeln können, man habe ein vorhandenes Naturspiel und möglicherweise die jetzt noch vorhandene Säule im Auge gehabt.

Um das Südende des Todten Meeres herum ist Sumpfland, wo das zuweilen vor- und zurücktretende Meer seine Salzkruste über tiefem Schlamm zurückläßt. Der Boden ist verflucht auch im heutigen Glauben und wird von den Beduinen auch im Gebet nicht geküßt; man flieht ihn schon wegen der furchtbaren Pferdebremsen. Erquicklicher ist das Gebirg des Ostufers mit seinen reichen Wassern, mit Wald und Feld voll Tabak und Indigo. Hoch hinter der von Osten ins Todte Meer hereintretenden Halbinsel liegt Kerak, ein böses Nest, mit einem Castell aus Kreuzfahrerzeiten. Ueber die tiefe Fläche des Todten Meeres hinweg ist es auch vom Gipfel des Oelberges aus sichtbar. Es war ein Hauptort von Moab, wurde einst durch Israel belagert (Kir Moab) und hart bedrängt. Da ergriff der König von Moab seinen erstgeborenen Sohn, der König werden sollte an seiner statt, und opferte ihn als Brandopfer auf der Mauer. Aus Furcht vor der Wirksamkeit eines solchen Opfers zog in der That Israel nach Hause.

Immer schöner, aber auch immer schwieriger zu betreten, der feindlichen Stämme wegen, wird das Ufer gegen Norden. Da tritt der Arnonfluß zwischen senkrechten Felswänden mit klarer Strömung hervor, das Wasser roth leuchtend vom Wiederschein der Oleanderblüthen, und Kataraktenbäche rauschen vom Gebirg herab. Selbst auf den kahlen Berghöhen fehlt es nach der Regenzeit nicht an Grasteppich und Blumenschmuck. Dort weiden Steinböcke. Ueber der nächsten Schlucht, einige Stunden thalaufwärts, steht der Felsgipfel mit den Ruinen von Macheirus, der Feste, wo Johannes der Täufer enthauptet wurde, und unterhalb entspringen die heißen Quellen, wo der kranke Herodes vergebens seine Heilung suchte.

Was die Entstehung des Todten Meeres anbetrifft, so gehen die Ansichten nach wie vor erheblich auseinander. Daß es ein fruchtbarer, lieblicher Thalgrund mit 5 (nach Strabo 10) Städten gewesen sei, wissen wir aus den Büchern Mose, wie aus den alten Berichten

arabischer und griechischer Schriftsteller. Ueber die Entstehung des Sees sagt Strabo, daß der See bei jenem gewaltigen Naturereigniß nicht neu gebildet, sondern nur vorgerückt sei, und Eratosthenes berichtet in ähnlicher Weise. Das Terrain des Thales sei von Natur sumpfreich oder voll unterirdischer Wasserbehältnisse gewesen, deren Durchbruch das Tiefland bedeckt und in Meeresgrund verwandelt habe. Die gründlicheren Untersuchungen der Neuzeit haben tiefergehende Urtheile möglich gemacht. Daß der Gedanke an einen vulkanischen Ausbruch zurückzuweisen sei, hat namentlich der Geologe Fraas dargethan, indem er gezeigt hat, wie regelmäßig und ungestört ringsum an den Thalwänden die Schichten der Kreideformation abgelagert sind — allerdings scheint Fraas nicht nach Engeddi und an's Südende des Sees gekommen zu sein, wo zahlreiche Basaltstücke umherliegen.

Die Erklärung des genannten Gelehrten geht dahin: Die Jordanspalte hängt mit der Bildung des ganzen Landes so eng zusammen, daß der Gedanke Niemand mehr kommen kann, das Todte Meer wäre das Resultat einer späteren vulkanischen Bildung, oder auch es wäre etwas später, zu historischen Zeiten, eine wesentliche Veränderung mit dem See, z. B. die Versalzung des Wassers, vor sich gegangen. Vielmehr ist die ganze Jordanspalte mit der Versenkung des Todten Meeres älter als die Ablagerungen des Tertiärs, das in dem langen Kreidegebiete von Libanon bis nach Aegypten fehlt. Das Todte Meer war zu allen Zeiten und vom Urbeginn ein Sammelbassin der Regenmassen aus der ganzen Gegend. Wenn geologisch etwas festgestellt werden kann, so ist es die Thatsache eines viel höheren Wasserstandes in der Spalte des Jordans und des Todten Meeres, einer am Ufer mindestens 100 Meter höher angeschwellten, nach Süden einige Meilen, nach Norden aber bis in die Nähe des Tiberias-Sees weit ausgedehnten Wasserfläche. Längst vergangen sind aber die Tage, in denen das Wasser so hoch stand. Es sind wohl dieselben, in denen noch Gletscher am Sinai und am Libanon hingen, in denen das Mittelmeer noch ganz Aegypten bis Assuan bedeckte. Als in Europa und im nördlichen Afrika das Klima sich änderte, da sank auch allmälig der Spiegel des Todten Meeres, die Zuflüsse verminderten sich und die Verdunstung steigerte sich in demselben Maße. Die Wasser concentrirten sich nach und

nach und wurden immer salziger, je länger die Verdunstung in den Felsenkesseln anhielt. Die Folge davon ist leicht erkennbar. Das Todte Meer mußte sich schließlich sättigen mit den Salzen, welche die Meteorwasser aus den Schichten lösten. So hat sich eine Salzlauge gebildet, welche den gewöhnlichen Salzgehalt des Meeres weit übertrifft, in dieser Beziehung aber mit anderen Salzseen der Erde immerhin zu vergleichen ist.

Nach dieser Theorie würde sich auch die weitere Frage: Ob der Jordan einst in das Rothe Meer abgeflossen sei, von selbst lösen. Vom Todten Meer erstreckt sich 27 Meilen lang bis zum Rothen Meer, als Fortsetzung des „Ghor", die Arabah, d. i. ein breites, tiefes Thal von ähnlichen Ausdehnungen in Breite und Tiefe wie das Jordanthal und dieselbe Richtung von Norden nach Süden verfolgend. Es ist begreiflich, daß man dieses Thal für die Fortsetzung des Jordanthales hielt, so lange man von der tiefen Einsenkung des letzteren noch keine Ahnung hatte. Das Jordanthal aber hat von seiner Entstehung an nie mit dem Meere in Verbindung gestanden, wohl aber hat die tiefe Senkung unter dem Spiegel jenes Seebeckens bereits bestanden, das Becken selber aber, wie wir oben gesehen haben, eine ungleich größere Ausdehnung eingenommen. Als dann jene früher besprochenen physikalischen Einwirkungen sich geltend machten, sank das Wasser, das Seebecken wurde kleiner, salzgeschwängerter, und der Spiegel kam schließlich bis zu 1300 Fuß unter der Meeresfläche zu liegen.

XII.

Durch das Jordan-Thal.

Der Jordan — arabisch Esch Scheriat el Kebir: die große Tränkestelle genannt und von Jericho etwa anderthalb Stunden entfernt, — entspringt in der Nähe von Hasbayah im Libanon in sumpfigem Terrain, geht dann durch den See Genezareth und stürzt sich hierauf raschen Laufes in das Ghor hinab, wo er zuletzt in das Todte Meer mündet. In seinem oberen Lauf vielfach und nach allen Himmelsgegenden sich windend, durchläuft er auf einer geraden Strecke von etwa 25 deutschen Meilen wenigstens die dreifache Meilenanzahl. Obwohl ziemlich breit, bei Jericho circa 80 Fuß, an manchen Stellen doppelt so breit und im Ghor durchschnittlich 12 Fuß tief, ist er doch nur auf kurze Strecken mit Booten zu befahren, und somit als Verkehrsweg nicht zu benützen. Bald hemmen die Fahrt drohende Stromschnellen, bald Wasserfälle, deren der Fluß nicht weniger als 27 hat, bald alte Dämme und Schleußen oder Trümmer von Brücken. Auch an Inseln und Halbinseln fehlt es nicht. Das Wasser ist trübe und selbst am Ausflusse noch sehr reißend.

Die Reiseroute des Kronprinzen erstreckte sich im Jordanthale auf die beträchtliche Entfernung von der Mündungsstelle des Flusses bis Bêsan, also fast bis zum Tiberias-See. Diese ansehnliche Strecke wurde fast ununterbrochen jagend zurückgelegt, d. h. es wurden von den einzelnen Raststationen aus Jagdausflüge unternommen, theils auf die Randhöhen, welche westwärts das Ghor begrenzen, theils in den Steppenstrich zwischen Fluß und Gebirge und häufig auch nach den Auwäldern des Jordan selbst. Beide Ufer des heiligen Flusses sind nämlich von dichter Vegetation eingerahmt, die an manchen

Stellen wohl einen grünen Gürtel von einer Viertelstunde Breite zeigt und vorzüglich aus Oleandern, Weiden, Tamarisken, Lorbeer- und Pistazienbäumen, Akazien, Zwergeichen, Erdbeerbäumen und einzelnen Palmen besteht, und in welcher wilde Schweine und kleine Leoparden hausen, während das dichte Schilf, das an den breiteren und dichteren Stellen wuchert, Schaaren von Wasservögeln, Reihern, Störchen, wilden Enten und Tauben, Schnepfen und Rebhühner birgt. Im Schatten des Waldes und zwischen dem Gras der Ufer, das nach dem Wechsel des Wasserstandes fast überall eine doppelte Terrasse von Schlamm bildet, schimmern allerlei Blumen: die Adonis, die Scabiose Stellata, die Anemone und die Ringelblume, an den Orten, wo der Strom langsamer fließt, auch unsere Wasserlilie. So bildet der heilige Fluß fast wie der Nil, wenn auch in sehr verkleinertem Maßstabe, eine Oase in der Wüste, ein kleines grünes Waldparadies, dem nichts fehlt, als Bewohner menschlichen Geschlechts. In früheren Zeiten hat es daran auch nicht gemangelt, das Wasser war zur Bewässerung eines Theiles der Thalsohle benutzt, und an mehr als einer Stelle erhoben sich kleine Städte. Jetzt machen die räuberischen Beduinenstämme, die in den Bergen im Osten und auf der großen Ebene Esdrelom (zwischen Haifa und Nazareth) wohnen, jede Ansiedlung in diesem Bereiche unmöglich, und nicht einmal ein Einsiedler wagt in dem Walde am heiligen Flusse seine Hütte zu bauen.

Ueber diese Stämme haben wir bereits im vorangegangenen Abschnitte berichtet. Nachzutragen käme, daß die Regierung, welche über die freien Söhne der Wüste nicht die geringste Autorität besitzt, hinsichtlich der persönlichen Sicherheit des hohen Reisenden im Ghor sich großer Besorgniß hingab. Da sie ihre imaginäre Macht, als Herrin von Ost-Palästina, nicht hervorkehren konnte, blieb ihr nichts anderes übrig, als den Prinzen dem Schutze des gegenwärtigen Großscheichs aller transjordanischen Nomaden-Tribus, Ali mit Namen, anheimzustellen. Der hohe Reisende erklärte sich, trotzdem ihm eine ansehnliche Escorte (eine ganze Escadron) beigestellt wurde, mit diesem Modus einverstanden, und ging frohen Muthes an die Ausführung seines Jordan-Ausfluges. Das Arrangement desselben, beziehungsweise die Beistellung der nothwendigen Tragthiere, Zelte, Diener und Provisionen hatte der

bekannte englische Reiseunternehmer Mrs. Howard für die ganze Dauer der palästinensischen Reise übernommen und befriedigend durchgeführt.

Die erste Begegnung, welche der Kronprinz mit dem genannten Großscheich hatte, übte auf jenen einen leicht begreiflichen Reiz aus. Die martialische Erscheinung Alis mit braunweiß gestreifter Abaja, hellem Turban, gelben Reiterstiefeln, bewehrt mit einem prächtigen türkischen Krummsäbel, verfehlte nicht, auf den Reisenden einen tiefen Eindruck zu machen. So müssen jene biblischen Gestalten ausgesehen haben, jene freien Nomadenkönige, deren Lebensweise seit Jahrtausenden fast unverändert geblieben ist. Genau so, wie die Karavane, die durch das Wüstenthal zieht, muß die Karavane ausgesehen haben, welche den verkauften Joseph nach der Stadt Pharaos brachte, genau so wie jener alte Beduinenscheich mit dem weißen wallenden Barte und dem Gefolge von Lanzenreitern, der durch das Ghor reitet, müssen wir uns Abraham und seine Knechte auf seinem Zuge gegen Kedon Laamon, den König von Elam, vorzustellen haben. Ist doch auch sonst Alles in diesem Lande in unverwandelbarem Conservatismus erstarrt geblieben. Der auf seinem Krumstab gestützte Ziegenhirt könnte Moses nach seiner Flucht zu Jethro, das gedankenvolle, verschleierte Fellahweib, das am Brunnenrande seinen alterthümlichen Henkelkrug hingestellt hat, die Samaritanerin sein, mit der Jesus einst vom „Wasser des ewigen Lebens“ gesprochen.

Die Begegnung mit dem Großscheich Ali erfolgte vor den Zelten des Reiselagers zu Ain es Sultan. Der Nomadenfürst zeigte eine patriarchalische, würdevolle Haltung. Die Begrüßung war kurz und wenig ceremoniös. Ali versicherte den hohen Reisenden, daß ihm dessen Besuch erfreue und daß er Sorge getragen habe, die Excursion durch das Ghor so angenehm als möglich zu machen. Mit besonderer Freude wurde vom Kronprinzen die Mittheilung entgegengenommen, daß vom Scheich an allen Stationen, wo gerastet oder Nachtlager bezogen werden sollte, Beduinen vorausgeschickt wurden, die den Auftrag hatten, die Reisenden nach den guten Jagdplätzen zu führen und ihnen mit Rath und That beizustehen.

Nach Austausch einiger Höflichkeitsbezeugungen empfahl sich der Großscheich und ritt mit seinen braunen Begleitern nach dem ostjor-

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

danischen Steppen- und Wüstengebieten zurück. Dieses Gebiet, das der Kronprinz nicht betreten hat, und das überhaupt von europäischen Reisenden äußerst selten betreten wird, bedarf einer knappen Skizzirung. Wer das transjordanische Land bereist, durchstreift zumeist eine reizlose Hochebene, nur unterbrochen durch Gießbachbetten, die im Winter hinderlich werden, durch ihre nach dem Todten Meere und den Jordan drängenden Wasser, zu anderer Zeit aber als Hinterhalt für die Räuber dienen. Das Geleit von türkischen Truppen würde diesfalls nichts nützen, und selbst die große Mekka-Karavanen müßten sich den wahren Herren jenes Landes fügen, welche für gutes Geld die Sicherheitswache für den ungeheuer langen Zug, oder das ausgedehnte Nachtlager übernehmen. Aber eben diese Schützer, heißt es, sorgen dafür, daß alle vier, fünf Jahre einmal die Karavane ausgeplündert wird, sonst könnte ja, wegen all' zu großer Sicherheit, fürchten sie, die Zahlung jener Summe eingestellt werden.

Solche Zustände sind umso unerquicklicher, als man hier allenthalben auf die Spuren einstiger Cultur stößt — auf Städte römischen Styls, wie Philadelphia (Rabbat Ammon) mit seinen Tempeln und Brücken, Theater und hochgelegener Castellruine, zahllosen Felsgräbern und Grabgebäuden, oder wie Gerasa (Djerasch) mit seiner theilweise noch stehenden Säulenstraße, seinen prächtigen Tempeln und Thoren, Wasserleitungen und Bädern. Nur zuweilen zeigen sich auf diesen Plätzen entschwundenen Reichthums und Wohllebens streifende Beduinen; gewöhnlich ist alles verlassen und todtenstill, obgleich die Wasser noch so reichlich, der Boden noch so fruchtbar wie je. Es gibt in diesem Ostjordanland herrliche Eichwaldhaine und Weidegründe, Weinpflanzungen, die ohne Pflege um die Dorfruinen weiter wuchern, parkähnlich vertheilte Baumgruppen und Reste von Eisenwerken, auch fleißige Terrassencultur, soweit nämlich die Flinten der Araber nicht reichen. Ein solcher Ort — Salt, Hauptort von Belkaa — hat gegen die Uebermacht der Beduinen sich nur dadurch gehalten, daß seine Bewohner immer für den schwächeren Stamm Partei nahmen und selber in erster Reihe kämpften. Bei all dem blieben sie arm, denn was die Beduinen nicht als Feinde nehmen, das nehmen sie als — Gäste. Salt hatte nämlich allnächtlich Hunderte zu bewirthen. Seit



Araber aus dem Jordan-Thal.

einigen Jahren haben die Türken, die früher nur zuweilen mittelst eines Raubzuges Tribut erzwangen, Salt, angeblich auf die Dauer besetzt und unter ihren Schutz, heißt es, hätten Handel und Wohlstand sich bedeutend gehoben. Das wäre ein Beweis, was aus dem Lande sich wieder machen ließe. Leider aber kann man niemals wissen, wie lang bei den Türken Einsicht und guter Wille dauern.

Vielleicht mehr Sinn als für römische Theater und Tempel haben die Araber für einen Ort wie Mesarib (Msarib), wo Adam den ersten Weizen gesäet. Dort ist die Ebene mit Rohrwald und Wassergeflügel; ein großes Castell mit kleiner Besatzung soll auch die umliegenden Dörfer schützen, ist es aber nicht im Stande. Wahrhaft historische Erinnerung aber kann der Freund moslimischer Großthaten am Yarmuk sich zurückrufen, einem Fluß, der sich südlich des Tiberias-Sees in den Jordan ergießt. An diesem Fluß erlag einst die griechische Hauptmacht, dem „Schwerte Gottes“: Chalid. Bereits stand es schlecht um die Moslimen in Syrien, wo von vier Feldherren keiner dem Andern sich fügen wollte, als der vom Euphrat herbeigerufene Chalid durch die Wüste herüberkam. Die Verstärkung, die er zuführte, war gering und hatte so furchtbare Entbehrungen ausgestanden, daß man die Kameele schlachten mußte, um die Jauche zu genießen, die sich im ersten Magen dieser Wiederkäuer findet. Aber Chalid gewann die Führer, daß sie für den Schlachttag ihm den Befehl übergaben, und rief den Truppen zu: „Helfet Gott, dann wird Gott auch euch helfen!“ Nach mörderischem Kampfe entschied Chalids Reiterei und, wie es scheint, der Verrath eines byzantinischen Generals; doch soll dieser Tag den Moslimen nicht weniger als 30.000 Todte gekostet haben. Sie waren damals den Mahnungen des Propheten noch dermaßen eingedenk, daß Abu Obeida, Jesid rc., die vor der Schlacht mit dem feindlichen Befehlshaber (Bruder des Kaisers) eine Unterredung hatten, sich weigerten, in dessen seidenes Zelt zu treten oder sich auf seidene Teppiche davor niederzulassen. Vor Allem forderten sie Uebertritt zum Islam.

Soweit einige Bemerkungen über das transjordanische Land, der Heimat jenes Scheichs Ali. Im Lager von Ain es Sultan brachten die Reisenden den ganzen 6. April (einem Rasttage) zu, sich dem

Vergnügen der Jagd hingebend. Eine weite Ebene, so dürr, wie die Felsenkämme neben und über ihr, beinahe ohne Spur menschlicher Thätigkeit, nur wo Wasser fließt, mit einigen Gemüsebeeten und Fruchtbäumen ausgestattet, zwei oder drei dürftige Ruinen, Reen von Aquäducten, Säulenstümpfe halb im Sande begraben, hie und da ein altes Gemäuer, ein elendes Hüttendörfchen, sonst nichts als Wüste und stachliche Wüstensträucher, da und dort ein Beduinenzelt und daneben eine kleine Viehheerde, des Nachts Geheul von Schakalen und Froschgeschrei am Bache. Das ist das Bild von der Umgebung Jerichos. Die alten Pflanzungen von Zuckerrohr und Indigo sind verschwunden, von dem prächtigen Palmenwalde ist keine Spur mehr übrig. Wo die Balsamstaude duftete, verbreiten die mit Kuhdünger genährten Herdfeuer des Dorfes Richa ihre pestilenten Gerüche.

Die Quelle, welcher die Araber den vornehmen Namen Ain es Sultan (Sultansquelle) gegeben haben, und die von Schilf und Buschwerk umgrünt ist, soll nach der Tradition dieselbe sein, welche der Prophet Elisa auf wunderbare Weise aus einer bitteren in eine süße, trinkbare verwandelt hat. Sie entsendet einen ziemlich starken Bach in die Ebene. Nicht weit von hier erhebt sich der „Thurm von Richa“. Das Gebäude scheint aus der Zeit der Kreuzzüge zu stammen und dient einer schwachen türkischen Wache zum Unterstand. Daneben finden sich Spuren einer Wasserleitung. Das Zeltlager der Reisenden befand sich am Bachufer im Gebüsch, mit dem man aber keine besonders erquickenden Vorstellungen verbinden darf. Es hat nichts von einem Walde, weder frisches Grün, noch reichlichen Schatten. Es besteht aus dornenreichen Nebekbäumen und baumartigem Haidekraut, hie und da wächst der Oschen, ein Strauch mit blauer Kartoffelblüthe, der ausgeschnitten einen weißen Saft wie dicke Milch ausströmt, an einigen Stellen auch die „Limone Lots“, ein Wüstenstrauch mit gelben Früchten von der Form kleiner Orangen, die aber aufgebrochen nichts als Staub enthalten. Wo der Boden etwas besser und durch künstliche Bewässerung getränkt ist, stehen einige stattliche Feigenbäume, kleine Felder mit Gerste, Sesam, Weizen und Beete mit Tabak bepflanzt.

Der weitere Verlauf der Reise im Jordan-Thale gestaltete sich — bei der sonstigen Interesselosigkeit und Oede des Thales — zu

einer mehrtägigen, fast ununterbrochenen Jagd-Campagne. Außer den beiden Erzherzogen huldigten namentlich zwei Reisegenossen des Prinzen, welche die Einladung erhalten hatten, die palästinensische Tour mitzumachen — Graf Hoyos und der Schiffslieutenant Graf Chorinski — mit löblichem Eifer dem Waidwerke. Am 7. April, zeitlich Früh, wurde das Lager von Ain es Sultan abgebrochen und der Marsch nordwärts angetreten. Aber nur die eigentliche Lager-Karavane nahm die directe Reiseroute; die Reisenden ihrerseits zogen es vor, die breite Thalfläche zwischen Jericho und dem Jordan zu durchstreifen und nach aufgescheuchtem Wild zu schießen. Leider gestaltete sich das Wetter unerträglich heiß, denn in der Tiefe der Ghor-Depression wies das Thermometer häufig 35° C. und darüber. Den Kronprinzen aber zog es nach dem Gestade des heiligen Flusses, dessen trübe Wellen er zum erstenmale an jener Stelle sehen sollte, die in der Geschichte denkwürdig geworden ist. Es ist dies die große Furth, das Betsabara St. Johannis, ein Fußsteig von Steinen im Jordanbette, in der Nähe der Stelle, wo Gilgal stand, und Elia die Wasser mit seinem Mantel schlug.

Alle Jahre um die Osterzeit belebt sich diese vereinsamte Stelle, hallt der Wald von Menschenstimmen wieder, baden Tausende von Pilgern in der gebenedeiten Fluth. Es ist dies die große Wallfahrts-Karavane, die jeden Montag nach dem Palmsonntag hieher zieht, um sich in dem durch Jesu Taufe für ewige Zeiten geweihten Strome selbst zu heiligen. Dies geschieht vorzüglich von den Griechen, deren Patriarch die Jordanreise sehr begünstigt und durch seinen Stellvertreter in Jerusalem, den Bischof von Petra, die nöthige Escorte von türkischen Soldaten vom Pascha auswirken läßt. Der Zug besteht aus Leuten jeden Geschlechtes und Alters, Männern, Frauen, Greisen und Kindern, zu Pferde, zu Esel und zu Fuß. An der Stelle, wo Jesus von Johannes getauft worden sein soll, machen sie Halt, entkleiden sich und legen die weißen Hemden an, in denen man sie dereinst begraben wird, worauf sie in die reißende Fluth hinabsteigen, sich bekreuzen und dreimal untertauchen. Besonders Eifrige stürzen sich auch wohl unvorsichtig kopfüber ins Wasser, aber nur guten Schwimmern gelingt es dann, sich den Strudeln wieder zu entwinden, und fast jedes Jahr sieht man solche Ueberinbrünstige ein Opfer des Flusses werden.



Araberin aus dem Jordan-Thal.

Wer aber glücklich herausgelangt, nimmt die Ueberzeugung mit heim, daß das Bad ihm alle Sünden abgewaschen.

Unsere Reisenden, die etwas ermüdet waren, gaben sich einer kurzen Rast hin, welche namentlich durch die frische Landschaft und die kühle Jordanfluth gewürzt wurde. Der Kronprinz aber schien in Gedanken. Er mochte sich in jene ferne Zeit versetzt denken, wo in diesen Auwäldern die Stimme aus der Höhe erscholl: „Du bist mein vielgeliebter Sohn, an dem ich ein Wohlgefallen habe.“ Aber die Erinnerung, so mild und besänftigend sie an sich ist, hat auch ihre grausige Färbung. Es war am Geburtstage des Antipas Herodes. Den Herren seines Hofes und den Offizieren seines Lagers wurde in Macherus ein Schmaus gegeben. Herodias und ihre Tochter Salome, ein Mädchen, das seiner Mutter Schönheit geerbt hatte, und ihre bösen Leidenschaften theilte, verschönerten das militärische Zechgelag durch ihre Gegenwart. Nachdem das Abendessen vorüber und Antipas und seine Gäste mit Wein angefeuert waren, schwebte die jugendliche Salome, in ein weiches, weites Gewand von Gaze gekleidet in den Saal und tanzte vor der schwelgerischen Gesellschaft einen jener morgenländischen Tänze, die bei Jünglingen auf das Blut wirken und alten und ascetischen Männern den Verstand verwirren. Es war eine Herablassung und Schmach. Salome war eine Princessin und gab sich zu der Kunst einer Tänzerin her; nachdem sie aber den unanständigen Tanz aufgeführt, hatte sie ein Recht auf Belohnung gewonnen, und nach der Sitte morgenländischer Höfe konnte sie den Lohn für ihre schmachvolle Handlung fordern. Der aufgeregte Antipas schwur vor den Ohren seiner Gäste, das schöne Mädchen, das ihnen das Blut in Wallung gebracht, solle bekommen, was sie wünsche, in welcher Gestalt sie es auch nennen möge. Ein morgenländischer Fürst konnte erwarten, daß sie in diesem Augenblicke einen kostbaren Juwel, einen königlichen Palast, die Liebe eines begünstigten Jünglings verlangte. Solche Bitten und solche Gaben kamen zu seiner Zeit und in seinem Lande vor. Eine Tänzerin niederen Ranges ließ sich für ihre unzüchtigen Künste mit einem großen Geldbeutel, einer Heerde Ziegen, einem schönen Hause, einem Dutzend Sclaven bezahlen. Salome kannte ihre Rolle; denn die Mutter, die sie hineingeschickt hatte, um vor allen jenen Schwelgern zu tanzen,

hatte ihr gesagt, sie solle um das Haupt Johannes des Täufers auf einer Schüssel bitten, d. h. auf einer jener Schüsseln, auf welchen die Früchte und das Fleisch für die Tafel waren aufgetragen worden. Die schöne Tänzerin nannte ihren Preis.

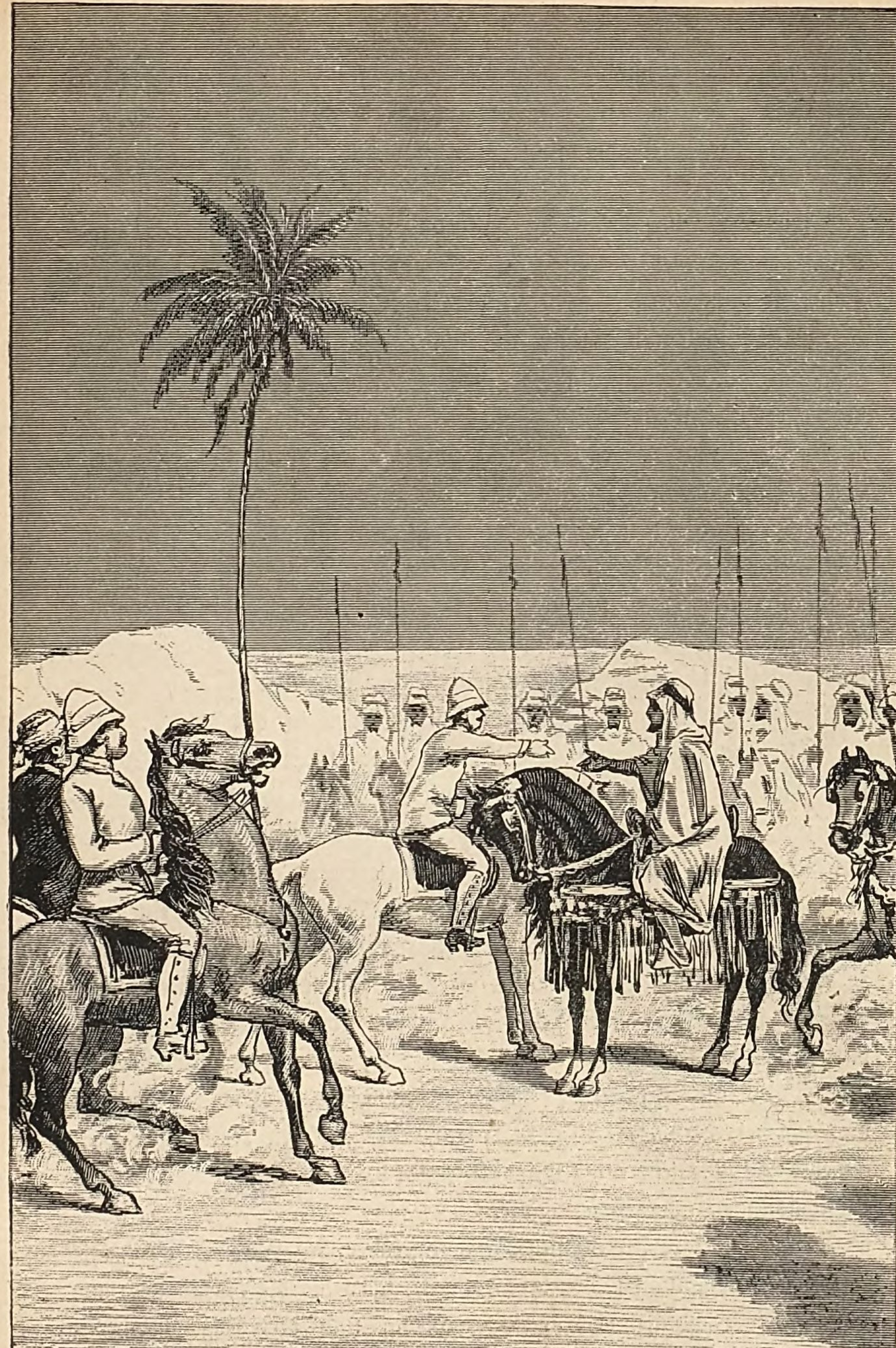
Der Tetrarch für sich hätte wohl das Blutvergießen zu vermeiden gesucht, und er mag auch gefürchtet haben, daß es nicht ohne Gefahr sein dürfte, das Blut eines Mannes zu vergießen, der beim Volke so beliebt war, wie Johannes. Aber er hatte sein Wort zum Pfande gegeben. Die Hauptleute, die seinen Schwur gehört hatten, saßen um ihn herum, und der Täufer hatte in jener ganzen schwelgerischen Gesellschaft, die aus Höflingen und Soldaten, Sykophanten und Sclaven bestand, keinen einzigen Freund. Es stand daher schlimm mit ihm, wie es an einem morgenländischen Hofe dem Manne, der keinen Freund hat, immer geht. Keuchend, bezaubernd schön, stand Salome da vor allen jenen Männern und verlangte des Täufers Haupt auf einer Schüssel, nichts weiter und nichts Anderes; und der betrunkene Tetrarch gab endlich seinen Befehl. Ein Officier stand von der Tafel auf, ging hinaus, und enthauptete den Propheten in seiner Zelle. Herodias hatte sich an dem Manne gerächt, der es gewagt, ihr die unwillkommene Wahrheit zu sagen.

Die Zeit ist verrauscht, das vergossene Blut gesühnt, die Thränen getrocknet. Kein wildes Herz dürstet mehr nach Vergeltung. Im Jordanbett aber rauschen die Wellen wie damals, da Salome die bleichen Lippen des dargereichten Hauptes geküßt haben soll, um von dem Todeshauche in die Unendlichkeit hinausgefegt zu werden. Als ewige Jüdin durchstreift sie seitdem die Fernen, ruhelos, gepeinigt, mitunter von der Leidenschaft des Tanzes ergriffen, um wie die Windsbraut fortzuwirbeln. Alles hat sich verändert, das Land, die Bewohner, das Leben, die Cultur, der Glanz der Städte, die nicht mehr bestehen und keine Spuren ihrer einstigen Existenz zurückgelassen haben. Getanzt aber wird noch immer, und zwar so primitiv, wie vor fast zwei Jahrtausenden. Die Beduinen der Begleitungsmannschaft der Karavane sind die göttlichen Künstler. Aber ihre Kunst ist nicht weit her. Zum Abendessen geben sie uns, von dem flackernden Lagerfeuer angestrahlt, dieselben zum besten. Die Tänzer bewegen sich kaum von der Stelle,

trippeln, dicht aneinander gedrängt, einen Schritt vorwärts, dann einen zurück, springen in die Höhe und klatschen nach dem Tacte in die Hände, während einer von ihnen allerlei Körperverrenkungen vornimmt, lebhaft gesticulirt und mit einer Keule oder einen Yataghan um sich schlägt, bis zum Schlusse einige ihre Pistolen abfeuern. Auch der Gesang, mit dem sie ihre gymnastischen Uebungen begleiten, ist nichts weniger als schön, die Wahrheit zu sagen, mehr eine Art Gebell, als Rythmus und Melodie. Indeß haben wir dergleichen auch nicht erwartet, und das Bild, das die wilde Gruppe im Scheine der flackernden Flammen auf- und abgaukelnd gewährt, gehört ganz in eine Nacht bei den Ruinen von Jericho, oder am stillen Gestade des heiligen Flusses.

Nach genossenem Bade im Auwalde des Jordan-Ufers gings zurück über Sand- und Steppenboden. Die Jäger hatten sich vertheilt, man suchte das Buschwerk und den Wald ab, ohne befriedigt zu werden. In der heißen, dürren Ebene draußen, auf die die Sonne mit wahrhaft infernalischer Intensität herabloderte, zeigten sich hin und wieder Wüstenvögel, Aasgeier und Adler, die nach der Richtung der Karavane zogen, welche am Gebirgsabhange drüben mühsam vorwärts schlich. Die Tragthiere hatten durch die unerträgliche Schwüle viel zu leiden. Wassermangel stellte sich bald ein, obwohl es nicht an Rinnsalen fehlte, die die kahlen Gebirgshänge allenthalben durchäderten. Aber es gab kein feuchtes Naß darinen. Zur Herbstzeit freilich rauscht es in diesen Geröll- und Felsbetten und dann sprießt auch einige Vegetation im Geklüfte, das jetzt abgestorben, verdorrt, aussah.

Die Jäger hatten die Karavane wieder erreicht. Dumpfe Niedergeschlagenheit prägte sich auf allen Zügen aus. Menschen und Thiere waren am Verlechzen. Zum Glücke gab es heute einen kurzen Marsch und bald konnten die Ermüdeten den auserlesenen Ruheplatz begrüßen. Bei El Audje wurden die Tragthiere entlastet, die Zelte aufgeschlagen, die Koffer geöffnet. Diener und Köche suchten ihre Schätze hervor und bald gab's Labung nach Wunsch und Begehr. Den Kronprinzen aber schien selbst diese Strapaze nicht niederzudrücken. Zwar ging die allgemeine Niedergeschlagenheit auch an ihm nicht ganz spurlos vorüber; nach eingenommenem Imbiß aber, zeigte er sich wieder frisch



Begegnung mit dem Großscheich Ali.

und wohlgelaunt und so gelangte neue, freudige Stimmung in die Gesellschaft, die sogar — in vorgerückter Nachmittagsstunde noch — zu einem kurzen Jagdausfluge animirt wurde. Man durchstöberte die öden Schluchten des Gebirgshanges. Hier thürmen sich die Felsen hin und wieder zu förmlichen Barricaden auf; ungeheuere Blöcke liegen umher, dann wieder kaum zu passirendes Trümmerwerk. Aber der Prinz ist immer Allen voran, zum Entsetzen der Araber, denen der Athem ausgeht, und die an der Jagd, wie sie hier cultivirt wird, durchaus kein Vergnügen finden wollen. Sogar Achmed, der Lieblingsdiener des Kronprinzen, wird verzagt. Eine sanfte Mahnung bleibt wirkungslos und erst das reelle Versprechen auf einen Extra-Verdienst haucht dem braunen Jungen neue Lebenskraft ein. Der Erfolg der Jagd ist übrigens den Strapazen wenig entsprechend. Der Kronprinz geht diesmal vollständig leer aus, während einige Herren des Gefolges mehrere Stücke Wild auf die Strecke bringen. Nach einigen Stunden ist Alles im Lager versammelt und mit dem Eintritte der Dämmerung überläßt sich die Begleitungsmannschaft dem erquickenden Schlafe. Um 9 Uhr herrscht auch im Zelte der hohen Reisenden Todtenstille.

Der nächste Tag (8. April) brachte wenig Abwechslung. Kaum war die Sonne über die Berghöhen des Ost-Jordanlandes emporgestiegen, so stieg die Temperatur in dem tiefen, pflanzenarmen Ghor auf beträchtliche Höhe. Die Luft wirkte beklemmend auf die Athmungsorgane, und des gesammten Organismus bemächtigte sich eine fast unbesiegbare Erschlaffung. Es galt daher in erster Linie Erquickung zu suchen, die sich freilich nicht so bald finden lassen sollte. Nach Abbruch des Lagers setzte sich die Karavane nordwärts in Bewegung, wie Tags vorher längs der östlichen Westhänge des Jordanthales. Die bisher als Begleitung im Lager anwesenden Beduinen wurden verabschiedet, da vor Abd-el-Kader, der nächsten Raststation, ein anderes Detachement die Führer-Dienste bei den noch bevorstehenden Jagdausflügen übernehmen sollte.

Die Zeit verstreicht unter abwechselnden Ausritten in die zahlreichen Seitenschluchten des Thalrandes, über die die Karavanenroute zieht. Die Jagd ist eben wenig ergiebig und das Vogelwild ganz besonders zeigt sich nur in vereinzelten Exemplaren auf den kahlen

Abdachungen, oder zwischen dem Buschwerk der Runsen und Bodeneinsenkungen. Fast schweigsam schleicht die Karavane vorwärts. Gegen Mittag ist die Raststation erreicht, der Gouverneur von Nabulus mit seinem Gefolge bereit, die hohen Reisenden auf seinem Verwaltungsgebiete zu empfangen. Auch die neue Beduinen-Escorte, die auserlesenen Pfadfinder im Jagd-Territorrium des Jordanthales, sind bereits zur Stelle und die Tragthiere sind kaum ihrer schweren Bürde entledigt, als der Kronprinz wieder im Sattel sitzt, um dem Waidwerke zu huldigen. In den nächsten Stunden werden die steilen, trümmerbesäten Schluchten abgesucht und ab und zu gelangt ein Thier zum Schusse. Wo aber das Dickicht reichlicher, das Terrain kupirter und vom hohen Graswuchs überwuchert, da gestaltet sich die improvisirte Pürsch zu einer förmlichen Hatz. Schon sind die Treiber in voller Action und vor den braunen, infernalisch heulenden Gesellen ergreift das Wild entsetzt die Flucht. Bald knallt es hinten und drüben. Die Sonne versengt die Grasdecke und im Rohr vibrirt die furchtbar heiße Luft wie über glühende Metallplatten. Selbst die arabischen Diener zeigen sich ermattet und Achmed, der Liebling des Kronprinzen, den überdies auch ein wenig Furcht anwandelt, bittet, von der bevorstehenden Sau-Hatz sich fern halten zu dürfen. Er zieht sich gerade in dem Augenblicke zurück, da die Treiber das Terrain abzusuchen beginnen und einem Wildschweine auf der Spur sind. Der Junge hat wohl keine Ahnung von der Bedeutung eines „Wechsels“ und sucht gerade diesen auf, um der Ruhe sich hingeben zu können. Aber der erquickende Schlummer umfängt ihn nicht lange, denn in rasender Eile sucht das aufgeschreckte und verfolgte Thier den Wechsel, sieht sich aber hiebei unerwartet vor einen andern Feind gestellt, den anzugreifen es sofort Miene macht. Vor Entsetzen bleich und grün sucht Achmed Rettung, die ihm wohl kaum geworden wäre, wenn er sie von seiner eigenen Entschlossenheit und seinem kleinen Gürtelmesser erwarten hätte wollen. Ein wohlgezielter Schuß aus der Büchse des Kronprinzen und die Bestie verendet.

Das Jordan-Thal ist reicher an Jagdwild, als man gemeinhin annehmen möchte. Wachteln sitzen überall, wo sich Saatfelder vorfinden, was freilich im Ghor eine Seltenheit ist. Wilde Tauben, welche besonders häufig im Libanon vorkommen, ziehen zuweilen über

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

den See Genezareth herüber und bevölkern die waldigen Thalschluchten, die nach Samaria und Galiläa hinausführen. Auch an Störchen fehlt es nicht, ebenso wenig an Kranichen und Becassinen. Unter den Raubvögeln zeigen sich zuweilen namentlich staatliche Exemplare von Adlern und Geiern, die die tiefe Senkung der Jordanspalte bis über das Todte Meer als ihre eigentliche Domäne betrachten. Sie zeigten während der Kronprinzenreise wenig Scheu und näherten sich zuweilen auf so kurze Distanz dem Lager, daß der fürstliche Jäger sie von diesem aus mit wohlgezieltem Schusse aus der Luft herabholen konnte. Auch während des Marsches umschwebten sie die Colonne, und manches prächtige Exemplar dieser Raubvögel mußte seine etwas allzu große Vertrauensseligkeit mit dem Leben bezahlen. Raben, von denen es in Palästina sieben verschiedene Arten gibt, zeigen sich nur in vereinzelten Exemplaren. Singvögel gibt es wenige, darunter besonders die drosselähnliche Palästina-Nachtigall (arab. bulbul). Da es übrigens am Ende des Winters war, zeigten sich häufig Schaaren von Zugvögeln, unter ihnen der Kukuk, den man hin und wieder hörte.

Kriechthiere kommen dem Reisenden häufig zu Gesicht. Schon in seiner Wohnung wird er bisweilen Nachts den Gecko, übrigens ein sehr unschuldiges Thierchen, an seinem hellen Rufe (Gic, Gic) erkennen. In den südlichen Strichen kommt das gemeine Chamäleon ziemlich häufig vor; dann in den Gebirgsstrichen der dunkelfarbige Chardon mit stachligem Schwanz und Rücken, und, wo Gartenland ist, schöne, bunte Eidechsen, die den unserigen ähneln. Schlangen gibt es die Menge, darunter auch manche giftige, doch sind Unglücksfälle durch Schlangenbiß selten. Unangenehmer wurde die Bekanntschaft mit einem anderen giftigen Reptil, dem Scorpion, der im Nachtlager von Bêsan (wohin wir später kommen werden) zwei der Reisebegleiter des Kronprinzen stach. Von Schildkröten findet man die gewöhnlichen Land-, sowie seltener eine kleine geschwänzte Wasserschildkröte.

Von anderem Jagdwild wäre zu erwähnen: die Gazelle, welche im ganzen Lande vorkommt und ihres wohlschmeckenden Fleisches halber viel gejagt wird. Die Thierchen sind zierlich gebaut, sterben aber leicht in Gefangenschaft; Beduinen und Bauern bringen öfters lebendige, junge Thiere zum Verkaufe in die Städte. In Süd-Palästina



Achmed durch den Kronprinzen gerettet.

haust der Steinbock des Sinai, besonders häufig in den Gebirgsschluchten des Todten Meeres. Von wilden Katzen gibt es mehrere Arten, doch bekommt man sie selten zu Gesicht; von großen Katzenarten ist der Leopard (arabisch Nimr) zu nennen, der indessen jetzt bereits fast überall ausgerottet ist. In den Auwäldern des Jordan soll er sich häufiger als sonstwo in Palästina zeigen, doch hatten die Reisenden nicht das Glück, ihn zu Gesicht zu bekommen. Von Flatterthieren gibt es mehrere Arten von Fledermäusen, namentlich in den zahlreichen Höhlen des Kalkgebirges, und besonders zahlreich vertreten ist das Geschlecht der Nagethiere. Wüstenratten gibt es in Menge, dann Hamster, und in der südlichen Wüste die zierliche Springmaus, die Stachelmaus und das Stachelschwein. Hasen kommen in vier Arten vor, dagegen fehlen in ganz Palästina die Kaninchen, und was in der lutherischen Bibelübersetzung so genannt wird, ist ohne Zweifel der merkwürdige Klippdachs (der Wabr der Araber), der in den Felsklüften am Todten Meere ziemlich häufig ist.

Von allen diesen Thieren kam dem fürstlichen Jäger ab und zu ein Exemplar zum Schusse. Dagegen gab es anderes Wild, dem er häufiger beikam und unter denen namentlich der Schakal eine große Rolle spielte, für dessen Jagd der Kronprinz ganz besondere Vorliebe an den Tag legte. Der Schakal (arab. wawi) zeigte sich am liebsten in altem Trümmerwerk, in Ruinen; in Gegenden, wo er sich beharrlich versteckt hielt, griff man zu dem erprobten Köder (vergiftetem Eselsfleisch), doch erforderte auch in solchen Fällen die Jagd große Geduld und Ausdauer, Nachtwache und Anschleichen. Während der Lagerzeit bekam man den Schakal namentlich nach Sonnenuntergang zu hören, und zwar war es seltener das charakteristische Gekläff, als vielmehr ein heiseres Wimmern. Wo in der Bibel vom Fuchse die Rede ist, scheint auch er mit inbegriffen und manchmal sogar ausschließlich gemeint gewesen zu sein. Die Anknüpfung findet sich leicht, wenn wir einer Stelle im „Buch der Richter" (15, 4. u. ff.) gedenken, wo es heißt: „Und Simson ging und fing dreihundert Schakale, und nahm Fackeln, und kehrte Schwanz gegen Schwanz, und steckte eine Fackel zwischen zwei Schwänze in die Mitte; und zündete die Fackeln an, und entließ sie in das stehende Getreide der Philister u. s. w.

Damit hätten wir einen kurzen Ueberblick über diejenige Thierwelt Palästinas geliefert, mit denen die hohen Reisenden in ihrer Eigenschaft als Jäger in Berührung kamen. Der Kronprinz selber hat von allen durch ihn während den Jagden in Aegypten und Palästina erlegten Stücken eine Liste angefertigt, welche die Zahl 1000 noch um einige Dutzend überschreitet. Ihrer größeren Mehrheit nach sind es Vögel, namentlich Wasser- und Sumpfvögel; das Laufwild ist verhältnißmäßig schwach vertreten. Die schöneren, interessanteren Exemplare mußte Hodek, der Präparateur, häufig sofort an Ort und Stelle ausweiden und für den Versandt vorläufig präpariren. Daß ganze Kisten solcher Präparate schon in der ersten Zeit des ägyptischen Aufenthaltes nach Wien gewandert sind, haben wir, wie sich der Leser erinnern wird, in einem der ersten Capitel bereits erwähnt.

Der Aufenthalt in Abd-el-Kader brachte selbst in Bezug auf das Jagdvergnügen höchst bescheidene Abwechslung. Zum erstenmale seit der vielwöchentlichen Orientreise schien sich des Kronprinzen, dessen zähe Ausdauer und ungetrübte Wanderlust die Bewunderung Aller ärntete, eine nervöse Ungeduld bemächtigt zu haben. Er sehnte sich nach dem ohnedies erheblich nahegerückten Reiseziele auf palästinensischem Boden, und würde am liebsten dem heißen, beklemmenden, reizlosen Thale auf immer Valet gesagt haben. Das ging aber schwer an, da die weiteren Etappen gewissermaßen vorgezeichnet waren. Abgesehen aber wurde auf alle Fälle von einer Ausdehnung der Reise, wie früher beabsichtigt war, auf syrischen Boden, und so entschloß sich der hohe Reisende, von der nächsten Station (Beisan) aus, die auf der Rhede von Beirut vor Anker liegende „Miramare", welche den Prinzen nach seiner Rückkehr von Damaskus über den Libanon zur syrischen Küste an Bord nehmen sollte, telegraphisch nach Haifa, dem zunächst erreichbaren Hafen, zurück zu berufen. Der weite Weg von Abd-el-Kader nach Beisan in Galiläa sollte aber in einem einzigen Tag zurückgelegt werden.

Es sind dies über fünf deutsche Meilen, und dieser Marsch war der anstrengendste während der ganzen Orientreise. Namentlich die Tragthiere hatten ungemein viel zu leiden. Das schwere Gepäck drückte sie wund, der unwegsame Boden machte sie straucheln und

stürzen. Dazu fehlte es an Trinkwasser, an Schatten und geeigneten Rastplätzen mit Weidegrund. Selbst die Treiber und Begleitungsmannschaften begannen die Strapazen zu fühlen. Zu allem Ueberfluß erreichte gerade an diesem Marschtage die Hitze eine niegeahnte Intensität; man zählte 40° im Schatten, und die Luft war so trocken und dünn, daß sich selbst bei den Eingebornen Athembeschwerden, Schwindel und ernstliches Unwohlsein einstellten.

Es war eine veritable Wüstenreise. Zu beiden Seiten die öden, kahlen Höhen, bar aller Vegetation, in der Ferne verbrannter, dürrer Steppenboden, in der Höhe das lodernde Sonnenlicht in ungetrübter tiefdunkler Himmelsbläue. Zu dieser trostlosen Situation gesellte sich überdies noch ein seltsames Schauspiel. Als die Reisenden von Abd-el-Kader aufgebrochen waren und der Kronprinz mit seiner Begleitung eben zum Jordan hinabritt, um Erquickung zu suchen und dem Waidwerke zu huldigen, ging der ganze Hintergrund des Thales im Süden scheinbar in Rauch und Dampf auf ... Unwillkürlich glitt es über die Lippen des erstaunten Reisenden: „Die Steppe brennt!" ... Und so war's. Dunkle, zu Wolken geballte Rauchmassen wälzten sich fern durch die Ebene, wie eine gewaltige Fluth, die Alles zu verschlingen drohte. Das ausgedorrte, leicht entzündbare Gras war in Brand gerathen, und das Feuer versengte, ehe man sich's versehen konnte, weite Strecken zwischen Gebirg und Strom. Die Feuergefährlichkeit des Steppengrases im Ghor hatten die Reisenden übrigens kurz vorher im eigenen Lager erprobt. Ein achtlos weggeworfenes Cigaretten-Ende, brachte die dürren Grasbüschel vor dem Zelte sofort zum Glimmen und nur rasches Eingreifen verhinderte den Ausbruch des Brandes, der in diesem Falle leicht zu einer Katastrophe führen hätte können. Aus solchem Zwischenfalle rettet nämlich nur eilige Flucht. Man denke sich also in die Situation der Reisenden, welche sich mit einem Schlage all' ihrer Provisionen, ihrer Zelte, ihres Gepäckes, der Tagebücher, Sammlungen u. s. w. nicht zu gedenken, beraubt gesehen hätten! Ein Schiffbruch auf hoher See wäre kaum tragischer gewesen. Der Kronprinz befahl nach jenem ersten Zwischenfall, sich des Rauchens möglichst zu enthalten und überhaupt der größten Vorsicht sich zu befleißen. Und nun, kaum einer drohenden



Wildschweinjagd am Jordan.

Katastrophe entronnen, genoß der Prinz selber das gewaltige Schauspiel eines Steppenbrandes, das großartige Bild eines mit Windeseile durch die weiten, fast unübersehbaren Niederungen sich dahinwälzenden Oceans von Rauch und Flammen — unhemmbar den Menschenhänden, verderblich jeder lebenden Creatur, die dem Elemente nicht zu entfliehen vermag! Dazu die schwüle, beklemmende Luft und die Aussicht auf einen langwierigen Marsch — es war in der That eine schlimme Situation.

Der Ritt, welchen der Kronprinz vom Karavanenwege aus gegen den Jordan zu unternahm, dauerte ziemlich lange. Man hatte weite verbrannte Steppenstrecken, dann wieder nackten kalkigen Boden passirt, immer im glühenden Sonnenbrande und in einer unsagbar drückend schwülen Atmosphäre. Endlich zeigte sich spärliche Vegetation, bald hierauf einiges Buschwerk und zuletzt ein grüner Streifen schönen Gartenlandes, das im Purpurnebel verschwamm. Unterwegs gedachte der Kronprinz dem Jagdvergnügen sich hinzugeben, doch ließ sich nur einiges Jagdwild, leider aber in viel zu großer Entfernung blicken. Der hohe Reisende gelangte seinen Gefährten um eine Strecke voraus, und drang zuerst in das Dickicht, welches nun den Weg verlegte. Es war schwer durchzubrechen, als aber das Blätterdach einen Ausblick gestattete, ward der Kronprinz plötzlich von dem Anblicke des Jordans überrascht. Er verständigte seine Gefährten und alsbald war die ganze Gesellschaft am Ufer des heiligen Flusses versammelt, den sie, obwohl der Reiseweg durchwegs im Thale lag, bereits mehrere Tage nicht mehr gesehen hatten.

Nichts war in diesem Augenblicke erquickender, als der Anblick des gelblich-grünen Gewässers mit seiner üppigen vegetativen Umrahmung. Alle Strapaze, die furchtbare Hitze, die beklemmende Atmosphäre — alles ward mit einem Schlage vergessen. Auch hier, in seinem mittleren Laufe hat der Jordan den Charakter eines raschfließenden Gebirgsstromes, und seinen Wellen blindlings sich anzuvertrauen, wäre unter allen Umständen eine bedenkliche Sache. Die murmelnden Wellen, zumal dort, wo sie über die Steine eine leicht erkennbare Furth bildeten, luden aber so verführerisch zum Bade, daß der Prinz der Verlockung nicht lange widerstehen konnte. So wurde denn in dieser Einsamkeit Rast

gehalten und Erquickung gesucht. Die Reisenden badeten und versuchten dann das Dickicht abzujagen, in der berechtigten Voraussetzung, daß man auf Wild stoßen müsse. Der Jordan bildet nämlich an dieser Stelle eine große, von einem Auwalde bestandene Schlinge, so daß das fragliche Terrain eine auf drei Seiten vom Wasser begrenzte Halbinsel ist. Nur auf der vierten Seite — gegen Nordwesten — blieb das kleine Revier offen, also in der Richtung gegen Beisan, wohin die Karavane auf ihrem directen Marsche sich befand. Leider sollte aus dem improvisirten Trieb nichts werden. Wohl drangen die Beduinen in das Dickicht ein, mußten aber nach kurzer Arbeit ihre Versuche, dasselbe abzutreiben, aufgeben. Umso energischer ließen sie ihre Lungen in Action treten und es war ein förmlicher Höllen-Chor, der aus dem Auwalde hallte. Einiges Wild ergriff die Flucht, kam vorübergehend in Sicht, nicht aber zum Schuß. Der Kronprinz ließ hierauf die Treiber zurückrufen und nach zweistündigem Aufenthalte am heiligen Fluß ward der Rückweg gegen Beisan angetreten.

Die Stelle, an welcher die Reisenden baden, ist die Furth von Sakut, in dessen Ruinenhaufen einige Forscher das alte Sukkoth finden wollen, wohin Jacob ging, nachdem er seinem Bruder Esau begegnet war. Im I. Buche Mosis (33, 17) heißt es: „Aber Jacob brach auf nach Sukkoth und bauete sich ein Haus, und seiner Heerde machte er Hütten; darum nannte man den Namen dieses Ortes Sukkoth (d. h. Hütten).“ Reitet man von dieser Furth wieder in das westliche Jordanthal hinein, so fällt fern im Süden ein weit gegen den Fluß vorspringender Gebirgsriegel auf, der etwa halbwegs zwischen Sakut und Jericho liegt. Es ist dies der hohe Karn Sartabe, die große Landmarke des Jordanthales. Nach dem Talmud gehörte der Sartabe zu der Linie von Bergen, auf welchen der Eintritt des Neumondes durch Feuersignale verkündet wurde, besonders um den Beginn des großen Ernte- und Dankfestes anzuzeigen. Es wird behauptet, auf dem Gipfel des Sartabe sei noch ein großer eiserner Ring zu sehen. Gesehen wurde derselbe bisher nicht, wohl aber einige mächtige Quadern, welche aber nicht aus dem Alterthum, sondern aus der Kreuzfahrerzeit stammen. Nördlich vom Sartabe ändert sich die Gegend. Es ist diejenige, welche unsere Reisekaravane wenige Stunden

vor dem Eintreffen der Jagdgesellschaft am Jordan zurückgelegt hatte. Auf dieser Strecke wird das Jordanthal enger, aber wasserreicher, und ist ziemlich gut angebaut. Man kreuzt die Wegroute nach Nabulus (dem alten Sichem) und sieht in die schöne Ebene des Wadi Faria hinauf, wo einst eine Stadt (Archelais), welche Herodes gegründet hatte, stand. Im Verlaufe der Route erreicht man die Höhlen von Machrud und dann den Jordan.

Von hier ab also ist uns die Route neu. Von der Furth gelangte die Jagdgesellschaft nach etwa einer Stunde zu der reichen Quelle Ain-el-Beda (die „Mädchenquelle") und dann nach weiteren zwei Stunden, nachdem eine Dorfruine und mehrere Quellen passirt wurden in die Raststation Beisan. Die Karavane war bereits eingetroffen und machte einen sehr depremirenden Eindruck. Die Thiere waren buchstäblich zu Tode erschöpft; noch eine Stunde Wegs und sie würden zusammengebrochen sein. Auch die Diener und Begleitungsmannschaften waren mit ihrer Ausdauer zu Ende. Als die Tragthiere entlastet, die Zelte aufgerichtet, die Köche bei der Arbeit waren, herrschte alsbald dumpfes Schweigen im Lager. Auch der Kronprinz und seine Begleiter waren sichtlich angegriffen. Man überließ sich daher allgemein der erquickenden Ruhe und bald nach Eintritt der Dämmerung genoß Alles den felsenfestesten Schlaf.

Beisan liegt hart am westlichen Thalrande der Jordanspalte und weist nur mehr eine Tiefe von 120 Meter unter dem Meeresspiegel auf — gegen 390 Meter am Todten Meere, 270 bei Jericho und 275 an der großen Jordanfurth im Süden. Beisan ist eine denkwürdige Stätte. Es entspricht dem alten Bethschean, das im Stammgebiete von Manasse lag. Während der Richterzeit war die Stadt im Besitze der Kanaaniter, und auch noch während der Regierung Sauls wenigstens nicht von Israeliten bewohnt. Der Leichnam Sauls wurde an die Mauer von Bethschean geschlagen. David scheint die Stadt erobert zu haben, doch wurde sie nie eine jüdische Stadt. Sie hat später, seit dem von Herodes geschilderten Einfall der Scythen, den Namen Scythopolis erhalten, vielleicht aus dem Grunde, weil Angehörige dieses Volkes sich hier für längere Zeit festsetzten. Die

Stadt hat auch in spätern Jahrhunderten von sich reden gemacht; in ihr kamen Alexander Jannaeus und Cleopatra zusammen. Pompejus berührte sie, als er nach Judäa marschirte. Zur Zeit der Kreuzzüge spielte sie keine unwichtige Stelle, und Saladin eroberte sie nur mit großer Mühe, übergab sie aber hierauf den Flammen. Von den einstigen herrlichen Palmenhainen, welche sich hier befunden haben sollen, ist kein Baum mehr vorhanden. Die letzten Bäume sollen bereits im 13. Jahrhundert verschwunden sein.

Das Dorf und die Ruinen von Beisan liegen an einer Bucht am Rande der großen Thalebene Isreel. Durch das breite Thal fließt ein Bach, der auch eine Sumpf- und Rohrstrecke bewässert, auf welcher der hohe Reisende eine der beschwerlichsten Jagden, während der ganzen Reise vollführte. Am 10. April nämlich, wurde in Berücksichtigung der vorangegangenen Beschwerden zu Beisan ein Rasttag gehalten und die Zeit hauptsächlich dem Waidwerke gewidmet. Es war Palmsonntag. In aller Frühe wurde vom Burgpfarrer Abt Meyer die Messe gelesen und zwar in einem zu diesem Zwecke rasch improvisirten Kapellenzelte. Nach der Andacht begab sich der Kronprinz sofort in den Beisaner Sumpfdistrikt, wo er mehrere Stunden hindurch sozusagen auf ein und demselben Flecke verbringen mußte. Die Unkenntniß des Terrains und die an sich selber erprobte Unwegsamkeit desselben, bestimmten den fürstlichen Jäger so gut es ging, im Sumpfe auszuharren. Das aber war vom Uebel und die Folgen stellten sich noch am Abend desselben Tages ein. Kaum ins Lager zurückgekehrt, fiel der hohe Reisende in einen Fieberschauer, der längere Zeit heftig anhielt. Alle Zähigkeit und Energie nützten nichts; der Prinz war krank und elend, das erstemal auf der vielwöchentlichen strapaziösen Orienttour. Fast zur selben Stunde hatte auch der Großherzog einen Fieberanfall, und man begreift, daß dadurch die Stimmung unter den Reisenden gerade keine sehr gehobene war. Zu allem Ueberflusse wurden noch in der Nacht zwei Reisebegleiter (Schiffs-Lieutenant Graf Chorinski und ein zweiter Marine-Officier) in einem und demselben Zelte und von einem und demselben Scorpione gestochen. Der Stich des palästinensischen Scorpions ist nicht tödlich, aber sehr schmerzhaft; das fühlten auch die Betroffenen und mit der früheren frischen Reiselust hatte es sein Ende.

Wir haben früher erwähnt, daß der Kronprinz ursprünglich die Absicht hatte, seine Reise über den ganzen Norden von Palästina bis nach Syrien hinein auszudehnen, daß aber inzwischen Gründe sich geltend machten — die nahe bevorstehende Vermälungsfeier, sowie die unbestreitbare Ueberanstrengung — den Heimweg so rasch wie möglich anzutreten. So wurde denn von Beisan aus die auf der Rhede von Beirut vor Anker gegangene „Miramare" telegraphisch nach Haifa, dem zunächst gelegenen Hafenorte befohlen. Auch wurden die Dispositionen derart getroffen, daß die Karavane direct nach Nazareth marschiren sollte, während die hohen Reisenden mit ihrer engeren Begleitung zuvor noch den Abstecher nach dem Berg Tabor machen wollten. Kurz vor Abreise wurden noch die Ueberreste der alten Stadt besichtigt. Die zerstörte Moschee, die Trümmer des Schlosses aus der Kreuzfahrerzeit, die verschiedenen Tempelreste mit ihren noch vorhandenen Säulen, u. s. w. Sogar ein Theater ist noch vorhanden, und die inneren Verbindungsgänge und Ausgänge präsentiren sich in auffallend erhaltenem Zustande. Etwas unterhalb des Theaters ist über den Bach ein schöner römischer Bogen gezogen, vielleicht ein Stück der Umfassungsmauer der Stadt aus der Zeit des Pompejus. In der Nähe sieht man auch Felsengräber, theilweise mit Thüren, die sich noch immer in ihren steinernen Angeln drehen; einige dieser Gräber enthalten Sarkophage.

* * *

Ehe wir uns mit den Reisenden auf den Berg Tabor begeben, müssen wir Einiges über den See Genezareth mittheilen, des „Zuger-Sees Palästinas", den der Kronprinz aus Zeitmangel nicht besuchen konnte, dessen Anblick er aber vom Scheitel des „Berges der Verklärung" aus, genoß. Ungefähr 4 Meilen von Nazareth und wenig über drei Meilen vom Tabor liegt in einer tiefen (191 Meter unter dem Meeresspiegel) und schmalen Mulde der liebliche Binnensee. an den sich so viele Geschichten aus dem Leben Jesu knüpfen. In der westlich vom See liegenden Gegend steigen die Berge allmälig an und sind der Farbe nach fast grün; sie werden jedoch immer höher und kahler, je weiter man sie gegen Hattim und dem Tabor hin verfolgt. Jenseits des Sees, auf dem östlichen Ufer, ist die Steigung kühner,

das Grün spärlicher, die Felsen abschüssiger und schroffer. Ja, das Erbtheil Manasses, das östlich vom Jordan und dem „galiläischen Meere“ lag, war schon zu Christi Zeiten ein wildes und schwer zugängliches Land, eine Gebirgswüste mit einigen reißenden Bergströmen, einigen kahlen Strichen Hochland und über diese Wüsten mit einer Reihe unzugänglicher Spitzen.

Die Natur hatte durch ihre Wahrzeichen den Menschen eingeladen, auf den westlichen Ufern des Sees zu wohnen, wo sie die sanften Abhänge zugänglich gemacht und ihre erfrischenden Quellen verborgen hatte. Auf der Ostseite war hier ein Städtchen, dort eine größere Stadt gebaut worden, wie jener Weiler Gerasa, in welchem Jesus die zwei Teufel austrieb, und jene großen griechischen Städte Hippos und Gamala, die in den römischen Kriegen eine traurige Berühmtheit erlangten. Auf dem galiläischen Ufer dagegen drängten die freundlichen Städtchen und Dörfer sich aneinander, wie in unserer Zeit rings an den Küsten des Como- und Genfer-Sees Weiler und Villen leuchten. Auf jedem Fleckchen Lehmboden, in jeder Felsenspalte, auf jedem sanft ansteigenden Hügelchen stand eine Gruppe steinerner Hütten, die Wohnungen von Schnittern und Fischern, denn jeder Weiler hatte sein bischen unebenes Getreidefeld, seinen schmalen Rand mit Weinstöcken und sein winziges Sandgestade. Da manche von den nahen Bergspitzen vulkanisch waren, so waren von ihnen gewaltige Massen Basaltgestein herabgestürzt und lagen längs der Küste, besonders gegen Capernaum hin. Der Jordan war natürlich dort, wo er sich in den See ergießt, von einer breiten Marsch umgeben. Der hauptsächlichste Baum in dieser Landschaft war die Palme.

Wer vom See Genezareth einen möglichst vortheilhaften Eindruck erhalten will, der muß ihn von einer der umliegenden Höhen betrachten. Wir werden später diesen Anblick von der Höhe des Tabor genießen, und greifen daher hier etwas voraus. Aus seiner Bergumrahmung blickt der See dem Beschauer wie ein riesiges von geschmolzenem Erz erfülltes Becken entgegen. Im Westen, Wechsel von grünen Feldern und Wiesen, rothblühenden Oleanderbüschen, Zwergeichen und einzelnen Palmen mit nackten Felsen — im Osten einfarbige Kalkwände, wüst und dürr; im Norden der Anti-Libanon mit seinem Hauptgipfel, dem

schneegekrönten großen Hermon, ein echt südliches Bild, mit den heißesten Farben übergossen, nur, wie alle Bilder dieses Landes, fast ohne alle Staffage mit Menschen. Das Städtchen am Ufer, der einzige Zeuge, daß Menschen hier wohnen, sieht von ferne wie ausgestorben aus, denn die Hitze des Tages hielt die Einwohner in den Häusern. Auf dem Spiegel des Sees nicht ein einziges Segel, ja, so weit wir sahen nicht einmal ein Fischernachen. Ein Hirt, der eine Heerde von Schafen und Ziegen weidet und dazu auf einer Schalmei barbarische Melodien bläst, ist Alles, was die Gegend von menschlichem Leben zeigte.

Einst war es anders hier. Zu Jesu Zeit lag alle paar tausend Schritte eines der funkelnden Städtchen. Hier Magdala, der Wohnort jener Maria, die ihren Namen den Büßerinnen aller Nationen geliehen hat. Dort Capernaum, die Heimat des vornehmen Juden, dessen Sohn vom Tode gerettet wurde; noch weiter dort Chorazin, der Schauplatz nicht niedergeschriebener Geschichten, und hier wieder Bethsaida, die Fluß-Stadt, aus welcher Jona seine Söhne fort nach einer neuen Heimat brachte. Bethsaida, ein Fischerdorf, wie schon der Namen andeutet, stand am Jordan, ein Stückchen oberhalb der Marsch, an dem nächsten Punkte, wo man den Fluß überschreiten konnte. Später wurde aus dem kleinen Städtchen eine bedeutende Stadt, denn als die Römer Syrien occupirten, legten sie die große Heerstraße von Ptolonaïs (St. Jean d'Acre) nach Damascus an; sie führte dieselbe zum See hinab, weiter ein Stück längs seines Westufers nach Capernaum und von da am Rande der Jordan-Marsche hin nach Bethsaida, wo sie über den Strom ging. Um die römische Brücke herum hatte Philippus Gassen, Mauern, Paläste und Thore gebaut. Er nannte seine neue Hauptstadt Julius, nach dem Namen der Tochter des Kaisers. Die Bewohner nannten die Häusergruppe, die westlich vom Jordan stand, dennoch Bethsaida.

Westlich vom See, fast Gerasa gegenüber und ungefähr eine Stunde südlich von Magdala, baute Antipas Herodes eine neue große Stadt, die das von seinem Bruder gegründete Julius an Glanz überstrahlen sollte. Es war dies Tiberias. Die neue Stadt lag am Fuße eines steilen Hügels, ringsum die Gewässer einer heißen Quelle auf den Trümmern einer namenlosen Niederlassung und auf den



Fenek's (Wüsten-Füchse).

Gräbern eines vergessenen Volkes. Ein großer Baumeister, wie alle Fürsten seines Geschlechts, konnte Antipas nur seinem Geschmacke folgen und Tempel, Paläste und öffentliche Bäder bauen, die im römischen Geiste ausgedacht und nach römischem Muster ausgeführt wurden. Die neue Stadt wuchs zusehends. Den Hügel krönte eine Burg; von den Anhöhen liefen hohe Mauern bis in den See hinab. Die Niederung, welche zwischen diesen Mauern lag, bedeckten Häuserviertel und Tempel. Hoch über die anderen öffentlichen Bauwerke erhob sich ein prachtvoller Palast: ein Palast für den Fürsten und seinen Hofstaat. Er hatte ein Dach von Gold und wurde deßhalb auch das „goldene Haus“ genannt. Zu diesen Bauten gesellten sich auch noch Hafenanlagen und bald tummelte sich auf den glänzenden Wellen des Sees eine förmliche Flotte von Lustbooten und Kriegsfahrzeugen. Thürme schützten und Thore schmückten die Stadt, die Antipas seinem Oberherrn widmete, auf seine Münzen prägte und zur Hauptstadt seiner Provinz, zum Sitze seines Hofes machte.

So bot das alte Tiberias den Anblick einer großen griechischen Stadt; man könnte es sich als ein syrisches Bajä oder syrisches Pompeji denken. Es gab ein römisches Forum, eine Rennbahn, in welcher die Jugend Galiläas, entgegen den jüdischen Sitten, mit spartanischen Leibesübungen ihre Glieder stählte und in olympischen Spielen ihre Gewandtheit an den Tag legte; es gab ferner ein Theater, einen Palast für den Staatsschatz, einen andern für das Stadtarchiv, eine Münze, eine große Kaserne, u. s. w. Kurz, Tiberias war eine große und berühmte Stadt. Als in der Nähe des Sees die Grundsteine derselben gelegt wurden, war St. Johannes ein kleines Kind, das bei Capernaum am Gestade mit den Netzen seines Vaters spielte; aber sie wuchs so schnell, und ihr Ruhm verbreitete sich so weit, daß, noch ehe er sein Evangelium verfaßte, die Stadt Tiberias ihren Namen auf den See, der sie schmückte, übertragen hatte. Als St. Matthäus sein Evangelium schrieb, war die Stadt noch jung und ein Jude aus Galiläa konnte von dem See als den „Genezareth“ sprechen, vierzig bis fünfzig Jahre später war es anders. Die neue Stadt, obgleich von einem jüdischen Fürsten beherrscht und inmitten von pharisäischen Weilern gelegen, war keineswegs eine jüdische Stadt. Sie war ein

syrischer Syracus: eine Stadt des Vergnügens, der Intelligenz, der Toleranz und der Macht, in der Fremde aus allen Erdwinkeln zusammenströmten, ihre Gewohnheiten und Sitten beibehielten und des Lebens sich freuen konnten. Ja, unter den herodianischen Fürsten war Tiberias eine römische Festung von einer syro-macedonischen Armee gehalten und von einem asiatischen Hofe regiert. Auffallend ist, daß sich Jesus fern von dieser Stadt hielt, während er sonst in allen Uferortschaften häufig und oft für längere Zeit vorsprach. Der Grund hiezu ist darin zu suchen, daß die Stadt nicht nur nach dem mündlichen, sondern auch nach dem mosaischen Rechte für unrein galt. Als der Tetrarch seinen Plan absteckte, hatte er sich genöthigt gesehen, manche seiner Gassen zwischen alten Gräbern anzulegen. Welchem Volke diese Gräber angehörten, wußte kein Mensch zu sagen. Die Juden hatten aber allezeit nicht nur eine große Abneigung vor dem Tod (in der Symbolik), sondern auch eine gleich große vor Leichen und Gräbern. Die Leichen mußten zu dem Stadtthore hinausgeworfen werden, weit vom Tempel, weit von der Synagoge weg, hinaus in die grausigen Schluchten, wo wilde Hunde und Hyänen sich aufhielten. Unter den Todten zu wohnen, an einem Orte, wo Leichen gelegen hatten, war daher etwas, das kein Jude sich konnte zu Schulden kommen lassen.

Und wie sieht es — wird der Leser fragen — in dem heutigen Tiberias aus? Das Städtchen, das nun Tabarijeh heißt, hat nicht mehr als 2000 Einwohner, die meist Juden und großentheils sehr arm sind. Es zeigt in seinem Innern überall die Spuren des großen Erdbebens von 1837, welches Tiberias in einen Trümmerhaufen verwandelte. Sonstige Sehenswürdigkeiten gibt es nicht. Die zerfallene Moschee, in deren Hofraum eine Palme steht, gespaltene Mauern, zusammengesunkene Häuser und Terrassen, da und dort die stehengebliebene Pforte eines niedergesunkenen Gebäudes, das ungefähr ist die Scene, auf der wir uns bewegen. Selbst die Häuser, welche bewohnt sind, bestehen nur aus Trümmern, wie sie der Zufall dem Maurer in die Hand gab, und sind ungetüncht, Behausungen der Dürftigkeit. Auf den Terrassen haben sie Lauben von Gesträuch, in denen man sich im Sommer Tag und Nacht aufhält, da die furchtbare Hitze den Aufenthalt in den Gemächern unerträglich macht. Die

Synagogen der Stadt sind gleichfalls ohne Interesse, doch kann man hier über der polnischen Tracht der Versammelten und deren eigenthümlichen Gesang am Sabbath auf einige Zeit vergessen, daß man im gelobten Lande ist. Erfreulicher ist eine Sabbathnacht auf einer Terrasse von Tabarijeh zugebracht. Die Sterne funkeln hell und groß am tiefdunklen Himmel; wenige Schritte von uns braust unsichtbar der vom Winde bewegte See. Die Stadt aber leuchtet in hundert Freudenfeuern. In jedem Judenhause brennen Lampen und ertönen die wohlbekannten, wunderlichen Melodien, mit denen der fromme orthodoxe Isrealit die Engel des Sabbaths begrüßt, und da und dort huschen weißgekleidete Frauengestalten hin und her.

Tiberias, die einst von den Juden mit Abscheu gemiedene Stadt, ist die Heimat einer ganzen Reihe von jüdischen „Heiligen". Ihre Gräber stehen in denkbar höchstem Ansehen. Der ganze Berg, der sich über dem Orte erhebt, ist voll davon. Hier liegt der Rabbi Chia mit seinen beiden Söhnen, ein anderes Grab birgt die Gebeine Raf Hamnunas, zu dem die Juden der Stadt bei anhaltender Dürre um Regen flehen. Wer ein körperliches Leiden hat, wendet sich um Hilfe zu Meyer Ben Neß oder Zacharia Akana; an einer anderen Stelle liegt, umgeben von acht seiner Schüler, der gelehrte Rabbi Jochannan Ben Sakaj und gleich dahinter ragen zwei kurze Säulen empor, welche die Gräber Rab Amis und Rab Aschis bezeichnen. Etwa zwanzig Schritte weiter führen Stufen zu einer Einfassung von unbehauenen Steinen, in deren Mitte ein weißgetünchter, oben sich wölbender Sarkophag die sterblichen Reste Rambans verwahrt. Das größte dieser jüdischen Heiligengräber aber ist der Berg, der sich über den übrigen Grabmälern erhebt. In ihm schläft der große Rabbi Ben Akiba, den seine 24.000 Jünger seiner Weisheit wegen noch über Moses stellten, und der zuletzt als Märtyrer starb. Nach jüdischer Sage erst ein Hirt des reichen Kalba Zebua, dann durch die Liebe zu dessen Tochter Rachel zu gelehrten Studien veranlaßt, die ihn in ferne Länder führten, übertraf er bald an Scharfsinn in der Gesetzerklärung alle seine Zeitgenossen und wurde der hochverehrte Gründer der Schule, aus welcher die Mischna hervorging. Zugleich aber war er ein eifriger Patriot, und als im Jahre 130 n. Ch. Simon Bar



Steppenbrand.

Kochba zum letzten Male die Fahne des Aufstandes gegen die Römer erhob, schloß er sich den Bewegungen an. Der Aufstand war anfangs mit Erfolg gekrönt, die Juden nahmen eine große Menge von Ortschaften ein und vertrieben die Römer selbst aus Jerusalem. Als aber Hadrians Feldherr Julius Severius anrückte, wurden die Insurgenten allenthalben geschlagen, nach fünf Jahren fiel auch Bitter, die letzte Festung, und nun wurden alle Häupter der Revolution hingerichtet, darunter auch Akiba. Neben ihm ruhen in dem Berge von Tabarijeh nach jüdischen Legenden alle seine Schüler.

Von dem freudigen Leben und Treiben am See Genezareth ist so viel wie gar keine Erinnerung lebendig geblieben. Vor Alters gab es hier namentlich einen lauten Freudentag: das Fest Purim. Es war eigentlich kein mosaisches, sondern ein babylonisches Fest. Während des Exils in Babylonien zum Andenken an den Tod Hamans und das Emporsteigen der Esther gestiftet, gehörte es dem Ursprung und Charakter nach zu jener Reihe pharisäischer Gebräuche, welche die Makkabäer als die Unterscheidungszeichen des jüdischen Glaubens annahmen und einführten. Fünfundachtzig Aelteste sollen, als es von Mardochai zuerst vorgeschlagen wurde, gegen die Annahme dieses Festes gestimmt haben; aber das Volk lernte an demselben bald so viel Gefallen finden, daß es mit der Zeit sein liebstes Fest wurde, und ein gewöhnliches Sprichwort bei den Separatisten behauptete: Der Tempel könne aufhören, aber das Fest Purim würde ewig dauern.

XIII.

Vom Tabor zum Karmel.

Von Beisan hinauf führt der Weg in die alte Provinz Galiläa, ein Land, das seit jeher als ein Garten Palästinas berühmt war. Während der Hügel von Juda rauh und kahl und die Wiesen von Saron verbrannt und dürr sind, lachen die Wadys von Galiläa fast überall von Kräutern und Blumen. Ein Eichenwald bedeckt die Abhänge des Berges Karmel; Myrthen vergrößern sich zu Bäumen und Myriaden Orangenblüthen erfüllen die Luft mit ihrem Duft. Jeder Hügel ist ein Weinberg, jeder Thalgrund ist ein Getreidefeld. Das Nielland ist kaum sonniger, die Ghuta von Damaskus kaum glänzender und grüner. Denn hier hat die Sonne keine Macht, und an Wasser ist allerorts Ueberfluß. Die Araber Palästinas lieben den Boden von Galiläa ganz besonders, was für sich freilich den Uebelstand hat, daß dadurch das Land wenig sicher und häufig beunruhigt wird. Noch vor nicht allzulanger Zeit herrschten in Galiläa die turbulentesten Zustände. Wie vor Alters fürchtete Jeder seinen Nachbar, weil jeder die Hand gegen seinen Mitmenschen erhob. Nächstenliebe war unbekannt und ist es wohl auch heute noch. Zu Zeiten machten sich einzelne einheimische Scheichs gefürchtet und die Pforte sah sich gezwungen um ihre Freundschaft zu buhlen.

Ein solcher Scheich war vor einiger Zeit Akil, ein Mann unter dessen scharfem Regimente die Araberstämme, welche über den Jordan herüberkamen um zu rauben, in die Wüste zurückgeworfen wurden. Die Thäler wurden ein wenig sicherer, und sogar die Ebene Esdrelon, der Tummelplatz wilder Nomaden, wurde mit Getreide besäet. Aber jene Beduinen sind hungrig und tapfer, ihre Pferde stark und flink,

und wenn sie nicht offen rauben konnten, kamen sie des Nachts und schafften die Beute verstohlen fort. Ein Landwirth mochte, gleich Gideon, sein Getreide in der Nacht dreschen, die Diebe und Strauchritter erhaschten es dennoch und suchten mit demselben das Weite.

Später wurden die Verhältnisse wieder besser und zur Zeit, da der Kronprinz vom Jordanthale hinauf gen Nazareth und Haifa zog, war das Land vollkommen sicher. Man sagt, daß dies in erster Linie der türkischen Autorität zu danken sei, die sich in den letzten Jahren immer mehr geltend machen konnte. Von all' diesen problematischen Zuständen hatten die Reisenden zum Glück nichts zu verspüren. Am 11. April zeitlich Früh wurde von Beisan aufgebrochen und der Aufstieg durch ein ziemlich tief eingeschnittenes Thal auf die Hochebene Galiläas bewirkt. Ein Theil der Karavane war, der ausgestandenen Strapazen wegen, direct nach Nazareth dirigirt worden. Als der Kronprinz und seine engere Suite mit der entsprechenden Zahl Dienern und anderer Begleitung, nebst den Thieren mit den Zelten und dem Handgepäck aus dem früher erwähnten Thale herauslenkten, genossen sie ein merkwürdiges Landschaftsbild. Ein großer kegelförmiger Berg steigt dicht vor uns aus der weitläufigen Ebene. Es ist dies der Tabor, der Berg der Verklärung. Ueber die um seinen Fuß gruppirten Vorhügel hinweg, gelangen wir in den Eichenwald, welcher den ganzen Berg bedeckt und nach einer halben Stunde auf den Gipfel. Dieser hat in der Mitte eine von Baumwuchs entblößte Senkung, die fast wie ein Krater aussieht und mit allerlei Ruinen, zerstörten Festungswerken, eingestürzten Hallen und zerbrochenen Thorsimsen u. dgl. m. bedeckt ist. Ein einziger Thorbogen, von den Arabern Bab el Haua genannt, steht noch aufrecht. Nicht weit hievon ist die Hütte eines Einsiedlers, der uns und unseren Thieren aus einer von den in diesem Trümmergewirr befindlichen Cisternen Wasser schöpfte. Sonst gibt es hier oben keine lebende Seele, als den „Nimr", eine kleine Leopardenart und den Eber.

Der Aufstieg durch das theilweise wild verwachsene Eichengestrüpp war, obwohl nicht von langer Dauer, gleichwohl beschwerlich. Vielleicht trug hiezu namentlich der Umstand bei, daß beide Erzherzoge noch immer unpäßlich waren und von den Nachwirkungen der Fieberluft



In den Sümpfen von Beisan.

von Beisan litten. Ja, bei Sr. Hoheit dem Großherzog von Toscana brach das Fieber erst jetzt durch und machte ihn vollständig unfähig, sich an irgend einer Zerstreuung auf der Höhe des Tabors zu betheiligen. So wurden die Zelte rasch aufgeschlagen und die Bestimmung getroffen, daß auf dem Berge übernachtet werden sollte. Der Anblick des dichten Eichenwaldes und das bestimmte Bewußtsein von der Anwesenheit des einen oder anderen Wildes, würden den Kronprinzen sicher zu einem kleinen Pürsch verleitet haben, hätte sich nicht der Arzt ins Mittel gelegt, und jede Bewegung, jede Aufregung untersagt.

So hieß es denn, sich mit den herrlichen Landschaftsbildern ringsum abfinden. Der Tabor steht fast 1200 Fuß über dem Meere, wie ein ungeheuerer Altar auf der Ebene, und von seinem Scheitel überblickt man den ganzen Norden von Palästina. Nach Westen hin senkt sich das weite Blachfeld mit den Kischon, dem „Bach der Schlachten", bis zum dunklen Vorgebirge des Karmel, dessen Fuß das Meer umbrandet. Im Norden ragen die Berge um die Judenstadt Safed und der seltsam gestaltete zweigipfelige Kalkfels, den die Araber die „Hörner von Hattin" nennen, während die Mönche ihn den Berg der sieben Seligkeiten getauft haben. An seinem Abhange glänzt, von der Sonne bestrahlt, das galiläische Meer, der See Genezareth. Weiter nördlich steigt mit seinem glitzernden Schneehaupte der große Chermon empor. Im Osten jenseits des Jordanthales ziehen sich die Berge von Basan und Guluad hin. Im Süden ragt aus der Ebene der Ed Duchi, wohl das alte Gebirge von Gilboa, die Wasserscheide zwischen den Bächen, die sich in das Mittelmeer, und Dämme, die sich in den Jordan ergießen.

Es sind große Erinnerungen, welche sich an diese Gegend heften. Am Bache Kuschan besiegten Barak und Deborah die eisernen Kriegswagen Sisseras, auf demselben Gefielde schlugen Gideon und das Schwert des Herrn die Midianiten, das heißt, die Beduinenhorden, Zebas und Zalmunas und hier unter dem Berge von Gilboa starb Saul den Heldentod in der Philisterschlacht. Hier büßte ferner König Josia, von Pfeilen durchbohrt, das unbesonnene Wagniß, mit dem er sich Pharao Nechos Zug gen Karchemisch entgegenstellte. Nicht weniger tränkten die Kriege der Gasmonäer und Herodianer diese Gefilde mit

Schlachtenblut. Endlich sahen auch das Mittelalter und die neueste Zeit hier harte Kämpfe. Im nordöstlichen Zweig der Ebene fand am 5. Juli 1181 die letzte große Schlacht der Kreuzzüge statt, in welcher Sultan Saladin dem Ritterkönig Veit von Lusignan die Schlüssel von Jerusalem und die Krone nahm, und fast an derselben Stelle kämpfte General Kleber am 17. April 1799 mit 1500 Franzosen gegen 25.000 Türken. Sechs Stunden, von Sonnenaufgang bis zur Mittagsstunde, währte das Treffen, und schon gab sich der General der ungeheueren Uebermacht gegenüber verloren, als plötzlich Bonaparte mit einigen neuen Bataillonen heraneilte, bei deren Anblick die Türken, stärkeren Zuzug der Gegner fürchtend, den Rücken wandten und nun zu Tausenden niedergehauen wurden.

Die Abendstunden auf dem Berge Tabor nehmen einen scheinbar außergewöhnlich langsamen Verlauf. Das Unwohlsein der beiden hohen Reisenden, die noch immer fühlbaren Scorpionstiche, welche sich zwei andere Reisegefährten geholt, sowie die tiefe Einsamkeit auf dem Berge der Verklärung, drückten die Stimmung wesentlich herab. Und dennoch war es ein unvergeßlicher Abend, auf den die letzte Nacht auf palästinensischem Boden folgte. Weit im Westen, wo die dunkle Silhouette des Karmel ins graue Meer sich hinausschob, verglomm das Sonnengold wie mit einem Schlage. Noch ein letztes rosiges Auszittern der Dämmergluthen und alsbald sanken die nächtlichen Schleier herab. An der azurnen Tempeldecke aber begannen die Sternbilder zu flimmern, so hell, wie man es kaum irgend sonstwo, Süditalien inbegriffen, beobachten kann. Es war, als sollte der schönste und funkelndste dieser Sterne unseren Blick weitab nach der Stätte lenken, wo des Heilands Pflege-Eltern lebten und er selber seine Jugendtage verbrachte. Aber Nazareth — das wir meinen — war in der Dunkelheit nicht auszunehmen. Bald erloschen die Lagerfeuer, die Schildwachen bezogen ihre Posten und grausenhafte Stille brütete auf dem Scheitel des Tabor. Nur ab und zu das heisere Gekläff eines umherstreifenden Schakals; ein ferner geheimnißvoller Ton, der in der Unendlichkeit auszitterte.

Die Sonne hatte, als schon längst die Landschaften in der Tiefe im Dämmer. des Abends lagen, am längsten auf dem Scheitel des

Tabor verweilt — und sie fand sich den nächsten Morgen bereits ein, als Nazareth zu unseren Füßen noch zu schlummern schien. Es wurde ziemlich spät aufgebrochen, so daß die Ankunft in Nazareth erst gegen Mittag erfolgte. Der Kronprinz fühlte sich zwar wesentlich besser, doch rieth der Arzt dringend davon ab die denkwürdigen Plätze, zumal kalte Räumlichkeiten, zu besuchen, um jede Recitive zu vermeiden. So mußte sich der hohe Reisende mit dem äußeren Anblicke des Städtchens begnügen und auf den Besuch der Kirche der Verkündigung verzichten. Sie ist die schönste des Landes; sie besitzt eine Orgel und einige gute Gemälde, unter denen sich eine Verkündigung von Antonio Darallo, eine Mater Dolorosa und ein schwarzer Christus von edelster Gesichtsbildung auszeichnen. Ferner sieht man hier schöne alte Seidentapeten, die nach strengen Zeichnungen und künstlerisch geordneten Gruppen die Verheiratung Josephs und Marias, die Verkündigung, die Geburt des göttlichen Kindes und die Anbetung der drei Könige in Stickereien von lebhaften Farben zeigen. Unter dem Hochaltar befindet sich eine Felsengrotte, die in eine kleine Capelle umgestaltet ist, und in welcher die Tradition die Stelle erblickt, wo der Engel seine Botschaft an die heilige Jungfrau ausrichtete. Sechszehn Marmorstufen führen hinab. Unten trifft man einen Altar, neben welchen Säulen die Orte bezeichnen, wo bei jener Begegnung Maria und wo der Gottesbote stand. Ueber dieser Grotte sah man noch im Mittelalter das Haus der Eltern Jesu, die Santa Casa, die sich jetzt in Lorretto befindet, wohin es auf Geheiß der Mutter Maria von Engeln getragen wurde, damit es nicht von den Saracenen verunehrt werde, welche damals Nazareth bedrohten.

Wie es im alten Nazareth ausgesehen haben mag, davon dürfte man sich leicht eine zutreffende Idee machen können. Es war im Wesentlichen dasselbe Bild, wenn auch etwas reicher, belebter. Das Städtchen lag ganz verborgen zwischen unbedeutenden Hügeln, die damals vom Fuße bis zum Gipfel mit Weinbergen bedeckt waren, und in einem Becken von fetter, rother und weißer Erde, sternähnlich an Gestalt und außergewöhnlich fruchtbar. Längs dem mit steilen Klippen besetzten Abhang des höchsten dieser Hügel, zieht sich ein kleines, liebliches Thal hin, das in einem Lande, wo jeder Stein



Feldmesse am Palmsonntage in Beisan.

seine Geschichte zu haben scheint, deshalb merkwürdig ist, weil es eben keine öffentliche Geschichte und keinen einheimischen Namen hat. Keine große Strecke führte nach dem sonnigen Winkel hinauf. Kein Handelsverkehr kam je hinein; keine Legionen marschirten durch denselben. Handel, Krieg, Abenteuer, Vergnügen und Gepränge gingen an ihm vorüber, indem sie die römische Straße entlang von Ost nach West, in eben der Richtung strömten. Aber die Fluren standen voll Weizen und Gerste. Nahe am Thalgrunde liefen eine Reihe, mit losen Steinen umfriedete Gärten hin, in denen Myriaden grüner Feigen, rother Granatäpfel und goldener Citronen in der Sommersonne reiften. Hoch die Abhänge hinauf, die bepflanzt und eingefaßt waren, wie etwa der Rhein bei Bingen, hängen die purpurfarbenen Trauben. Auf der Ebene, zwischen dem Getreide und unter den Maulbeerbäumen und Feigen, prangten Tulpen, Lilien und Anemonen in unendlicher Fülle. Weit unten am Hügelrande kam sprudelnd, stark und heiß eine Wasserquelle hervor, und über diesem Lebensquell erhoben sich in einer langen Strecke von der Quelle bis zur Synagoge zerstreut stehend die Wohnstätten vieler Hirten, Handwerksleute und Winzer. Es war ein lieblicher, bescheidener Ort, von welchem kein Dichter, kein Regent, kein Geschichtsschreiber Israels je Notiz genommen hatte. An dieser Quelle war keine Rahel angetroffen und liebevoll geküßt worden; auf jenen Feldern dort hat keine Ruth die Gerstenähren aufgelesen. Daß eine Jungfrau, die der Phantasie theurer werden sollte als Rahel, damals durch diese Felder wandelte, an dieser Quelle Wasser schöpfte, die Gäßchen des Weilers auf- und niederlief, hätte damals kein Seher ahnen können. Der Ort war mehr als unbekannt. Der Araber hat an der Quelle vielleicht sein schwarzes Zelt aufgeschlagen, der Magistrat der Stadt Sephorias, in deren Nähe jener lag, muß den Namen des Dorfes gekannt haben, aber dieses selbst wurde nie von einem jüdischen Schriftsteller erwähnt.

Auch sonst trat Nazareth nie aus dem Dunkel seiner Existenz heraus und in der Geschichte spielt es fast gar keine Rolle. Zur Zeit der Kreuzzüge kam es sammt seinem Gebiete in den Besitz Tankreds, der es 1187 wieder an die Moslemin verlor. Später wurde sie dem drusischen Fürstenthume, dem der wackere, freisinnige und fortschritts-

freundliche Enni Fahreddin vorstand, einverleibt, und erlebte so eine Zeit der Blüthe; auch neuerdings ist ein merklicher Aufschwung zu verspüren, Dank der werkthätigen Unterstützung, welche die abendländischen Mächte dem Städtchen angedeihen lassen, und des verhältnißmäßig lebhaften Handels, welchen es mit Haifa und St. Jean d'Arce unterhält. Heute bedient man sich im Verkehr auf dieser Strecke sogar veritabler Wägen, und auch der Kronprinz hat sie per Wagen zurückgelegt, allerdings auf einer Straße, die mehr von gutem Willen ihrer Hersteller, als von Güte ihrer Fahrbahn zeigt. Die Erbauer der Strecke sind hier die deutschen Templer von Karmel. Dennoch ist der Weg, namentlich im Frühling, reizvoll, und man hängt immer wieder an den Details dieses lieblichen Bildes mit seinem im Gartengrün versteckten weißen Häuschen, seinen Hecken von riesigen Cacteen und den blumigen Triesten, die in allen Farben glühen.

Die christliche Bevölkerung von Nazareth hat in den letzten Jahren derart zugenommen, daß dieses nun als eine rein christliche Stadt gelten kann. Zwar zählt man noch immer an zwei Tausend Mohammedaner. Die Zahl der Christen beträgt aber weitaus mehr als Zehntausend. Auch trifft man hier einige Juden an, deren Typus auffallend von jenen Jerusalems abweicht. Haare, Augen und Gesichtsfarbe erinnern sehr an die in der Ebene um den Tabor hausenden Beduinen. Die Mehrzahl der Bewohner beschäftigt sich mit dem Ackerbau, außerdem mit Wein- und Olivencultur und Obstzucht. Der Tabakbau liefert ein bescheidenes Erträgniß, aber immerhin ein vorzügliches Product. Die Eingebornen präsentirten sich als ein stolzer, durch edle Körperformen und große Schönheit des Typus ausgezeichneter Menschenschlag. Ganz besonders sind es die Frauen, die in dieser Richtung in ganz Palästina und Syrien nicht ihres Gleichen haben. Allenthalben begegnet man diesen eleganten, tadellos gewachsenen und majestätischen Frauenbildern. Der hohe Reisende selber war von ihrem prächtigen Aussehen überrascht, und meinte, sie gäben sogar den schönen Bethlehemitinnen noch etwas vor. Freilich kommt diesen Gestalten die malerische nazarethische Nationaltracht sehr zu Gunsten: bauschige, seidene Beinkleider, enge, vorne aufgeschlitzten Spenser, um den Kopf die seidene golddurchwirkte Keffie, turbanartig geschlungen, wobei die Enden über Schulter

und Rücken herabfallen, die Brust und Stirne über und über mit Goldmünzen, welche oft ein Vermögen repräsentiren, bedeckt.

Nazareth ist in drei Quartiere getheilt, in denen die Mohammedaner, die Lateiner und Griechen abgesondert hausen. Zwischen den Bekennern verschiedener Religion herrscht Friede und Eintracht. Die Griechen verlegen den Ort der Verkündigung in die Kirche ihres Klosters, welches über dem Quell erbaut ist, der den sogenannten Brunnen der Maria, einen von Cactusstauden umblühten alterthümlich geformten Marmortrog, füllt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die heilige Frau und ihr Kind oft an dieser Quelle tranken; denn sie ist die einzige in der Stadt. Ein buntes Gemisch von Weibern des Ortes schöpft hier Wasser. Einige kommen mit alterthümlichen Henkelkrügen, die ihnen flach auf dem Kopfe liegen, andere tragen sie aufrecht auf demselben und halten sie mit beiden Armen fest. Das Gesicht hat bei allen eine olivengelbe Farbe, die meisten sind auf der Stirne, den Wangen oder am Kinn mit blauen Punkten bemalt. Andere Merkwürdigkeiten Nazareths sind die Werkstatt Josephs des Zimmermanns, die Synagoge, in welcher Jesus lehrte, die Felsklippe, von wo ihn die Juden herabstürzen wollten, die Ruinen des Klosters Santa Maria des Tremore, welches an der Stelle erbaut wurde, wo Maria von jener Gefahr ihres Sohnes vernahm, endlich der Steintisch, an welchem Christus nach seiner Auferstehung mit den Jüngern gespeist haben soll.

Jener Brunnen, der einst die göttliche Jungfrau gesehen, hat heute eine profanere Bedeutung, denn er ist der Rendezvousplatz zahlreicher liebender Paare. Abends und Morgens, wenn sich die Mädchen mit ihren Krügen in großer Zahl einfinden, fehlt es niemals an Werbern und Bräutigamen, Freunden und „Beschützern“, die den schönen glutäugigen Nazarenerinnen Gesellschaft leisten. Auf das Glaubensbekenntniß kommt es hier nicht an. Nazareth ist vielleicht der einzige Ort in Syrien und Palästina, wo ein solcher zwangloser Verkehr zwischen den Angehörigen verschiedener Religionen besteht. Zwar ist dieser Verkehr den Mohammedanern ein Dorn im Auge, es steht aber gleichwohl fest, daß die Moralität bei jenen weit höher steht, als unter den moslemischen Frauen der benachbarten Städte und Bezirke. Es ist eben ein alter, bei uns eingebürgerter Irrthum, wenn



Berg Tabor.

man von der Tugend und Ehrenhaftigkeit der Mohammedaner so große Stücke hält. Was ganz speciell das Gebiet betrifft, von dem hier die Sprache ist, so steht fest, daß in den moslemischen Familien Dinge vor sich gehen, die sich der Discussion vollständig entziehen und die ein Beweis sind, auf welch' tiefer Stufe die so hochgepriesene moslemische Moralität steht. Das ganze Familienleben ist ein düsteres Bild entsetzlicher Degenerirung. Dem Trunke wird beispielsweise so arg gefröhnt, daß die Fälle von Delirium tremens in erschreckender Zahl auftreten. Natürlich haben diese Uebelstände nur für die moslemische Stadtbevölkerung Giltigkeit, nicht aber für die nomadisirenden Araber, die, ganz im Gegensatze zu jenen, ihre alten lobenswerthen Gewohnheiten und Sitten conservirt haben.

Während des syrischen Feldzuges unter Bonaparte 1799 war Nazareth von 800 Mann besetzt, welche ihre Vorposten bis Tiberias und Nazareth vorgeschoben hatten. Ueber die Schlacht zwischen den Franzosen und Türken haben wir bereits berichtet. Das Dorf Afuleh ist möglicherweise mit dem Apheb des Stammes Issaschar indentisch, in dem Namen Fuleh aber finden wir ganz zweifellos das Castrum fabae der Kreuzzüge wieder. Es sind noch einige unter wildem Dickicht verborgene Reste jener Mauern vorhanden, die einst vergebens den anstürmenden Schaaren Saladins getrotzt. Manche Historiker behaupten sogar (wie ganz neuerdings Hortet, der in diesem Jahre von dem Ministerium de l'instruction publique nach Syrien gesendet wurde), daß nicht im Norden des Tabor, bei Hattin, sondern bei jenem Castrum fabae, die große Entscheidungsschlacht, in welcher Saladin Sieger blieb, und von der weiter oben die Rede war, geschlagen wurde.

Während der wenigen Stunden, die der Kronprinz in Nazareth verweilte, genossen die Reisenden die Gesellschaft eines Mannes, der in der Provinz, in welcher er seines Amtes waltet in üblem Rufe steht. Wir meinen den Kaimakan. Seine Amtswohnung befindet sich auf dem höchsten Punkte der Stadt, wo er gewöhnlich von einer Schaar von Functionären umgeben ist, die sich scheinbar das Wohl der Stadt sehr zu Herzen gehen lassen, im Uebrigen aber für dieselbe blutwenig thun. Dem hohen Reisenden bedeutete er, daß die Ebene im Süden von Nazareth außerordentlich viel Jagdwild beherberge,

eine Nachricht, die dem kranken, zur Jagd unfähigen, übrigens auch sonst sehr ermüdeten Kronprinzen sehr zu Herzen ging. Auf den weiten grasigen Flächen wimmelt es von grauen syrischen Hasen (Lepus syriacus), Schakalen (Canis aureus) und Gazellen (Gazella dorcas), desgleichen von Adlern, Geiern und einer großen Menge der verschiedenartigsten Vögel. Diese Ebene — es ist jene von Esdrelon — ist glatt wie eine Tischplatte, ohne die geringste Terrainerhöhung, sonnig und dufterfüllt, ein wahrer Tummelplatz für Jäger und Nomaden. Alle Wasseradern, die dieses Blachfeld durchströmen, ergießen sich in den Kischon, der übrigens in der heißen Jahreszeit wasserlos ist. Von Nazareth führt der Weg durch eine nackte, sonnverbrannte Thaleinsenkung auf jene Ebene hinaus, und man braucht nur ein kurzes Stück desselben zu betreten, um die Wahrnehmung zu machen, daß er sehr belebt, sehr frequentirt ist. Man sieht zahlreiches Volk, theils zu Fuß, theils zu Esel, Frauen mit Körben auf den Köpfen, in denen sich ein Kind befindet, das aus seinem Lager wie ein Vogel aus seinem Neste munter in die Welt hinausblickt. Alles das macht den Eindruck, als befänden wir uns inmitten des biblischen Zeitalters, denn gerade so müssen die Menschen schon vor achtzehn Jahrhunderten ausgesehen haben, und wie jene Frau dort mit dem Kinderkorbe auf dem Kopfe, mag Maria, die heilige Jungfrau, ausgesehen haben, als sie mit dem Jesuskinde von Nazareth nach Jerusalem sich begab.

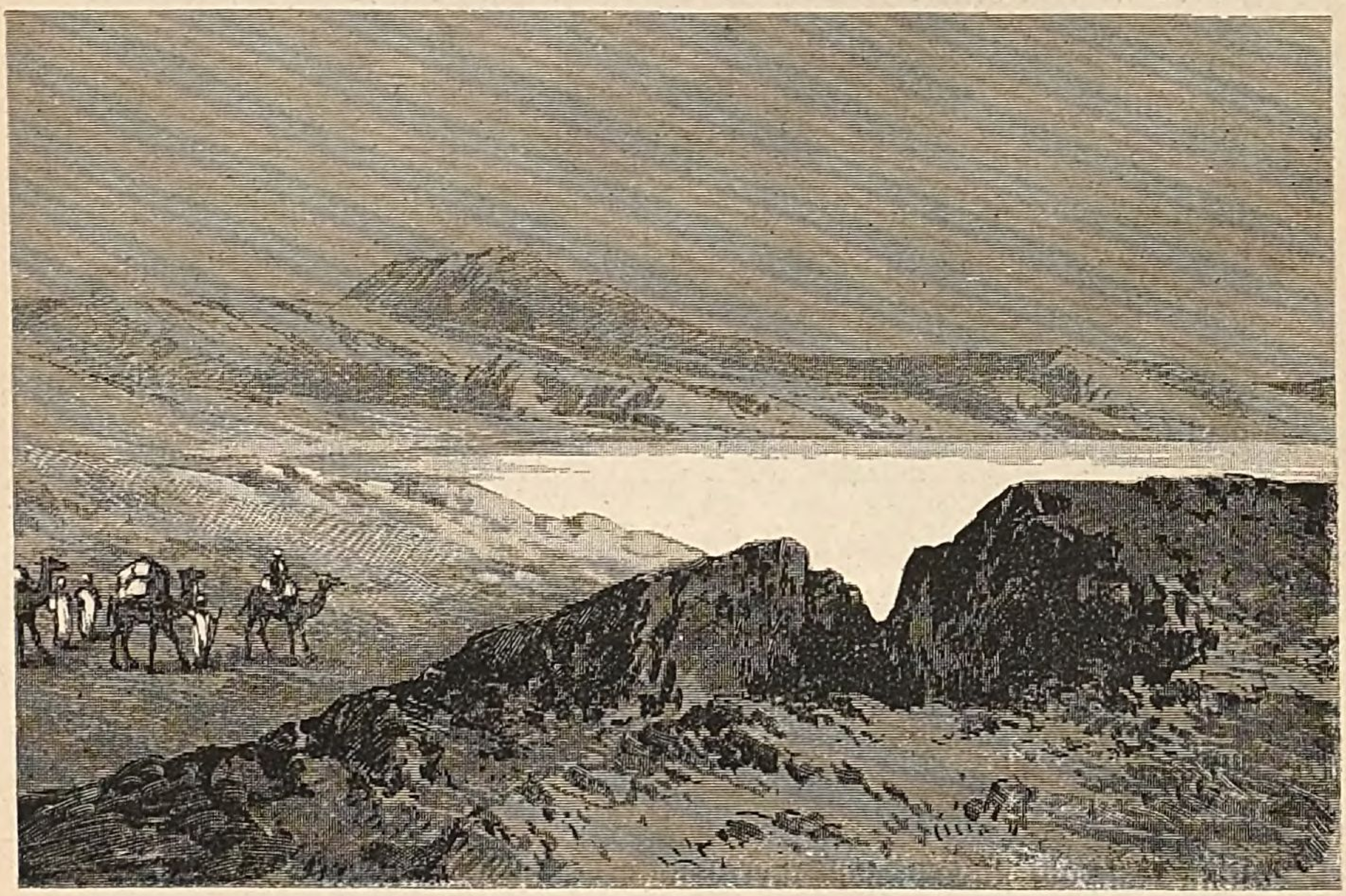
Unsere abendländische Phantasie, die vermittelst eines Naturtriebes sicherer wirkt, als halbes Wissen, hat aus diesem einfachen Bilde, ein Pastorale voller Anmuth und Schönheit geschaffen. Da wir wissen, daß die heilige Jungfrau die besten Jahre ihrer Jugend und ihres Frauenalters, ehe sie noch wußte, was Kummer ist, auf dem sonnigen Hügelhang von Nazareth verlebte, während ihre Füße beständig zwischen den Maßlieben, Tulpen und Anemonen standen, die ringsum wachsen, haben wir sie zur Patronin aller unserer Blumen gemacht. Die heilige Jungfrau ist unsere „Rose von Saron", unsere „Lilie im Thale". Die Poesie nicht weniger, als die Frömmigkeit Europas hat ihr den ganzen Flor- und Farbenschmack der Gefilde und Hecken gewidmet. Der Mai ist ihr Monat. In ihrem Dienste werden Gärten hergerichtet, und alle ihre Capellen werden mit Blumen-

sträußen, Guirlanden und Kränzen geschmückt. Die Lieblinge unserer Wiesen, von denen manche der Flora ihrer galiläischen Heimat unbekannt sind, tragen Namen, die von ihr herstammen — so das Mariengras, Marienglocke, Marienflachs (auch Frauenflachs genannt), Frauenschuh, Frauenmütze oder Marienblatt, Frauenröschen, Frauenmantel und Frauenhaar. Aber die Rose und die Lilie werden, erstere wegen ihrer Schönheit, letztere wegen ihrer Reinheit, mehr denn alle anderen als Attribute der heiligen Mutter betrachtet. Diese Blumen gehören der Landschaft Mittel-Galiläas nicht minder, als der Poesie der christlichen Welt an.

Vielleicht liegt auch darin eine wahre und echte Poesie, wenn wir in dem Leben der heutigen Nazarenerinnen einen Spiegel jener Zeit wieder erkennen, da Maria es that, wie jene es heute thun. Sie mag, wie die Frauen von heute, früh aufgestanden und mit dem Korbe nach dem Markte gegangen sein, ihn mit Melonen, frischen Feigen, grünen Gurken und goldenen Trauben zu füllen. Unter Tags sprach sie ihren „Schema" und sang sie einen Psalm Davids. Am Abend ging sie mit ihrem Wasserkrug zum Brunnen hinab und füllte ihn. Am Sabbath ging sie, nachdem sie sich die Hände gewaschen, in die Synagoge hinauf, die oben auf dem Hügel stand, wo sie mit den übrigen Frauen hinter der Brüstung saß und den Scheliach die für diesen Tag bestimmte Lection hersagen hörte. In der Zeit, die ihr dann von ihrem einfachen und häuslichen Leben noch übrig blieb, kochte sie, wie die Frauen ihrer Klasse es in den Dörfern noch heute thun, über einem Holzfeuer ihre Suppe, legte ihren Mais zum Trocknen auf das glatte Hausdach, spann Zwirn zum häuslichen Gebrauch, kehrte in der Abendstunde den Staub aus ihrem Levan und breitete, die Heimkehr ihres Mannes und ihres Sohnes erwartend, die Matten auf den Fußboden und setzte die Speisen, die sie für dieselben bereitet hatte, in den schattigsten Winkel des kleinen Hofes. Und welches Aussehen hatte Maria? Die Tradition hat ihr blaue Augen, eine blasse Haut, matte Gesichtsfarbe, ein liebliches ovales Gesicht und ein weiches goldenes Haar gegeben. Die heutigen Nazarenerinnen sind von ausgesprochener südlicher Rasseschönheit, die mit jener traditionellen Maria's allerdings nichts gemein hat. Aber schön

sind sie und so wird auch die heilige Jungfrau schön und bezaubernd gewesen sein.

Man kann sagen, daß die Orientreise des Kronprinzen in Nazareth ihren Abschluß fand. Hier wurde die letzte Rast gehalten, wurden die letzten Beobachtungen gemacht, die Tagebücher geschlossen, die Jagdbeute catalogisirt. Die Gedanken des hohen Reisenden weilten in weiter Ferne, auf dem Meere, das er nun bald durchsteuern sollte, daheim bei seinen erlauchten Eltern und seiner holdseligen Braut, die



Ort der Bergpredigt auf dem Tabor.

des Fernen harrte. Die letzte Strecke zwischen Nazareth und Haifa wurde gewissermaßen als Durchzugsstrecke betrachtet, ohne ihr sonderliche Aufmerksamkeit zu schenken. Der Kronprinz legte sie, der erste Fall während der ganzen Orientreise, zu Wagen zurück. Es war freilich ein elendes Gefährt, und die Straße spottete jeder Beschreibung. Aber der Anfang des Wagenverkehrs in Galiläa ist damit gemacht, und das Verdienst hiebei gebührt den eifrigen Templern, deren Colonie bei Haifa wir weiter unten kennen lernen werden.

Haifa ist von Nazareth eine Tagreise entfernt. Der Weg zieht hauptsächlich durch die Ebene, die Windungen des Kischon zur Seite. Dieser Fluß, der aus zahlreichen Wasseradern der Ebene von Esdrelon und Zebulon entsteht, strömt mitunter in einem tiefen Bette, häufig aber auch niederufrig in der Ebene, die er versumpft. Im Strome halten sich, wie es nun erwiesen ist, Krokodille auf, denn im Jahre 1868 hat sie ein englischer Jäger, M. J. Mac-Gregor, selber gesehen. Sie kamen seinem Boote derart nahe, daß er gezwungen war, sich ihrer mit dem Ruder zu wehren. Es waren ganz respectable Exemplare. Der Kronprinz, der von dieser Sache wußte, hätte es gerne auf eine Begegnung mit diesen Raubthieren ankommen lassen, aber die gefährlichen Sümpfe, dann die Abgelegenheit des Ortes, wo sie allenfalls zu finden waren, und nicht zuletzt der angegriffene Zustand des hohen Reisenden, machten einen Ausflug nach den Ufern des Kischon ganz und gar unmöglich.

Gegen das Ende der Wagenfahrt wurde der Karmel immer deutlicher sichtbar und bald blickte auch das azurne Meer über den niederen, sandigen, röthlichgelben Strand herüber. Die Hitze war groß, sie wäre aber zweifellos noch unerträglicher geworden, wenn die Tour zu Pferde zurückgelegt worden wäre. Alles Land ringsum schwamm im glühenden Sonnendampfe. Die Höhen des Karmel schillerten durch einen goldig durchflammten lichtblauen Dunst, in welchem das geübte und scharfe Auge einige Adler entdeckte, die über der, am Nordfuße des Karmel sich dehnenden Ebene schwebten. Dann schossen sie pfeilschnell herab und verschwanden unter dem Horizonte. Nach einiger Zeit trat die Meeresfläche immer mehr in den Rahmen des einförmigen Bildes ein und endlich nahte der heißersehnte Augenblick, wo unmittelbar vor der Mündung des Kischon, der durch die heiße Strandebene dem Meere zuströmt, die Schlote und Masten der „Miramar", die kurz zuvor von Beirut eingetroffen war, vor den Blicken der Reisenden auftauchen. Wie seinerzeit der Kronprinz in feierlichster Stimmung das Gestade Aegyptens begrüßt, in der Vorahnung der Herrlichkeiten, die er sehen sollte, in ebenso feierlicher Stimmung begrüßte er den ersten Anblick des Schiffes, das ihn wieder heimwärts, in den Kreis seiner Lieben bringen sollte.

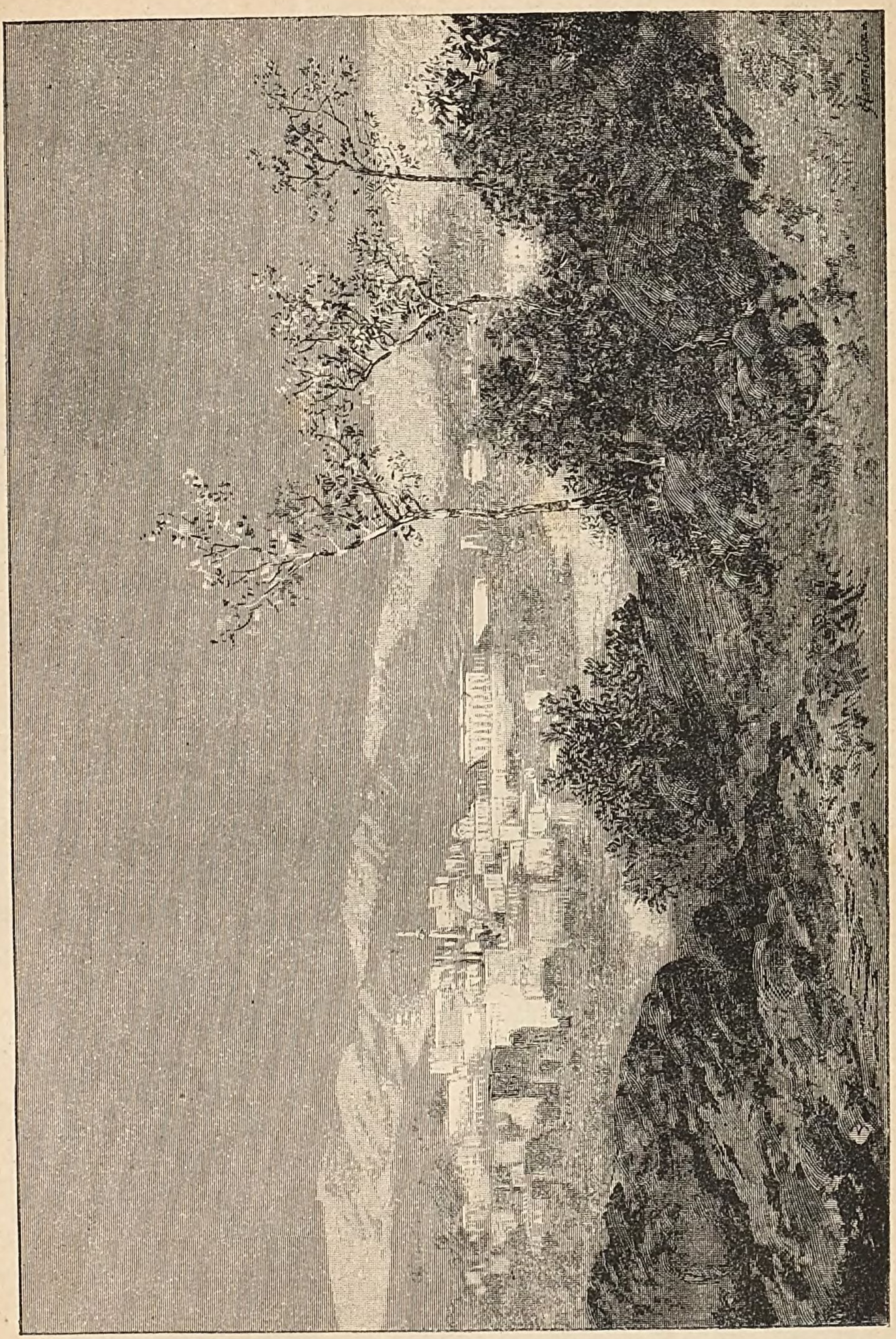
Der Strand bei Haifa ist bedeckt mit zahlreichen Auswürflingen des Meeres. Die Fischer, welche wir in dem seichten Uferwasser in großer Zahl antreffen, schreiten so weit in die Fluth hinaus, bis sie ihnen bis auf halbe Körperhöhe hinaufreicht. Sie bleiben bei unserem Erscheinen unbeweglich wie Statuen, und indem sie nachlässig die Netze und Taue von ihren Schultern herabhängen lassen, sehen sie uns neugierig mit ihren großen dunklen, förmlich fascinirenden Augen an. Bevor man in das Weichbild von Haifa gelangt, müssen wir den Kischon — heute Nahr al Mukutta genannt — überschreiten, ein ziemlich reißendes Gewässer, das seine Wellen über eine mächtige Barre, die sich im Laufe der Zeiten vor der Mündung angesetzt hat, hinwegschleudert. Die Breite des Flußbettes beträgt etwa vierzig Fuß, die durchschnittliche Tiefe 4—5 Fuß. Während des Winters ist es häufig unmöglich den Fluß zu passiren, während in der heißen Jahreszeit der größte Theil des Bettes trocken liegt, und ein durchschreiten desselben, mit Benützung der vielen Sandbänke, ohne Schwierigkeit ist.

Einige Minuten westlich der Kischon-Mündung betreten wir die ersten Gärten, und durchziehen dann einen höchst malerischen rein-arabischen Stadttheil, um bis zu der, später noch näher zu beschreibenden Deutsch-Templer-Colonie, zu gelangen. Hier schatten riesige Brotfruchtbäume, knapp am Fuße des Karmel und über den Terrassen der netten Häuschen, aus denen die deutsche Ansiedlung besteht. Was die Stadt Haifa betrifft, wäre zunächst zu erwähnen, daß es das antike Scaminum des heiligen Hieronymus und Eusebius ist. Im Jahre 1100 fiel es in die Hände der Kreuzritter. Nach der Schlacht von Hattin riß es Sultan Saladin wieder an sich. Heute gilt die Stadt mit Recht als Hafen-Echelle für Nazareth und Tiberias, von welchen Punkten sie eine, beziehungsweise zwei Tagereisen entfernt ist. Zu größerer Prosperität berufen, zu der sie ihre Lage berechtigt, wird sie früher oder später zum Ausgangspunkte verschiedener Verkehrswege werden, welche Haifa mit der Ebene Esdrelon, dem Jordanthale und selbst den Hauran (im Osten des Jordans) verbinden werden — falls die unbotmäßigen Beduinen hüben und drüben des heiligen Flusses nicht ihr Veto einlegen. Die Vegetation um Haifa ist fast dieselbe wie

jene Aegyptens, und zwar gilt dies ebenso von den die Stadt rings umgebenden Gärten, darunter herrliche Palme, wie vom Abhange des Karmel, dessen Hauptzierde prachtvolle Lorbeerbäume sind.

Seitdem die österreichisch-ungarischen Lloyd-Dampfer Haifa anlaufen, hat die Stadt ungemein an Wohlhabenheit und allgemeinem Gedeihen zugenommen. Die ursprünglichen, rein arabischen und türkischen Viertel erstrecken sich gegen die Kischon-Mündung hin und füllen dort den Raum derart aus, daß die deutsche Templer-Colonie im Nordwesten des Ortes, wo die freie Entwickelung in der Ebene zwischen dem Karmel und dem Meere in weitläufigster Weise möglich ist, sich ansiedeln mußte. Ein großer Uebelstand für Haifa ist, daß der Hafen ungemein seicht ist, so daß man die Hochseeschiffe, welche auf beträchtliche Entfernung vom Ufer vor Anker gehen, nur mittelst Barke erreichen kann. Die Einschiffung ist daher hier bei schlechtem Wetter nicht minder gefährlich wie zu Jafa, oder in dem nördlich von Haifa gelegenen St. Jean d'Acre. Die Bewohner Haifas dürften die Zahl von 6000, von denen die Hälfte Moslemin, die andere Hälfte Christen und Juden sind, kaum überschreiten. Der Ort ist auf der Landseite mit alten, baufälligen saracenischen Mauern umgeben, die gleichwohl im Stande sind, die raublustigen Beduinen abzuhalten, wie dies kurze Zeit vor der Palästina-Reise des Kronprinzen der Fall war. Zwei Thore, eines im Westen, eines im Osten, gewähren Einlaß.

Der Glanzpunkt von Haifa ist dessen Templer-Colonie. Bei der knapp bemessenen Zeit war es dem Kronprinzen nicht vergönnt, diese in mehrfacher Beziehung merkwürdige Niederlassung zu besuchen, er zog aber über dieselbe genaue Informationen ein, die auch den freundlichen Leser interessiren dürften. Die erste und größere Anzahl in Palästina eingetroffenen Ansiedler waren Amerikaner, welche sich in dem wasserreichen Arsas bei Bethlehem niederließen. Zwistigkeiten unter sich, neben der Unmöglichkeit, sich selbst zu unterhalten, lösten die Gemeinschaft bald wieder auf. Eine in Jafa gegründete Colonie, welcher Deutsche, die zuerst bei Smyrna einen mißlungenen Versuch gemacht, angehörten, konnte ebenfalls nicht lange bestehen. Die im Jahre 1866 gestiftete Colonie „Adams City" bei Jafa war binnen Jahresfrist völlig gesprengt. Die Niederlassung der „Tempelfreunde"



Nazareth.

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

in Galiläa hat bis zur Stunde die schwersten Heimsuchungen erfahren und wird auch forthin, so lange sie besteht, nur Noth, Elend und Verlust erfahren. Einzelne Europäer haben es gewagt, Landbau auf europäische Art zu betreiben, wissen aber noch nicht von Erfolgen zu erzählen. Da sollte man glauben, daß es wahr sei, was so viele Gelehrte und Laien behaupten: daß Palästina nämlich ein armes, unfruchtbares, verwüstetes Land sei, daß es, unterm Fluch liegend, von altem Segen — „ein Land, wo Milch und Honig immer fließt" — nichts mehr aufweisen könne. Doch dem ist nicht so; Palästina ist noch heute ein sehr fruchtbares Land, welches, richtig bewirthschaftet, zur außerordentlichen, bleibenden hohen Ertragsfähigkeit gebracht werden kann, was gute Jahre beweisen. Die reiche Ebene von Ghazza an bis an den Fuß des Karmel, dann von St. Jean d'Acre bis Tiberias und Basan, sind für den Weizenbau äußerst ergiebig, wie die Berge von Dschenin bis Hebron für die Oelbau- und Weinstockzucht; ja, tropische Fülle der Vegetation finden wir im Jordanthale, dessen schwarzer Boden für Baumwoll- und Zuckerrohrpflanzungen sehr geeignet ist. Die erst jetzt den Verkehr sich anschließenden Gegenden jenseits des Jordans sind seit alten Zeiten wegen ihrer Fruchtbarkeit mit Recht berühmt. Mannigfaltig werden die Bodenerzeugnisse nie sein, aber was vorhanden ist und bis jetzt nur nachlässig und selbst spärlich bebaut wird — Weitzen, Gerste, Sesan, Baumwolle, Tabak, Wein und Oliven — kann in ganz anderem Maßstabe gezogen und geerntet werden.

Das erste Hinderniß gegen die Benützung des Bodens durch Einwohner ist das Klima. Die Ebenen sind so heiß, und zwar zwei Drittel des Jahres ununterbrochen, daß selbst die Eingeborenen nur wenig darauf wohnen und meist nur zur Winterzeit und in den Erntewochen dort zu finden sind; der größte Theil der Felder gehört pachtweise Leuten, die ihre festen Wohnsitze im Gebirge haben. Fließende Wasser sind sehr spärlich vorhanden, die Bauern sind auf schmutziges, ungesundes Sodawasser angewiesen, und keine der Ebenen ist im Winter ohne Sümpfe, welche ihre giftigen Dünste ausathmen. Das Ghor steht jahraus jahrein unter dem Einflusse einer selbst für Durchreisende unerträglichen und schädlichen Gluthhitze, und ist nur von einigen elenden schwarzen Beduinenhorden bewohnt; die Bebauung des reichen Bodens

geschieht von den auf den Bergen liegenden Dörfern aus. Das Clima der Berggegenden dagegen ist der Constitution des Europäers zuträglicher, obschon die langen, regenlosen Sommermonate nichts weniger als angenehm sind, und den meisten Fremdlingen schwächende Fieber verursachen; jedenfalls darf man sich auf den Bergen der Hitze nicht aussetzen, und ist deshalb nicht im Stande, die Arbeit auf die anstrengende, anhaltende europäische Weise zu verrichten.

Daraus folgt aber, daß der Einwanderer genöthigt ist, sich der Hilfe und Dienste der Eingeborenen zu bedienen, und um dabei nicht zu kurz zu kommen, muß man vor Allem der schwierigen arabischen Sprache kundig sein, sich in die Sitten und Anschauungen der Leute zu fügen wissen, mit den Behörden auf gutem Fuße stehen, und deshalb über Mittel verfügen können, die über die kostspieligen Lehrjahre hinaushelfen. Ist man nach einer Reihe von Jahren ein halbes Landeskind geworden, und versteht man mit den täglichen Leuten auf die richtige Weise seine Sache zu betreiben, so kann man vorwärts kommen; aber anderswo kann man viel rascher und ruhiger zu Geld gelangen. Für unbemittelte Leute ist Palästina kein zur Ansiedlung taugliches Land; arm und unwissend — und, wenn sie aus schwärmerischen Trieben hergekommen, meist unvernünftig und eigensinnig — sind sie den Betrügereien der geldgierigen Umgebung ausgesetzt, wogegen sie weder bei der böswilligen Landesbehörde, noch bei dem machtlosen Consulate ordentlichen Schutz finden.

So einfach und kümmerlich sie leben mögen, wird ihr Unterhalt doch dreimal theurer zu stehen kommen, als den Fellahen, deren Lebensweise aber von Abendländern nicht befolgt werden kann. Zudem findet der unbemittelte Ansiedler, der ja nicht Getreidebau u. dgl. im Großen treiben kann, keinen Absatz für seine Producte, welche der Fellah viel billiger und rascher zu liefern vermag. Nur dann wird der im heiligen Lande eingewanderte Deutsche eine Existenz sich sichern können, wenn er einer größeren Gemeinschaft angehört, die für ihn einsteht, ihm Schutz und Unterstützung bietet, und welche in der richtigen, geeigneten Gegend sich niedergelassen.

Das größte Hinderniß, welches noch unüberwunden ist, bietet das Verhalten der Landesregierung zu allen europäischen Unternehmungen

in ihrem Reiche, und in Palästina insbesondere. Die türkische Regierung, unfähig, der Einmischung im Großen seitens der Mächte Widerstand zu bieten, sucht sich durch kleinliche Häckeleien und Nichtbeachtung der Tractate, an den Ausländern ausgeübt, in ihrer Art zu rächen. Wie die Klagen der fränkischen Kaufleute bei dem Handelsgerichte keine Berücksichtigung finden, so ziehen auch in allen anderen Händeln zwischen Eingeborenen und Fremden — trotz der Consulate — letztere den Kürzeren. Allen europäischen Unternehmungen ist die Regierung feind und sucht sie durch direct nie verweigerten, aber doch nie aufrichtig geleisteten Schutz dem Uebelwollen der Eingebornen preiszugeben. Am wenigsten sind die Maßnahmen der Franken in Palästina gern gesehen; alles, was Europäer in dieser Provinz thun, oder zu thun beabsichtigen, ist nach türkischer Auslegung ein politischer Schritt, der nicht erlaubt werden kann. Fränkische Ansiedler, zumal, wenn sie in größerer Anzahl kommen und ein Gemeinwesen bilden wollen, würden mit großen Mißtrauen betrachtet werden; die Behörden würden Alles, zwar auf versteckte, schlaue Weise, aufbieten, um den Vorläufern der fremden Macht das Leben sauer zu machen.

Solange die Moslemin die Herren des Gelobten Landes sind, wird jeder noch so wohlgemeinte Versuch zur Colonisation vereitelt werden, und man kann deshalb nicht genug vor dem Eingehen auf die immer wieder auftauchenden Projecte dieser Art warnen. Aber auch wenn einst das Land in besseren Händen sein wird, wozu es früher oder später kommen muß, kann man nur mit großer Vorsicht, ja eher mit begründetem Bedenken, von einer germanischen Einwanderung reden. Daraus, daß Palästina das Gelobte Land geheißen und vom Volke Israel bewohnt worden, folgt noch nicht — obschon zuweilen dieser Schluß gezogen wird — daß es von Deutschen bevölkert werden müsse. Man bedenkt nicht, daß die Juden ihren Ursprung in diesen warmen Zonen genommen haben, und das doch so heiße, für Europäer seit jeher ungünstige Klima Aegyptens, nicht den geringsten nachtheiligen Einfluß auf ihre Vermehrung ausgeübt hat; sie fanden in Palästina ein für sie vortrefflich passendes Klima vor. Die Deutschen sind doch in einem kälteren Himmelsstriche geboren, und können naturgemäß nicht schnell sich acclimatisiren; es gehen Jahre darüber hinweg,

und wenn sie vorüber sind, ist die aus der kühleren Heimat mitgebrachte Kraft, und bei Manchem auch der Muth, verschwunden.

Von den drei deutschen Colonien zu Haifa, Jafa und Jerusalem, ist die zu Haifa die relativ größte und bedeutendste. In Haifa pflegt es auch zumeist zu geschehen, daß die Beduinen sich von Zeit zu Zeit eine Gewaltthätigkeit gegen die Fremden zu Schulden kommen lassen, um den aufgelaufenen Contocorrent von Mißgunst und Haß in ihrer Art abzuschließen. Es ist jüngst ein Jahrzehnt voll geworden, daß der Grundstein zu jener Colonie gelegt wurde. Christlich-romantischer Thatendurst, der zum Theile wohl auch durch die verlockende Aussicht auf ausgiebigen Gewinn angefacht worden sein dürfte, trieb eine Anzahl — meist Würtemberger und Angehörige der sogenannten „Tempelgemeinden" — nach Palästina. Die Colonie von Haifa liegt im Westen der Stadt und wie diese hart am Strande, nur eine kurze Wegstrecke von einer Viertelstunde Länge liegt zwischen beiden Niederlassungen, von denen das ausschließlich moslemisch-arabische Haifa 5000, die Colonie aber nur 300 Seelen zählt. Die Küste Palästinas greift mittelst eines mäßig hohen Gebirgsrückens stark in das Meer hinein, und bildet so ein dominirendes Vorgebirge mit felsigen Abhängen und pflanzengeschmücktem Scheitel. Es ist der Karmel.

Von der deutschen Colonie aus überblickt man ein weites Stück der sandigen Strandebene, welche sich gegen St. Jean d'Acre hinzieht. Dieser schmale Küstensaum war einst phönikisch, und wurden sogar die zunächst wohnenden Judenstämme den Phönikiern dienstbar. In dem Segen, den das I. Buch Mosis dem sterbenden Jacob in den Mund legt, heißt es: „Issaschar, ein knochiger Esel, ruhend zwischen Viehhürden. Und er sieht, daß gut ist der Ruheort und lieblich das Land, und er beuget seine Schulter zum Tragen und thut Frohndienste." Oder wie es in Mosis Segen von den Stämmen Issaschar und Zebulon heißt: „Sie saugen den Reichthum des Meeres und die verborgenen Schätze des Sandes." Die Schätze des Sandes waren das Glas, eine altägyptische Erfindung, die von den Phönikiern ausgebeutet wurde. Der Reichthum des Meeres aber ist die Purpurschnecke. Wenn wir am Gestade des Meeres reiten, stoßen wir an manchen Strecken auf buntfarbige Muschellager und werden selbst die Arten

nach unterscheiden können, aus denen die verschiedenen Purpurfarben gezogen wurden.

Es ist die Janthina, die ein leicht wieder verfliegendes Scharlachroth, und ist die Purpura, die den unverwüstlichen schwarzen Purpur gab. Im Schlund der Thiere war ein weißes Gefäß mit der dunklen Flüssigkeit. Bei den größeren Schnecken wurde es herausgenommen, die kleineren wurden sammt der Schale zerstoßen. In den Felsen weiter nördlich (bei Tyrus) will man die ausgehöhlten glatten Töpfe mit zerstoßener Muschelmasse noch gefunden haben. Aber die ausgenommenen Gefäße oder die ganze Fleischmasse mußte wohl zehn Tage in Salz gelegt, dann bei gelindem Feuer gedämpft und abgeschäumt werden. Durch eingetünchte Wolle prüfte man den Fortschritt der Farbenentwicklung, bis die gewünschten Töne erreicht waren. Jene scharlachfarbene Janthinfarbe wurde mit der Purpurfarbe gemischt, um eine dauerhafte Amethystfarbe herzustellen. Man färbte immer nur die rohe, reine Wolle. Die kostbarste Art, der doppelt gefärbte Purpur, wurde durch Eintauchen in den Saft der Purpurschnecke, und später noch einmal in den der Scharlachschnecke gewonnen. Ein Gewand aus solcher Wolle war vorn fast schwarz anzusehen (daher „schwarzer“ Purpur) und hatte seine rothe Farbengluth nur von der Seite.

Natürlich ist das Verfahren, bei dem ungeheueren Verbrauch von Thieren, wie er für ein kleines Gewicht Wolle nöthig war, ein sehr kostspieliges gewesen, aber eben darum für uns culturhistorisch so bedeutsam. Ein ganzes Volk konnte seine Existenz an und auf den Fang der Purpurschnecke gründen und von seiner Industrie sogar den Namen Phönikier, d. i.: Rothfärber annehmen. Bereits die Decke von Mosis Stiftshütte war phönikischer Purpur, und die Helene Homers spinnt Purpurwolle. Was setzt das Alles schon für gesellschaftliche Entwicklungen voraus!

Gehen wir nun, nach dieser Abschweifung zu unserem Gegenstande zurück. Wir hätten noch einer berühmten Localität im Bereiche von Haifa zu gedenken — des Karmel nämlich. Auch ihn konnte der Kronprinz aus Zeitmangel nicht besuchen. In diesen Schilderungen aber können wir ihn umsoweniger übergehen, weil Alles, was die Reisenden gesehen, wenn auch nicht besucht, eng verknüpft mit

der Orienttour des Kronprinzen ist. Auch von bloß gesehenen Localitäten holte sich der hohe Reisende seine lebhaften Eindrücke. Der Leser dieser Blätter kann es aber beim „Gesehen sein" logischerweise nicht bewenden lassen, da er nichts sehen kann, was ihm nicht beschrieben, geschildert wird.

Durch die Reihen eines Karavanenlagers dringend, uns durch die Gäßchen Haifas windend, uns unter einem Oelbaumwalde verbeugend, im Paßgang über eine Ebene setzend, die das Gebirge vom Meere trennt, erreichen wir den Fuß einer steilen Treppe, die, über einen Kilometer weit aufwärts in den Felsen gehauen ist. Ein in den steinigen Boden gestecktes rohes Kreuz zeigt dem Pilger an, wo es für ihn passend ist, die Füße ruhen zu lassen und den Rosenkranz abzuzählen. Hie und da sagt ihm eine an der Straße stehende Capelle, wann er eine längere Pause machen und einen heiligen Spruch hersagen soll. Der Boden ist den ganzen Weg entlang zerrissen, die Schutzmauer stückweise abgestürzt.

Ein scharfer Peitschenhieb, ein tüchtiger Spornstich bringen uns alsbald an's Klosterthor, wo zwei Mönche und ein Dutzend Hunde uns mit vielem Lärm bewillkommen. Nicht wie die edlere Alpenrasse werden die Karmelhunde abgerichtet, zu bellen und zu kämpfen, Schafe und Ziegen zu bewachen, Menschen, besonders solche in morgenländischer Toilette und bronzefarbenem Gesicht, anzufallen. Kühn wie Löwen und grimmig wie Wölfe, scheinen diese Hunde zu jener wilden Rasse von Esderlon zu gehören, die einst Isebel in Stücken zerrissen hatten. Nur den Mönchen gegenüber, die sie füttern und abrichten, sind sie zahm. Die Köter auf die Seite peitschend, geleitet uns einer der Mönche in ein Refectorium, wo wir mit Dankbarkeit zu Mittag Gemüse und Hühner essen und mit einem Glas süßen Syrups und ein wenig rothen Cypernwein hinabspülen.

Später verfügen wir uns auf die Klosterterrasse. Hier erst verspürt man, wie unverhältnißmäßig kühl es auf dem Karmel ist, im Vergleiche zur glühenden Ebene an seinem Fuße unten. Die Sonne steht tief; Haifa und Acre mit ihren weißen Minarets und Mauern, und das röthlichgelbe Gestade, an welchem sie liegen, sind ganz in die Purpurgluth des Abends getaucht. Von der nahen Capelle schwebt

der Duft des am Altar verknisternden Räucherwerkes und der anschwellende Ton des Abendliedes. Hoch oben auf diesem heiligen Berge scheinen Himmel und Erde einander zur Ruhe zu küssen. Aber sie scheinen es nur. Die starken Thore, die strenge Wache, die grimmigen Hunde flößen dem Fremden andere Gedanken ein.

Das Kloster Elias steht auf einem Vorsprunge des Karmelberges, auf der äußersten wilden Spitze, die über dem Meere hinausragt. Jenseits seiner äußeren Umfassungsmauer und mit dem Rücken, auf dem das Kloster steht, beginnend, erhebt sich weites Gebirgsland. In der Nähe der Capelle ist ein Feld umzäunt und von den Mönchen angebaut; unterhalb der Mauer liegt ein Stückchen Garten; im äußeren Hofe stehen einige Oelbäume, die sich von Früchten biegen, und ein Mönch, der zugleich Koch ist, besorgt einen Imbiß, indem er die Beeren von einem der Bäume schüttelt. Im Klosterhofe steht eine Heerde Ziegen, die für die Nacht hereingetrieben worden sind, damit nicht Nachzügler der herumschweifenden Beduinen sie stehlen. Von dem Innern des Klosters lassen sich diese nämlich durch Thore und Riegel zurückhalten; aber in die offene Ebene einzufallen, daran sind sie schwer zu hindern, und so ist noch heute, wie in den Tagen Gideons, der Nomade ein Räuber und das schwarze Zelt ein Fluch.

Entgegen den meisten Arabern am Sinai und Nil — die sich nur an einen District halten und ihre Brunnen und Weiden eifersüchtig vor eindringenden Heerden bewahren — machen die Stämme, welche die große syrische Wüste bevölkern, eine Art Kreislauf mit den Jahreszeiten. Sie gehen dem Gras und den Kräutern nach, je nachdem sie wachsen und welken, ziehen dahin mit ihren Zelten und Harems, ihren Sclaven und Kameelen, und treiben ihre Heerden vor sich her, Märkte für Käse und Fleisch und kostenfreie Weiden suchend. Haben sie das Thal rein abgeweidet, wie etwa Wanderheuschrecken, und die Brunnen bis auf die letzten Tropfen ausgesoffen, so ziehen sie weiter und thun vom Neuen, was sie vorher gethan. Sie kommen und gehen wie Heuschrecken. Obstpflanzungen, Gärten, Wiesen, Trieften und Weinberge — jeden grünen Fleck suchen diese Horden heim. In zwei bis drei Tagen ist das ganze Vermögen eines Bauern verschlungen. Jedes Jahr locken die Ernten von Saron, Schefelah und Esdrelon diese



Hirte aus Nazareth.

Plünderer über den Jordan herüber, und von Jahr zu Jahr läßt der Landbauer das bedrohte Eigenthum mehr und mehr verwahrlosen, bis schließlich aus der üppigen Ebene eine Wüste wird. Von mehr als der Hälfte der fruchtbaren Ebene Esdrelon, dem Garten Palästinas, sind durch diese Beduinen-Einfälle die Bauern vertrieben worden. Die Pforte ist machtlos und wenn sie sich auch mit dieser Frage beschäftigt, so wäre gleichwohl zu bedenken, daß sie Gideons Schwert und Ibrahims Energie — überlebt hat.

Auch an das Karmel-Kloster knüpfen sich meist nur traurige Erinnerungen. Die dermalige, stattliche, im italienischen Style erbaute Kirche hat nichts mit den auf derselben Stelle gestandenen und zu wiederholtenmalen zerstörten Klosterbauten zu schaffen. Der heutige Neubau ist noch sehr jungen Datums. Bei Ausbruch des griechischen Aufstandes 1821 hatte Abdallah Pascha die neben dem Kloster von griechischen Christen erbaute Kirche zerstört und hiebei seine ersprießliche Thätigkeit auch auf das Karmeliterkloster ausgedehnt, so daß die geheiligte Scheitelhöhe des Karmel, auf der der heilige Elias durch geraume Zeit hindurch sich aufgehalten haben soll, all' seines Mirakelschmuckes mit einem Schlage beraubt war. Giovanni Battista di Frascati, ein glaubenseifriger Karmelit, brachte auf dem üblichen Wege frommer Sammlungen das nöthige Geld zusammen, um an die Wiedererbauung des Klosters schreiten zu können. Es ist heute ein Vorposten abendländischer Cultur und seine freundlichen Wohnräume stehen immer gastfreundlich fremden Besuchern, ob Pilger oder Nichtpilger, offen.

Der frühere, durch Abdallah Pascha zerstörte Bau, war insoferne ein historisch merkwürdiges Object, als es während der Belagerung des nur fünf Stunden weiter nördlich liegenden St. Jean d'Acre durch Bonaparte im Jahre 1799 als Militär-Lazareth diente. Wem die Barbarei jenes Abdallah kein genügender Beweis ist, daß am heiligen Karmel Märtyrerblut haftet, der mag zur Kenntniß nehmen, daß die Türken nach Abzug der Franzosen das Karmeliterkloster stürmten und sämmtliche Verwundeten grausam niedermetzelten. Andere, von fanatischen Moslemin an den Karmelitern verübte Mordthaten fallen in die Jahre 1291, 1635 und 1755. Sogar der Halbmond blinkte für kurze Zeit auf der Kuppel des Klosters und die Recht-

gläubigen nahmen nicht Anstand, in diesem Gjaurentempel zu Allah zu beten, da auch ihnen dieser Boden durch die Elias-Legende geheiligt war und noch immer ist. Dieser Zwischenfall ereignete sich in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts.

Von der Klosterterrasse des Karmel (d. i. „Baumgarten") genießt man einen zaubervollen Rundblick. Die auf drei Seiten das weit ausgreifende Vorgebirge umfluthende See leuchtet mild im Sonnenbrande, der sich intensiv auf die sandige Strandebene legt. Längs dieser Strandebene mit ihren zahlreichen Dünenhügeln geht's nach St. Jean d'Acre (oder Akka), das man von der Karmelhöhe in blasse Schleier gehüllt, erblickt. Am Abhange des Berges gegen Norden schatten Olivenkronen und zwischen ihnen senkt sich der steinige Weg zu der deutschen Niederlassung herab. Es gibt keinen größeren Contrast als diese gelbgetünchten, ganz im abendländischen Geschmack aufgeführten und mit peinlicher Sorgfalt conservirten Häuschen gegenüber den düsteren Wohnstätten der Stadt Haifa. Und alle Häuser liegen im Gartengrün, während die Stadt einen gefängnißartigen Eindruck macht. Die zartbefiederten Palmengipfel und lichtgrünen Orangenkronen, die über die Rhede herübergrüßen, gehören nicht zu der Stadt, sondern zu den unterhalb derselben, eine halbe Stunde entfernt liegenden Gärten, der einzigen Oase an der Dünenwüste zwischen Haifa und Akka. An ihr findet man, wie bereits früher erwähnt, noch immer die Muschelart, mit deren Saft die Phönikier ihren Purpur erzeugten. Diese Fundstätten sind die Uferpartien längs des Flüßchens Kaaman; nur 1000 Meter nördlicher liegt der Hügel, auf welchem Bonaparte sein schweres Geschütz postirt hatte, um Akka zu bezwingen. Es gelang ihm dies bekanntlich nicht; der Lorbeer, der vor Jahrhunderten Balduin I. und später Richard Löwenherz, und 33 Jahre nach der französischen Invasion der grimmige Ibrahim Pascha von Aegypten, brach (dieser hatte 40.000 Bomben in die Festung geschleudert 1832), blieb dem corsischen Welteroberer versagt.

Wir sind mit unseren Schilderungen der Reise des Kronprinzen durch Palästina zu Ende. Die Fülle des Geschehenen und Beschriebenen nöthigt uns an dieser Stelle Zurückhaltung auf, denn jede neue Reflexion, würde tausend neue Bilder und Gestalten beleben und die farbige

Fluth dorthin zurückbranden machen, von wo hier ausgegangen. Darum schließen wir knapp und kurz, und zwar mit den Worten des hohen Reisenden selbst, der nach der Einschiffung an Bord des „Miramar" in sein Tagebuch schrieb: „Die letzten Kameelheerden, die schönen Männergestalten in ihren Burnussen, die orientalischen Häuser und Friedhöfe, das ganze so eigenthümlich anziehende Getriebe des morgenländischen Lebens, an das wir uns gewöhnt und lieb gewonnen hatten, wird noch einmal mit Gier betrachtet; Jeder will es durch den letzten Blick ins Gedächtniß eingraben, damit später in kalten, grauen Wintertagen, wenn die Nordstürme den armen Europäer martern und peinigen, jene Bilder wie im Traum am geistigen Auge vorüberziehen, und man sich versetzt denkt in die Wiege des Menschengeschlechtes, dorthin, wo das Paradies stand, den heiligen, goldenen, farbenprächtigen Orient." ....



Die Ruinen in Nazareth.

XIV.

Seereise von Haifa nach Korfu.

Das Wetter ließ sich schlecht an. Der April ist neben dem November der ungünstigste Monat für Seefahrten in der Levante. Der sonst so herrliche blaue Himmel, der die Wogen des Mittelmeeres überspannt, war in graue Schleier gehüllt und die Oberfläche der See bei Beginn der Heimreise in mäßiger Bewegung. Und wie wohlthuend wäre es gewesen, wenn auf die anstrengende Tour in Palästina einige Tage der Ruhe, des beschaulichen Lebens, des ungetrübten Genusses von Himmel und Meer und balsamischer Seeluft gefolgt wären. So aber gestaltete sich die Fahrt zu einer fast langweiligen und selbst mit der sprichwörtlichen Lebensfreude des hohen Reisenden hatte es ein Ende. Er verbrachte halbe Tage in seinem luxuriösen Schiffsheim, schloß die Tagebücher, richtete lange Briefe an seine erlauchten Eltern und an jenes zarte, anmuthige Wesen, das im Königsschlosse zu Brüssel des Fernen mit Sehnen harrte.

Auch unter den Reisebegleitern des Kronprinzen war ein gewisser Uebergenuß fühlbar. Sie benützten die Tage der Ueberfahrt um das Erlebte und Gesehene nochmals im Geiste vorüberziehen zu lassen, oder es durch Lectüre zu ergänzen, durch persönlichen Gedankenaustausch zu beleben oder zu vertiefen. Manche seltsame Geschichte kam hiebei zur Sprache und uns selber klingt eine solche in der Erinnerung nach, die wir bereits auf dem Boden Palästinas vernommen und die seltsam romantisch ist. Da sich bisher kein genügender Anlaß bot, dieselbe zu erzählen, benützen wir die einförmige Seereise um den Leser damit zu zerstreuen.

Wir befinden uns in der syrischen Landstadt Homs. Ein braungelber Haufe schmutziger Lehmhäuser drängt sich auf einem Flecke mageren Culturbodens zusammen, von baufälligem Gemäuer umzogen. Im Osten und Südosten ziehen sich niedere Hügel hin, baumlos dahinter liegt die Steppe, eine gelblich schimmernde Fläche, endlos öde, wie das Meer, und Fieberdünste brüten darüber. Nur im Süden wuchert ein stattlicher Vegetationsschmuck, denn dort breiten sich am trüben Wasserbande des Assy, des antiken Orantes, die „Yailaks" der vornehmen arabischen Kaufmannswelt, der türkischen Würdenträger und einzelnen europäischen Familien aus, eine gartenprächtige Oase.

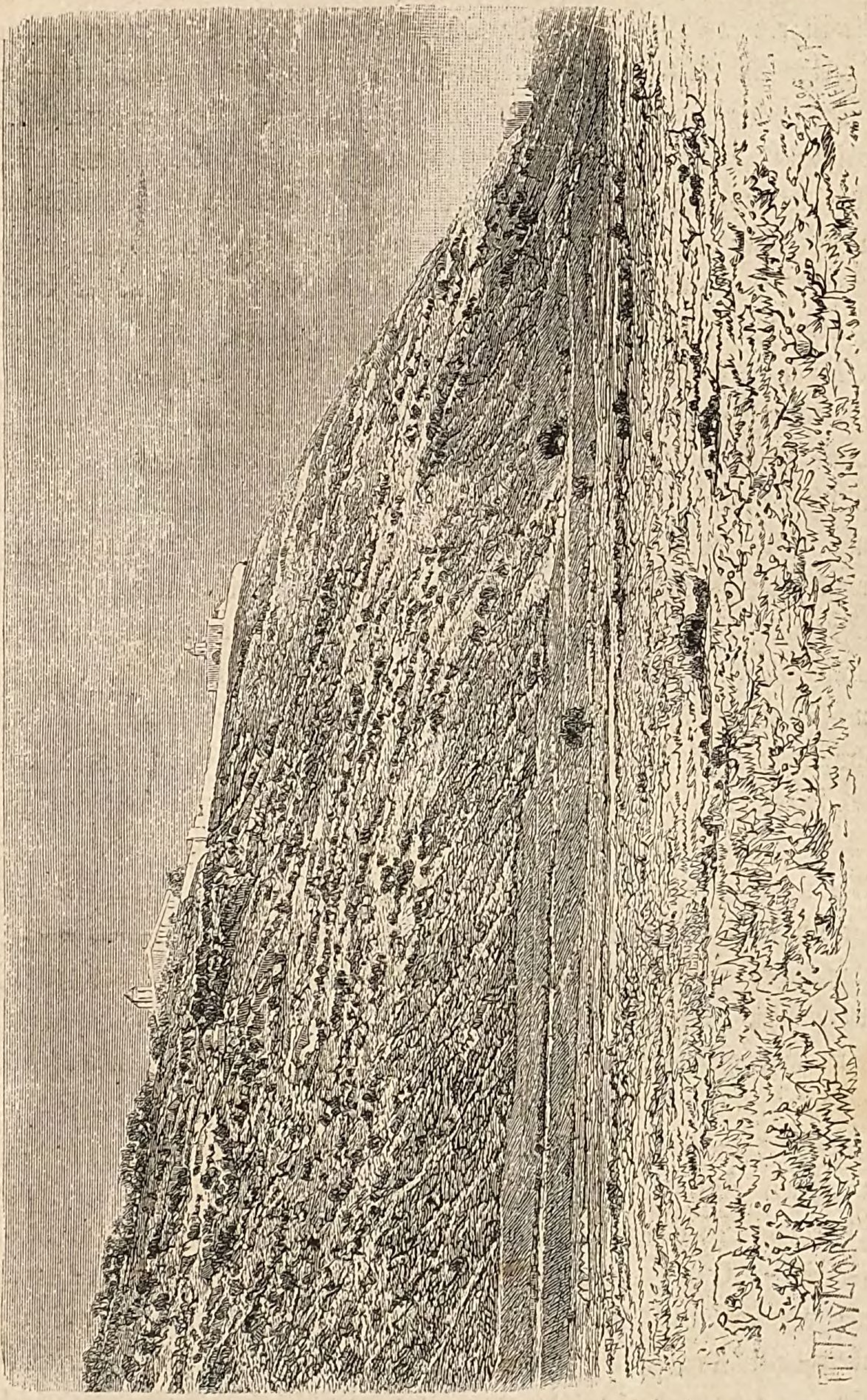
Wenn über Homs und dessen uralten phöniciſchen Burghügel die Dunst- und Staubwolken des Chamsin von den euphratensischen Wüstenlandschaften her peitschen, ziehen die Wohlhabenden durch das „Geisterthor" nach den Mimosen-Inseln am meergrünen Atini-See. Vor einigen Jahren gab es in Homs nur eine Fremde, die den Geschmack der einheimischen und ausländischen Landbummler nicht theilte. Es war die (erst kürzlich, Ende September 1880 verstorbene) Lady Digby, eine englische Abenteuerin, welche nach einer nahezu lebenslänglichen romantischen Irrfahrt ihre letzten Lebenstage in diesem wenig reizenden Winkel des Orients — angenehm beschloß. Ein guter Freund, mit dem sie vor etwelchen Jahren die syrisch-mesapotanischen Stromländer durchstreift hatte, verabsänmte nicht, diesem räthselhaften Wesen seinen Besuch abzustatten. Sie war damals eine bereits hochbetagte Dame, die in wenig anmuthender Idylität, grauhaarig und bis zur Carricatur ausgedörrt, sich noch immer den Freuden der Liebe hingab.

Lady Digby spielte ihrerzeit eine Rolle im Londoner High-life. Ein Fehltritt brachte sie von der Seite ihres Gatten, worauf sie zum Wanderstab griff, um in fremden Städten und Ländern das Leben in jener Weise zu genießen, als es ihre Revenuen nur immer zuließen. Da warf sie der Zufall an den syrischen Strand, und in dem düsteren Homs schlug die nie zu stillende Flamme der Leidenschaft in ihrem Herzen noch einmal auf, und zwar für — Sulejman Iben Medjuel. Wer war dieser Begnadete? Wars ein drusischer Troubadour, der von den Basaltgipfeln des Hauran herabgestiegen war, um die Liebeslieder Amais', d. i. „Nachtigall Arabiens", der fremden Circe vorzugirren?

Oder hatte der Lichtstrahl der Peri das Herz eines jungen Scheichs der kriegerischen Mutawileh's getroffen? Keines von Beiden; der Sohn Medjuels war ein gewöhnlicher Beduinen-Scheich, der gerne in fremde Taschen griff, und es allezeit für selbstverständlich fand, englische Touristen, die nach der Märchenstätte Palmyras wanderten, um Hunderte von Pfunden „leichter" zu machen. So bleibt dieses jahrelange Verhältniß zwischen einer hochgebildeten abendländischen Dame und einem rohen syrischen Nomaden ein psychologisches Räthsel, das zu ergründen nicht unsere Sache ist.

Die Fremde, welche neben der Reiterkaserne Ibrahim Paschas, des Eroberers Syriens, ein schmuckloses Landhäuschen im Norden der Stadt bewohnte, hat für uns nur ein indirectes Interesse. Wer etwa nach Sonnenuntergang an den Jasminhecken des Gartens, in welchem Ladys Haus stand, vorübergeschlichen wäre, der würde damals einer Erscheinung begegnet sein, welche seine Phantasie gewiß mehr gefangen genommen hätte, als die alternde Abenteuerin. Das war ein verkörperter Traum, eine jener Märchenblüthen, die ein fremdartiger Zauber umwebt. Wenn das Flockengold die Dämmerung in die Blumenkelche warf, tauchte die Gestalt eines Mädchens aus dem tropischen Geranke. So wandeln die Fabelwesen der semenitischen Märchenerzähler durch die Fluren der Sterblichen! Der Sand knistert nicht unter ihrem Tritte und aus den Zügen leuchtet jene Himmelsmilde, die nichts weiß von der Tücke der Welt und irdischem Jammer. Und so war auch Ethel, das arabische Mädchen, das unter den Fittigen der fremden Ziehmutter, unter Blumen und Sternenlächeln langsam zur Jungfrau heranwuchs, wie die Purpurfrucht des Granatbaumes unter den Flammenküssen der Sonne.

Wir eilen um Monate diesem Stillleben voraus und befinden uns wieder an den Jasminhecken des Digby'schen Gartens. Vom Minaretkranze der nahen Hadjar-Moschee hat der Muezzin die Gläubigen zur „Fatha" gerufen. „O Gläubige, Gebet ist besser, denn Schlaf!" Und stille wirds in der Araberstadt. Auf den Höhen des Libanon, die weit im Südwesten verdämmern, liegt ein blaßrother Streif, und die Goldschäfchen gegen Untergang verfließen wie die Spiegelbilder der Steppe. Jetzt regt sich's im Zuckerrohre, ein Nach-



Berg Carmel.

tigall-Triller zittert durchs Mimosengebüsch und eine Taubenschaar fällt in eine weithin schattende Oleanderkrone ein. Im Pfeffergebüsch knisterts, ein Silberstreif flimmert zwischen den rothen Blüthen — es ist Ethel, die hervorhuscht und mit angehaltenem Athem lauscht. Diese Vorsicht ist wohl sehr am Platze, denn im nächsten Augenblicke taucht aus einer natürlichen Nische der nebenan emporwuchernden Blätterwand ein schwarzer Krauskopf, der in diesem Asyle kaum etwas zu suchen haben dürfte, es wäre denn die verbotenen Früchte heimlicher Liebe, die über dieses junge Paar wie ein hereinbrechender Tag ihren Duftschleier breitet.

Der Unbekannte kann uns indeß so gleichgiltig nicht sein. Das braune Kind mit den dunklen Fieberaugen und den lang herabfließenden blauschwarzen Haaren scheint seine Einsamkeit sich ziemlich erträglich gemacht zu haben. Schon ein Jahr vorher war von Tripoli her eine „fränkische" Familie nach den Ufern von Assy übersiedelt, wie es hieß, ein reicher italienischer Kaufherr mit seinem Weibe und seinem einzigen Sohne Paolo. Es mochten die Homser Seidengewebe gewesen sein, welche den Fremden anlockten, und da die arabischen Weber für gute Waare nicht minder gutes Gold einstreichen, lag kein triftiger Grund vor, nach irgend einer Richtung gegen den neuen Ansiedler sich mißgünstig zu zeigen. Viel schwerer fand sich Paolo in seine neue Lage. Seinem Alter nach war er gewiß zu allen Freuden des Lebens berechtigt; was aber konnte ihm die eintönige Araberstadt mit ihren Tausenden von Lehmhütten bieten — das Proletariat der „Söhne Ismaels", die bettelhaften, schmutzigen Beduinen, welche in der heißen Jahreszeit gerne am „Strome" lagerten und gleich Heuschreckenschwärme die Gärten und Triften am Assy abweideten? Der Orient hatte für ihn jenen Zauber nicht mehr, den unsere Phantasie in der Regel aus unwahren, mit allen Illusionen überpinselten Schilderungen saugt. Selbst vor den uralten Quaderbauten des Stadthügels, die weit in die phönicischen Epochen hinaufreichen, blieb er kalt. Es sind Fragmente einer verschollenen Cultur — Gräbersteine! Die rothen Säulenstümpfe haben dritthalb Jahrtausende überdauert und man sollte glauben, hiebei ließe sich denn doch etwas denken; aber die Phantasie versagt gar leicht und die Nebelbilder der Vergangenheit zerflossen wie Seifenblasen.

So war Paolo geraume Zeit umhergeirrt, bis er die Entdeckung machte, daß Lady Digby einen Schatz berge, den zu heben eines herzhaften Mannes wohl würdig sei. Er ging vor Allem von der Annahme aus, daß dieses Mädchen, das ihn mit dämonischer Gewalt anzog, Christin sein müsse, umsomehr, als er es noch nie verschleiert gesehen hatte, wie es Sitte und Gesetz für die Moslemiterinnen vorschreiben. Ob Ethel in der That Christin war, wird sich wohl in unserer Mittheilung noch herausstellen, für den Moment genügt zu wissen, daß die Neigung der jungen Leute zu einander sich mehr und mehr vertieft und schließlich jenen leidenschaftlichen Ausdruck erhielt, wo zwei Herzen tausend Göttern trotzen und der Athemzug des Egoismus alle Vernunftgründe wie lose Spreu hinwegbläst.

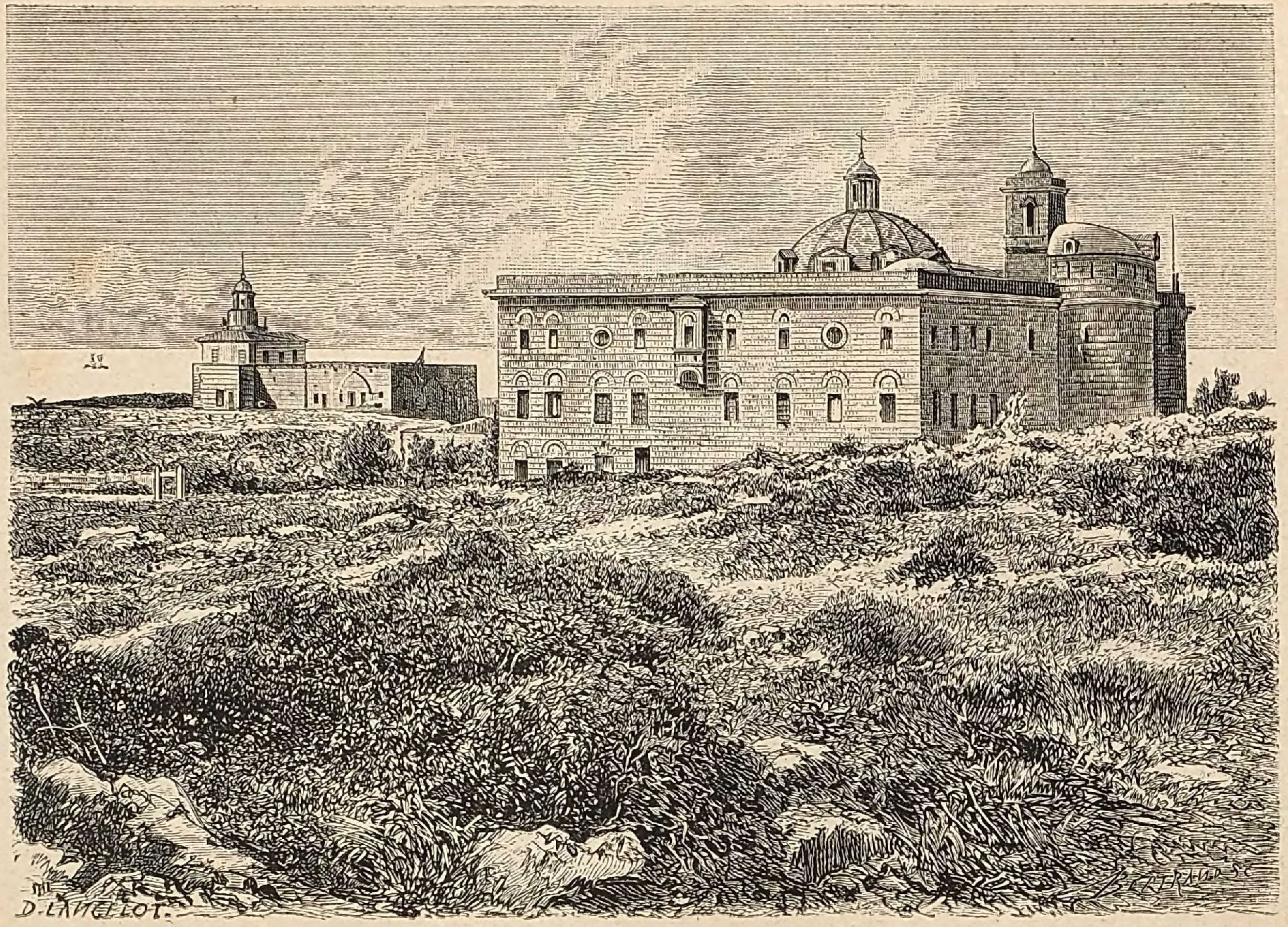
Eines Abends war es, als Paolo den Canälen entlang gegen Ethels Asyl schritt. Die Luft war thauwarm und im Mondlichte triefen die Laubkronen wie von Diamantfunken. Der Burghügel warf einen scharfumränderten Schatten über die Orangengärten und hin und wieder tauchte ein riesiges, stillstehendes Schöpfrad mit leeren Strohbütteln aus den Zucker-Plantagen. Jetzt war Paolo ans Nordende der Stadtumwallung gelangt. Der Gartenzaun dunkelte herüber und das gelbe Straßenband lag in violettem Halbdunkel. Einen Augenblick hielt er den Athem an; er tauchte seine Augen in die Tiefe des Bosquets, um das Zeichen des Stelldicheins zu vernehmen. Bald schlugen vier, fünf Noten eines arabischen Gesanges an: „El jasmun jushir, ja bint!“ (Es blüht der Jasmin, o Maid!) — Es war Ethel.

So schien des Glücks kein Ende. Eines Tages aber kam Paolo zu seinem geliebten Kinde und sprach ihm gegenüber einen recht sonderbaren Wunsch aus. Unter allen Sitten, Gebräuchen, religiösen und nationalen Kundgebungen, hatte ihn bisher nichts so sehr gefangen genommen, als die Erzählungen über die seltsame Secte der sogenannten „Lichtauslöscher“, welche in den verborgensten Schlupfwinkeln des Libanon einem Cult obliegen, der wohl Alles überbietet, was religiöse Ausschreitung bisher zu leisten in der Lage waren. Und in der That, wir finden Paolos Neugier vollkommen gerechtfertigt. Man sollte glauben, daß die stramme Disciplin im Islam das Gedeihen jedweden Irrglaubens absolut ausschließe. Indeß blühte das Sectirer-

wesen nirgends so üppig, wie im mohammedanischen Orient. In Syrien, und speciell zunächst des Schauplatzes unserer Erzählung, sind es zwei Glaubensgemeinschaften, deren religiöser Vorstellungskreis ein mystisches Gemenge vom alten Heidenthume und moslimischen Satzungen ist. Ein dogmatisches Gerüste von dieser Lehre ist bisher noch nicht zu Stande gebracht worden. Die beiden Secten sind jene der Nazarier und der Ismaelier. Sie haben Gebete, denn sie verehren Ali, den reinsten Kalifen. Sie sagen: „Ich erkläre es, ich verehre Ali, Abu Taleb's Sohn." Sie sehen Mohammed el Hamad als Propheten an, machen aber die confusesten Aussagen (offenbar absichtlich) über ihre Dogmen, indem sie bald von der Trinität, bald von der Einheit schwätzen. Bald sind ihrer Fünf, dann wieder Drei, diese Drei sind Zwei, Fünf und Eins — in der That, ein wahres Hexen-Einmaleins! Die Mekka-Wallfahrten erscheinen den Nazariern als wahrer Gräuel, ebenso die Fastengebote, und sie geben sich in Consequenz dessen umso zwangloser dem Genusse des Weines hin.

Was aber Allem die Krone aufsetzt, das sind die groben sinnlichen Mysterien, welche sie in ihren Grottenschlupfwinkeln feiern. Auch zu Paolos Ohren waren die Schilderungen von derlei Orgien, bei denen sich's lebt, wie in Paradiesesfreuden, gedrungen. Seine Sinne waren erhitzt, und tagelang irrte er umher, von brennender Neugier gefoltert. Zwar Ethel warnte ihn vor einem Unternehmen, da einem Späher die größte Gefahr drohe. Das war und ist bekannte Sache im Lande. Auch sei es unmöglich, der strengen Controle halber, welche die „Eingeweihten" unter sich üben, etwas zu erfahren; jeder Unberufene werde im Betretungsfalle sofort erdolcht. Bei dem heftigen Triebe zum dämonischen, zum gefahrreichen Erringen, hatte Paolo in letzter Zeit sogar Ethel vernachlässigt und in Homs gab's keine semitische Elixirmischerin mehr, die er nicht um Rath gefragt hätte.

Spät in der Nacht wars, zur Zeit der winterlichen Sonnenwende, als Paolo in den Melonen-Gärten vom Assy-Ufer auf einen Wanderer stieß. Er trug die Tracht der Anezeh-Beduinen: braun-weiß gestreiften Mantel und die zweifärbigen Keffieh, das Kopftuch. Seine Gestalt hatte etwas Knabenhaftes und der elastische zarte Körper schien für die grobe Arbeit so gar nicht geschaffen.



Kloster Carmel.

„Bist Du der Sohn des Fremden vom Dattelhause am Atini-See?“ begann der Beduine.

„Der bin ich,“ antwortete Paolo, einen Schritt zurücktretend.

„Nun, so werde Dein heißer Wunsch erfüllt. Wenn es zum fünftenmale Nacht wird, erscheine vor dem alten Schlosse El Hössin in der Rumaid-Schlucht. Ich werde Dich erkennen, wenn Du rufst: Die weiße Hand sendet mich zu El Hamids Fest, welcher der Prophet Alis, unseres Gottes ist.“

Hierauf verschwand der Beduine querfeldein.

In Paolo's Ohr klang die weiche, unerklärlich bestrickende Stimme des Fremden noch lange nach; es war ihm, als hätte ein Phantom, ein Genius zu ihm gesprochen.

Paolo hatte gegenüber Ethel seine Expedition verheimlicht und noch denselben Tag verließ er seines Vaters Haus, denn bis zum alten „Kurdenschlosse“, wie man den Kalaat-el-Hössin auch noch nennt, bedarf's zwei Tage scharfen Rittes. Er hatte die Tracht der Nasarier angelegt, und da er des Arabischen vollkommen mächtig war, fühlte er sich hinter der Vermummung vollkommen sicher. Zwei Tage noch blieb er in dem einsamen Mutawileh-Dorf Dschisser-el-Assuad, wo der wilde Bergstrom Nahr-el-Kebir in einem wilden Felsdefilé braust, am fünften aber schwang er sich in den Sattel, um die Burg zu erklimmen. Auf dunkler Basaltstirne dräut ein uraltes Gemäuer empor. Thurmkronen zacken sich silhouettenscharf aus und vom großen Spitzbogenportal bis zur Façadenzinne wuchert eine einzige Epheuwand. Die Basaltkegel ringsum gleichen versteinerten Dämonen und durch die finstere Schlucht blitzt der Silbergipfel des Ruwaid. Paolo klettert mühsam den Pfad empor. Die Einsamkeit macht ihn erbeben. Hin und wieder kreischt ein Raubvogel auf baumlosen Felszacken, oder ein abstürzender Felsblock läßt die Echos durch die Schlünde donnern. Schon ist es Abend, die Bergesschatten werden länger. Jetzt pocht er klopfenden Herzens ans Thor und ruft, wie es ihm der Beduine geheißen: „Die weiße Hand sendet mich zu El Hamids Fest, welcher der Prophet Ali's, unseres Gottes ist.“

Da knarrt die Angel, blutrothes Fackellicht fällt grell auf Paolos blasses Gesicht, noch ein Bewillkommenszeichen und das eiserne Thor

fällt wieder ins Schloß. Düsterer Tempelraum ringsum. Braunes Gemäuer verliert sich nach oben, während auf den nassen Musiven des Bodens die Fackelabfälle aufzischen. Der Pförtner schreitet mit Paolo durch die Tiefe des Raumes bis zur Stelle, wo eine Treppe abtaucht. Er schreitet beklommen hinab, allein; der Pförtner verbleibt auf der Treppenhöhe. Feucht weht's herauf. An Paolos Ohr dringt's jetzt wie dumpfer Stimmen-Chor; er wendet sich links, wo sich eine Purpurdraperie mit schwerer Goldzier bläht. Es ist der Eingang zum „Tempel der Eingeweihten" — ein Schritt noch und Paolo ist unter der frommen Gemeinde.

Es ist ein dämmeriger von fahlem Ampellichte durchflimmerter Raum. Durchs Zwielicht leuchten die Purpurschnüre der Spitzlampen, die um einem Altar irrlichten. Auf diesem aber kauert ein schönes, vollkommen entblößtes Weib idolanstarr und die gläubige Gemeinde kniet ringsum. Die Ceremonie ist seltsam. Einer nach dem Andern passirt diesen fleischlichen Abgott, indem sie den entblößten Körper küssen. Unterdessen füllt sich der Raum mit verschleierten Frauen und Mädchen, das Gedränge wird immer wilder und ungestümer; endlich erlöschen wie auf Zauberwort alle Ampeln und nächtliches Dunkel umfaßt die „Gläubigen."

Als Paolos Gesicht von heißen Küssen erglühte, entrang er sich einen Augenblick den Lippen seiner Schönen und drückte ihren Kopf an sein Herz.

„Nenne mir Deinen süßen Namen, holdes Weib," rief er fieberglühend.

„Nein!" hauchte sie.

„Ich will's, ich bete Dich an, nenne Dich mir!"

„Muß es sein?" frug sie schmeichelnd weiter.

„O, Du fragest! Ich soll Dich lieben und Dich nicht kennen!" wendete Paolo bitter ein.

„Nun, Du kennst mich ja ohnedies — der Beduine vom Melonengarten."

Paolo taumelte in der Finsterniß empor, aber der weibliche Dämon hielt ihn krampfhaft fest.

„Wer bist Du, Räthsel?" keuchte der Italiener.

„Ethel — — —“

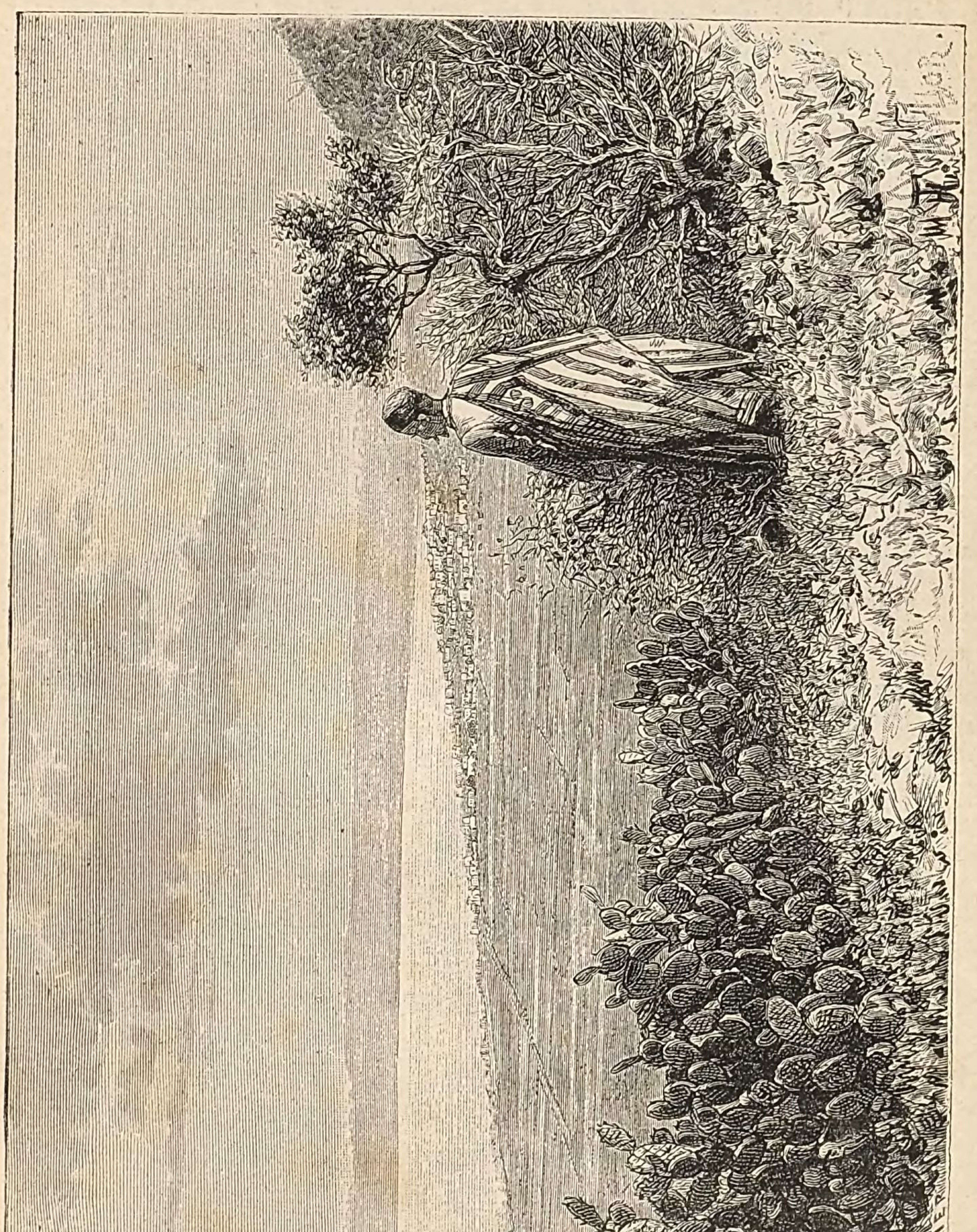
In diesem Augenblicke tauchte der Stahl in sein pochendes Herz.

Ethel war Nazarierin. Sie hat das Geheimniß ihres Glaubens bewahrt und den unberufenen Mitwisser im Freudenrausche — gemordet. Paolo hatte vorher ihre Gunst nie genossen. Das religiöse Rachegefühl ging indessen so weit, daß Ethel einigen der „Eingeweihten“ den stattgehabten Verrath kundgab, wohlweislich ohne den Urheber zu nennen. Die Folge davon war, daß am Christtage, dem heiligsten Tage der „Nazarener,“ zwei der Eingeweihten Paolos Eltern ermordeten.

* *
*

Es war am 14. April, zeitlich Morgens, als die Reisenden wieder Land in Sicht bekamen. Es waren die östlichen Gestade von Kreta, der Insel des Minos, der Schauplatz uralter Sagen. Es war der Wunsch des hohen Reisenden, daß die „Miramar“ den Cours möglichst nahe der Küste halte. So blieb sie den ganzen Tag hindurch in Sicht und wenn sie auch nicht besucht wurde, so bot doch ihr Anblick an sich, sowie die Informationen, welche sich die Reisenden bei den Bordofficieren und in ihrer Reisebibliothek holten, mancherlei Interesse. Ueberdies gibt es keine einzige Dampferlinie, die den Cours hart im Angesichte von Kreta, und zwar der ungemein ausgedehnten Nord- oder Südküste entlang nehme. Die Alexandriner-Dampfer des Lloyd passiren die Insel in ziemlicher Entfernung im Westen, so daß die Passagiere nur die wilde Alpenmasse der Sphakia zu Gesicht bekommen. Die ägyptischen Dampfer wieder steuern auf ihrer Fahrt vom Piräus nach Alexandrien am östlichen Endpunkte der Insel vorüber. Angelaufen wird hier überhaupt nur von den Lloyddampfern und zwar von denjenigen der Linie Piräus-Cania. Dieser Punkt, sowie die beiden anderen größeren Städte, Retimo und Kandia liegen leider allesammt an der Nordküste, so daß die Reisenden nur die öden, aber ungemein großartigen Gebirgswälle der Südküste zu Gesicht bekamen.

Um ein Bild von der Insel zu bekommen, müssen wir gleichwohl im Geiste vorerst im Norden ankehren. Weil der Hafen Kandia's, des heutigen Hauptortes, für größere Schiffe zu seicht und so schlecht ist, daß die kleineren beim ersten Sturmstoß am Castell selbst zerschellen



Haifa.

können, legt man gewöhnlich in eine Bucht der Insel Dia an, die der Hauptstadt auf ziemliche Entfernung gegenüber liegt. Dia ist auch der ältere, wohl von hier bezogene Name der Insel Naxos, wo die von hier aus mit Theseus fliehende Ariadne vom Pfeil der Artemis ereilt wurde. Die hiesige Insel nimmt nur im Winter, wo sie grün wird, einige Hirten und Heerden auf. Wir wandern im Geiste nach dem Hafen hin, der sich zwischen gewaltigen venetianischen Festungswerken öffnet. In ihrer Vertheidigung gegen die schließlich siegreichen Türken haben die Venetianer einst 30.000 Soldaten und viel eigenes edles Blut verbraucht. Seit damals ist Alles im Verfall. Gelegentlich unseres „idealen" Besuches haben wir zum Glücke nicht nöthig, vom türkischen Pascha und dem unwissenden griechischen Erzbischofe uns empfangen zu lassen. Das Innere der Stadt, die reich an Palmen ist, macht einen freundlichen Eindruck. Venetianische Palastruinen mit dem Markuslöwen sind noch übrig und eine Brunnenfaçade im Renaissancegeschmack steht am Hauptmarkt neben einem Brunnengebäude im türkischen Kioskstyle. Griechische Frauen gehen nicht minder dicht verschleiert als die türkischen. Fast die ganze Bevölkerung, obwohl vorwiegend mohammedanisch, ist griechischer Abkunft, hat es aber bei Unterdrückung der verschiedenen Aufstandsversuche an Härte und Grausamkeit gegen die christlichen Stammgenossen nicht fehlen lassen. Das Land wurde bei solcher Gelegenheit furchtbar verwüstet.

Kandia, oder was einst an der Stelle stand, kann nur ein Hafenplatz der altberühmten Stadt Knosos gewesen sein, doch sind dort, wo diese stand, nur unansehnliche Trümmer eines — römischen Ziegelbaues übrig. Hier befand sich auch das berühmte kretische Labyrinth, ein Werk jenes Dädalus, der überall das Unglück hatte, wegen Todtschlag und anderer Verbrechen flüchten zu müssen. Daß das kretische Labyrinth nach dem Muster des ägyptischen erbaut war, ist erwiesen. Wie aber hat dieses ausgesehen? Wir haben seinerzeit, wie sich der Leser erinnern wird, die Trümmer im Nilthale, an denen die Sage vom Labyrinth hängt, besucht, damals aber verabsäumt, über den Bau selber, der als solcher nichts weniger denn sagenhaft ist, Mittheilung zu machen. Wir tragen also das Versäumte nach. Das ägyptische Labyrinth war ein Palast. Das Wesentliche war ein hallengesäumter

Hof, in dessen Hallen die Gemächer, aber ohne Verbindung untereinander, sich öffneten. Daß man den Begriff der Verirrung mit dem Labyrinth verbindet, kommt von seiner großen Zahl von Zimmern, die als breites Band den großen Außenhof jener zwölf ägyptischen Paläste, oder aneinander geschlossenen Palasthöfe von drei Seiten umgab. Ob bei dem bedeutend kleineren kretischen Labyrinth ein solcher Außenwall von verschiedenartig ineinander hängenden dunklen Zimmern vorhanden war, wissen wir freilich nicht. Wenn man den Bau dem Minotaurus als Wohnung anweist, so würde das die Mitaufnahme eines Tempels bedingen.

Gegen Mittag befindet sich die „Miramar" so ziemlich genau vor der Längemitte der langgestreckten Insel. Der Berg Ida, von einem Kranz anstrebender Gipfel umgeben, aber frei und abgesondert von den Nachbargebirgen, tritt großartig heraus. Weiterhin entrollt sich die lange Gipfelreihe der „weißen Berge", die, fast ebenso hoch, als der Ida, den Rückgrat der westlichen Inselhälfte bilden. Unter ihnen haust das stets schlagfertige Volk der Sphakioten, die durch das Gesetz der Blutrache in ewiger Spannung und Kriegsübung unter sich selbst, auch ihre Freiheit gegen die Herren der Küste zu bewahren wußten, früher mit Pfeil und Bogen, jetzt mit der langen Flinte. Sie sind die Nachkommen der Kureten und sie tanzen noch immer die Pyrrhiche, den uralten Kriegstanz ihrer Vorfahren. Durch das Geräusch dieses Tanzes sollen einst die Kreter das Geschrei des Zeuskindes übertönt und ihn so vor seinem Vater Kronos gerettet haben. In den letzten Aufständen haben die Sphakioten hart gelitten durch die Türken, und wurden schon früher durch die Venetianer wie wilde Thiere verfolgt. Die Regierung der Republik erließ einst ein Decret, daß derjenige Gnade haben solle, der das Haupt eines Vaters, Bruders, Sohnes ꝛc. mitbringe. In der That kamen biedere Bergbewohner und lieferten unter hellen Thränen die betreffenden Häupter ab! Hauptstadt dieses westlichen Theiles ist Kanea, an offener Bucht der Nordküste gelegen, mit venezianischen Galeerendockes und Kirchen, die in Moscheen verwandelt sind. Einst lag an der Stelle Kydonia, woher der Quittenbaum seinen griechischen Namen hat, die Stadt der Kydonen, eines nicht näher bekannten, vermuthlich kretischen Urstammes.

Je länger man die kretischen Küsten von Süden aus betrachtet, desto mehr wird man von diesem Bilde gefesselt. Wie bezaubert fliegt der Blick über die schöngeformten Berge, deren Waldesgrün wie Smaragd im Sonnenschein funkelt. Bewundernd hebt er sich zu den kühnen Conturen des Hochgebirges, wo blaue Kegel erloschener Vulkane in das Blau des Himmels ragen, und ruht endlich mit freudigem Erstaunen auf dem erhabenen, weithin sichtbaren hochheiligen Ida. Von diesem, dessen Haupt im Silberschnee erglänzt, zieht ein ernster Cypressenhain sich nieder. Doch nur den oberen Abhang des Berges, von der Grenze der Schneelinie abwärts, bekleidet er. Tiefer unten drängen sich die herrlichsten Waldbäume durcheinander: der ästige Ahorn, die stämmige Ceder, die schlanke Pinie, die deutsche Eiche und die Korkeiche. Ihr verschieden gefärbtes Laub wogt und fließt ineinander, die schönsten Schattirungen bildend. Und weiter setzt sich das Bergland fort in großartiger Pracht; mächtige Höhen senken zu furchtbaren Thälern sich nieder, von tausend Quellen bewässert. Hier sprießen unzählbare duftige Blumen, wie Sultaninen des Orients, in Sammt und Seide gekleidet, wie Rubinen und Smaragde leuchtend. Hier glühen die saftigen Früchte des Südens: die Orange, die Limonie, die Pistazie, die Mandel, aus den Blüthen hervor; hier schlingt die Rebe sich von Ast zu Ast, bis hinauf fast zu den hochragenden Gipfeln der Bäume. Hier zittert der Spiegel eines Bergsees, auf welchem Schwäne sich wiegen; dort reihen reiche Olivenpflanzungen und weiter unten Aehrenfelder sich aneinander: dies Alles umsäumt von der tiefblauen Meerfluth, überwölbt vom azurnen Himmelsdom und umfächelt von kosenden, duftgeschwängerten, von tausend buntfarbigen Schmetterlingen durchflatterten Lüften! Dies ist Kandia, ein Paradies auf Erden!

Und welche Bilderfülle bemächtigt sich unserer Phantasie, wenn wir sie in uralte Zeiten hinabtauchen lassen! Wie die schönste, war Kreta auch die sagenberühmteste unter allen griechischen Inseln. Ihr Strand sah den ältesten aller Sängerkriege, den Wettkampf der Musen und Sirenen. Hier gebar — auf dem Felsengipfel des Ida — Kybele, die „große Göttermutter“, den obersten der Götter von Hellas, den Zeus-Kronion. Hier ließ, in des Berges verschwiegenen Cedernhain, sie durch ihre treuen Diener, die Korybanten, ihn vor dem Grimme

seines Erzeugers Saturnus hüten. Hier waltete durch „siebenmal sieben Jahre" Minos so weise, daß er das Vorbild aller hellenischen Gesetzgeber, und so gerecht, daß er nach seinem Hinscheiden einer der drei Todtenrichter im Hades ward. Hier herrschte nach ihm sein gleichnamiger Sohn, welcher das Labyrinth errichten ließ, in das er den menschenverschlingenden Minotaurus bannte, den dann der atheniensische Königssohn Theseus tödtete. Hier endlich verbrachte Hercules die achte seiner zwölf großen Heldenthaten in der Bewältigung des feuerspeienden „kretischen Stiers".

Als dann die Sage verklungen, dem mythischen das historische Zeitalter gefolgt war, finden wir — in der Epoche der Perserkriege und später — Kreta als den Sitz von zwölf handelsmächtigen und reichen Städterepubliken, deren Verfassung derjenigen Spartas sehr ähnlich war und unter denen erst Gortyna, dann das nördlich hierin gelegene Knosos die Hegemonie behauptete. Im Jahrhunderte zunächst vor Christi Geburt wurde die schöne Insel ein Bestandtheil des großen Römerreiches, und bei dessen Theilung, des byzantinischen Reiches. Gegen die Mitte des IX. Jahrhunderts bemächtigten sich die damals auf dem Gipfel ihrer Macht stehenden Araber des Eilandes, um sie später wieder an die Byzantiner zu verlieren. Im Jahre 1204 kam es durch Kauf an die Venezianer, die es mehr denn vier und ein halbes Jahrhundert besaßen, bis es nach vierundzwanzigjährigem Kampfe im Jahre 1669 in die Hände der Osmanen fiel. In ihrem Besitz ist das furchtbar verwüstete und entvölkerte Land bis auf den heutigen Tag geblieben. Doch haben die tapferen Bewohner der Insel, soweit sie griechischen Stammes und Glaubens sind, es in neuerer Zeit nicht an Versuchen fehlen lassen, das drückende und entwürdigende Türkenjoch abzuschütteln — leider ohne Erfolg.

Wenige Monate nach dem Ausbruche des Aufstandes der Inselgriechen, in den letzten Wochen des Jahres 1821, erhoben sich auch die christlichen Bewohner von Kreta und zwar mit so gutem Erfolge, daß, nachdem von der neu errichteten griechischen Regierung in Argos eine Hilfsschaar dorthin gesendet worden, der größte Theil der Insel für die Türkei verloren ging. Doch vermochten die Insurgenten nur kurze Zeit sich zu behaupten. Den europäisch geschulten Truppen,

welche mit Ibrahim Pascha von Aegypten auf Kandia landeten, erlag bald ihre wilde aber ungeregelte Tapferkeit. Nur die Sphakirten behaupteten sich unabhängig und sind es bis auf den heutigen Tag, begünstigt durch die Unwegsamkeit des Terrains ihres Gebietes, geblieben. Dagegen haben die verschiedenen, von den Griechen der Ebenen unternommenen Aufstände keinen Erfolg gehabt. Der letzte dieser Befreiungsversuche gehört der jüngsten Vergangenheit an. Er begann im Sommer 1866 und hatte während des Jahres 1867 manche Chancen des Gelingens für sich, da sich im Königreich Griechenland warme Sympathien für den Kampf der Stammes- und Glaubensgenossen bethätigten. In dieser Zeit strömten dem Aufstande zahlreiche Kämpfer aus dem hellenischen Königreiche, von den kleinasiatischen Inseln und aus Thessalien, daneben aber auch ehemalige Kampfgenossen Garibaldi's und Abenteurer aus aller Herren Ländern zu. Mit ihrer Hilfe gelang es der von den Insurgenten zu Aopokoronos, einem Flecken östlich der Stadt Canea, errichteten „provisorischen Regierung“, ihre Gewalt über den größeren Theil des platten Landes der Insel auszudehnen, während freilich die größeren Städte und festen Plätze fortwährend im Besitze der Türken blieben. Doch allmälig verlor der Aufstand an Terrain und erlosch im ersten Quartal 1868 gänzlich.

Am Morgen des 15. April steuerte die „Miramar“ im Angesichte der Sphakia. Es ist eine großartige Alpenwelt, ein gigantischer Felsenaltar, den rings das Meer umbrandet, denn die „weißen Berge“, wie man die Sphakia auch noch nennt, füllen den westlichen Theil von Kandia. Da unsere Reisenden dieses merkwürdige Stück Land nur aus der Ferne sahen, möchten wir hier einem anderen Reisenden das Wort lassen, dem trefflichen Franz von Löher, dem wir nachfolgende Schilderung verdanken:

In einer Länge von acht Wegstunden bildet hier das Gestade im Süden gleichsam die Sehne eines Bogens, dessen Halbkreis ein ununterbrochener Bergring ist, der sich stets in einer Höhe von 1800 bis 2500 Meter hält, und erst da, wo er am Ostende zum Meere heruntergeht, niedriger wird. Das ganze Innere dieses Bergringes besteht nicht etwa aus Thälern und Rücken und Hochebenen,

sondern ist ein einziger ungeheuerer Steinblock, in welchem nur da, wo er zur See hinabstürzt, durch die immerdar abrinnenden Ströme, einige tiefe, oben ganz schmale Furchen eingerissen sind. In den eigentlichen Hochkern, welchen vier Gipfel umstarren, dringt weder Vieh, noch Hirt hinauf. Aber auch die ganze übrige Felsenmasse hat in einer Länge von sechs und in einer Breite von vier Stunden nur drei Stellen, wo Mulden, gleichsam platte Kessel, sich einsenken und Menschen wohnen können. Dies sind die Hochebenen von Askypho, Anapolis und Kalikrati. Außerdem sind Ansiedlungen nur möglich unten an der Küste, wo sich die tief eingeschnittenen Engschluchten öffnen, oder hin und wieder weiter oben, wo sie sich auf einigen wenigen Plätzen etwas verbreitern.

Eindringen aber läßt sich in dem ganzen weiten Umkreis dieser Bergmasse vom Lande her nur an zwei Punkten, auf allen andern starrt das steile, nackte Gebirge unzugänglich entgegen. Der eine Weg führt über die Hochebene Homalo an den Paß von Samaria, der andere über die Hochebene Krapi an den Paß von Askypho. Muß man aber schon in den nahen Felsthälern mühselig zu den beiden Hochebenen emporsteigen, so geht von ihnen der eine Paß auf der berüchtigten sogenannten Holztreppe in einen Abgrund hinein, der sich plötzlich ein paar tausend Fuß hinabsenkt, und der andere Paß führt durch enge Felsspalten, die kaum eines Wagens Breite frei lassen, wo aber das Streifchen Himmelsbläue zu Zeiten verschwindet, und unten das Bett durch Ströme bespült oder auch ausgefüllt ist — gerade solche schauerliche Engpässe, wie man sie im Bayerischen oder Tiroler Gebirge „Klammen“ nennt. Scheut ein General sich vor diesen beiden Pässen, so muß er sich entschließen, den ganzen Gebirgskreis zu umgehen, bis er an’s Meer kommt, sich da entweder zu Schiffe setzen und der Küste entlang fahren, oder am Klippenrande mühsam in langen Linien sich durcharbeiten, bis er vor die Oeffnungen der Rinnsalen der Gewässer kommt. Aber in welche Schlucht er hier auch einzudringen gedenkt, immer muß er wieder in Klammen hinein, deren starre Felswände nicht einige Hundert, sondern ebenso viele Tausend Fuß steil aufragen, und deren Länge nicht eine kleine Viertelstunde, sondern fünf und siebenmal so viel beträgt. Und hat man eine dieser fürchterlichen Engen hinter sich,

gleich fängt eine neue wieder an, in derem ewigen Schattendunkel man bedrückt athmet und vor dem Brausen des Wassers seine eigene Stimme nicht hören kann. Vielleicht mag es in den unbekannten Bergketten, welche das innere Hochasien umwallen, ähnliche Gebirgsplätze geben; in der ganzen übrigen Welt kommt nicht wieder eine solche natürliche Bergfestung vor. Sie zu behaupten bedarf es nur einer Schaar entschlossener Männer. Alle Zugänge lassen sich ja leicht verbauen.

Es ist natürlich, daß eine solche ungeheuere Bergfestung großen Einfluß auf die Geschicke der Insel hat. Je heißer das Volk seine Freiheit liebt, um so sehnsüchtiger richtet es seine Blicke nach diesen Bergen. Die Haltung der Sphakioten entscheidet. Wenn sie anfangen, glaubte man sicher an Glück, und so lange sie noch fortkämpfen, scheint noch nichts verloren. Jeder Eroberer muß sich um die Bergfestung kümmern. Entweder muß er sie stürmen, oder er muß sich begnügen, ihre Bewohner durch Freundschaft und Vortheile zu gewinnen. So lange er ihrer nicht sicher ist, bleibt ihm die Insel ein ungewisser Besitz, weil die Hochländer ihnen unvermuthet, wie die Gießbäche ihrer Berge, auf den Nacken stürzen.

Als die Türken die Insel in Besitz genommen hatten, lebten die Sphakioten unbekümmert auf den weißen Bergen: kein Pascha wagte es, zu ihnen hinaufzudringen, das Kreuz stand unangefochten auf ihren Höhen, und ihre Landsleute fühlten sich in ihren Gemüthe so gestärkt dadurch, daß sie niemals das Zeichen der Erlösung verleugneten. Die Sphakioten verstanden sich endlich dazu, den Paschas etwas Eis zu liefern, im Uebrigen blieben sie von jeder Steuer verschont, und so ganz in ihrem alten Wesen, daß sie nicht einmal Pfeil und Bogen fahren ließen, so wenig als ihre alte Tracht. In kurzem Ueberwurf, den ein Gürtel zusammenhält, die Beine in langen rauhhaarigen Stiefeln, den schweren Säbel am Gürtel, auf dem Rücken den gefüllten Köcher, und in der Hand den ferntreffenden Bogen, tanzten sie die uralte Pyrrhiche, bald einzeln, bald in Gliedern geordnet, bald sich an den Händen ergreifend, vor und zurück, Kreise bildend und sie wieder lösend, sich tummelnd im Bücken, aufschnellend und zur Seite springend, jetzt den Bogen zum Schuß, dann den Arm wie zum Schleudern erhebend, Alles in leidenschaftlichen Rhythmen unter den



Pferdeknechte des Kronprinzen

raschen, hellen Zitherklängen, und wenn sie zum Schluß aufstampften, mußten die Waffen tönend zusammenklirren.

Ihr Elend aber war die ewige Zwietracht und Parteiwuth, die in der kleinen Bevölkerung wüthete. Die Blutfehden ruhten niemals, und es herrschte die Meinung: ein rechter Mann dürfe nicht in seinem Bette sterben. Das machten sich die Türken im Jahre 1770 zu Nutzen. Während die Männer miteinander kämpften, verführten sie durch köstliche Geschenke ein paar Knaben, ihnen die Wege zu zeigen, drangen unvermuthet aus den Schluchten hervor, verbrannten die Ortschaften und schleppten Frauen und Kinder in die Sclaverei. Wüthend warfen sich ihnen die Sphakioten entgegen und es begann ein heißes Morden. Die Kraft der Aelpler war auf lange Zeit gebrochen, ihre Dörfer konnten sich nicht so rasch wieder bevölkern; denn ihre schönen und starken Frauen und Töchter wurden bewundert auf den Sclavenmärkten von Kairo, Damascus und Smyrna, und kehrten niemals zurück. Jetzt begab es sich, daß eine Menge Griechen, namentlich in der Nähe der Städte, um den unerträglichen Quälereien und Erpressungen der Türken zu entgehen, deren Glauben annahmen. Die nächsten vierzig Jahre nach der Bezwingung der Sphakioten waren Kreta's schrecklichste Zeiten. Jeder Türke auf der Insel war in eines der vier Janitscharen-Regimenter eingeschrieben, und diese Soldaten vertheidigten jeden Cameraden, mochte er auch Unmenschliches gegen die armen Griechen sich erlauben. Jahrelang wagte in Canea keine junge Frau über die Straße zu gehen. Als der Bischof einmal an das Gesetz, nach welchem kein Grieche im Sattel ins Thor kommen dürfe, nicht dachte, rissen ihn die Soldaten vom Pferde und wollten ihn auf der Stelle verbrennen. Jeden Abend wurden die Griechen aus den Thoren getrieben; die Frauen und Kinder bebten, wenn die trunkenen Türken auf den Straßen rasselten, vor Angst sogar in den verriegelten Häusern.

Es ist öfters vermuthet worden, in den Sphakioten hätten wir noch die alten Dorier vor uns. Jedenfalls haben sie etwas Spartanisches in ihrer Denkweise, wie in ihren Sitten. Kraft, Schlauheit und Geschick in den Waffen und Tapferkeit sind ihnen das Höchste, und alle männlichen Tugenden besitzen sie in ausgezeichnetem Grade. Noch

vor fünfzig Jahren war die uralte Sitte im Schwunge, sich im Flachlande das schönste Mädchen auszusuchen, Freunde aufzubieten, es am hellen Tage zu rauben und auf flinken Rossen sich durch die Verfolger durchzuschlagen bis ins Gebirge, wo der Priester in der nächsten Capelle zur Trauung bereit stand. Auch heutzutage hat die sanfte Lehre des Christenthums die Sphakiotenseelen noch wenig erreicht, aber wahrhaftig sind sie, keusch und sittenstreng. Wer in diesem Lande ein weibliches Wesen an seine Brust drücken will, muß es zuvor heiraten. Noch vor Kurzem traf man eine Frau, auf welcher der Verdacht der Untreue ruhte, in Stücke gehauen auf dem Felde. Gerade diese Sittenstrenge, verbunden mit jenen Mannestugenden und dem Schutze des Hochgebirges, brachte es zuwege, daß dieses Völkchen all die Jahrtausende her sich in seiner Eigenart erhielt. Nach den schweren Verlusten des letzten Krieges mag es zur Zeit noch 6000 Köpfe zählen. Es im Zaume zu halten, haben die Türken jetzt blos auf seinem kleinen Gebiete 19 Forts oder Blockhäuser gebaut.

Ein Sphakiote ist viel zu stolz, um zu lügen, oder zu stehlen. Betrugsprocesse kommen gar nicht vor, und wegen Diebstahles hatte der Kaimakam seit vielen Jahren nur einem Einzigen Gefängniß dictirt. Wo aber sonst die Sphakioten eine gute Beute wittern, stoßen sie darauf wie Raubvögel, die Habsucht lauert in allen Tiefen ihrer Seele. Und so empfindlich ihr Stolz, so heiß ihre Ehrbegier ist, so unversöhnlich sind sie in ihrer Rachsucht. Gleichwie die alten Germanen glauben auch sie, daß in den Blutsverwandten das gleiche Blut fließe, und wo es in einem Gliede vergossen werde, alle anderen Glieder der Familie verwundet und verringert seien. Blutrache war deshalb von jeher in diesen Bergen einheimisch. Wenn früher Einer im Zorn oder Streit erschlagen worden und der Thäter zu stolz war, auf der Stelle Sühne zu bieten, so kam es wohl vor, daß alle Bluts- und andere Freunde sich feierlich zusammenschwuren zu gemeinsamer Rache. Dann herrschte Fehde und Feindschaft zwischen den Familien: hier fiel Einer, drüben Einer, aus immer weiteren Kreisen heischte die Blutrache ihre Opfer. Ganze Dörfer kämpften gegen einander, und man suchte sich gegenseitig nicht nur todt zu schlagen, sondern auch der Aecker und Heerden zu berauben. Gegen solche Raserei ist man heute doch ver-

nünftig geworden; wohl aber kam es noch vor Kurzem vor, daß der Sohn einen Mann erschlug, der vor 28 Jahren seinen Vater getödtet hatte.

Bei den Sphakioten stehen noch viele Stöcke aus dem Dickicht des Götter- und Fabelwesens des Alterthums. Alle aber sind streng religiös und die Priester üben großen Einfluß. Im ganzen Bereiche der Sphakia wohnt kein Türke. Die Frauen der Sphakioten sind durchwegs wohl gebildet. Mit dem dunklen Glutauge der Griechinnen, mit den schwarzen Brauen darüber, vereinigen sie einen hohen Wuchs und eine eigenthümlich herbe Schönheit, natürlich nicht Alle, aber die wirklich Schönen vergißt man nicht so bald. Die Männer sind meist breitschultrig, viele auch hoch gebaut, kernig und gewandt. Die gleiche Leidenschaft beseelt sie Alle für das Wohnen und Weiden im Hochgebirge. Jedes Haus muß wenigstens einen kleinen Trupp Schafe besitzen, die ins Gebirge getrieben werden. Im Winter aber kommen die Leute herunter, um an der wärmeren Küste zu wohnen. Dann beginnt die Zeit der fröhlichen Gelage, und so würdig und schweigsam sie sonst immer sind, so sehr sie Arbeit und Sparsamkeit lieben, jetzt fließt der Wein in Strömen, und Nächte hindurch bewähren sie sich als edle Zecher. Nur die Aermsten bleiben in den verlassenen Dörfern oft monatelang eingeschneit.

Gegen Mittag des 15. April kam das griechische Festland in Sicht. Es war die steile Felsstirne des Cap M a t a p a n, des südlichsten Punktes von Europa. Gleich dem Cap Spartivento am Südende von Calabrien, ist auch jenes griechische Vorgebirge ein „Windtheiler". Ganz ruhig ist hier das Meer fast nie und das Vorgebirge selbst zeigt immer schäumende Brandung, einen weißen Schaumgürtel, der von dem dunklen, blaugrünen Meere und den graubraunen Felsen grell absticht. Das Vorgebirge ist unbewohnt und hat als Vegetationsschmuck nur einige spärliche Stacheleichenbüsche oder Olivengestrüpp. Geographisch gehört das Cap Matapan zu demjenigen Theil von Lakonien, den man die „Maina" nennt. Sowohl das Land, wie die Bewohner zeigen eine merkwürdige Verwandtschaft mit der Sphakia und den Sphakioten. Offenbar sind die Mainoten, sowie die Aelpler Kreta's Ableger oder Abkommen der alten Dorier, also beide Stämme eng miteinander verwandt.

Die Maina gehört neben Akarnanien zu den wildesten Gegenden des griechischen Festlandes. Während Kunst und Industrie, Aufklärung, Fortschritt in allen ihren Formen sich allmälig im übrigen Peloponnes verbreiten, sind die halbbarbarischen Mainoten geblieben, was sie zur Zeit der Türken waren: Klephten, die stolz ihre Unabhängigkeit behüten und stets in Waffen gehen, rauh gegen sich wie gegen Andere, in Bezug auf fremdes Eigenthum nicht peinlich (also im Gegensatze zu den Sphakioten), aber das Ihrige, Land, Weib und Kind mit Hartnäckigkeit, ja mit Heldenmuth vertheidigend.

Die Maina umfaßt die im Vorgebirge Matapan auslaufende Halbinsel des Taygetos zwischen dem lakonischen und messenischen Golfe in einer nordsüdlichen Längserstreckung von 20 Wegstunden und einer größten Breite von deren acht. Hier hat nie eine der in Hellas auf einander folgenden Fremdherrschaften einzudringen vermocht, und Unterdrückte und Rebellen fanden hier stets eine sichere Zuflucht. Die Türken holten sich hier wiederholt blutige Köpfe; der kleine Tribut, den der Pascha von Tripolitza den Mainoten auferlegte, wurde fast nie entrichtet, und nur wenige Male reichte man dem an der Landesgrenze harrenden Steuereinnehmer verächtlich auf der Spitze des Schwertes ein paar Goldstücke hin. Feste Schlösser, Zinnenthürme und sonstige Vertheidigungsmittel bedeckte das Land wie im Mittelalter Italien und Frankreich. Darinnen hausten kleine Herren, Capitäne genannt, die mit ihren Vasallen übereinander herfielen, wenn es gerade keinen gemeinsamen äußeren Feind zu bekämpfen gab. Diese Capitäne existiren noch, und bilden eine Art Militäradel, welcher der Regierung gegenüber für das Verhalten seiner wilden Vasallen, die freilich um kein Haar wilder und unbändiger sind, als ihre Herren, verantwortlich ist. Aber noch heute genießen letztere solches Ansehen, daß auf ihren Wunsch das ganze Volk ebenso begeistert, wie früher gegen die Soldaten König Otto's, sich erheben würde.

Das Land hat zwar heute seine Eparchen und Demarchen, wie jede andere griechische Provinz, aber daneben hat sich der alte feudale Geist erhalten, und die Abkömmlinge der alten großen Familien sind ebenso Capitäne, Richter und Herren ihres Stammes geblieben, wie die Mainoten ihre Sitten und Traditionen bewahrt haben. Ihre

Burgen, mit je einem oder zwei viereckigen Thürmen und deren hoch oben angebrachten, schwer vergitterten Fenstern sind zum großen Theil noch heute bewohnt. Sie können sich noch immer nicht an ein ruhiges Leben gewöhnen und gedenken mit Freuden der Zeiten, da eine ausgesteckte Fahne ihnen das Signal zu einem Einbruche und Plünderungszuge in türkisches Gebiet gab. Ihre langen Flinten mit den reichverzierten Schäften geben sie nie aus der Hand; denn das Fällen eines Baumes, der Diebstahl einer Ziege genügt noch heutigen Tages, um wüthenden Haß zu entflammen und zum Mord zu führen, ohne daß die Regierung es wagen würde, einzuschreiten. Blutrache, die nicht nur von Geschlecht zu Geschlecht, sondern auch durch Heirath (!) sich vererbt, ist ihre herrschende Leidenschaft. Der Mainote, welcher „Blut hat", scheut weder Mühen, noch Gefahren und Entbehrungen, um die ihm obliegende Pflicht zu erfüllen, er schleicht monatelang im Gebirge umher, bei Tag in unzugänglichen Verstecken schlafend und Nachts auf der Lauer liegend, um sein Opfer zu überraschen, und wagt es nicht, mit unblutigen Händen heimzukehren, um dort nicht dem Spotte seiner Verwandten und selbst seiner Frau zu verfallen.

Bei all' dieser Wildheit sind die Mainoten treu gegen ihre Häuptlinge, von einem gewissen Adel des Charakters, gastlich, halten getreulich ihr Wort und sind, etwas seltenes im übrigen Griechenland, dem Lügen abgeneigt. Im ganzen Peloponnes fordert der Bauer allüberall vom Reisenden, den er beherbergt hat, den vollen Preis für den erwiesenen Dienst, in der Maina nimmt er für alle Gefälligkeiten höchstens etwas Pulver und Tabak. Nicht minder tapfer und kriegerisch, ja grausamer als die Männer, sind die Weiber, auf deren Schultern alle Arbeit lastet. Sie werden übrigens geachtet und nie mißhandelt. Eine Verführte wird von dem nächsten, nach Landessitte hiezu berechtigten Verwandten getödtet, und nur wenn es sich um ein Mädchen handelt, kann der Schuldige durch Heirath dem sichern Tode entgehen. Uebrigens sind die Mainotinnen selber in der Lage, sich Achtung zu verschaffen. Unter ihnen lebt noch heute die Erinnerung an einen deutschen Musikanten, der einer Frau einige Galanterien zu sagen wagte und von ihr stracks mit der Pistole niedergeschossen wurde.

Im übrigen ist dieses Volk, welches vor keiner Gefahr zurückschreckt und dem sicheren Tode trotzig entgegengeht, ungemein abergläubisch. Niemand würde sich des Nachts auf bestimmte Berge wagen, der bösen Feen — „Nereïden" — halber, die dort ihre Tänze abhalten und jeden, den sie erwischen, zu Tode tanzen lassen. Wenn Abends bei ruhigem Wetter ein leiser Windhauch über die Tannenwipfel zieht, so zittern sie und flüstern: „Die Nereïden!" und bekreuzen sich unzählige Male. In ihrer Phantasie sind die finsteren Wälder ebenso wie die Quellen mit bösen Geistern bevölkert, ein Aberglaube, den die Priester — beiläufig bemerkt, die fanatischesten und unwissendsten, die es gibt — weidlich ausbeuten.

Als die „Miramar" auf der Höhe des Cap Matagon ihren Cours von Ost-West nach Südost-Nordwest ruderte, trat die ganze lange Halbinsel in den Blick. Ganz oben, wo sie mit dem Festlande zusammenhängt, liegt — von Bord aus freilich nicht sichtbar — Kordamyli, vor Zeiten ein übelberüchtigtes Nest. Vor demselben ist nämlich die Küste eine felsige Einöde mit wasserlosen Schluchten, spärlichen Fichten und wenigen Ansiedlungen, deren Hütten schwer von dem Felsen, auf welchem sie kleben, zu unterscheiden sind. Mannshoch umbrandet das Mittelmeer diese wüsten Gestade, und ebenso rauh und ungastlich wie die Natur, ist hier auch der Mensch. Es ist das Land der Kakovumoten (Leute der bösen Berge), deren Name an sich vor Zeiten in Schrecken setzte. Es waren die größten Seeräuber, die Hellas jemals hervorgebracht hatte, gleich schuftig, wie grausam und wer ihnen bei ihrem sauberen Geschäfte als Schildwache diente, das waren Mönche, welche in den kleinen Capellen, die auf den Bergspitzen liegen, hausten. Die Schiffe wurden überfallen und geplündert, die Mannschaft und Passagiere ermordet und als Sclaven verkauft. Und dabei machten sie keinen Unterschied, ob sie Christen oder Türken vor sich hatten. Die Dampfschifffahrt hat ihrem wüsten Treiben ein Ende gemacht, ohne daß sie ihrem Hange ganz entsagt hätten. Denn entweder kämpfen sie untereinander, Dorf gegen Dorf, Haus gegen Haus, oder sie ziehen in unruhigen Zeiten haufenweise in Peloponnes herum und leben vom Raube.

— — Es wird Abend, wenn wir an der großen Golfmündung von Missemi vorübersteuern. Die Küsten, welche wir nun vor uns

haben, ist weniger wild, als jene von Lakonien. Dort, an der westlichen Seite des Golfes liegt Koran, eine malerisch in Terassen die Küstenstufe emporsteigende Stadt. Sie ist bekanntlich einer der Schauplätze von Byrons „Corsair“. Die Phantasie kann in einen der hochragenden Mauerthürme jene Mordthat verlegen, die Conrad über Anstiften Gülnares an Seyd Pascha beging. Aehnliche Bilder aus dem farbigen Poem des britischen Dichters und Weltfahrers drängen sich uns auf, wenn wir um die messenische Südspitze herum und über das mauerumgürtete im übrigen aber unbedeutende Medon hinaus, die Sterilküste dort passiren, wo sich nun ihr ein Thor zu einem herrlichen, von Felsbergen umrahmten und durch Klippen-Eilande geschützten Seebecken öffnet.

Es ist dies die denkwürdige Bucht von Navarino, einer der herrlichsten Häfen der Welt. Dieser Hafen war bekanntlich der Schauplatz jener furchtbaren Katastrophe (20. October 1827), welche der Seemacht der Pforte für lange Zeit ein Ende machte und die Befreiung Griechenlands vom Türkenjoche zur Folge hatte. Die denkwürdige Schlacht verlief in der Kürze folgendermaßen: Am 6. Juli 1827 hatten England, Rußland und Frankreich zu London einen Vertrag geschlossen, um durch ihre gemeinsame Vermittlung dem grausamen Kriege zwischen den Osmanen und Griechen in der Weise ein Ende zu machen, daß Griechenland künftighin zu der Pforte eine Stellung haben sollte, wie sie noch in letzter Zeit Serbien und Rumänien hatten. Die Vertreter der drei Mächte erhielten die Weisung, dem Divan einen Waffenstillstand vorzuschlagen und die Ziele des Vertrages anzukündigen. Dies geschah in der zweiten Hälfte des August. Inzwischen hatte die Pforte gegen die Griechen, die durch Uneinigkeit geschwächt waren, neue Erfolge errungen. Die Akropolis von Athen war eingenommen worden, und eine mächtige türkisch-ägyptische Flotte von 92 Segeln, unter denen zwei Linienschiffe und zwölf Fregatten, näherte sich von Alexandrien her dem Peloponnes unter dem berühmten Feldherrn Ibrahim Pascha. Unter diesen Umständen hatte die Collectivnote der Gesandten in Constantinopel beim Sultan Mahmud keinen Erfolg. Ebensowenig wurde eine zweite Note derselben, die Zwangsmaßregeln andeutete, beachtet, und ein weiterer Schritt in der



Ragusa.

Angelegenheit, der am 9. September gethan wurde, indem man jetzt dem Reis Efendi offen erklärte, die Flotten der Verbündeten würden dem türkischen Geschwader den Weg verlegen und so die Waffenruhe für die Griechen erzwingen, verlief gleichfalls resultatlos. Pertev Efendi wies jede Einmischung der Mächte in die inneren Angelegenheiten der Türkei als unstatthaft mit Entschiedenheit zurück.

Inzwischen hatte Ibrahim Pascha die große Flotte glücklich an die peloponnesische Küste gebracht und sie am 9. September mit dem in der Bucht von Navarino liegenden türkischen Geschwader vereinigt. Von hier aus gedachte er die Insel Hydra anzugreifen. Nun aber legte sich der britische Admiral Codrington mit seinen Schiffen vor die Bucht in der ausgesprochenen Absicht, jede Unternehmung der Türken gegen die griechischen Inseln und Küsten zu verhindern, und als der Zweitcommandirende unter Ibrahim am 19. September mit einigen Fahrzeugen auslaufen wollte, wurde er von den Engländern zurückgewiesen und der Großadmiral bei dieser Gelegenheit von dem Londoner Vertrag in Kenntniß gesetzt. Ibrahim erwiderte hierauf, daß er ohne ausdrücklichen Befehl seines Gebieters den Krieg nicht beginnen wolle. Am 21. September stieß das französische Geschwader zu dem englischen und wenige Tage darauf fanden Unterhandlungen mit Ibrahim Pascha statt. Den beiden Admiralen gelang es nicht, diesen von der Uneigennützigkeit der europäischen Einmischung zu überzeugen, doch wurde immerhin erzielt, daß der türkisch-egyptische Oberbefehlshaber erklärte, bis zum Eintreffen von Instructionen aus Constantinopel zur See nichts unternehmen zu wollen.

Die Entscheidung zog sich in die Länge. Die englische Flotte hatte sich nach Zante zurückgezogen, von wo aus sie einmal das Auslaufen türkisch-egyptischer Fahrzeuge verhinderte. Erst am 9. Oktober erhielt Ibrahim die officielle Nachricht, daß der Sultan bei seinem Widerstande beharre und er somit verpflichtet sei, die Griechen zum Gehorsame zurückzuführen. Am 14. kehrten die Admirale der Verbündeten, durch die russische Flottendivision im Mittelmeere verstärkt, nach Navarino zurück. Ibrahim ließ sich dadurch in seinen Operationen nicht beirren, und so drangen die vereinigten Geschwader Englands, Frankreichs und Rußlands in den Hafen von Navarino ein und stellten sich vor der osmanischen Flotte in Schlachtordnung auf. Nach den Berichten

der alliirten Admirale hatte darauf ein türkisches Schiff auf ein englisches Boot unter Parlamentärflagge geschossen. Ibrahim stellte dies späterhin in Abrede. Einmal angefangen, gleichviel von welcher Seite, wurde die Schlacht bald allgemein. Die Türken und Egypter fochten mit großer Unerschrockenheit, aber aufeinandergedrängt und unfähig, sich gleichfalls zu einer Schlachtlinie zu entwickeln, mußten sie nach sehr hartnäckiger Gegenwehr unterliegen. Um 2 Uhr des Nachmittags waren die vereinigten Geschwader in die Bucht eingedrungen, und als die Sonne untergehen wollte, beleuchteten ihre Strahlen einen Schauplatz der Zerstörung, wie ihn die Küsten Griechenlands seit der Schlacht von Lepanto (1571) nicht gesehen. Die Bucht war mit Schiffstrümmern und Leichen bedeckt, und die gewaltige großherrliche Flotte bestand fast nur noch aus brennenden Wracks. 10 Linienschiffe, 10 Fregatten, 1 Corvette, 3 Briggs und 2 Schooner waren die Alliirten stark gewesen. Die Türken hatten nur 3 Linienschiffe, aber 4 große und 3 kleinere Fregatten, ferner 24 Corvetten, 14 Briggs, 6 Brander und 40 Transportfahrzeuge gehabt, und davon waren nach Beendigung des Kampfes nur noch eine Fregatte und 14 kleinere Segel übrig. Den Verbündeten war kein Schiff verloren gegangen, aber auch sie hatten von dem Feuer der Gegner furchtbar gelitten, und mehrere ihrer Fahrzeuge waren kaum noch im Stande die See zu halten. Ihr Verlust an Todten und Verwundeten belief sich auf 636 Mann; die Gegner dagegen hatten allein an Todten wenigstens 3000 Mann verloren, da eine große Anzahl ihrer Schiffe mit der ganzen Bemannung in die Luft geflogen war.

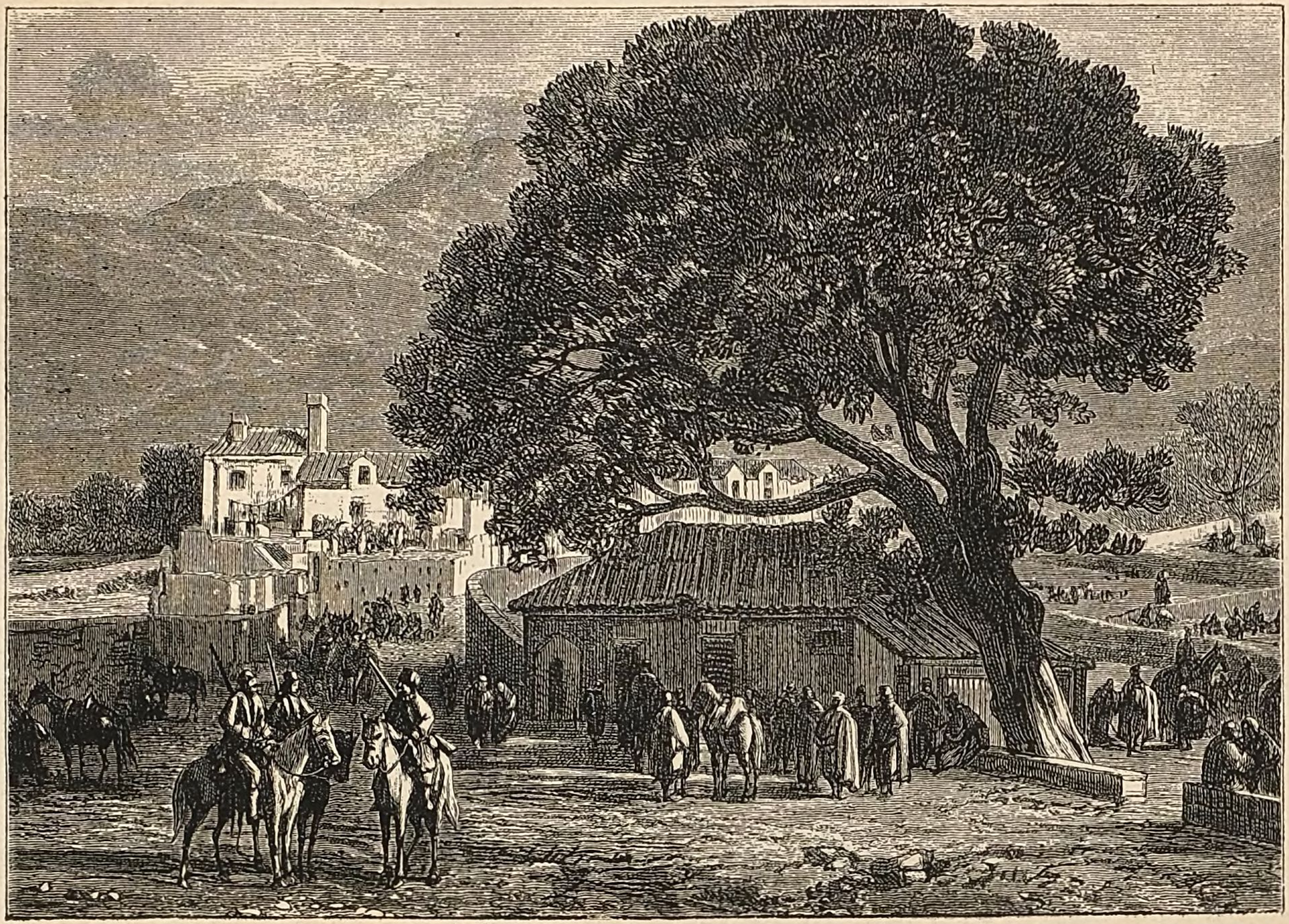
Dies war die denkwürdige Katastrophe von Navarino.

Da die Sonne eben im Untergehen begriffen war, konnten die Reisenden den malerischen Anblick der Küstenstrecke von Navarino mit aller Muße genießen. Das Meer leuchtete in sattem Purpur und die Felszacken der Küste schwammen in glühendem Golde. Der Kronprinz ließ sich das Felseneiland Sphakteria zeigen, an das sich einige der romantischsten Scenen von Byron's „Childe Harold" knüpfen. Als die historisch denkwürdige Stätte den Blicken entschwand, fiel auch die Nacht ein und das Meer wurde wieder etwas unruhig. Dies währte indes nur so lange, als die „Miramare" offene See hielt; später lief sie in den Canal zwischen Zante und dem Festlande und dann in die schmale Meeresstraße

zwischen Kephalonia und Ithaka ein, wo die Bewegung der See weniger fühlbar war. Der volle Mond warf seine Silberflocken auf die Kuppen der Insel des Odysseus, während die Felsgestade mit ihren Olivenhainen in die breiten Schattenflächen zu liegen kamen. Dort, an der Südspitze der Insel, erhebt sich über der See eine weiße Klippe, welche Korax, d. i. „Rabenklippe“, genannt wird. Es ist die Klippe, von der Odysseus hinabgestürzt sein will von Eumäos, wofern er nicht die Wahrheit sage . . . Steuert man an der Nordspitze des Eilandes vorüber, so erkennt man im Mondlichte deutlich die Stelle, welche die „Schule des Homer“ heißt. Sie besteht aus Grundmauern eines alten Gebäudes, und einigen in den Fels gehauenen Nischen und Stufen.

Gegen Morgen passirte die „Miramar“ die „leukadischen Felsen“ von Santa Maura, jene 200 Fuß hohe Klippe, von der man im Alterthume am Jahresfeste des Apollo einen Verbrecher hinabstürzte. Die Tradition hat daraus die Sage gemacht, daß Sappho's Selbstmord hier stattgefunden habe... Der nächste Tag endlich brachte Korfu in Sicht, und mit ihm die letzte Raststation der langwierigen und ereignißreichen Reise....

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!



Vorstadt Ploce von Ragusa.

XV.

Zweiter Aufenthalt auf Korfu.

Am 17. April — Ostersonntag — wurde das Namensfest des hohen Reisenden begangen. Es herrschte allgemein freudige Stimmung, da man der geliebten Heimat bis auf die Entfernung einer Tagesreise nahegerückt war. Schon der nächste Tag sollte die wohlbekannten romantischen Küstenlandschaften des südlichen Dalmatien, die schimmernden Buchten der Bocche mit den in der Tiefe sich spiegelnden wunderbaren Felshöhen und die malerisch situirten Uferortschaften bringen. Gleichwohl sollte auch die kurze Zeit des zweiten Aufenthaltes auf Korfu nutzbringend verwerthet werden. Der Kronprinz, der auf der Hinfahrt der in der Stadt herrschenden Blattern halber, die Insel nicht betreten sollte, und auch sonst keinem Mitreisenden das Verlassen des Schiffes gestattete, wollte diesmal ans Land steigen, um einem stillen Plätzchen im westlichsten Winkel der weiten Bucht von Govino seinen Besuch abzustatten. Dort liegt in reizender Einsamkeit Ipso, ein Ort, an dem zwar keine classische Erinnerung von Belang haftet, der aber vom Zauber einer höchst romantischen Vorfallenheit verklärt ist.

Der hohe Reisende hatte von ihr vernommen. Es ist jene ergreifende Erzählung, die ein österreichischer Diplomat, Baron Warsberg, zuerst erzählt hat. Der Kronprinz wußte davon und wollte den Schauplatz persönlich kennen lernen. Die Fahrt geht, wie sie der Erzähler selbst gemacht hat, vom korfuotischen Hafen über die Bucht von Govino, nach dem Dorfe, das am Fuße des hohen „Erlöserberges“ liegt. Der Blick auf der Fahrt dorthin, aus dem dichten Oelwalde der Hügel auf das entfernte Korfu, ist voll Sonnenglanz, Licht und Wärme, eine der

schönsten Bergpartien der Insel. Die Marina von Ipso ist einsam und stille und der Ort selber wie vergessen. Nur von der See aus kommt man ihm leicht zu. Man geht zunächst zu den Palmen in der Tiefe der Bucht, wo warmer Sonnendunst auf dem Olivenwalde liegt, der dort tiefer hinein die Thäler zwischen dem Salvatore und Pantaleone füllt. Schwarze Cypressen ragen daraus auf. Der Kronprinz war entzückt von dem Bilde und wandelte lange an diesem reizenden Strande, der den Eindruck des tiefsten Friedens macht. Keine zudringliche Bewohnerschaft, kein lautes Tagewerk, überall Ruhe und wohlthuende Einsamkeit. Es ist ein Schauplatz wie geschaffen zu der bewußten Geschichte, die wir nun mittheilen wollen, indem wir jenem früher genannten Diplomaten das Wort lassen.

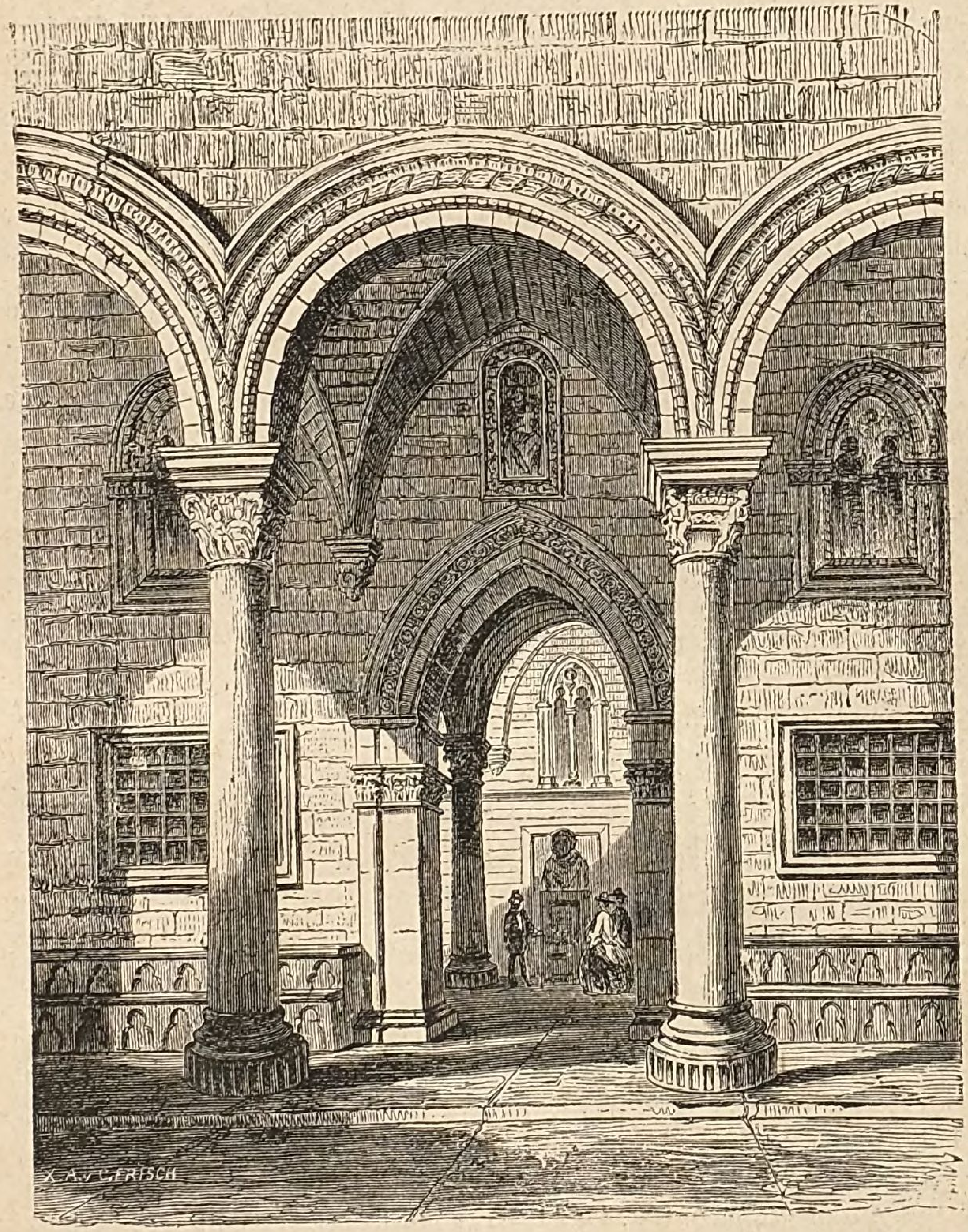
Zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts wohnte in Ipso durch zwölf Jahre ein selbst den Korfuoten auffällig schönes Paar. Sie trieben in dieser langen Zeit nicht viel mehr, als daß sie sich unablässig liebten, die Gegend mit Wohlthaten überschütteten, einige Oel- und viele Gartenzucht pflegten. So sollen die Palmen und die vielen Feigenbäume von ihnen gepflanzt worden sein. Man nannte sie die Peroten (von dem Frankenquartier Pera in Constantinopel), wußte aber nicht viel von ihnen. Am 30. März 1704 hatte sie ein venezianischer Kauffahrer im Lazaretto von Korfu ausgeschifft. Nachdem sie die Quarantaine überstanden, begab sich der junge Mann allein zu dem venezianischen Gouverneur der Insel. Er wies ihm dringende Empfehlungsschreiben des Bailo der Republik beim Großsultan in Constantinopel vor, in denen der Schützling Nicolo Pieri, ein Grieche aus dem Phanar genannt wurde, welcher dem Botschafter bisher große Dienste geleistet habe und des Dankes der Republik und ihrer Beamten in jeder Weise würdig sei. Das Schreiben war allgemein an alle Behörden, nicht an den Gouverneur insbesondere, gerichtet. Doch soll er diesem auch ein vertrauliches Briefchen mitgebracht haben, in welchem alle Ursachen dieser schuldigen Dankbarkeit entwickelt gewesen, von denen aber damals noch Niemand etwas erfuhr. Von den Umständen aber, die den Signor Pieri aus dem Phanar (dem Griechenquartier in Stambul) hieher getrieben, war in keinem der Briefe die Rede und ebenso nicht von der Dame. Der junge Mann erwähnte ihrer auch vor dem Statthalter

nicht. Nach dem venezianischen Grundsatze, Jeden unberührt zu lassen, so lange er nicht an das venezianische Staatswesen rührte, der auch in der Verwaltung der Colonien galt, kümmerte sich der Gouverneur nicht weiter um das Geheimniß dieser Frau. Daß der Mann verheiratet sei und die Frau die Zurückgezogenheit liebe, war endlich auch nichts, das eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit herausfordern mußte.

So verschwanden beide bald seinen Blicken. Nachdem sie eine Zeit lang bescheiden in einer bürgerlichen Wohnung der Stadt gelebt hatten, erwarb er von der Wallfahrtskirche des heiligen Arsenius (sie steht noch heute auf der Uferhöhe von Ipso) den Streifen Landes am Meere und baute sich dorthin in einem für Korfu fremdartigen Style, mehr schutzreich wie die befestigten Steinhäuser von Pera und Galata, diese Villa, deren Ruinen man heute noch sieht. Die Kirche, zum Danke, daß sie ihm dieses schöne Grundstück abgetreten, schmückte er ganz neu aus und blieb ihr Wohlthäter sein Leben lang. . . Mit einem einzigen schwarzen Diener war er auf Korfu gelandet. Mit diesem auch nur bezogen die zwei jungen Leute das Landhaus. Hier erst nahmen sie aus dem Volke der Umgegend einige Colonen in ihren Dienst, aber immer nur wenige und die nie ins Haus kamen, nur beim Weinbaue auf dem Felde und in dem Olivenwalde halfen. Und erst nach zwei Jahren, da die junge Frau einmal schwer erkrankte, zogen sie in das Haus ein ganz junges Bauernmädchen, beinahe noch ein Kind, welches dann auch darin blieb und von der Frau sehr geliebt wurde. Von der kleinen Aspasia hörte man dann erst, daß Madonna Pieri eigentlich Nazli heiße, wenigstens mit diesem ganz neuen christlichen Namen von ihrem Manne und dem schwarzen Diener Mehmet, gerufen werde. Doch, weil sie so viel Gutes that, verlor sich bald das erste Erstaunen darüber in der allgemeinen Anhänglichkeit und Dankbarkeit.

Auch das war nicht zu sehr aufgefallen, daß Männer sie nie unverschleiert sahen. Die damalige Sitte hatte in abgelegenen Ländern überhaupt viel Zurückgezogenheit und Abgeschiedenheit für das weibliche Geschlecht vom männlichen bewahrt. Bald wußte man von der Frau, daß sie ausnehmend schön sein solle und jung wie sechzehn Jahre. Man glaubte also nur den Mann etwas strenger in der Eifersucht und sie nachgiebiger, als es sonst in Ehen herkömmlich ist. Aspasia

schilderte sie voll, gesund, eher klein und rund, blondhaarig und grauäugig und von den üppigsten Farben die Lippen und Wangen. Das Griechische sprach sie gewandt und ohne falschen Ton. Aber mit ihrem



Palast der Rectoren in Ragusa.

Manne und dem Diener Mehmet brauchte sie eine andere, der jungen Griechin unbekannte Sprache. Auch Mehmet sprach das Griechische verbarg aber im Uebrigen nicht seinen fremden Namen und seine Religion.

Er, Signor Nicolo Pieri, war bald in dem ganzen Berglande der Insel als einer der eifrigsten Jäger, als ein besonders kühner Schiffer und Fischer und als ein thätiger Bauersmann bekannt, der selbst mit auf seinem Felde und im Garten Hand anlegte. Die geistlichen Herren der Arseniuskirche wußten aber auch von ihm, daß er viel in Büchern lese und selbst manches schreibe. Er soll so eine Geschichte seiner früheren Erlebnisse und seiner Wirksamkeit in Constantinopel verfaßt haben, aus der man später die Lösung der Räthsel seines Lebens entnahm, und die erst in dem französischen Freiheitskriege verschwunden sei. Auch er war nicht besonders groß, eher fein und zarter gebildet, mit niedrigem schwarzen Kopfhaare, einem kleinen schwarzen Schnurbarte und feurigem aber etwas unsicherem, ausweichendem und manchmal wie unterthänigem Blicke. Sein ganzes Wesen sei auffällig gewesen durch außerordentliche Gewandtheit. Auch liebte er immer eine sorgsame oft prächtige Kleidung. Und seine Frau habe ihn so zu sehen stets die größte, beinahe kindische Freude gezeigt.

So ging ihr Leben, ein Tag glatt wie der andere, bis zum Winter des Jahres 1715. Damals wurde die kleine Nazli wieder krank. Nur wenig drang aus dem immer sorgsam verschlossenen Hause heraus. Aber nach acht Tagen, wo sie zum ersten Male Besuche hatten ablehnen müssen, erfuhr man bereits, daß sie Signor Pieri begraben habe. Er selbst und ganz allein grub ihr die Gruft unter den Palmen, welche sie sehr geliebt hatte. Kein Kreuz und keinen Stein setzte er darauf, nur Blumen, die er jeden Abend und jeden Morgen mit seinen Thränen begoß. Das war Allen aufgefallen, daß gleich am Tage ihres Todes noch vor dem Begräbnisse, der schwarze Mehmet von Ipso verschwunden war. Signor Nicolo schien darüber sehr besorgt, ging auch in die Stadt zur Behörde, Nachforschungen einzuleiten, und verlor nie ganz, als diese erfolglos blieben, eine sichtbare Unruhe über diesen Verlust aus seinem Wesen.

Sultan Achmed III. hatte inzwischen den Peloponnes erobert und das letzte griechische Festland unter den Halbmond gebeugt. Seit 1713 wüthete der Türkenkrieg, der letzte, welchen Venedig zu führen hatte, aber den es auch überall unglücklich, weil ungeschickt führte, und der seine Herrschaft für immerwährende Zeiten im Mittelmeere und im

Orient annullirte. Immer näher zum adriatischen Meere hatten sich die venezianischen Flotten zurückziehen müssen. Venedig selbst schien gefährdet, nur das feste Korfu deckte noch den Zugang dorthin. Diese Umstände füllten auch dieses sonst seit der Schlacht von Lepanto, also fast anderthalb Jahrhunderte, so friedliche Meer von Korfu mit mannigfaltigen Gefahren und Abenteuern. Trotzdem war man auf Korfu überrascht, als man hörte, daß der Türke sich in Albanien, gegenüber bei Butrinto sammelte, um wieder eine Landung auf die Insel, eine Belagerung des nie eroberten Castells von Korfu zu versuchen. Man hatte die Niederlagen von 1537 und 1571 so kräftig in das Gedächtniß der Türken geschrieben geglaubt, daß man keinen Nachfolger des wilden, aber hier vor Korfu besiegten Barbarossa erwartete. Und doch folgte der ersten Meldung wunderbar schnell die That, die Landung der türkischen Truppen in der Bucht von Govino, hier ganz nahe bei dem einsamen Strande von Ipso am 5. Juli 1716. Auf einer Flotte von 22 Linienschiffen und vielen Transport- und Proviantfahrzeugen brachte Kapudan Pascha Dschanum Chodscha eine Armee von 30.000 Mann und 3000 Pferden. Er selber ließ sich sogar ausschiffen und bezog gleich das leer gewordene Landhaus des Signor Pieri. Ein einziger schwarzer, sehr reich gekleideter Sclave begleitete ihn. Dieser hatte auch die Fähre gesteuert und führte ihn vom Strande nach der Villa. Da die ganze Bevölkerung geflohen war, erkannte Niemand den schwarzen Mehmet.

Signor Pieri hatte am längsten im abgelegenen Besitze ausgehalten. Als schon der größte Theil der Landbevölkerung hinter die Stadtmauern geflohen war, machte er noch täglich seine Gänge zum Blumengraben der kleinen Nazli unter den Palmenbäumen, pflanzte neue Blüthen zu und säuberte die alten. Nicht die Spur eines Grabes haftete an der Stelle. Immer üppiger nur war der Garten geworden. Erst da die ersten Schiffe der Türken schon bei Govino gelandet waren und es zweifellos wurde, daß gerade die stille Gegend seines Ipso das türkische Hauptquartier sein werde, flüchtete sich auch Pieri in die Festung von Korfu. Marschall Schulenburg gab ihm eine Hauptmannstelle nach seinem ausdrücklichen Wunsche an einem der gefährdetsten Puncte der Fortezza nuova im Westen der Stadt.

Nur wenige Tage dauerten die Vorbereitungen der Türken. Alle ihre Handlungen schienen von einem ganz besonderen Geiste der wüthendsten Hast geleitet. Das Centrum der Action legten sie nach Potamo, wo auch der Großvezier täglich erschien, und selbst viele Nächte blieb, ohne nach Signor Pieri's Landhause zurückzureiten. Am 16. Juli war dieses vorgeschobene Hauptquartier eingerichtet worden, am 1. August standen schon Batterien über der Vorstadt Manduchio auf dem Monte Olivetto, und am 3. August nahmen sie den Monte Abraham. Die Belagerten mußten auf dem ganzen Umkreise die vorgeschobenen Posten zurückziehen und sich in die Stadtmauern selbst verschanzen. Eine Stunde vor Tagesanbruch, am 18. August, geschah der Angriff auf diese bei der Fortezza nuova und endigte so siegreich für den türkischen Feldherrn, daß er seine Truppen am Abende in der Batterie Scarponi, einem Außenwerke dieser neuen Festung, einquartiert sah.

Das war das Werk, in welchem Nicolo Pieri commandirte, und wie wenn der Kapudan Pascha gewußt hätte, daß dieser darinnen sei und er ihn suche, war er selber bei dem Sturm im Kampfe erschienen, so daß nur wenige Schritte neben ihm Pieri schwer verwundet in der Brust durch den Stich eines gemeinen türkischen Soldaten zusammengesunken und gefangen genommen war. Er erkannte ihn aber erst Abends, als er sich nach dem Gemetzel, wie es täglich seine Gewohnheit war, vor dem Marschallszelte auf dem Hügel von Potamo zuerst die Köpfe der erschlagenen Feinde vor die Füße legen und darauf die Gefangenen vorführen ließ. Einen um den Anderen prüfte er dann, untersuchte ihn, riß den abgeschlagenen Köpfen die Augen auf, forschte im blutgefärbten Haare nach ihrer eigentlichen Farbe, und wurde jeden Abend nur umso grausamer, umso drängender in seinen Angriffsbefehlen für den nächsten Tag, wenn er das wieder nicht gefunden, was er sichtlich mit großer Wuth suchte.

Auch heute an diesem Abende des heißen 18. August wurde ihm Pieri erst unter den letzten zugeführt. Das Alter, der Kampf, die Erschöpfung, das Blut, das ihm in allen Kleidern, in den Haaren und auf dem Gesichte klebten, hatten den schönen schmächtigen Mann derart verändert, daß ihn der Türke erst als seinen gesuchten Mann erkannte, da er nahe an ihn herangetreten und mit dem Daumen ihm den Augen-

deckel gehoben hatte, die dieser nicht aufschlagen konnte, oder nicht wollte. So heftig war in dem Muselmann das plötzliche Aufleben der lang gewährten Rache, daß er beinahe zurückprallte in der ersten wüthenden Freude dieses blutig gesuchten Wiedersehens. Dann faßte er den armen Pieri mit beiden Fäusten auf der Brust, warf ihn nieder, trat ihn mit Füßen, spie ihm in das Gesicht und band den Unglücklichen, der keinen Laut von sich gab, selbst an seinen Sattelknopf, um ihm als seinen eigenen Gefangenen noch in dieser Nacht mit nach der Villa von Ipso zu schleppen. Fackeln leuchteten dem Kapudan Pascha bei diesem entsetzlichen, menschenmörderischem Ritte. Eines der Lichter trug Mehmet, Nazli's schwarzer Haremsdiener.

Denn Nicolo Pieri war, wie das so oft in den türkischen Paschahäusern von Stambul geschieht, zuerst als Page, dann, da er Jüngling wurde, als Diener und rasch durch Liebe und Gunst höher befördert, zuletzt als Dolmetsch und Secretär im Haushalte Dschanum Chodscha gestanden. Wie einen Sohn hielt ihn dieser und wollte sich keine Stunde von ihm trennen. Plötzlich verschwand Nicolo und mit ihm am selben Tage ebenso spurlos einer der Verschnittenen des Harems und die jüngste Frau des alten Herrn, eine Sclavin aus der Gegend von Trapezunt. Der Pascha liebte sie damals nur umso glühender, als diese letzte Liebe erst ein Jahr alt war. Sie hatte den schönen, erst zwanzigjährigen Menschen zuerst durch die Gitter ihres Frauengemaches bemerkt, wie er einmal müßig auf dem Geländer der Landungstreppe lehnte, die vom Bosporus in den Garten des Paschas führte. Dann spähte sie ihn jedesmal aus, wenn er im Gefolge des Gatten ausritt, oder dem Herrn gegenüber im dreiräderigen Kaik saß. Wohlgefällig sogen ihre Augen das schöne Bild immer mehr ein, bis der Eindruck unwiderstehlich geworden war und die weibliche List zum Aufgebote aller Mittel zwang, dem leidenschaftlichem Gefühle Genugthuung zu verschaffen.

Mehmet war zugleich mit der kleinen Nazli vom Pascha in Trapezunt erkauft und ins Haus aufgenommen worden. Mit der eigenthümlichen Leidenschaft, die solchen Verschnittenen manchmal bleibt, hing er sich mit seinem ganzen Wesen und Leben an sie. Es gab keinen treueren Hund, als es der schwarze Mehmet für Nazli war, so war

er es, so daß er jeden Anderen haßte, auch die Frauen des Harems, die ihm besonders zuthunlich erwiesen. Ausschließlich wollte er ihr dienen, aber ausschließlich sollte sie sich nur von ihm bedienen lassen, und nur wo sie es entschieden verfügte oder wünschte, ließ er Andere zu. Auch seinem Herrn grollte er im tiefsten Innern seines Wesens, weil er Rechte über die Geliebte besaß, sie übte, und weil Mehmet sehen mußte, wie Nazli dem Pascha schmeichelnd begegnete. Diese Liebe des Verschnittenen selbst wurde das Werkzeug, womit Nazli endlich ihrer brennenden Sehnsucht nach einer Zusammenkunft mit Nicolo Gewährung verschaffte. Sie brachte Mehmet dahin, sich zum Sendboten ihrer Grüße und Winke herzugeben. Ein freundliches Lächeln, irgend ein Scherz, eine Neckerei, waren die Münzen, womit sie dem Unglücklichen diese verzweifelten Opfer seiner selbst erkaufte. So nimmt man in rettungslosen Krankheiten Gift ein, um wenigstens halb noch zu leben.

Ein Jahr lang dauerten die also vermittelten Begegnungen, meistens in einem abgelegenen Thale des Bosporus, bis endlich auch dieses der immer mehr in Nicolo verlorenen Nazli zu selten erschien und sie auf eine immerwährende Vereinigung bestand. Mit der Macht der Liebe, die sie gegen Mehmet, wie gegen Nicolo, nur auf jeden mit anderen Mitteln übte, bewog sie beide zur Flucht. Pieri war seit langem schon ein Spion des venezianischen Gesandten geworden. Auch das war eine byzantinische Sitte, die noch nicht ganz ausgelöscht ist. Der Bailo, nun zum Danke, verhalf ihm zur Flucht auf ein venezianisches Schiff, denn Nicolo hatte nur vorgeschützt, daß er fliehe, weil seine Botschaftsdienste dem Pascha entdeckt worden seien. Nazli folgte in den Kleidern eines Pagen und Mehmet als sein Diener.

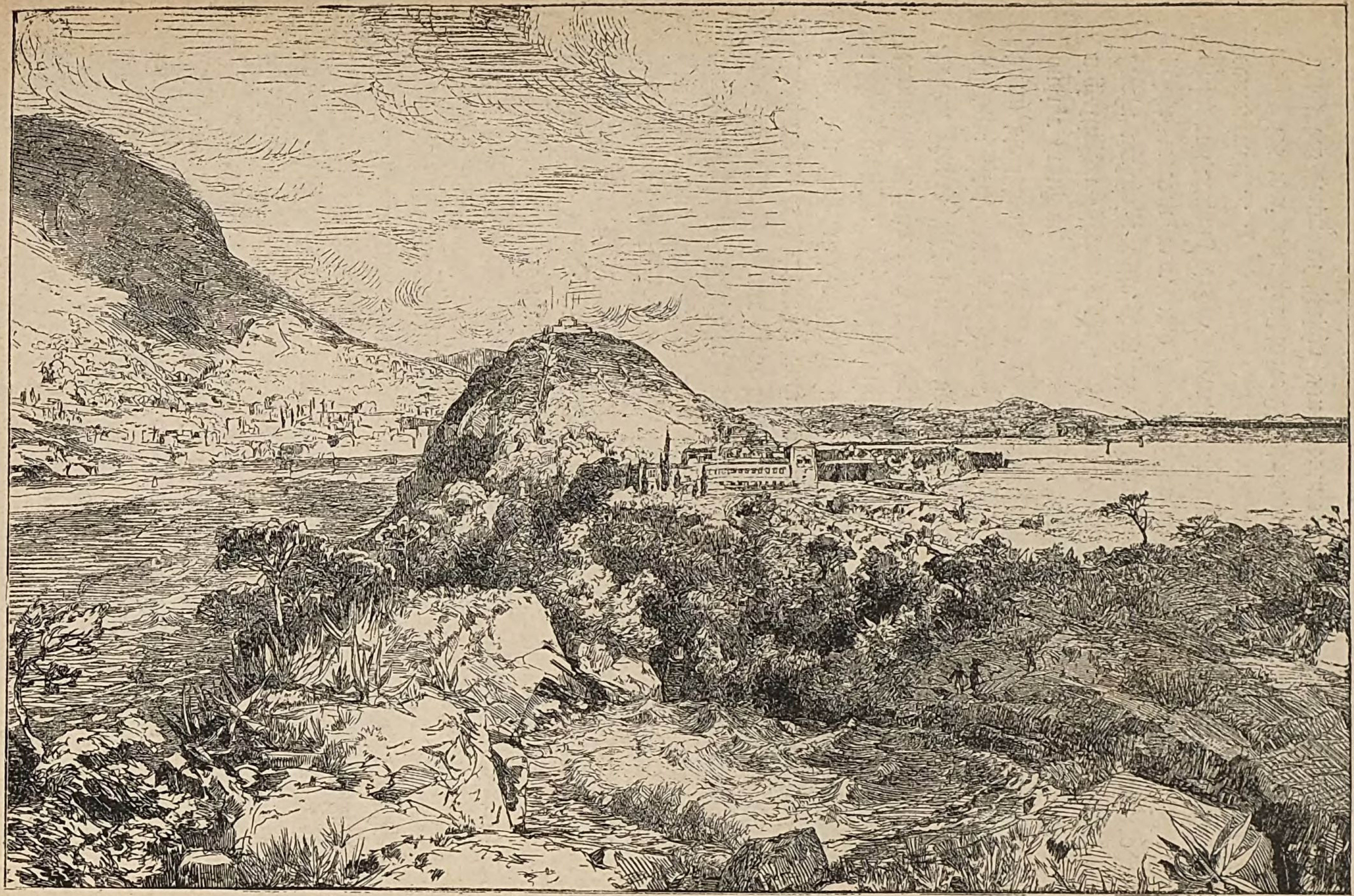
Dschanum Pascha, der damals noch nicht Admiral war, bot Alles auf, die Flüchtlinge zu hindern, denn sein Haß, sein Rachedurst gesellte sich der begierigsten Liebessehnsucht und dem Grolle der verletzten Eitelkeit. Nicolo und Nazli suchten inzwischen in der treuesten Liebe zu einander den Undank zu rechtfertigen und vor dem Schicksale abzubüßen, den sie gegen ihren Wohlthäter geübt. Alles that sie ihm zu Liebe, und er lebte müssig und versteckt, der Welt und ihrem Ehrgeize für immer entzogen, wie es die Geliebte wollte, die eifersüchtig selbst auf den Baum war, dem er besondere Sorgfalt angedeihen ließ. Denn

so lieben diese Weiber des Orients, wenn sie einmal zu lieben angefangen. Nur Eines hatte sie ihm jederzeit verweigert: Das Opfer ihres Glaubens, und treu ihrem einzigen Gotte und Mohammed dem Propheten starb sie, und ward sie deßhalb auch ohne Sang und Klang und ohne Kreuz auf der Stätte in ungeweihter Erde begraben.

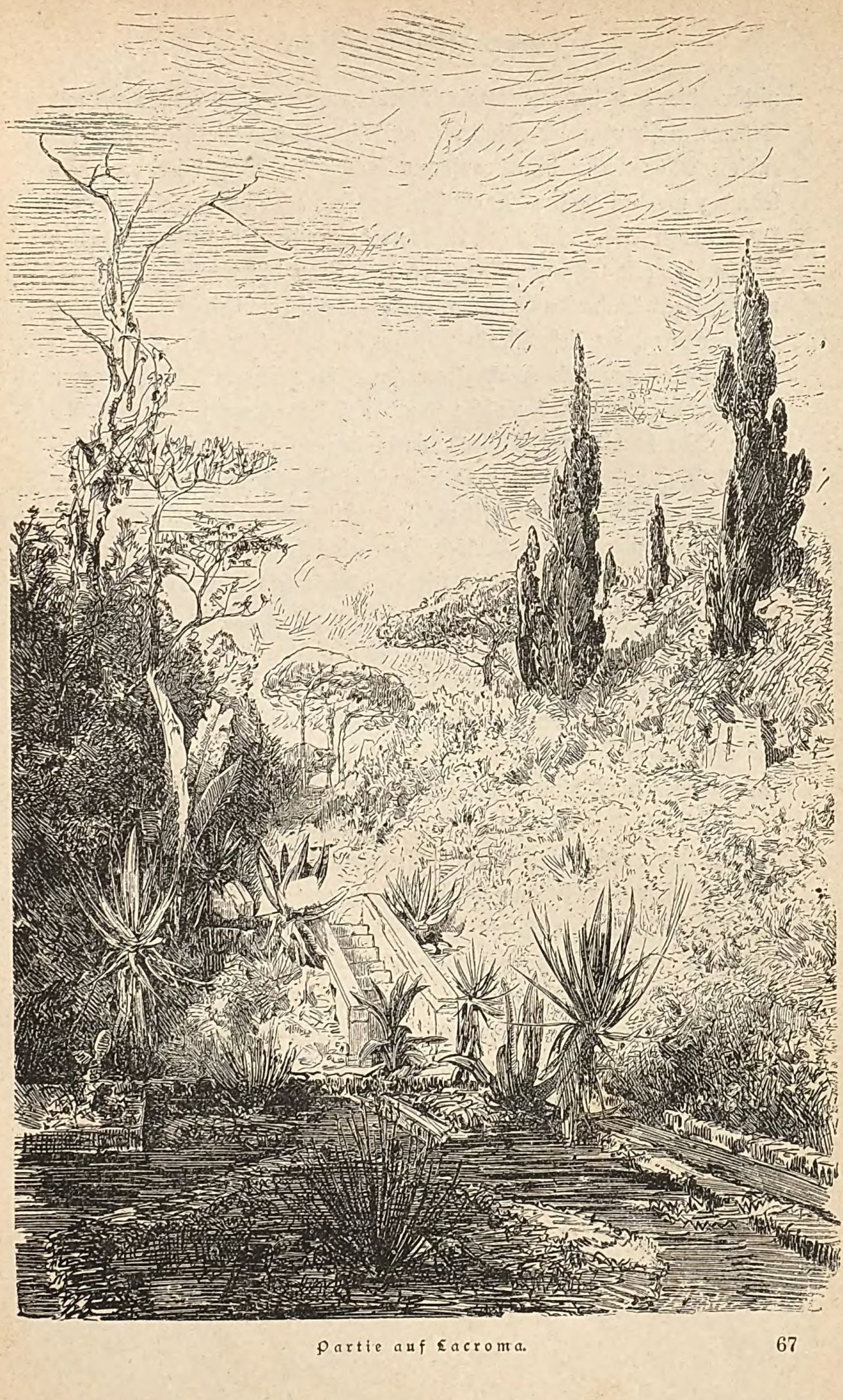
In Mehmet war der Neid gegen Nicolo nur durch die Rücksicht für seine geliebte Herrin gebändigt worden, aber darum unter dieser auferlegten Asche die Glut seines Hasses nur umso mehr gewachsen. Wie entfesselt, wie befreit fühlte er sich jetzt. Von seiner Liebe zur Todten blieb kein Funke mehr übrig; das ganze Gefühl wendete sich in Rachedurst gegen den Nebenbuhler. Bisher hatte er nur sie gesehen, jetzt war nur noch Nicolo für ihn auf der Welt. Solche rohe, barbarische Naturen haben kaum die Erinnerung. Jedes Denken und Besinnen erlischt in der furchtbaren Glut ihres Fühlens. Daher ist ihr ganzes Wesen, wenn sie einmal zu fühlen anfangen, immer nur Eines, und leisten sie durch die Treue oder die Liebe und den Haß weit mehr als andere durch die Bildung Gezähmte. Mit Naturgewalten äußert es sich in ihnen, sowie jene Feuer und Wasser, die auch durch die felsigsten Rinden der Erde brechen. Auch das Thier in seiner Wuth hat solche Lebensäußerungen.

Mehmet sah nur erst, daß Nazli todt sei, so warf er sich ohne einen letzten Abschiedsblick nach ihr in einen Kahn, den er im venetianischen Arsenal der Bucht von Govino stahl, und ruderte hinüber nach Albanien. Er schlug sich durch das ganze Bergland zu dem Kapudan Pascha nach dem Peloponnes und zeigte ihm den Weg ihrer beiden Rache. Mit dem Aufwande der ungeheuersten Mittel verfolgt, gelangte diese dann endlich an jenem 18. August des Jahres 1716 durch die Einnahme des Außenwerkes Scarponi der Fortezza nuova an ihr grausames Ziel. Mehmet hatte ausgekundschaftet, durch die mannigfaltigsten Verbindungen, die ihm sein langjähriger Aufenthalt auf Korfu verschafft hatte, daß Nicolo Pieri dorthin mit einem Commando gesetzt worden war, und hauptsächlich deshalb der Kapudan Pascha gleich von Anfang an den Angriff zumeist auf die westlichen Stadtviertel concentrirte . . .

Es war eine furchtbare Nacht geworden während dieses Triumphrittes des Kapudan Pascha von Potamo nach Ipso. Gewitter giengen



Lacroma.



Partie auf Lacroma.

nieder, die das türkische Lager überschwemmten und zerstörten, und Stürme zerstreuten die Flotte. Der Wind löschte die Fackeln, aber endlose Blitze wiesen dem grausamen Sieger den Weg. Pieri war noch lebendig und bei vollem Bewußtsein, da sie nach Ipso zu seinem Landhause kamen. Aber nicht eine Antwort gab er den Fragen des Kapudan Pascha, die alle wissen wollten, wo das Grab der treulosen Nazli sei, um in dessen Entweihung wenigstens seiner Eifersucht eine Genugthuung zu verschaffen. Er ließ Nicolo peitschen, dann bat er ihn wieder, versprach ihm Leben und Reichthümer, denn über seinem Gefühle gegen den Verräther und Nebenbuhler stand noch das gegen die treulose Geliebte. Wer so bis in das Grab hinein hassen kann, muß glühend geliebt haben, und das läßt diese leidenschaftliche Grausamkeit des alten Mannes nachsichtiger beurtheilen. Alles versuchte er, aber umsonst. Nicht der Folter und nicht der Verlockung ergab sich der zu Tode Verwundete. Steinern blieben Nicolo's Lippen, keine Klage und keine Bitte kam über sie. Auch bei ihm stand die Liebe zur Todten immer noch über jedem anderen Gefühle. Und selbst nicht mit einem tröstlichen Blicke der sehnsüchtigen Augen hinüber nach den Palmen verrieth er dem Wütherich das geliebte Grab, der Alles an ihm beobachtete, so daß Nazli heute noch immer in ungeweihter Erde ruht und ein Schatzgräber unter den Palmen von Ipso ihre Asche unberührt finden müßte.

Erst als der Morgen kam und nach dem furchtbaren Unwetter schon wieder milchig und in jene Perlmutterfarben des ersten Tageslichtes zu schmelzen begann, die den Sonnenaufgängen auf Corfu eigenthümlich sind, brachen Nicolo Pieri's Lebensgeister zusammen. Er sah die Sonne an, die hoffnungsvoll nach schwerem, mächtigem Sturme, ganz also wie das Bild seines vergangenen Lebens und nun seines letzten Gedankens, rechts über der Bucht von Govino aufstieg; aber links hinüber nach den Palmen blickte er auch dann noch nicht. Er ist ohne diese letzte Tröstung aus dem Leben geschieden und hat die Strafe für seinen Raub, für den Treubruch und Verrath an dem väterlichen Freunde und Wohlthäter bis in ihre letzten grausamen Möglichkeiten abgebüßt. Der Türke, unversöhnlicher als das Schicksal, ließ den Leichnam, bekleidet und schmutzig, wie er war, an einen der Fensterbalken des schönen, einmal so glücklichen Landhauses aufhängen. Dann gab er

einige geheime Befehle und plötzlich sah sich Mehmet ergriffen, der ihnen bisher bei allen diesen Eroberungen die Hand geliehen, gebunden und in wenigen Minuten hing er neben Pieri, an demselben Holze. Feuer, das der Pascha in die Wohnung werfen ließ, verwandelte Alles in die Ruinen, die wir heute noch dort sehen.

Von Korfu aber machte Graf Schulenburg einen Ausfall, der in der Abwesenheit des türkischen Commandirenden über die schlecht geführte Armee des Sultans einen glänzenden Sieg davontrug. Auch zogen sich am 22. August schon die Türken nach Govino zurück und schifften sich eilends nach Constantinopel ein. Ohne jeden Erfolg hatten sie einer 42tägigen Belagerung 15.000 Mann, 56 Kanonen, 8 Mörser, alle ihre Zelte, Magazine und das ganze Gepäck geopfert und ließen auch noch ihre Verwundeten in den Händen der Sieger. Es war der schönste und letzte glorreiche Erfolg, den die schon sterbende Republik Venedig erkämpfte. Dschanum Chodscha Pascha aber wurde in das Schloß der sieben Thürme gesteckt und weil die über ihn verhängte Untersuchung manches von dem, was eben erzählt wurde, zu vermuthen gegeben haben wird, legte man ihm wenige Wochen darauf den verliebten Kopf vor die Füße. Dem Marschall Schulenburg votirte der dankbare Senat der Republik Venedig eine Statue zum ewigen Gedächtnisse an seine tapfere und geschickte Vertheidigung Korfu's gegen den Erbfeind der Christenheit.

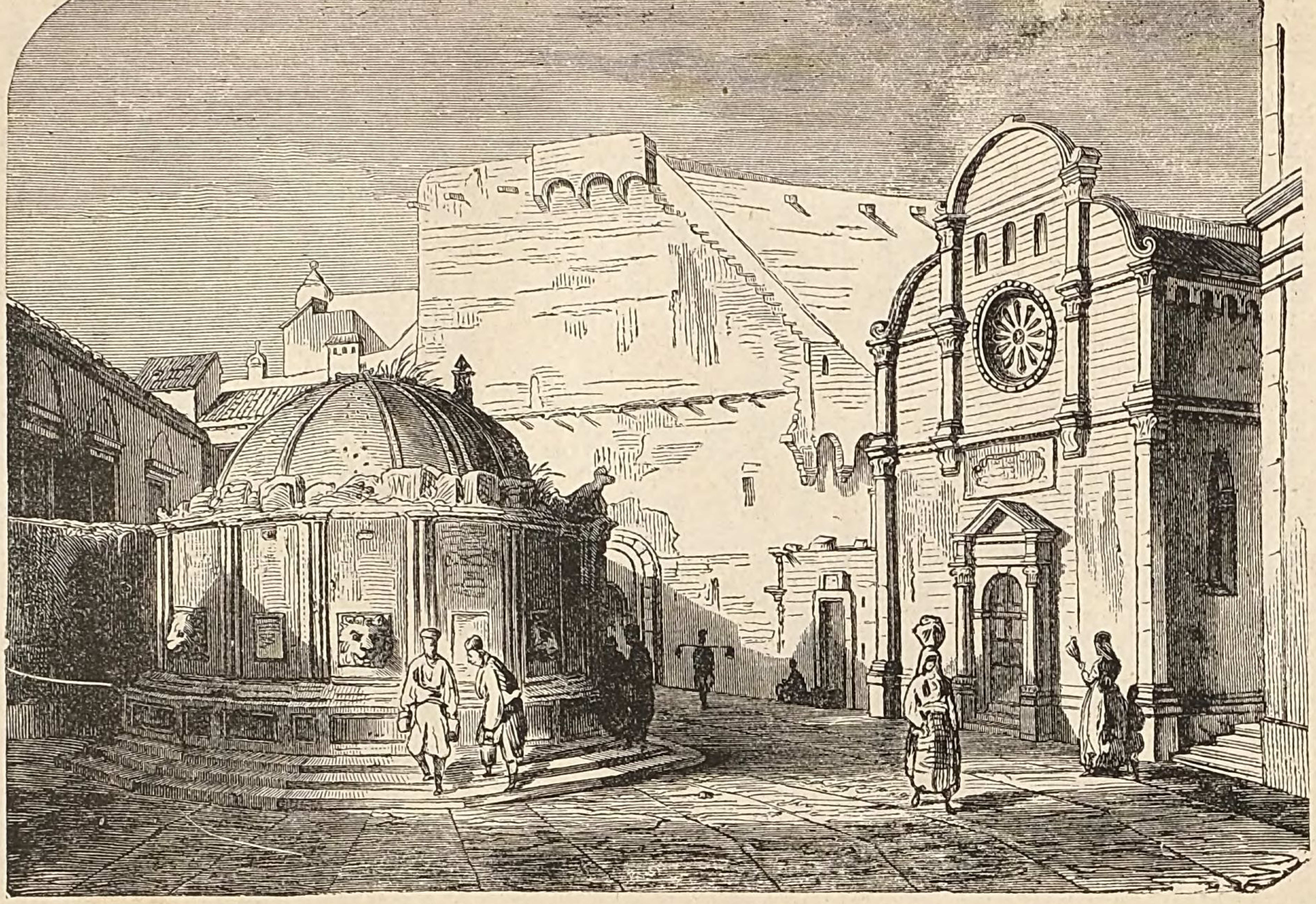
Dies die romantische Geschichte des stillen, vereinsamten Ipso, das der Kronprinz am Ostersonntage, den 17. April besuchte. Er sah daß „die Palmen stehen als ein Grabdenkmal der Liebe, so heilig und schön als die Rousseaufelsen von Meillerie am Genfersee . . .“

XVI.

Von Korfu nach Cattaro.

Noch an demselben Tage, auf welchen der zweite Besuch von Korfu fällt, wurde die Weiterreise angetreten. Sie erfolgte diesmal im näheren Bereiche der albanesischen Küste, deren vielartigen Reize dem hohen Reisenden großen Genuß bereiteten. Gerne hätte der Kronprinz das Gestadeland, welches der Insel Korfu gegenüber liegt und das ein wahres Eldorado für Jäger auf Wasserwild ist, besucht, aber die Zeit war zu kurz bemessen. Wenn man die Phäakeninsel verläßt, steuert man durch den schmalen Canal, der sie vom Festlande trennt, in ein Seethor der interessantesten Art. Man begreift unschwer, daß mit einer so wichtigen Seepassage auch die Einbruchsstelle auf der Landseite immer eine große Bedeutung haben mußte. In der That finden wir an dieser Stelle seit den ältesten Zeiten eine Militär-Station, die, wie alle albanesischen Gestadepunkte, im Laufe zweier Jahrtausende die buntesten, mannigfachsten Ereignisse vorüberziehen sah.

Es ist das berühmte Buthroton, dessen Localmythus bis in das trojanische Zeitalter hinaufreicht. Historisch greifbar tritt diese Küstenwarte zur Römerzeit hervor, in der sie eine Station der großen Militärstraße war, welche von Avlona aus längs des epirotischen Gestades und weiter durch die griechischen Nordprovinzen bis Athen einerseits und bis Thessalonich anderseits führte. Es war der südlichste Küstenpunkt des Epirus, den Cäsar erreichte ... Die Position von Butrinto — wie sie heute heißt — hat indeß nichts Großartiges an sich; die Bedeutung derselben liegt, wie schon erwähnt, lediglich in der topographischen Lage am korfuotischen Meerescanal. Es ist auch sehr



Der Röhrbrunnen am Pillethor in Ragusa.

zweifelhaft, ob Buthroton je eine bedeutende Stadt gewesen, da schon die locale Beschränktheit des Raumes entschieden dagegen spricht. Es ist ein ganz schmaler Streifen Landes, der von Santa Quaranta abgeht und sich an seinem südlichen Ende keulenartig erweitert. Dieses derart gekennzeichnete Land wird auf drei Seiten von Gewässern umschlossen. im Westen durch das Meer, im Osten durch einen See (den See der Butrinto), im Süden endlich durch den Schiffahrtscanal, der uns in das Binnengewässer bringt. Der Keulenkopf selbst ist durch mehrere Meeresbuchten wie ausgefressen und präsentirt sich wenig klotzig und als unbedeutend hoch.

Ein eigenthümliches Bild diese menschenverlassene, öde Stätte! Man steuert durch den schilfbewachsenen Schlammfluß, der die Verbindung zwischen Meer und See herstellt, in fast geisterstiller Einsamkeit. Wäre nicht das Wassergeflügel und hin und wieder die Staffage eines albanesischen Hirten, man wäre verleitet, an einen bösen Spuk zu glauben, an das Werk eines Dämons, der dieses Land in seinem Banne hält. Es gab übrigens vordem zwei Niederlassungen an dieser Stelle: die ältere und älteste, nördlich des Schlammflusses, und die jüngere, eine Schöpfung der Venezianer — südlich derselben. Von beiden sind nur einzelne Fragmente: ein Thurm da und ein Thurm dort, sowie Wallmauern vorhanden, alles von Schlinggewächsen, Feigengebüsch, Lianen und stachlichten Gewächs wild überwuchert und durchwuchert. Kaum daß der Fuß sich durch diese Wildniß seinen Weg zu bahnen vermag. Wo die Akropole des römischen und byzantinischen Buthroton stand, und wo sich auch noch cyklopische Grundmauern vorfinden, taucht heute die Burghöhe mit ihren verwitterten Mauerzügen in eine Bucht des stillen, schilfbegrenzten Sees ab. Nur animalisches Leben regt sich in dieser Wasserwüste, der Mensch hat sich im Laufe der Zeit aus ihr zurückgezogen, während die spärliche Vegetation in der Fieber- und Sumpfluft abstarb. Der See ist ungemein schlammig und der Tummelplatz zahlloser Pelikane und Wildenten. Hin und wieder sieht man im Rohr die träge Masse eines Büffels, der, wie sein Geschlechtsgenosse in den pontinischen Sümpfen, seinen schwarzen, russigen Körper stundenlang in der Schlammfluth aufquellen läßt.

Es war nicht immer so stille in und um Buthroton. Nachdem die epirotische Küstenwarte in den Besitz der Byzantiner getreten war, blieb sie fast ungeschützt den westländischen Feinden ausgesetzt, von denen sich zuerst die Normanen einfanden. Es waren Robert Guiscard und Bohemund, die sich hier festsetzten. Aber bei dem bald hierauf erfolgten Angriffe auf Korfu ließen die Normanen an zehntausend Leichen, die das Sumpffieber als Opfer verlangt hatte, am Schilfgestade zurück. Natürlich kamen späterhin die Gemüther nicht zur Ruhe und so wurde noch im ganzen XI. Jahrhundert wacker um das Fiebernest gestritten. Den lethargischen Schlaf, in den das Gebiet, der See und die Mauertrümmer von Buthroton seitdem versunken sind, brachte das Türkenthum mit sich. Seitdem ist der See versumpft und verschlammt, die Befestigungen, die so viel Blut fließen sahen, sind in Trümmer gesunken und von Dornengestrüpp überwuchert worden. Die Schatten des Todes brüten über den Rohrfeldern. Glanz und Thatendrang sind verschollen und an deren Stelle Schmutz und Pestilenz getreten. Die wenigen Bewohner, die in dieser Einöde wohnen, sind Griechen oder christliche Albaneser; die Mohamedaner haben es vorgezogen, das karge Leben und den Schauplatz ihrer welterlösenden Thaten Andern zu überlassen und sich in die dahinterliegenden üppigen Thallandschaften des Drynos und der Vojussa zurückzuziehen.

Nachdem die „Miramar" bei etwas trübem Wetter an diesem Gestade und weiter an der Küste der „Keraunien" vorübergesteuert war, passirte sie das albanesische Uferland bei dem einst hochberühmten Apollonia. Im Alterthume theilte es den Glanz des Ruhmes mit Orikon. Vom Meere aus sieht man die Minarets der heutigen, total verkommenen Türkenstadt Avlona, die aber mit jenem Apollonia nichts gemein hat. In alten Zeiten wird Avlona nur hin und wieder genannt. Umsomehr tritt es im Mittelalter, namentlich in den Normanenkriegen in den Vordergrund. Die große, weitläufige Bucht mit ihrer schützenden Gebirgsumrahmung, gewährte den Schiffen Robert Guiscard's vorzügliche Zuflucht. So wurde Avlona im XI. und XII. Jahrhundert der Ausganspunkt jener beiden großen Expeditionen gegen das byzantinische Reich, welche Robert und Bohemud durchführten. So günstig sich aber der Hafen als Flottenstation erwies, so gefährlich wurde dem

normannischen Heerhaufen das umliegende wilde Gebirgsterrain, in welchem sich verwegene albanesische Freischaaren herumtrieben. Von ihrer Kampfweise, die sich meist in kühnen, verderblichen Ueberfällen ausprägte, hatten die Invasionstruppen ungemein viel zu leiden. Für sie bedeuteten die Keraunier mit ihren wetterharten Bewohnern eine permanente Gefahr, einen immerwährenden Schrecken. Es war damals ein hartes, zähes Geschlecht, und man muß gestehen, daß die heutigen Bewohner, die dieses Gebiet (das Chimara-Gebirge) bewohnen, von der Art ihrer Vorfahren wenig eingebüßt haben. Es sind durchwegs Albanesen, und zwar zur Hälfte Mohammedaner und zur Hälfte orthodoxe Christen.

Nachdem die normannische Macht gebrochen war, machten sich die Hohenstaufen einige Zeit hindurch in Avlona zu schaffen. Es war eine unbedeutende Episode. Viel nachhaltiger vertrat Carl von Anjou sein Recht auf die Stadt und ihr Gebiet, und er ist es, dem die bedeutungsvolle That zugeschrieben wird, daß er als Christ — in Avlona mohammedanisirte. Seine Soldaten waren nämlich Saracenen, wodurch bewiesen ist, daß Mohammedaner ein volles Jahrhundert vor der osmanischen Invasion in diesem Theile Albaniens auftraten. Nach der blutigen Schlacht von Berat — ein ziemlich freundliches, hübsch gelegenes Städtchen, nordöstlich von Avlona — welche Anfangs April 1281 zwischen Byzantinern und dem anjouvianischen Feldherrn geschlagen wurde, war es mit der Herrlichkeit der Anjou im Epirus für immer vorüber.

Später kam es zwischen Byzantinern und Venetianern vor Avlona zu allerlei Händeln, die aber keine Störung des byzantinischen Besitzes, in welchem sich der kaiserliche General förmlich als ein unabhängiger Fürst gerirte, hervorriefen. Erst 1337 fiel es definitiv in fremde Hände, und zwar in jene der Serben, deren Beherrscher Czar Duschin in albanesisches Gebiet eingefallen war. Die venetianisch-slavischen Beziehungen gestalteten sich, nachdem das großserbische Reich zerfallen war, und Giovitsch zu Avlona ein unabhängiges „Despotat“ geschaffen hatte, ziemlich intim. Mit Beginn des XV. Jahrhunderts zog aber das osmanische Unwetter allmälig auch über den Epirus hinauf, und 1417 — also fast ein Jahrhundert früher als in Durazzo — zogen die Türken in Avlona ein.



Trachten aus dem Districte von Ragusa.

Seitdem verschwindet der historisch so denkwürdige Ort fast ganz aus der Geschichte. Wohl sammelten die Großadmirale verschiedener Sultane zu Zeiten ihre Flotten in der schönen Bucht, um Angriffe zur See auf noch nicht erobertes Küstenland, namentlich aber gegen Korfu zu vollführen. Für die Stadt aber konnte dies kaum von Bedeutung sein. Sie verfiel, sank immer tiefer, und heute ist sie kaum mehr als ein elendes Dorf. Die historischen Erinnerungen sind verschollen und kein Denkmal zeugt von vergangenem Ruhme. Nur die unverrückbaren Felshäupter der Keraunier blicken noch wie damals, ohne sichtbares Leben, geisterhaft auf die Bai und ihre Olivenhaine herab. Sie sind das einzige, was im Wechsel geblieben. Aelter noch, als die Erinnerungen, die sich an Avlona knüpfen sind die Sagen, die an den Felszinnen haften geblieben, und wenn die heutigen Chimarioten einen fast 6000 Fuß hohen Gipfel „Monte Tartari" nennen, so ist dies nichts anderes, als der moderne Ausdruck für eine uralte Vorstellung. Die geisterbevölkerte Unterwelt besteht noch und zuweilen schleudert Zeus seine Donnerkeile um die Felsgrenzen des Küstengebirges.

Wenn man heute über diesen wilden Höhenzug hinwegblickt, sieht man in einiger Entfernung einen zur Vajussa abfallenden Höhenzug mit dem Kloster Pollonia. An seinem Namen haftet, wie man sagt, das classische Apollonia, von dem wir wissen, daß es eine Gründung der Korinther war. Sulla hatte sich, wie Plutarch erzählt, eine Zeit hier aufgehalten, und den studienbefließenen Augustus überraschte an dieser denkwürdigen Stelle, vielleicht gerade in einem Augenblicke, wo er mit Apolladoris von Pergamus griechische Redekunst getrieben, die entsetzliche Nachricht von dem Ende seines Adoptivvaters am Fuße der Säule des Pompejus. Eine einzige Säule ist es auch, die von der alten Stadt übrig geblieben.

Weiter nach Norden nimmt die größte albanesische Küstenebene ihre Ausdehnung. Ueberall Lagunen, Sumpf und Schilf und dahinter stundenweites Flachland. Fern im Innern, dort, wo die Ebene zum Thale von Elbassan sich verengt, streichen Bergzüge. Sie sind aber nur mäßig hoch und erinnern weder nach plastischem Aufbau, noch nach Längenentwicklung an die gewaltigen Keraunier. Dennoch ist auch dieser trostlose Küstenstrich geeignet, unsere Gedanken mannigfach

zu beschäftigen, erwägt man, daß das Gestadeland in seinem ganzen nördlichen Verlaufe bis Durazzo, von den ältesten Zeiten bis zur Türken-Invasion der Schauplatz von blutigem Völkerringen war. Wo die Vajussa ihre Fluthen dem Meere zuführt, ist jene Stelle zu suchen, wo sich jene denkwürdige Scene mit Cäsar und seinen Bootsleuten zutrug . . . „Du trägst Cäsar und Cäsars Glück — steuere guten Muths!“

Noch höher hinauf in unserem Interesse rückt Durazzo, die Stätte von Dyrrhachium. Als die „Miramar“ an ihr vorübersteuerte, war Nebel eingefallen und das Gestade war kaum auszunehmen. Was aber hatte dies zu bedeuten gegenüber der Fluth von Erinnerungen, die sich den Reisenden aufdrängten! Die gesammten römisch-orientalischen Beziehungen, sowie jene des getheilten römischen Weltreiches in den Kämpfen des Mittelalters nicht zu gedenken — spielen sich an dieser Küste ab. Ihr glänzendes Emporium war durch Jahrhunderte Dyrrhachium, das unweit der kortyrenischen Colonie Epidammus erstand. Wo dieses lag, dehnt sich heute der schmutzige unbedeutende Häuserknäuel von Durazzo. Das berühmte Dyrrhachium lag oben etwas nördlicher, dort, wo sich heute Sümpfe und Marschland dehnen, die zweifellos den Raum bezeichnen, den einst der Hafen der im großen Bogen erbauten Stadt einnahm. Dyrrhachium war die glänzendste Stadt des alten Illyrium. Die Reste, die man heute sieht und die ziemlich ausgedehnt sind, geben einen Begriff von der Größe des Emporiums, in welchem ein immerwährendes Handeltreiben, ein malerisches, buntes Völkergewühle herrschte. Kein Wunder also, daß hier der Orient und Occident ihre Reichthümer tauschten, daß die südlichen und östlichen Völker hier zusammenströmten und die prächtigen Gassen vor dem Kriegslärm der römischen Legionen wiederhallten. Im Hafen schaukelte permanent ein Wald von Waffen, denn Dyrrhachium war die bedeutendste Handelsstadt des näheren Orients. Roms Glanz, Macht und Größe fanden in dieser Stadt eine getreue Copie. Zahlreiche Berühmtheiten der Siebenhügelstadt besuchten sie, wie es auch bekannt ist, daß Cicero auf kurze Zeit hieher exilirt wurde. Das Exil dürfte ihn unter so bewandten Umständen kaum schwer gedrückt haben. Von Roms Koryphäen, die das Kriegshandwerk nach Dyrrhachium

führte, seien nur die drei berühmtesten: Cäsar, Pompejus und Augustus, erwähnt. Justinian verschönerte die altberühmte Stadt und die Gothenkönigin Amalasuntha, Tochter des großen Theodorich, bewohnte in ihr einen prächtigen Palast. Dann aber brach das Unheil mächtig herein. Mitte des VI. Jahrhunderts beginnt die slavische Bedrängniß, kurz hierauf die bulgarische (die Bulgaren waren damals noch nicht slavisirt), im XI. Jahrhunderte die normannische. Bei Durazzo (wie es nun hieß) schlug Rober Guiocard den griechischen Kaiser Alexius. In den nächsten Jahrhunderten ein Spielball der Venezianer, Byzantiner, der Kreuzfahrer, Slaven und Albanesen, fiel es zuletzt den Osmanen in die Hände. Mit dieser Katastrophe breiteten sich die Todesschatten über die Küste von Dyrrhachium. Es verfiel immer mehr, bis es zu dem elenden Dorfe herabsank, als welches heute das Städtchen „Dratsch" dem Reisenden sich präsentirt.

Nördlich von Durazzo tritt die albanesische Küste stark nach Osten zurück, so daß ihre Contouren bald in einem blassen Nebel verschwinden, in der Ferne aber werden bald andere Berge sichtbar — die ersten des heimatlichen Bodens: Oesterreichisch-Albanien. In diesem Augenblicke war die ganze Reisegesellschaft auf dem Decke der „Miramar" versammelt. Die glühende Nachmittagssonne, welche im Sinken begriffen war, vergoldete die entlegenen Höhenzüge, und das Meer glänzte in der milchgrauen, schillernden Farbe der Perlmutter. Der Kronprinz nahm den Feldstecher zur Hand und suchte die wohlbekannten Punkte: Spitza, Lastua, Budua und unterhielt sich besonders aufgeweckt mit seiner Umgebung. War es doch die Südspitze seines geliebten Oesterreichs, der erste Gruß aus der Heimat, die er seit Wochen vermißt hatte!

Die schroffe und mächtige Bergmauer von Montenegro lauft in ihrer Hauptrichtung von Norwesten nach Südosten, gewissermaßen parallel mit der Küste der Adria, zieht sich bei der Bucht von Cattaro etwas ins Innere zurück und zieht dann von diesem Orte aus, unter einem spitzen Winkel zur Küste geneigt, längs dieser hin, bis sie mit ihr bei der Landspitze von Dubowitza zusammen trifft. Hierdurch entsteht ein längliches und sehr schmales Dreieck, das im Norden und Osten von der erwähnten Bergkette, im Westen von der Meeresküste begrenzt wird. Harte Kämpfe kostete es den Venezianern, den Türken, die sich



Gusla-Spieler (Ragusa).

auch in diesem Dreiecke festgesetzt hatten, dasselbe zu entreissen. Es umfaßt ungefähr 30 Quadratmeilen und zählt 40.000 Bewohner, die zwar aus verschiedenen kleinen Volksstämmen mit besondern Namen bestehen, in Sitten und Gebräuchen aber viel Gemeinsames haben. Es sind im Allgemeinen lauter Slaven oder slavisirte Albanesen. Auch hat es und zwar noch in der neueren Zeit, Fälle gegeben, wo sich diese Volksstämme als ein politischer Körper fühlten und gemeinsame Acte vornahmen, so z. B. in der Zwischenzeit nach dem Abzuge der Franzosen und vor der Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft, als schon damals die Russen unter der Mitwirkung der Montenegriner sich hier festzusetzen versuchten. Die „Zuppa" insbesondere bildet durch ihre Größe und Fruchtbarkeit ihres Gebietes gewißermassen das Hauptglied von Oesterreichisch-Albanien. Die Bewohner derselben waren von jeher ein sehr kriegerischer, vornehmer, auf seine Unabhängigkeit eifersüchtiger und sehr widerspänstiger Stamm, der besondere Privilegien beanspruchte und sie auch zu behaupten wußte. Den Namen Zuppa sucht man von dem slavischen Worte Schuppa herzuleiten, so daß er ungefähr soviel heißen würde als Bozuk, Distenik. Nach Anderen soll Zuppa soviel bedeuten, als ein heiterer, sonniger Landstrich, was auch ganz auf dieses Gebiet paßt, das schattenlos den sengenden Strahlen der südlichen Sonne ausgesetzt ist. Diese ursprünglich albanesische Zuppa ist seit allen Zeiten in vier Grafschaften getheilt gewesen, welche unter den Venezianern von Conti verwaltet wurden. Jede dieser Grafschaften hatte ihren eigenen, von der Bevölkerung selbst gewählten aber von der Republik Venedig bestätigten Knez.

Das Nationalcostüm der Zuppanen ist ein sehr stattliches, malerisches. Man sieht sie nie unbewaffnet. Außer Pistolen und Messer im Gürtel tragen sie, wenn sie in die Stadt nach Cattaro gehen, auch ein gewöhnlich ziemlich kostbares Gewehr und ein langes Pfeifenrohr mit, doch hindert sie diese Last nicht im mindesten, mit der größten Leichtigkeit und Gewandtheit Felsen und Berge zu erklettern und über breite Klüfte zu springen. Seine Gattin behandelt der Zuppane mit mehr Rücksicht und Freundlichkeit als der Montenegriner, mehr als seine Gehülfin, denn als seine Magd. Auch sind die Frauen selbst bei der gemeinsten Arbeit vom Kopfe bis zum Fuße aufgeputzt. Die Häuser

der Zuppane sind meist ziemlich groß, geräumig und reinlich. Ueberhaupt herrscht unter ihnen bedeutender Wohlstand und doch ist das Land nicht so fruchtbar, als es bei zweckmäßigem Anbau sein könnte; die Leute aber wissen nicht alle seine Vortheile auszubeuten, und die lange türkische Pfeife ist überall, wo sie sich einbürgert, ein großes Hinderniß anhaltender und angestrengter Arbeit. Der Thalboden ist unbewohnt, weil er in der Regenzeit zu sumpfig ist und von den Gießbächen überschwemmt wird, für deren Ableitung man nicht sorgt. Die Dörfer liegen auf beiden Seiten am Rande der Gebirge und die Ebene besteht aus ausgedehnten Maisfeldern. In trockenen Jahren — und diese sind hier vorherrschend — leidet die Cultur von anhaltender Hitze und Dürre, dann verbrennt der Mais und die Ernte ist eine sehr geringe.

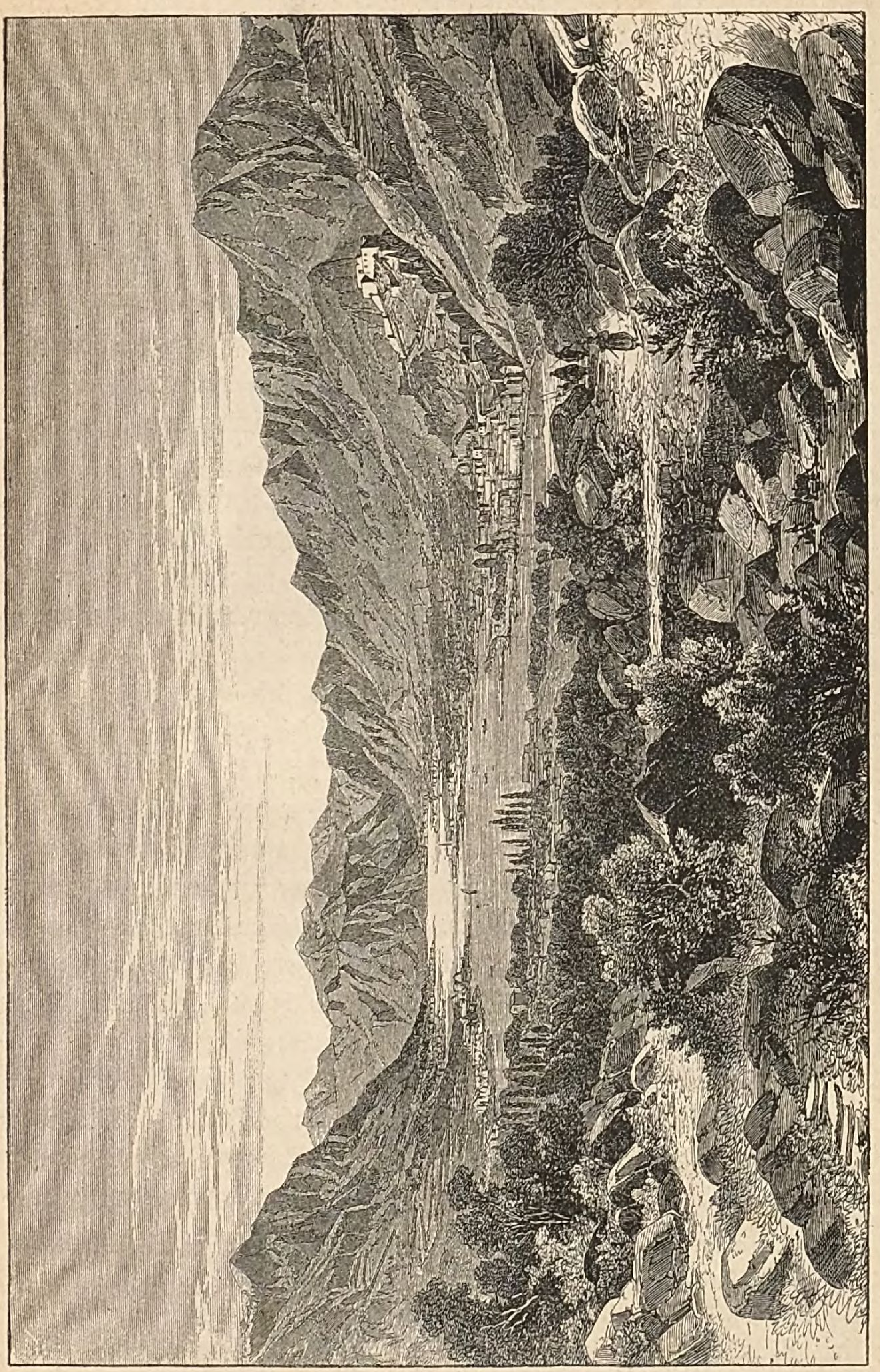
Eine Seitenbucht des Canals von Cattaro ist die von Risano; sie hat ihren Namen von dem gleichnamigen kleinen Orte, der im Alterthume die vornehmste Stadt am ganzen Canale war, der auch von ihr den Namen Sinus Rhizonicus erhielt. Der Ort selbst liegt im Hintergrunde dieser Bucht, hart am Ufer, und ist noch heute ein rühriger Handelsplatz, dessen Bewohner sich durch mehr Unternehmungsgeist, stattliche Körpergestalt und eine reiche Kraft auszeichnen. Der Erdeinschnitt, welcher den Busen von Risano bildet, setzt sich vom Ufer aus noch als langes, von Felsen eingeschlossenes Thal fort, welches im Anfange ziemlich bebaut und mit Reben und anderen Pflanzungen erfüllt ist, in seinem weiteren Verlaufe zu einem wilden, steinigen Hochthal ansteigt. Dieses Thal wird von den Crivoscianern, einem slavischen Hirtenvölkchen bewohnt, das in dieser Abgeschiedenheit von der Welt ein primitives patriarchalisches Leben führt. Es zählt im Ganzen etwa 1000 Seelen, unter denen schon 400 bewaffnete Männer sind. Die Crivoscianer sind ein sehr robuster, großer und schlanker Menschenschlag und sehr kriegerischer und rauflustiger Gemüthsart, worüber man sich nicht wundern wird, wenn man bedenkt, daß sie sich ihre Weiden und wenigen Felder seiner Zeit von den Türken erobern und bis in die neueste Zeit gegen diese und die Montenegriner behaupten mußten. Sie genossen auch bislang von Seiten der Regierung gewisse Freiheiten, denn sie bildeten eine Art Militärgrenze gegen die benachbarte Türkei. Das ist nun freilich anders geworden und die

Renitenz der Crivoscianer, die gerade jetzt, nach Inaugurirung der Neuordnung der Dinge auf der westlichen Balkanhalbinsel, wieder schärfer hervortritt, bereitet der Regierung große Schwierigkeiten, da sie jeden Gewaltact vermeiden, andererseits aber gleichwohl der Ungebundenheit und Gesetzlosigkeit unter dem wilden Bergstamme ein Ende bereiten möchte. Daß dies schließlich gelingen wird, unterliegt wohl keinem Zweifel, aber eine harte Arbeit bleibt es auf alle Fälle mit derlei verwilderten Gesellen Eins zu werden.

Die Pastrovicsianer sind ein anderer Volksstamm, der den Küstenstrich bewohnt, der sich vom Canal von Cattaro bis Budua und Castell Lastua, dem südlichsten Städtchen der Monarchie, hinzieht. Die Pastrovicsianer sind ebenfalls ein schöner und tapferer, aber halbwilder Slavenstamm, der bisher in fortwährenden Fehden mit Türken und Montenegrinern seinen Muth und seine Neigung zur Selbsthilfe bethätigt hat. Der kleine Küstensaum, den sie bewohnen, heißt Pastrovics, italienisch Pastrovichio. Die Seelenzahl ist nicht genau ermittelt, doch sollen sie über tausend Gewehre „ins Feld stellen“ ... Für Oesterreich ist diese Stellung bisher nicht geschehen, doch ist auch hier die Sachlage neuerdings eine andere geworden ...

Unter den Dalmatinern ist eine Sage im Schwange, welcher eine gewisse Originalität nicht abgesprochen werden kann. Nach ihr floh zur Zeit der Weltschöpfung Gott-Vater mit einem Sack Steine über die Erde, um sie gleichmäßig über alle Länder zu vertheilen. Der Erzengel, der die Hülle geschneidert, muß aber schlecht vorgesorgt haben; denn als der Schöpfer auf seinem Fluge sich gerade über Dalmatien befand, da riß der Sack und der ganze Inhalt fiel auf das unglückliche Land herab. Wären die Dalmatiner historisch unterrichtet, so würden sie wissen, daß ihre Heimat den heutigen trostlosen Zustand keineswegs einem Mirakel verdankt, sondern der verhängnißvollen venetianischen Occupation, welche im Laufe der Jahrhunderte nicht nur Dalmatien, sondern auch Istrien und Theile des Karstes zu dem gemacht hat, was diese Länderstriche heute mehr oder weniger sind: zu einer allen Cultivirungsversuchen spottenden Fels- und Steinwüste.

Indeß ist der Grad dieser Verwahrlosung ein sehr verschiedener. Zumeist bergen die öden Küstengebirge oasenartige Culturstriche, und



Cattaro.

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

unter dem wohlthätigen Einflusse von Sonne und Seeluft wuchert sporadisch sogar eine südlich üppige Vegetation, zumal im mittleren Theile des dalmatinischen Litorales. Wen hat beispielsweise nicht das dunkle Platanenlaub erquickt, wenn er unter den uralten Kronen von Cannosa dahinfuhr? oder das leise Palmenrauschen in den Gärten von Porta Pile, dem Nordthore der alten Patricierstadt Ragusa? oder vollends das exotische Pflanzendickicht auf Lacroma, wo Nachtigallen so süß flöten und der passero solitaris im Geklüfte leise plaudert, als wollte er das Mährchen von der Wila erzählen, welche nächtlich durch das Blüthendickicht schwebt, die Musensöhne zum Gesange zu begeistern? . . . Freilich tritt auch hier überall der nackte Kalkfels zu Tage, und wenn beispielsweise Ragusas Gestade in lauen Mondnächten sich in Rosmarin-, Mandel- und Citronenduft förmlich baden — so ragen die hohen Felszinnen gleichwohl nackt und geisterhaft in die schwüle Bläue empor. Dieser Contrast ist nicht ohne Reiz, doch ist es gerade er, der uns empfinden läßt, was Dalmatien sein könnte und was dieses im Ganzen armselige Land eigentlich ist.

Den Höhepunkt der Verwahrlosung und Wildheit bilden die Bocche di Cattaro. Das Land ist in jeder Hinsicht verrufen. Man weiß nicht nur Schlimmes von den unwirthlichen Küsten zu berichten, sondern enthält sich auch aller sympathischen Worte für das Volk, das seit dem Jahre 1869 zu trauriger Berühmtheit gelangt ist. Und diese Bocche, ist sie nicht gleichzeitig das Eingangsthor zu dem noch verrufeneren und rauheren Montenegro, vor dem noch im letzten Jahrzehnt jeder Tourist zurückschauderte? Dünkt uns die hohe See, die herrliche Adria, welche an diese Felsenstirnen brandet, nicht als das erlösende Element — als Symbol der Freiheit gegenüber der kerkerdumpfen Abgeschlossenheit dieses wirren Gemengsels von Höhen und Tiefen, von Schlünden und starren Gesteinpfeilern, die vegetationslos in die Wolken aufragen? Wir wollen gerecht sein und gleich hinzusetzen, daß es mit dem Totalbilde der Bocche so schlimm nicht bestellt ist. Im Gegentheile, das Ungewohnte an dieser seltsamen Landschaft wirkt mächtig auf die Phantasie eines Jeden, dessen Sinne entweder von dem Genusse eines halbtropischen Gartenstriches oder der nordischen Alpenwelt übersättigt sind. Man denke sich beispielsweise auf einen der hohen Aussichtspunkte

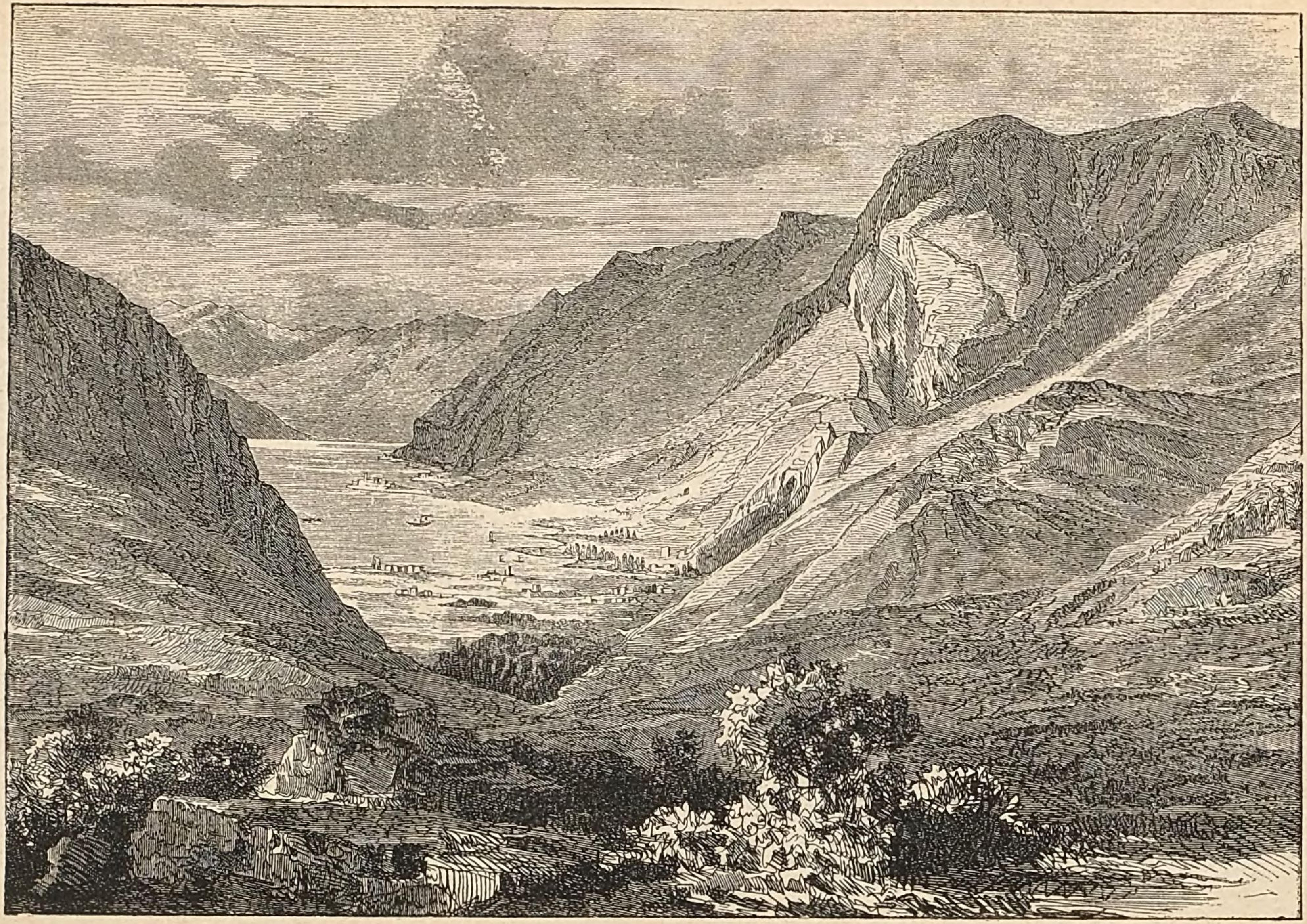
versetzt, von dem man das ganze weitläufige Bild der Bocche di Cattaro mit einem Blicke umfaßt. Der günstigste dieser Punkte ist das Blockhaus Cerkwice, gerade über Risano, der ältesten Ansiedlung an diesem Gestade. Ein halsbrecherischer Pfad führt bis hier herauf, wie überhaupt jeder Weg in diese Felswildniß unbestritten zu denen der halsbrecherischsten Sorte zählt . . .

Der Anblick ist von überwältigender Großartigkeit: ein im wilden Wogensturme erstarrtes Meer! Unübersehbares Gewirr von starren Wellenkämmen und dazwischen liegenden Thälern. Wo die Felsthürme kerzengerade oft mehrere Tausend Fuß abtauchen, dort öffnen sich, gleich einsamen Alpenseen, geschlossene kleine Meeresbuchten von wunderbarer Klarheit. Eine solche Bucht ist jene von Risano, dem Beschauer zunächst; hieran schließt, nach dem Hintergrunde zu, die Bucht von Cattaro, aber die Stadt selbst, welche im äußersten Winkel dieses Meeresarmes liegt, gewahrt man nicht, denn die Höhen von Stolivo liegen dazwischen. Rechts im Bilde würde sich Demjenigen, der noch höher die Felsen hinaufstiege, plötzlich die größte von allen Buchten, die von Castellnuovo öffnen, hinter dessen westlichen Uferhöhen auch wohl ein glänzender Streifen der sattblauen Adria in die Perspective träte.

Man hat die Bocche di Cattaro mit dem Vierwaldstätter-See verglichen, und mit Recht, wenn man diesfalls bloß die eigenthümlich geformten Einbuchtungen und Canäle des Meeres, die Configuration des Ufersaumes vor Augen hatte. Aber was sind die lieblichen Waldhänge der Ur-Cantone gegen diese grandiose Felsenwildniß! Das reine Kinderspielzeug. Man muß die Bocche-Landschaften bei Mondlicht gesehen haben, um den gewaltigen Unterschied zwischen dort und hier zu empfinden. Wenn die volle Scheibe über den Grenzzacken der Cernagora emporgestiegen ist, da erglimmt's magisch in den hundert und hundert Schlünden. Gleich phosphorescirenden Klippen erbleichen die zahllosen Gipfel dieses unentwirrbaren Chaos' von Pfeilern und Spitzen, und seltsam regt sich's in den Tiefen . . . Kein Leben, nur wenige, dem Auge zumeist entrückte Wohnstätten, kein Baum, kein Pflänzchen und doch tausendfältiges Weben, wie von geheimnißvollen Kräften. Des Mondes Silber rinnt durch die Geröllschluchten, und der Wechsel von Licht und Schatten vervollständigt die Täuschung, als regte sich jeder Stein, als

bewegte sich das Trümmerchaos da und dort. Und doch ist Alles so schauerlich todt und ausgestorben. Eine Landschaft des Mondes durch das Telescop gesehen, unterscheidet sich kaum von jener. Nur der leise vibrirende Spiegel der zu Füßen liegenden „Seeaugen" zieht unsere Phantasie wieder zur Erde zurück. Und dann auch die Lichter, welche zwischen den weißen Pünktchen in der Tiefe — den Häusern der Uferortschaften — röthlich hervorflimmern. Am Tage ist der Eindruck nüchtern . . .

Das heutige Cattaro war eine römische Colonie. Im V. Jahrhundert wurde es, wie ganz Dalmatien, von den Gothen erobert, welche aber vom Kaiser Justinian wieder verjagt wurden. Im VII. Jahrhundert occupirten zwar Serben und Croaten einen Theil Dalmatiens, Cattaro aber und die dalmatinischen Seestädte verblieben unter griechischer Oberhoheit. Im Jahre 867 soll Cattaro, nebst den Städten Risano und Budua, von den afrikanischen Saracenen zerstört worden sein. Die Bewohner einer von den Ungarn zerstörten bosnischen Stadt Cattaro sollen das römische Ascrivicum (heutige Cattaro) wieder erbaut und bewohnt haben. In der Folge scheint Cattaro, und zwar über die Mitte des XI. Jahrhunderts hinaus, eine Republik gewesen zu sein, und zwar unter dem Schutze der Könige von Serbien und Rascien, doch ist es immerhin auffallend, daß noch vor der Mitte bis zur Neige des XII. Jahrhunderts die byzantinischen Kaiser ihre Herrschaft über jenes Gebiet ausübten. Die slavische Oberhoheit läßt sich erst für spätere Zeit mit Sicherheit bestimmen, und zwar war dies im Jahre 1204 der Fall, wo sich Cattaro gegen besondere Privilegien, unter den Schutz des Königs Stephan von Rascien begab, und unter demselben bis zum Erlöschen der serbischen Dynastie verblieb. Nach dem Tode des Königs Urosch von Serbien begaben sich die Cattareser unter den Schutz der Könige von Ungarn und schlossen mit Ludwig ein Bündniß, worauf die Venezianer sich ins Mittel legten und die Stadt arg verwüsteten. Obgleich sie nun unter dem Schutze Ungarns stand, ward sie doch von Sigmunds Witwe, der Königin Elisabeth, an Twartko von Serbien abgetreten, erhielt aber seine Unabhängigkeit wieder, bis es 1420, am 23. April sich unter die Herrschaft Venedigs begab und zwar unter den Bedingungen, daß die bestehende Landesverfassung nicht



Bocche di Cattaro.

abgeändert, die Beamten und die öffentlichen Gebäude von den Einkünften der Republik erhalten werden. Auch sollte Venedig Cattaro an keine andere Macht abtreten, auch dann nicht, wenn es nicht die Macht hätte, selbes zu behaupten.

Dieses Verhältniß dauerte ziemlich lange, nämlich bis zum 22. April 1797, wo sich die Republik dem Hause Habsburg das erste Mal, das zweite Mal am 19. Juni 1814 ergab. Unter Venedig gab es keine Conscription und keine Zehenten; die Jugend stellte sich freiwillig zum Kriegsdienste. Die allgemein herrschende Autonomie ging so weit, daß fast jede Gemeinde ihre besonderen Privilegien hatte. Natürlich haben die Bocchesen derlei nicht vergessen, und wenn auch die Verhältnisse sich wesentlich geändert und die Zeit um acht Decennien vorwärts gerückt ist, so weiß man gleichwohl, daß in Sachen der Privilegien das historische Recht stärker zu sein pflegt, als die Staatsraison oder der Patriotismus. Zur Zeit Venedigs regierten in Cattaro die Nobili, und diese hielten es aus begreiflichen Gründen mit dem venezianischen Conte und seinen drei ihm zugetheilten Patriciern. Der venezianische Extra-Ordinarius mischte sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Verwaltung, und fällte nur bei besonders schweren Verbrechen das Urtheil. Auch ist bemerkenswerth, daß die Republik von Cattaro keine Einkünfte bezog, und die einzige Abgabe nur in den Taxen bestand, welche die Schiffspatente, die aber nur alle drei Jahre erneuert wurden, abwarfen. Ein Irrthum aber ist es, wenn behauptet wird, die Crivoscianer hätten sich ihre Unabhängigkeit von den Türken erkämpft, wo es doch die Venezianer waren, die das Joch brachen. Ueberhaupt ist es in der Bocche eine mißliche Sache in Staats- und Verwaltungsfragen von älteren Besitzverhältnissen auszugehen. In solchen Fällen ist das Chaos, die Confusion, das Unsinnige unvermeidlich. Wir wollen nur einige Beispiele geben. Perasto eroberten die Venezianer 1420, und blieb es ohne Veränderung bis 1797 unter der Republik. Budua sammt dem Landstriche Pastrowič fiel zwar gleichfalls 1420 den Venezianern zu, war aber vorher zeitweise unter ungarischer, dann unter serbischer Herrschaft. Im Jahre 1797 nahmen es vollends die Montenegriner in Besitz, räumten es aber bei Erscheinen der Oesterreicher unter General Rukavina, im August desselben Jahres wieder.

Gehen wir weiter. Castelnuovo, unter Stephan Twartko 1373 angelegt, wurde erst 1538 von den Venezianern erobert, verloren es aber sofort wieder an die Türken, die es anderthalb Jahrhunderte (bis 1687) beherrschten. Die Zuppa, oder die vier Grafschaften — von denen weiter oben die Rede war — unterwarfen sich 1647 den Venezianern, Risano erst 1649. Das Kloster Stanjevič in der Gemeinde Pobori, bekannt durch den verrätherischen Ueberfall während des Insurrections-krieges im Jahre 1869, wurde von den Venezianern erbaut und stand nie auf montenegrinischem Boden, wohl aber überließen es jene im Jahre 1717 dem Vladika von Montenegro. Als er aber von den Türken nichts mehr zu fürchten hatte, kehrte er nach Cettinje zurück und das Kloster wurde wieder von den Venezianern übernommen. Oesterreich gelangte erst 1841 in dessen Besitz und zwar durch Kauf, und ebenso Pastrowič, der äußerste Küstenstrich Dalmatiens, welcher in südöstlicher Richtung bis zu dem Grenzgebirge Dubizza geht. Am Rücken des Goli-Vrch liegt die Planina von Pastrowič, welche wegen ihrer Hutweiden immer das streitige Object zwischen den österreichischen Unterthanen und Montenegrinern gebildet hatte.

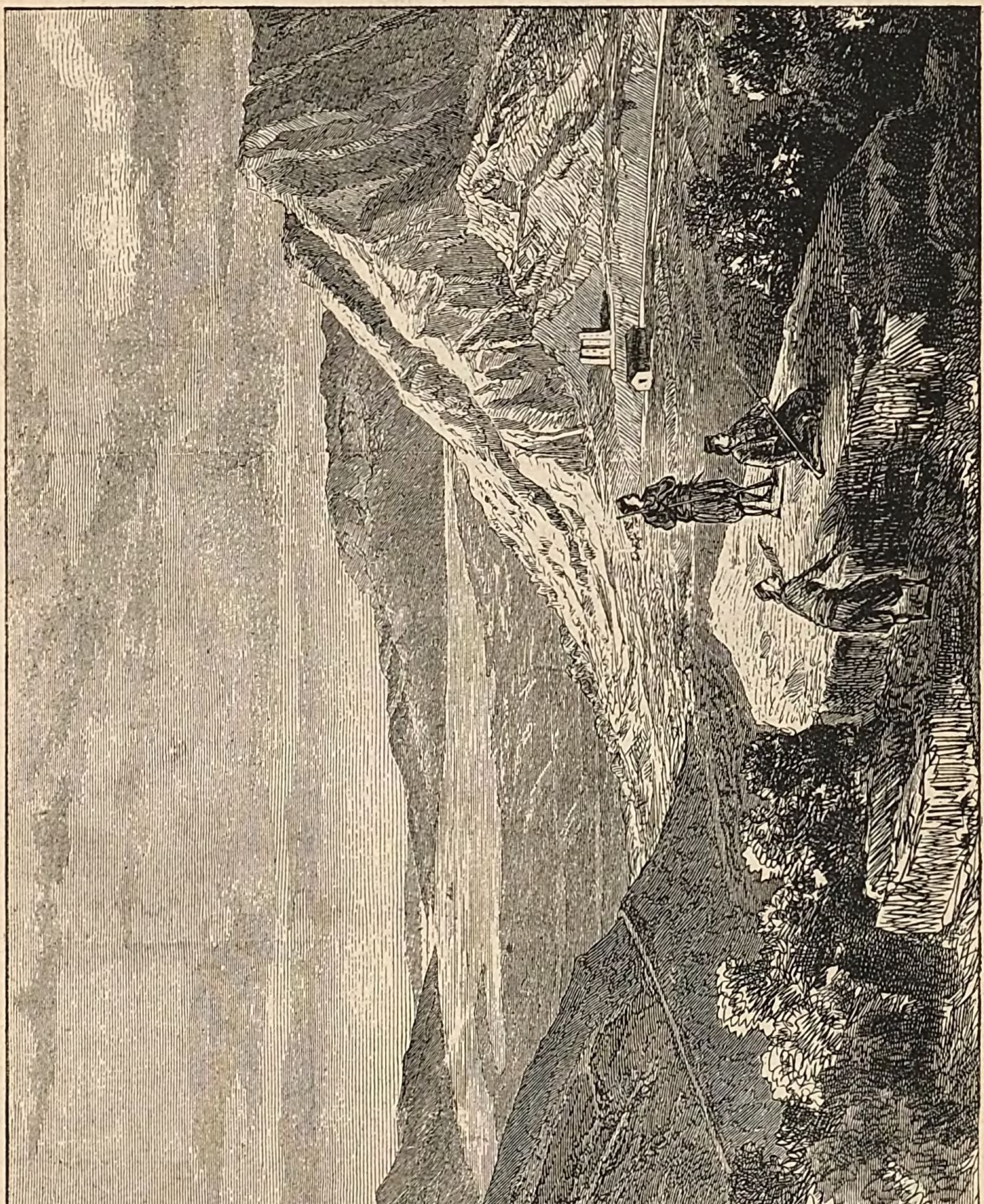
XVII.

Längs der Küste von Dalmatien.

(Ragusa — Spalato — Zara.)

Die Seestrecke zwischen Cattaro und Ragusa wird in nur wenigen Stunden zurückgelegt. Ist man einmal an Castelnuovo vorbei und hat man die Einfahrt bei Punta d'Ostro hinter sich, so bleibt das niedere Küstenland zur Seite, welches westwärts den Landstrich Sutorina begrenzt. Die Gestade sind hier ohne Reiz, gewinnen aber an Formenmannigfaltigkeit, wenn man in den Bereich des altehrwürdigen Ragusa kommt. Zunächst steuert man auf der Höhe von Ragusa Vecchia, der Stätte von Epidaurus, dann öffnet sich die sonnige und grüne Bucht von Breno und etwas nördlicher unterbricht der waldige Rücken des Eilands Lacroma die glatte Meeresfläche. Sobald das Eiland passirt ist, entfaltet sich mit einem Male das höchst malerische Bild der alten Patricierstadt. Hohe Mauern und Bastionen, mit darüber ragenden Campanilen, steigen aus der Brandung empor. Im Hintergrunde thront auf der Küstenhöhe ein stattliches Fort — Imperiale — und rings auf den Klippen gewahrt man andere Fortificationen, welche die Bedeutung des heutigen Ragusa handgreiflich vor Augen führen. Das Stadtbild selbst ist ein Stück Mittelalter, es muthet ungemein romantisch an, und unwillkürlich denkt man an den alten republikanischen Trotz, der sich so lange Zeit hinter diesen Wällen sicher fühlte. Dann verschwindet wieder die Stadt, weil wir um eine weit in's Meer hinausgreifende Halbinsel steuern müssen, um den Hafen zu erreichen.

Ragusa selbst hat nämlich nur einen ganz kleinen, den Küstenfahrern Schutz gewährenden Hafen, während die größeren Schiffe und alle Dampfer in die Bucht von G r a v o s a einlaufen müssen. Sie



Bocche di Cattaro.

ist von Ragusa beiläufig eine Stunde Wegs entfernt. Alle Zoll- und Rhedergeschäfte mit ihren Gebäuden liegen in Gravosa; ferner ein paar Gasthäuser für Schiffer und am Berge aufsteigend die Villen der Ragusaner. Bei der großen Pest (1526) flüchteten letztere hieher und lebten unter Zelten. Die unter dem Schutz der Festungsgeschütze liegenden Villen italienischen Stils sind bewohnt, die übrigen haben Montenegriner und Russen geplündert und zerstört, und nachdem dann Franzosen, Engländer und Russen aus Ragusa mehr als 300 Handelsschiffe wegschleppten, verhinderte der zerstörte Wohlstand den Wiederaufbau, so daß sie in Ruinen liegen blieben.

Zwischen Olivenwald und Gärten, zerstörten und erhaltenen Villen, windet sich die Straße den Küstenhang empor. Cactus, Aloe und Palmen erinnern an den Süden, Cypressen ragen hoch und dunkel aus goldgelbem Ginster, rothem Eisenocker oder fahlem Olivengrün empor, und grellweiß grau, im glühenden Sonnenlichte tiefblaue Schatten werfend, steigen die Festungswerke auf. Fort San Lorenzo beherrscht die ganze Stadt und andere Forts schließen den Kreis, starke Thürme, im Süden der Stadt auf Klippen erbaut, den Hafen. Vor dem goldbraunen romanischen Thorbogen müssen wir vom Wagen herabsteigen, denn kein Fuhrwerk, kein Lastthier betritt Ragusa's Pflaster. Die Vorstadt, in die uns unser Gefährt vom Hafen herüber gebracht hat, heißt Pille; hier liegen die beiden Hôtels der Stadt („Miramar" und „Boschetto"), ein Kaffeehaus und andere Wirthshäuser. Dieses Kaffeehaus, wo allwöchentlich ein- oder zweimal die österreichische Regimentsmusik spielt, ist der Vereinigungspunkt der Officiere und Beamten in der sonst wenig geselligen Stadt. In den beiden Hôtels kann man anständig speisen, und wenn nicht gerade ein fremder Consul oder vornehmer Reisender das Ganze gemiethet hat, auch wohnen. Sonst mag man wohnen, wie man will; kein Patricier, sei er noch so arm, würde leer stehende Räume seines Palastes vermiethen.

Zwischen riesigen Mauern und gedeckten Gängen, über Treppen niedersteigend, betritt man die Stadt und steht gleich auf dem „Stradone", der Hauptstraße von Ragusa, die vor Alters ein Canal war. Rechts am Thore steht ein architektonisch reich verzierter Brunnen, den die Wasserleitung des Ombla-Thales speist, links Kirche und Kloster

der Franziskaner, dann die doppelte Palastreihe des Stradone selber, gleichmäßig alle im Bau, da das Erdbeben von 1667 die ganze Stadt zerstörte und wenige Paläste ausgenommen, nach der Katastrophe alles neu erbaut wurde. Münze und Rectorenpalast, die das Erdbeben überdauerten, bilden das Südende des Stradone und Fort Ploce schließt die Stadt ab. Von beiden Seiten der Hauptstraße steigen nach Ost und West, mit Steintreppen enge Seitengassen zu dem Mauerringe hinauf.

Selten wohl dürfte sich ein Gemeinwesen mit so engem Raume begnügt haben, wie Ragusa. Der kleine Freistaat, der gegen grausame Nachbaren, wie die Türken, kriegerische, wie die Serben, und habsüchtige, wie Venedig, Schutz gewährte, war gegen seine Angehörigen streng und hoch aristokratisch, wie ein kleiner vornehmer Haushalt, der sich nur durch peinliche Ordnung über Wasser erhält. Im XI. Jahrhundert verdrängten serbische Einwanderer das Italienische als Amtssprache, das Patriciat aber war italienischen Ursprunges und dieses allein herrschte; die Verfassung war der des verhaßten Venedig nachgebildet. Im Großen Rath saßen alle Patricier, die über 20 Jahre alt waren. Die Republik hatte die löbliche Gewohnheit, nicht nur ihre Patriciersöhne, sondern auch die der Citadini auf Staatskosten fremde Universitäten besuchen zu lassen. „Citadini“ waren um den Staat verdiente, oder durch Heirath dem Adel verschwägerte bürgerliche Geschlechter. Der Adel verwaltete ohne Bezahlung alle höheren Aemter, die von elf Conti (ländlichen Bezirksvorstehern) ausgenommen; den Söhnen der Citadini stand das Zollwesen und Notariat offen, auch besoldete der Senat drei Aerzte und zwei Chirurgen. Altem Herkommen gemäß verheirathete sich niemals einer dieser auf Staatskosten erzogenen Aerzte, unter denen einzelne sich großen wissenschaftlichen Rufes erfreuten. Noch in jüngster Zeit gründete ein Apotheker und Arzt aus eigenen Mitteln das werthvolle naturhistorische Museum, das er unentgeltlich verwaltet; jeder Schiffscapitän hält es für Ehrenpflicht, dasselbe durch Geschenke zu bereichern.

Im großen Rathe hatte jeder Nobili Zutritt, dessen Name im „specchio“ (Adelsbuch) verzeichnet stand; er ernannte die Beamten und lag ihm die Gesetzgebung ob. Seine Beschlüsse prüfte der Senat, dessen 45 Mitglieder je über 40 Jahre alt sein mußten, und der bei

Anwesenheit von 40 Mitgliedern beschlußfähig war. Aus ihm ging der kleine Rath hervor, welchen 7 active und 5 Ersatz-Mitglieder bildeten; sein Haupt hieß erst Priore, dann Conte, zuletzt Rettore. Bis ins XII. Jahrhundert wurde der Rector einmal im Jahre gewählt; als aber Doanino Juda nach dreijährigem Rectorat die Würde erblich zu machen strebte, verrieth ihn sein eigener Schwiegersohn an Venedig. Dieser lud ihn als Gast auf eine Galeere, die sogleich die Anker lichtete; den Verrath erkennend, stieß er sich den Kopf an den Wänden ein. Von dieser Zeit an hatte die Rectorenwürde nur Monatsdauer. Der Rector durfte tagsüber den Rectorenpalast nicht verlassen, geschah es dienstlich, so schritt ihm eine Musikbande voran; der kleine Rath, die Cancellieri und zwölf in Purpur gekleidete Sduri (Palastdiener) gaben ihm das Geleite. Er hatte die Tracht der byzantinischen Kaiser.

Nach der dritten Pestverheerung von 1526, die während dreier Monate von 40.000 Menschen die Hälfte weggerafft haben soll, waren bereits 99 Patriciergeschlechter erloschen und nach dem Erdbeben von 1767 wurden neue creirt. Wahrscheinlich besuchten in ältesten Zeiten die Ragusaner mit Vorliebe die Hochschule von Salamanca, in späteren die Sorbonne; kein Salamancaner grüßte einen Sorbonnesen auf der Straße und 1760 spaltete sich der Senat, weil ein Salamanco eine Sorbonnesin heirathen wollte. Uebrigens werden in einem Luxusgesetz aus derselben Zeit die Patricierinnen mit den der Frauen Lazzarini und Antonini, zwei Abstufungen der Citadini, zusammen genannt, und ihnen erlaubt, eine Brocatrobe zu tragen, doch nur bei Festlichkeiten im Dom und San Biaggio; Goldspitzen, falscher Schmuck und männliche Friseure wurden ihnen verboten; ebenso den Nobili, bei Verlust des Adels, das Tragen französischer Tracht. Schatzmeister (Tresoriere) verwalteten die Staatsgelder, die aus dem Salzmonopol für die Türkei und dem Patronat der Seeschiffe flossen. Als oberste Kaste galt die Geistlichkeit, den Bischof ernannte der Senat, die Domherren waren Nobili. Von den Geistlichen forderte man die Kenntniß der lateinischen, italienischen und serbischen Sprache und sie standen an Bildung hoch über den slavischen Pfarrern. Das Kloster der Jesuiten glich einer Fürstenwohnung; sie hatten großen Einfluß und einige von ihnen sind als Dichter und Geschichtsschreiber berühmt geworden. Die zweite Kaste



Spalato in Dalmatien.

bildeten die Nobili, die dritte die Citadini, die jedoch das Trottoir des Stradone, das den Nobili vorbehalten war, nicht betreten durften. Die vierte Kaste bildeten Seefahrer, Kaufleute und Handwerker. Die fünfte zerfiel in Contadini und Colonen; beiden war der Grundbesitz versagt, doch bewohnte der Contadini sein eigenes Haus, hatte gewisse ihm zugewiesene Landstriche und entrichtete dafür eine Abgabe in Frohnden, Geflügel, Schinken, Wein und Früchten. Ein eigentliches Recht bestand für die Contadini nicht, erst Oesterreich stellte ein Gesetz an die Stelle des Privatübereinkommens, wodurch sich freilich der Bauernstand verbesserte, während der Adel Einbuße erlitt. Es mußten daher in der Folge, wie in Venedig, dem gänzlich herabgekommenen Adel Pensionen bewilligt werden.

Ragusa's höchste Blüthe fällt in die Zeit nach der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien. Auch Venedig's Handel im Mittelmeere nahm damals ungeahnten Aufschwung. Ragusa besaß Factoreien in allen Städten der Walachei, der Moldau, Bosniens und der übrigen Balkanhalbinsel bis Rustschuk und Silistria; in Aegypten und Syrien hatte es Pisa und Genua verdrängt. Der Frieden von Passarowitz stellte Ragusa's heutige Grenzen fest, in Wahrheit hatte es aber dasselbe Gebiet schon 300 Jahre besessen; die Landzunge von Kleck mit der Narentamündung und die Sutorina wurden als mare clausum erklärt und beide den Türken überlassen. Als hundert Jahre später (1792) die Franzosen die Jonischen Insel besetzten, erzwangen sie vom Senate eine Anleihe von einer Million, das Volk murrte und der Senat rief österreichische Truppen zu Hilfe, denn Ragusa hielt nie ein stehendes Herr, sondern nur etwa 100 Mann Stadtwache, die jetzt in ihrer alten, reichen türkischen Tracht die Lastträgergilde bilden. Stets zogen alle Männer, des bessern Erwerbes halber, zur See, und auf Sabioncello bestellten nur Frauen und Greise die Felder. Im Jahre 1806 besetzte General Lauriston Ragusa. Engländer von Korfu aus unter Admiral Hoste, Russen und Montenegriner suchten ihn zu vertreiben, die Stadt ward bombardirt, die Villen zerstört und geplündert, 300 Schiffe weggeführt, der Handel vernichtet. Erst einige Jahre dem illyrischen Königreiche angehörend, ging sie in Oesterreichs Hände über, unter dessen Fürsorge sie sich wieder zu eine Mittelstadt erhob.

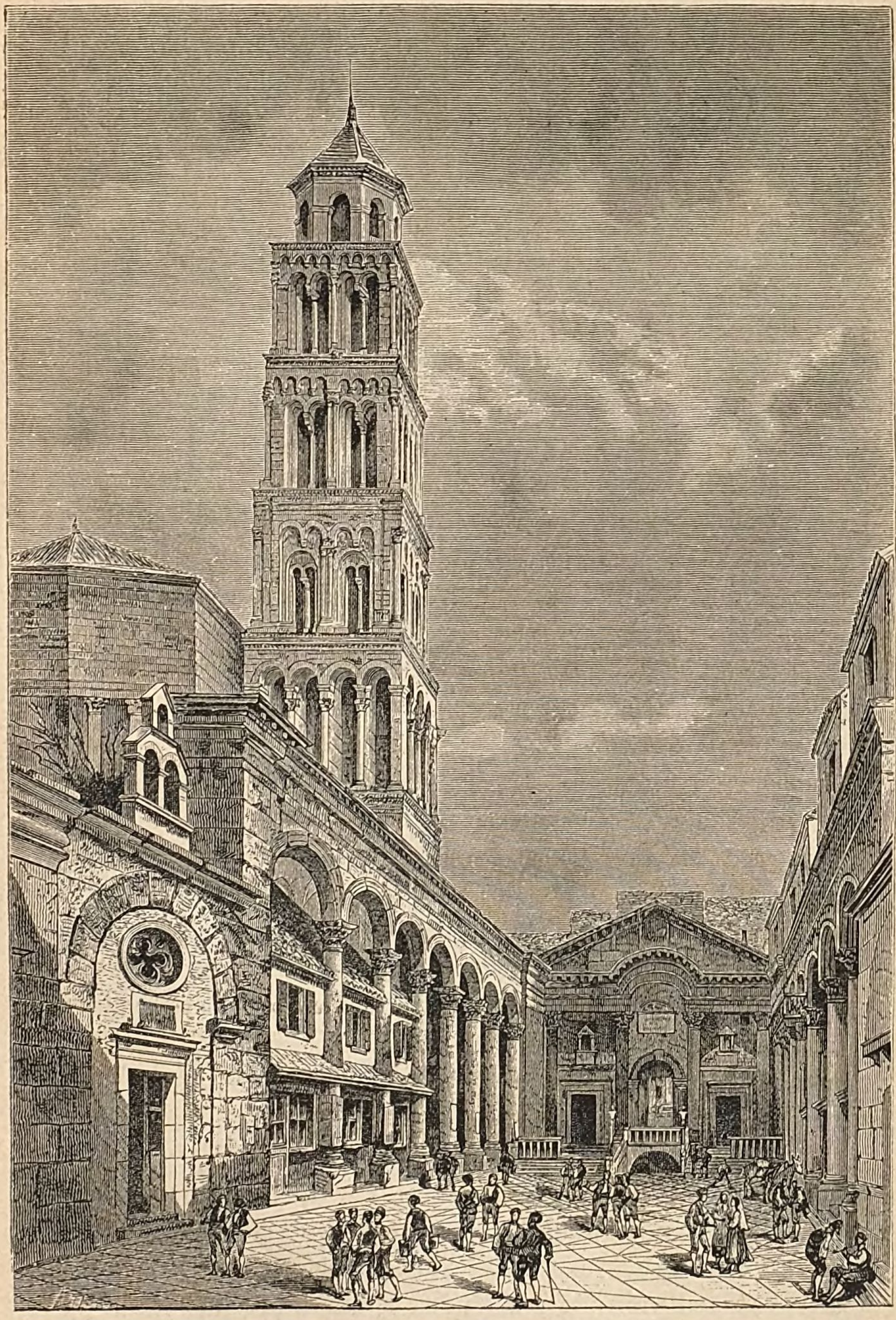
Ragusa hat in Folge jenes großen Erdbebens eine verhältnißmäßig arme Architektur. Der Dom und alle Kirchen sind neuen Stils, doch reich an Goldschmuck und selbst an guten Bildern und werthvollen Gobelins. Der Rectorenpalast, dessen erster Stock das Erdbeben überstand, ist alt-florentinischen Stils mit schönen Doppelfenstern und großen Bogengängen. Vor ihm stand in alten Tagen der Mast, an dem die Flagge der Republik wehte, in einem Steine, der das Rolandsbild (als Zeichen der Justizhoheit) in Relief trägt. Die reich verzierte Münze, jetzt Dogana, hat ein schönes Bogenfenster, das große Stadtwappen schmückt ihre Front, den Unterstock und den Hof umschließen Bogengänge. Ein interessanter Bau ist das sehr alte byzantinische Franciskaner-Kloster mit der Kirche. Der Thurm ist viereckig, oben in ein Achteck ausgehend. Den großen Klosterhof umschließt ein Bogengang, dessen Säulen doppelt gestellt und durch Capitäle geschmückt sind, deren jedes eine andere Verzierung, wie Pferde-, Drachen-, Adlerköpfe, Zwerggestalten und Larven hat. Das bei Fort Ploce liegende neuere Dominikaner-Kloster ist im venezianischen Styl erbaut mit der üblichen Rose in den Fensterbogen; der mit einem schönen Brunnen verzierte Klosterhof zeigt hübsches Rosen- und Myrthengebüsch und das Ganze macht einen wundervollen und prächtigen Eindruck.

Die Paläste des Stradone sind von ermüdender Gleichartigkeit, was der Straße freilich ein vornehmes Ansehen gibt, welchen der Bronceton des Mauerwerkes und die große Sauberkeit des Pflasters noch erhöhen. Sie haben ohne Ausnahme zwei Stockwerke, Bogenfenster, Balkone und Wappen. Unten sind die offenen Läden der Gold- und Silberarbeiter, der Schneider und Schuster; alles erscheint zierlich und orientalisch zugleich. Die Frauen Ragusas und der Umgebung lieben den Schmuck leidenschaftlich, sie tragen häufig drei paar Ohrringe, um den Hals venezianische Goldkettchen, Korallen und Goldmünzen, Alles unter einander; im Haar kleine Ruderstangen aus Silber oder Gold, am Mieder große Filigranknöpfe. Die Frauen von Breno und Canali, und die Ragusanerinnen der Volksclassen sind weit sorgfältiger und reinlicher gekleidet, als alle übrigen Dalmatinerinnen, und die Männer des Volkes, im türkischen Geschmack und reich gekleidet, haben Anstand und ein so höfliches Wesen, daß man ihnen die lange Schulung eines

klugen, streng auf Sittlichkeit haltenden Regiments ansieht; Mord und Diebstahl kommen im Gebiete von Ragusa äußerst selten vor, so wie die Gilde der Lastträger wegen ihrer Redlichkeit sprichwörtlich ist, gleich den Hamals in der Türkei. Schneider und Schuster sitzen mit untergeschlagenen Beinen eifrig nähend in ihren Buden und zwar oben in der Fensteröffnung, über den Boden erhöht. Sie sticken überaus kunstvoll albanesische Jäckchen, deren Preis oft die Höhe von 300, 500 fl. und darüber erreicht. Die Schuster hängen lange Bündel rother und gelber Schnabelschuhe auf, Papuzi (türkisch Papus. — Daraus „Babuschen") genannt, die den Reicheren die rohen Opanken ersetzen.

In den engen, dunklen Gassen neben dem Dome und auf kleinen Plätzen befinden sich die Läden für die Waffen, Cerealien, Hausbedarf und Stoffe, kurz für Alles, was die Bewohner kaufen und eintauschen; ferner die Märkte für Lebensmittel, für außerordentlich festgeflochtene Körbe, für Spirituosen und Zuckerwerk. Im Hofe der Dogana stehen feilschend die waffenlosen Landleute und Herzegowiner; ihre Frauen sitzen nähend und spinnend unter den Bogen, mit ihren von Silbermünzen blitzenden Käppchen, dem langen Unterkleide und den befransten, buntgestreiften Schürzen; ohne je den Blick zu erheben, erwarten sie ihre Gebieter. Ist ein Bazartag, so herrscht vor dem Ploce-Thor buntes und lautes Treiben. Dort finden wir neben der alten, sogenannten „türkischen" Caravanserei, einen interessanten Brunnen. Dicht daneben lagern die Esel- und Pferdecaravanen aus der Herzegowina und füllten sich in früheren Zeiten die Räume des „Lazareth" mit pestverdächtigen Waaren. Damals war dieses Volk übrigens noch derart gefährlich, namentlich der unter ihnen regelmäßig ausbrechenden Balgereien mit blanken Handschars halber, daß auf dem Ravelin-Fort ein Kannonier mit brennender Lunte den Wächter abgeben mußte. Waffen müssen auch heute noch beim Betreten der Stadt in der Wachestube des Ploce-Postens abgeliefert werden.

Eine halbe Stunde von Ploce entfernt, an der von Palmen und Aloen geschmückten Riviera, liegt das alte Kloster San Giacomo, von wo man einen zauberhaften Ausblick auf die Stadt und die Insel Lacroma hat. Die letztere ist jetzt Eigenthum des Kronprinzen und der



Der Domplatz in Spalato.

Besuch des alten Schlosses, in welchem der unglückliche Onkel des hohen Reisenden meist geweilt hatte, bildete den wichtigsten Programmpunkt in der Reisestation „Ragusa“ . . . Lacroma ist das Insel-Juwel der Adria. Das Eiland ist der verkörperte Friede — ein irdisches Paradies, in welchem unsere Seele jählings gesundet . . . .

Es ist ein schwüler Frühlingstag. Die See ist glatt, lautlos schaukelt das kleine Fahrzeug vom Festlande gegen die Insel und nur von Zeit zu Zeit ist jener gurgelnde Ton hörbar, den der milde Anschlag der Wellen an die Bordwand hervorruft. Tief im ätherklaren Firmamente zerfasern sich weiße „Schäfchen“ im lauen Südwinde, bis ihre von der Sonne vergoldeten Ränder gleich duftigen Flocken zerrinnen. Vom Inselufer winkt ein grünes, saftiges Gelände und zwischen die Pinienkronen wirft das grelle Sonnenlicht seine schimmernden Flocken auf die grüne Fluth, auf bleiche Felswände und auf die blühenden Oleanderbüsche des Strandes. Unsere Sinne scheinen umschläfert. Die reizende Fahrt dauert leider nur kurze Zeit, denn Lacroma liegt nur wenig über eine halbe Seemeile von Ragusa entfernt. Eine kleine Bucht nimmt unseren Kahn auf, und nachdem wir Land betreten haben, schlagen wir unverzüglich den Weg nach dem Inselschloße ein, das, an der Westküste des Eilands gelegen und von tropisch üppiger Vegetation umrahmt, erst in dem letzten Momente vor unseren Blicken auftaucht.

Unwillkürlich versinkt unser Sinnen in jene Zeit hinab, da Lacroma noch von seinem erlauchten Besitzer bewohnt wurde. Gleichwohl darf nicht verhehlt werden, daß dieser Mußesitz an sich wenig Fürstliches hat. Die Gänge, enge und bar jeder Decoration, haben einen recht klösterlichen Anstrich, die Treppen sind schmal und selbst der große, im orientalischen Geschmacke eingerichtete Vorsaal überbot kaum ähnliche Wohnräume in den Palästen der Ragusäischen Patricier oder reicher Griechen. Alle Gemächer des Schlosses sind eng, klein, zellenartig. Niedere schmale Fenster gestatten zwar allerorts freie Aussicht auf das Meer. Dem Leser dürfte bekannt sein, daß dieses Schloß, welches, wie die Insel, in den letzten 15 Jahren so oft seinen Besitzer gewechselt hat, ursprünglich in der That ein Kloster war. Man führt dessen Gründung auf Richard Löwenherz zurück, der auf seiner Rückfahrt vom heiligen Lande vom Sturme hieher verschlagen worden war.

Dem Gelübde des königlichen Schiffbrüchigen: dort ein Kloster bauen zu wollen, wo er Rettung aus der Sturmnacht finden sollte, verdankt die Einsiedelei ihre Entstehung . . . In den zellenartigen Zimmern herrschte zur Zeit der Anwesenheit des Erzherzogs Ferdinand Max keineswegs übertriebener Luxus. Ja, im Gegentheile, alle Gemächer besaßen damals fast das gleiche Ameublement, und zwar von auffallender Einfachheit und Bescheidenheit. Die Wände zierten Bilder, Photographien und Stahlstiche maritimen Inhaltes: Ansichten der österreichischen Kriegshäfen, Schiffsporträts, sowie einige Modelle von österreichischen Kriegsschiffen. Diese Einfachheit stand in grellem Gegensatze zu jener Fürstenherrlichkeit im Schlosse Miramar.

Die eigentliche Herrlichkeit von Lacroma ist die Insel selbst, der große Naturpark mit seiner Umrahmung von goldig bethauter See und der Azurdecke des Firmaments darüber. Man schreitet schattige Wege, über die ab und zu der gelbe Wiedehopf huscht, hinan; bald befinden wir uns in der aromatischen Schwüle eines Olivenwäldchens, dessen lichtgrüne Wipfel in vollem Sonnenlichte baden. Ueber einzelne kahle Kalkblöcke kriechen matte, grünschillernde Insekten, bis sie sich zwischen den zitternden Halmen eines benachbarten Rasenplätzchens verlieren, auf der die Sonne durch verworrenes Astwerk ein goldenes Netz gespannt hat. Alles scheint ringsum zu lechzen; die Natur gleicht hier einem starken Triebe, der sich im heißen Sehnen nach einer Erquickung verzehrt, und in dem Moment, wo ein schwüler Hauch den erstickenden Blüthenduft vom Kaiserschlosse herüberweht, rieselt es wie Wonneschauer durch unsere Adern. Wir schreiten wieder vorwärts, Athem suchend, zwischen platten Pinienkronen und blühenden Oleanderbüschen, an dünnstämmigen Palmen und stachlichten Cacteen vorüber, bis auf eine exponirte Felskuppe, welche lichter Lorbeer umrahmt. Vor uns liegt das Meer mit seinem auszitternden Wellenringen und der endlosen, dampfenden Fläche — fern am Horizonte von weichen Dunstschleiern verhüllt . . . Es ist ein herrlicher, unvergleichlicher Anblick!

Die südliche Mittagshitze schafft gar bald eine scheinbare Agonie in der Natur. Wir sagen „scheinbar“, denn die Regungen des organischen Lebens sind nicht zu ersticken. Wenn Blume an Blume im Verlechzen ihre Duftdolden neigen und graue Baumstämme wie Grab-

steine in die kochende Luft aufstarren, dann vernimmt das Ohr ein Knistern und Rieseln, ein gedämpftes Summen; die Gräser neigen ihre Spitzen gegen einander und auf auslaufenden Zweigen winden sich halbdürre Blätter, als kämpften sie mit dem Tode. Der letzte Tropfen Thau entsickert in schmaler Steinritze, aus der alsbald eine Pflanzenfaser auflebend hervorstrebt, und die Furchen in den Baumrinden werden breiter und breiter, um das letzte Atom Feuchtigkeit aufzusaugen . . . Wir biegen ab. Felsabwärts gelangen wir an den südlichen Theil der Insel, wo die Küste an vielen Stellen noch zerklüftet ist. Ein hoher, von knorrigen Pinien umstellter Felskegel daselbst soll in früherer Zeit den Ragusanern zu dem gleichen Zwecke gedient haben, wie jener „tarpeische" zu Rom. In der That, eine Welt en miniature in allen Gestalten und Erinnerungen, und damit dem Eilande auch der düstere kriegerische Anstrich nicht fehle, ist dessen höchste Kuppe von einem stattlichen Fort (Royal) gekrönt.

Ein anderer reizender Punkt in der Umgebung von Ragusa ist das Ombla-Thal. Man gelangt von Gravosa aus dahin. Wie fast alle Flüsse des Karstgebirges tritt die Ombla als Fluß aus der Gebirgswand und soll mit dem See von Trebinje zusammenhängen, d. h. hier ihren Ursprung haben. Sie treibt sogleich Mühlen und ist, nachdem sie über eine Wehr herabgestürzt ist, fast bis zu ihrem Ursprunge, d. i. im Ganzen zwei Meilen weit, für tiefgehende Boote schiffbar. Ihr römischer Name war Orion. Ihre Ufer sind sumpfig und im Grunde der Bucht von hohem Schilfe eingefaßt. Auf den grün bewaldeten Abhängen stehen Klöster, Villen und Kirchen, und Fischerdörfer am Ufer. Die Nähe des Wassers und die Feuchtigkeit der Luft verleihen der Vegetation eine Fülle, dem Lichte eine Durchsichtigkeit, die, mit den malerischen Ruinen zerstörter, grün übersponnener Villen gemischt, an die Landschaftsbilder Claude Lorrains erinnern, doppelt wirksam auf den orientalisch warmen Goldton der Riviera-Bilder zwischen Gravosa und Ragusa.

Man hat Ragusa das „slavische Athen genannt, und wir müssen gestehen, daß die Bezeichnung ungemein zutreffend ist. Die Ragusaner schrieben Geschichte und dichteten Epen, als rings um sie dichte Geistesnacht lag. Großen Ruhm genoß das Epos des Patriciers Franz Gun-

dulič (Gondola), welches der Senat zum Theile unterdrücken mußte, da es dem türkischen Nachbar nicht erfreulich war. Es führte den Titel „Osman“ und verherrlichte die Heldenthaten des Prinzen Ladislaus, Sohn des Königs Sigismund III. und Sultan Osmans II. Untergang durch die Janitscharen. In der Schlacht auf dem Amselfelde ward das Großserbische Kaiserreich, in jener von Mohacs die Magyarenmacht gebrochen, und noch hatte der „edle Ritter“ Prinz Eugen von Savoyen nicht gezeigt, daß auch der Halbmond zu Boden geworfen werden könne; daher unterdrückte der Senat einige Gesänge, die erst hundert Jahre später der Patricier Sorgo ergänzte. Liebe und Frauen spielen in den südslavischen Literaturproducten, namentlich aber in Volksliedern, eine ganz untergeordnete Rolle, die „schöne Schwester“ des Helden, die Mutter, der Schmuck der wackeren Hausfrau werden erwähnt. Die Schwester hat im Volksliede und bei dem patriarchalischen Zusammenleben der Familie wohl auch im Leben mehr Einfluß als die Frau, es kommt vor, daß diese getödtet wird, weil die Schwester sie verleumdete. Selbst die Waldfee, die „weiße Wila“ findet sich klaglos darein, daß Held Duschan sie verläßt, und sendet ihm nur nach zwanzig Jahren seinen Sohn Lazar „den stärksten Falken, der je von den Fängen bis zum Schnabel in Türkenblut sich badete.“ Außer Heldenthaten der Männer, taucht nur eine Mädchengestalt auf, die „Maid von Lastua“, die von der Klippe ins Meer sprang, um den Armen der Türken zu entgehen.

Dennoch besitzt Süd-Dalmatien einen Roman, den Emanuel Geibel unter dem Namen „Margarita Spaletina“ in Verse gebracht hat. Von Ragusa zeigt man die betreffenden Scoglien, zu denen vor Almissa stimmt die Localfarbe: das wilde Blut der alten Seeräuber, die Langweile einer herabgekommenen Stadt, der kleinliche Groll zweier gleichberechtigter Familien, deren eine die andere von den städtischen Würden verdrängte. Die angesehenere dieser Familien hat eine schöne Tochter „Margita“, der Sohn der herabgekommenen sieht sie in der Kirche und liebt sie; die beiden Familien leben in kleinstädtischem Hader, und als der Vater des Mädchens stirbt, die drei gewaltthätigen Brüder ihre Vormünder werden, schwindet den Liebenden jede Hoffnung auf ehrenhafte Verbindung; des Mädchens Familie besitzt den Scoglio

(Felsen-Eiland) Sant Andrea und bewohnt ihn im Sommer; der liebende Theodoro kauft von seinen kleinem mütterlichen Erbe in aller Stille eine Hütte und ein paar Olivenbäume auf Scoglio Lopud, und kann nun im Sommer täglich das weißroth gestreifte Almissanergewand der Geliebten schimmern sehen, wenn sie auf ihrer Insel, ihm zu lieb hin und her geht. Eines Tages aber winkt ein ungeschickter Fischerjunge Theodor's Botschaft dem jüngsten Bruder zu, der der Schwester sehr gleicht, und mit langem, schwarzen Haar, wie sie, im Bademantel am Strande lag. — Als der Knabe näher kommend, den Irrthum erkennt und seinen Brief zurückhalten will, bemächtigte sich der stärkere Herrensohn desselben mit Gewalt. In der Nacht fahren die drei Brüder nach Lopud, den „Hundesohn“ umzubringen, der das Auge auf die Schwester warf. Damit kein Knecht sie wegfahren sehe, löschen sie die Lampe, die dem Fenster nahe brennt. Sie tödten den Schlafenden. Die Nacht, schon früher dunkel, wird stürmisch, kaum erreichen sie Sant Andrea, die Schwester bleibt verschwunden, am Strande Lopuds fand man Spuren von Frauenfüßen: der Sciroccosturm, die ausgelöschte Lampe, brachten der „Hero Dalmatiens“ den Tod in den Wellen.

Die Fahrt von Ragusa nach Spalato bringt uns zunächst in das Insel- und Scogliengewirre, welches dem Litorale vorlagert und von Ragusa bis in den Quarnero hinein sich erstreckt. Die wichtigste dieser Inseln ist Lissa mit dem Denkmal der Seeschlacht von 1866, einem riesigen Löwen; Lesina, bekannt durch seinen eifrigen Schiffbau, seine Schwammfischerei und Rosmarinölbereitung; dann Brazza, eine der fruchtbarsten und wohlcultivirtesten Eilande des dalmatinischen Archipels. Zu Land folgt zunächst die Halbinsel Sabioncello, mit den schönsten Frauen Dalmatiens, und dahinter die Mündungszone der Narenta mit berüchtigten Sümpfen. Hauptort ist Metkowitsch. Nördlich folgen Makarska und Almissa, einst berüchtigte Piratennester.

Zuletzt steuern wir in die weite Bucht von Spalato hinein. Der Anblick ist nicht so südlich-bezaubernd, wie jener von Ragusa, aber ungemein erquickend. Das Thal, in welchem die in die broncebraunen diocletianischen Palastmauern eingezwengte Stadt liegt, ist fruchtbar, grün und wasserdurchrieselt; der geräumige Hafen sieht so belebt aus, daß

man sofort an die alte Handelsstadt denkt, die seit Römer- und Venezianerzeit von hier, an Clissa vorbei nach Sinj und in's Innere der illyrischen Halbinsel nach Dacien und Byzanz führte. Bei den Slaven heißt Spalato Split. Den sichelförmig sich ausbreitenden Hafen schließt die größte und breiteste Insel Dalmatiens, das wein- und ölreiche Brazza. Der Handel mit den Inseln, dem Binnenlande und weiter nach Triest, ist ziemlich lebhaft. Schiffe werden gebaut, in großen Magazinen werden Wein, Oel, Seife und Schwämme verkauft, Mehlwaaren aller Art sind aufgehäuft. Ein gutes Zeugniß für seinen Verkehr ist, daß Spalato eine Handelsbank, Actiengesellschaften für Schiffbau und eine sehr wohlhabende jüdische Gemeinde hat, die in gutem Sinne rührig, intelligent und sprachgewandt, jedenfalls ein Vortheil für den Verkehr ist. Dennoch kommt man nicht nach Spalato um dieses, sondern um S a l o n a zu sehen. Die Fahrt dahin ist überaus lohnend. Was man in Salona an Ruinen sieht, ist nicht von Bedeutung: ein Amphitheater, das verschüttet und von Gestrüpp überwuchert ist, viel altes Mauerwerk und die Nekropolis, ein Feld, auf welchem schmucklose Sarkophage noch zu hunderten stehen. Der Reiz der Fahrt sind also weniger diese Reste, als die geschichtliche Erinnerung und die Schönheit der Landschaft. Auf der schönsten Straße Dalmatiens, die General Lauriston von hier bis Trau bauen ließ, verläßt man die Stadt, die auf dieser Seite von venezianischen Festungsmauern und Thürmen abgeschlossen ist. Am besten und einzigen Brunnen, dem Pozzo buon vorüber, gelangt man zu den „Paludi", die aber nichts von Sumpfcharakter zeigen, sondern vielmehr einen großen, blühenden Garten bilden, voll Feigen und Oliven, mit Granathecken abgegrenzt und mit hübschen freundlichen Häusern und Villen geschmückt. Oben liegt Fort Grippi, links ein Franciskanerkloster.

Bei einem Kirchlein, wo nach der Legende die Träger des Sanct Doimo, ersten Bischofs von Salona, auf ihrem Begräbnißgange geruht, übersieht man gegen Osten ein breites Thal mit Buschwerk und Laubkronen, Rebendächern und gemauerten Terrassen, wo Lorbeer und Olive in üppiger Fülle gedeihen. Bis dorthin soll einst das stolze Salona gereicht haben. In Ruinen liegendes Gebäu, sowie die zertrümmerten Bogengänge eines ehemaligen Aquäducts, legen hiefür wohl hin-

längliche Zeugenschaft ab. Die düstergraue Silhouette der zertrümmerten Arcaden wirkt hier viel ergreifender, als das gleiche Ruinenbild in der römischen Campagne. Daselbst starren die braunen Colosse einsam aus baumloser Niederung, und selbst dort, wo sie die Hügellehne des Albanergebirges hinanklettern, halten sie sich isolirt vor jedem Vegetationsschmucke der modernen Zubauten. Es sind Gräbersteine, welche die Erinnerung in verschollene Zeiten zurückführen. In Salona ist die Natur bestrebt, das Andenken zu verwischen und Kronen rauschen über den zusammengebrochenen Trümmersturz. Massige Bögen sind seit Langem in die Tiefe gekollert; während aus dem Schutte strauchartiges Unkraut emporwuchert, breiten Tausende von Schlingpflanzen ihre gierigen Arme um so manchen Pfeiler, und die wachsende Wurzel zersprengt das eherne Gefüge, das durch fünfzehn Jahrhunderte den Wettern zu trotzen wußte.

Wer etwa glauben sollte, daß Salona unserer Zeitrechnung angehört und seinen Glanz erst unter den Römern entfalten sah, der wird mit einigem Befremden erfahren, daß an Stelle dieser classischen Stadt einst ein uraltes Emporium gestanden, dessen Traditionen bis in die griechische Heroenzeit hinaufreichen. Apollonius von Rhodus versetzt an die Stelle von Salona Illonis, gegründet von Illo, dem Sohne des Herakles, im XIII. Jahrhundert v. Ch. Erwähnung geschieht dieser Stadt bereits während des Argonautenzuges, in dem berichtet wird, daß Jason nach seiner Rückkehr von Kolchis über Istrien in der Stadt freundliche Aufnahme gefunden und ihr als Anerkennung hiefür einen der Dreifüße verehrte, die er aus dem Tempel des Apollo entwendet hatte. Gelegentlich des trojanischen Krieges stellte Salona 70 Galeeren den griechischen Heerführern zur Verfügung. Der Boden, auf dem sich heute ausgedehnte Ruinen befinden, ist demnach so uninteressant nicht, und bringt uns in Relation mit all jenen Ereignissen des grauen Alterthums, die wir so gerne in Erinnerung behalten, um nicht jenen Zauber zu verwischen, den wir mit unseren Jugendstudien eingesogen.

Das Salona, welches die Avaren im VII. Jahrhunderte u. Z. zerstörten, präsentirt sich in seinen Trümmern als ein langgestrecktes Rechteck von Osten nach Westen, doch gegen Osten breiter, als gegen Westen, im Süden von einem Flüßchen, im Norden von einem Graben,



Die Säulenhalle im Palaste des Diocletian in Spalato. 72

der am Abhange des Gebirges hinläuft, begrenzt. Der Ruinencomplex ist durch eine Mauer, die durch die Mitte läuft, in zwei fast gleiche Abschnitte getheilt. Die größte Länge dürfte eine halbe, die größte Breite eine Viertelstunde Weges betragen. Um die ganze Trümmerstätte zu umschreiten, braucht es also circa fünf Viertelstunden. Die ganze Umfangslinie besteht aus Festungswerken, welche aus einer, offenbar ganz verschiedenen Epoche herrühren. Die ursprüngliche, viel ältere Ringmauer, ist auf der einen Seite mit Pilastern versehen, welche zu dem Zwecke dienten, einerseits die Mauern zu verstärken, anderseits die Vertheidigungslinie zu erweitern, und zwar durch die Brücken und Schwiebbögen, welche sich von Stützpfeiler zu Stützpfeiler spannten. Später erhielt Salona eine doppelte Mauer, dann Thürme und schließlich Bastionen.

Schon im Jahre 1847 legte der damalige Museal-Custos von Spalato, Dr. Fr. Carrara, 88 solche Thürme bloß, nach deren Anlage die ganze fortificirte Umfangslinie leicht festgesetzt werden konnte. Mit der Sicherstellung der Umfassungsmauer gelangte man alsbald auch auf die Lage der vier großen Stadtthore. Das wichtigste, aber von allen am meisten zerstörte, ist das östliche — Porta Andertia — in der Richtung auf Clissa, dem alten Andertium. Das zweite, bislang nur geahnte Thor, zeigt noch deutliche Ueberreste der doppelten Flügel für das innere und äußere Thor. Die zwei achteckigen Vertheidigungsthürme, welche es schirmten, sind verschwunden. Der Ausblick trifft hier den vollkommen nackten, massigen Gebirgszug Mossor, dessen compacte Formen sich in ferne Nebel verlieren.

Die Ausgrabungen, welche in früheren Jahren von den Museal-Directoren Carrara und Lanza geleitet wurden, führten zu den ersten wichtigen Entdeckungen. Vorerst stieß man auf ein Privatbad von achteckigen Grundformen, reich an kostbarem Marmor, womit es überkleidet war, mit sechs Säulensockeln, vier Thorhöhlungen, fünf Nischen und dem Becken in der Mitte; das Ganze von der höchsten Pracht, aber von auffallender Unregelmäßigkeit in Anlage und Styl. Von dem Amphitheater im nordwestlichen Theile des Ruinengebietes entdeckte Carrara zwei ihrer Ellipsen, die äußere und mittlere; vom Podium wurden nur einzelne Stellen bloßgelegt, dagegen in den Curven der

mittleren Umfassung 9 Bogen ganz und 16 stückweise, ferner einen unterirdischen Gang, der in einer Länge von 126 Fuß fortläuft, vom Trümmersturze befreit. Alle diese Ueberreste, besonders jene der Mauer, sind heute im Verfall, da man von den Ruinen Salona's im XVI. Jahrhundert einen großen Theil des Glockenthurmes in Spalato und den Dom in Trau, später einige Paläste in Venedig, die Stadtmauer in Spalato und alle Wohnhäuser des heutigen Salona erbaute. Man sieht, die Material-Verschleppung war eine geradezu enorme.

Die interessantesten Funde befinden sich in einem eigens zu diesem Zwecke bestehenden Local-Museum zu Spalato, dem heute ein slavischer Professor vorsteht. Letzterer, ein liebenswürdiger Cicerone allen Jenen, welche in den schmucklosen Räumen die zahlreichen Inschrifttafeln, Mosaiken, Marmortrümmer, Säulen- und Statuenfragmente, dann Münzen, Urnen, Haus- und Wirthschaftsgeräthe aus Metall, Glas, Terracotta und Elfenbein besichtigen wollen, hat sich seine Aufgabe besonders angelegen sein lassen . . . Schon vor einigen Jahren entdeckte man, nicht sehr tief unter der Erdoberfläche, Reste einer, wie es sich hinterher herausstellte, sehr ausgedehnten Nekropole, zwei prachtvolle Sarkophage, ein christlicher und ein heidnischer, welch' letzterer wegen seiner Legende en relief der „Hyppolit-Sarkophag" genannt wird, waren hiebei der bedeutsamste Fund. Kurz hierauf wurden eine ganze Menge, aber durchwegs schmucklose, und theilweise zertrümmerte Sarkophage an's Tageslicht gefördert.

Was soll man gegenüber diesen archäologischen Erinnerungen von dem heutigen Salona sagen? Es hat die Physiognomie der übrigen dalmatinischen Nester, es besitzt dieselben originellen Staffagen und ist mit der typischen dalmatinischen Vegetation geschmückt. Viel wirkungsvoller ist der Anblick der römischen Denkmäler in Spalato selbst . . . Nirgends außerhalb Italiens begreift man Roms Größe und Herrscher-Herrlichkeit, seine Prachtliebe und gestaltende Kraft besser, als in den Resten der diocletianischen Kaiserburg am dalmatinischen Gestade von Spalato. Hinter einem Theile der einstigen Façade des Palastes, der vordem aus der Meeresfluth emporwuchs, verbirgt sich halb Spalato, und einer der ehemaligen Riesenhöfe bildet den heutigen — Domplatz! Dieser „Dom", in welchem nun die Weihrauchwolken emporquirlen,

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

war einst ein Tempel des Jupiter-Capitolinus, in dem der grausame Christenschlächter Diocletian zu seinem Hausgotte beten kam, geweiht.

Der Tempel empfängt wenig Licht; überall brüten dunkle Schatten und gegen das weit ausladende Kranzgesimse werden sie derart kräftig, daß die Relief-Darstellungen am Fries kaum mehr zu erkennen sind. Umso überraschender ist die Totalwirkung von Außen: die broncebraunen Mauern, die reizenden Durchblicke in Säulengängen und Wölbungen, zumal in der Richtung des Rundganges, der einst den achteckigen Tempel umgab, und von dem noch mehrere korinthische Säulen mit Gebälkresten stehen. Vor dem Tempeleingange kauert eine Sphinx aus schwarzem Granit, deren Angesicht verstümmelt ist, und deren gewaltiger Leib einen Sprung zeigt, den ihm ein vom Blitze getroffenes Thurmstück im Sturze beigebracht hat. An derselben Stelle befand sich früher noch eine zweite Sphinx aus gelblichem Granit, ohne Kopf, mit verstümmeltem Hinterleib und mit einem kleinen Schild mit Hieroglyphen auf der Brust. Sie bildet nun eins der kostbarsten Stücke des Museums von Spalato. Neben der schwarzen Sphinx, die keine Tatzen, sondern Hände hat, bewachen noch zwei Löwen den Aufgang zum alten Tempel, dessen Säulengebälk nun den Thurm trägt.

Treten wir ein. Der octagonalen Grundform entsprechend, ragen zunächst acht mächtige Säulen aus rothem Granit empor, über diesen acht in kleineren Dimensionen gehaltene Säulen aus Porphyr, und zu oberst, als Gesimsträger, dieselbe Anzahl, abermals verjüngter Säulen aus grünem Marmor. Der oben erwähnte Fries, — der sogenannte „Dianen-Fries“ — ist oberhalb der Rundgallerie, die zwischen den Granitsäulen läuft, angebracht, und zeigt nebst dem Kopfe der Diana und zwei Masken im Mittelstücke, Jagdscenen in reichster Abwechslung, welche die Runde füllen. Nicht minder prächtig nehmen sich die Säulenbalustraden, die Altäre und vollends die Kanzel aus, deren feine Ornamentirung den Marmor scheinbar seiner Schwere entkleidet. Tritt man nach solchem Genusse wieder in's Freie, um den Bau in seiner imposanten Totalität zu bewundern, so würde man in erster Linie wünschen, daß die einengenden Schranken, welche die unansehnlichen Häuser des Domplatzes rings um das herrliche antike Bauwerk zeigen, fielen, um für dieses Licht und Luft zu schaffen. Dabei käme



Aus dem Tempel des Diocletian in Spalato.

freilich auch der ungemein zierliche Glockenthurm — ein Werk aus dem Mittelalter — zu voller Wirkung, die nie zum Vortheile des Tempels ausfallen kann, den man sich ohne diesen Zubau denken muß, um seine Anmuth und Würde ganz zu erfassen . . . . .

Das Ruinengebiet von Salona hat auch seine Romantik. Als der Verfasser dieses Buches vor sechs Jahren dortselbst mit mehreren Freunden verweilte, sollte er die Erfahrung machen. Wir hatten drei lange Nachmittagsstunden hindurch das Trümmerfeld der einstigen dalmatinischen Capitale nach kreuz und quer durchstöbert. Unermüdlich, wie gewöhnlich, war der liebenswürdige Custos des Spalatriner Local-Museums, Herr Gl . . . . . . č, der im Schweiße seines Angesichts sein Füllhorn klassischen Wissens über unsere etwas insolente Gesellschaft auszuschütten bestrebt war. Zuletzt hatten wir auf einer kleinen Anhöhe gehalten, von wo man einen möglichst günstigen Totalüberblick über das interessante Ruinengebiet gewinnen konnte.

Man kann nicht behaupten, daß dieses Gesammtbild überraschender Natur gewesen wäre. In ein üppig grünes Culturfeld hineinversetzt, hätten diese Mauerrippen und diese Schutthügel, diese Bogenzacken, Thurmbasamente und das gesammte Blockgeäder der verschiedenen Häuserfluchten ungleich mehr Wirkung hervorgebracht, als hier im dalmatinischen Karstterrain. Das Bewußtsein aber, daß heute in Europa weitläufige Ruinenfelder — Italien und Griechenland abgerechnet — nicht mehr ganz zu den Alltäglichkeiten gehören, prägt dem klassisch ruhigen, in edle Linien und Formen gebauten Landschaftsbilde gleichwohl eine außergewöhnliche Weihe auf . . . Im Osten lag der geisterhafte Mossor, ein vollkommen kahles Kalkgebirge, wie in eine Purpurwolke getaucht, so intensiv wirkte der abendliche Gluthschein, der westwärts die Adria übergoß. Das blieb auf Augenblicke so; kaum war die Sonne unter, so verglühten die Lichtbüschel auf den höchsten Zacken und in die Runsen und Schluchten legten sich blaue Schatten, welche später auch die Hänge überzogen und das ganze Gebirge gespenstisch dunkel auf die Olivenhaine des Jader-Thales niederschatten ließen . . .

Wir wollten heimschreiten längs der schönen Straße über das Dorf Salona nach dem lichtschimmernden Spalato, als unser Cicerone, der Custode, uns noch einige Spannen aufwärts der Lehne führte.

Plötzlich hielt er an. Er zeigte einen bloßgelegten Stollen, in welchem acht oder zehn große Sandstein-Sarkophage in schnurgerader Richtung sich aneinander reihten. Die Erde schien noch zu dampfen, denn sie war vor wenigen Stunden erst durch die Arbeiter ausgehoben worden. Die Leute selber aber waren, obwohl erst jetzt das Vesperglöcklein von dem nahen Salona herübertönte, schon vor geraumer Zeit verschwunden. Sie hatten trotz des ihnen gemachten Verbotes die vorhandenen Sprünge in den riesigen und plumpen Steinsärgen benützt, um die Seitenwände zu zertrümmern, und nach — Schätzen zu stöbern. Wir fanden diese Manie, die ja jedem Bauernvolke im Gehirn steckt, begreiflich, und beachteten die Einwendungen unseres gelehrten Führers nicht, bis dieser die Angelegenheit kurz hierauf wieder zur Sprache brachte.

Die Dämmerung war vollends hereingebrochen. Im langsamen Gänsemarsche, Herr Gl . . . . . . č voran, schritten wir von der Necropole auf einem „Feldwege“, der mitten durch das Ruinenfeld lief, zur Jader-Brücke hinab. Nichts als Steine und Trümmer zu beiden Seiten. Zeitweise ragten Mauerrippen von beträchtlicher Dicke auf und dann waren sie allemal von einzelnen Laubkronen überschattet, die entweder großblättrigen Feigen- oder feinästigen Oelbäumen angehörten. Auf einer dieser breiten Mauern, die vielleicht einst einem herrlichen Palaste angehört haben mögen, kletterten wir noch zu guter letzt hinauf, um einen Abschiedsblick auf die versunkene Römerstadt, in der die Avaren so furchtbar gehaust, zu werfen . . . Feierliche Nachtruhe lag ringsum. Im Geklüft krochen Nebelstreifen — andere Erlkönige — und durch die Olivenzweige wisperte es seltsam. Auch der herbstliche Wind, der über die Rebendächer strich, zwischen denen kurz vorher das Lied munterer Winzerinnen erscholl, säuselte melancholisch im Dornengebüsch, welches ein antikes Bad mit schönem Mosaik-Getäfel als Bodenflies ringartig umklammerte.

„Das ist die Stunde“, meinte unser Cicerone, „wo der geheimnißvolle Phönix die Hüter seiner Schätze heraufsendet —“ . . . Wir blickten betroffen den Sprecher an. Dieser aber lächelte und meinte, er wisse zwar nichts davon, aber ein deutscher Poet sei einstmals der Sache auf die Spur gekommen, und Poeten zaubern ja mit ihrer Wünschelruthe die wunderbarsten Geheimnisse aus des Boden Tiefen . . .

Daß besagter Poet nur in der Phantasie des Sprechers existirte, wollen wir so nebenher bemerken. Der Archäologe wollte eben das Gewand ernster Wissenschaft abstreifen und mit uns unverständigen Touristen ein wenig fabuliren . . . Also: Ehe die Ausgrabungen zu Salona systematisch mit großer Energie und mit nicht minder großem Erfolge betrieben wurden, hatte das Volk eine unbesiegbare Scheu vor solchen Arbeiten. Es behauptete, daß ungeheure Schätze an Gold und Prätiosen unter dem Schutte der einstigen Römerstadt vergraben seien. Tief unten lauere der geheimnißvolle Phönix, um dem Rollen des unversiegbaren Goldstromes zu lauschen, und allnächtlich brächen die Dämonen des Abgrundes durch die Schluchten ihres Reviers, um unberufene Schatzgräber zu erwürgen. Jeder Schatten, jeder Nebelstreif schreckte die verspäteten Passanten, und ehe der Spaten des Forschers das Trümmerfeld durchwühlt hatte, zeigte man auch den blutrothen Fleck, wo einst ein gewisser Ivo sein vermessenes Beginnen, nach des Teufels Schätzen zu wühlen, mit dem Leben bezahlen mußte.

Wir verließen unser Observatorium, und in der nebelfeuchten Dämmerung heimschreitend, erfuhren wir die Geschichte von Ivo, dem „Schatzgräber“ . . . Der Mann war aus Locrenica von dem benachbarten Zagorje und stand ursprünglich im Dienste eines Tauschhändlers in Sinj. Jahrelang hatte der gute Ivo die Pferdecaravanen seines Herrn über das steinige Prelog-Gebirge in's Liwanjsko-Polje hinunter und zurück geführt, und unter den Pferdevermiethern von Liwno war er ein gern gesehener Kamerad. Später aber wurde ihm das Geschäft zu eintönig und er verdingte sich als Hafen-Facchino in Spalato, in welcher Rolle er ein nicht minder bescheidenes Leben führte, wie vorher als Caravanenführer auf dem Wege zwischen Sinj und Liwno. Der magere Verdienst ging täglich in ein oder zwei Flaschen herben Küstenweins auf, und dann lag er halbe Nächte berauscht an dem grauen Gemäuer, das einst zum Palaste des Diocletian gehörte. Das ging einige Monate so; dann trat mit dem Manne eine plötzliche Veränderung ein. Er wurde mäßig im Weingenusse; aber man sah ihn auch seltener am Hafenkai, wo seine Kameraden keuchend die Last wohlbeladener Trabaccoli in die Ufer-Magazine beförderten. Wenn Ivo unter seinen Kameraden erschien, war er schweigsam, und das hübsche



Sebenico.

Gesicht mit dem martialischen Schnurrbart zeigte einen Anflug sinnender Melancholie. Eines Abends waren ihm zwei der Facchini gefolgt und das Räthsel war gelöst.

Nächst der Piazza del Duomo, wo der altehrwürdige Jovis-Tempel schon seit mehr als einem Jahrtausend von Weihrauchwolken durchtränkt wird, gab's eine Fischerkneipe, und sie war eine der besuchtesten, obwohl es weder die stummen Bewohner des Meeres, noch der glühende Vino di Castelli gewesen sein dürften, welche solche Anziehungskraft ausübten. Zwei funkelnde Mädchenaugen hatten den robusten Stammgästen von der Riva die Fische gesalzen und den Wein versüßt. Die Besitzerin dieser Augen war das fünfzehnjährige Töchterlein des Padrone und sie stand in dem Rufe, daß bei ihr außer gefüllten Bechern und gerösteten Fischen nichts Weiteres zu holen war. Der gestrenge Vater hatte sie übrigens einem Weinbauer von Castell Vitturi versprochen, und dieser Umstand schützte sie einigermaßen vor unliebsamen Nachstellungen. Ivo aber war minder scrupulös; er hatte dem Mädchen einen „Zapis“ (Talisman) zugesteckt — eine prächtige diocletianische Goldmünze — die er nächst Salona aus dem Boden gescharrt hatte. Eigentlich waren es ihrer zwei; da aber des Teufels Spuk auf diesem Funde lastete, so warf er die eine in den Opferstock der Domkirche, um die andere für sich zu „retten“. Später hatte er einem frommen Prete (Priester) die Sache gebeichtet und der Diener Gottes gab natürlich seine Absolution, nicht ohne hinzuzusetzen, daß solche Geschenke der Kirche immer willkommen seien. Zu seinen Nachgrabungen erhielt Ivo im Vorhinein den geistlichen Segen.

Es scheint indeß, daß diese Benediction gleichwohl ihre Wirkung verfehlte, denn eines Tages gerieth Stane, der Bräutigam der schönen Ilitza, bei einer etwas überzärtlichen Umarmung auf einen harten Gegenstand unterhalb der Halsgrube des Mädchens, der sich alsbald als der bewußte Talisman entpuppte. Ueberraschung und Zorn malten sich auf den Zügen des jungen Weinbauers. Er wußte nicht, sollte er seiner Geliebten die Teufelsgabe vom Leibe reißen, oder den Spender in Stücke hauen. Die Dalmatiner sind sonst in derlei Angelegenheiten kurz angebunden und ein scharfer Handschar haut die verwickeltsten Dinge sofort entzwei. Ilitza wich indeß jedem Geständnisse aus und

erklärte, den Zapis unter der Hand von einem ihr unbekannten Manne zum Geschenke erhalten zu haben, und Stane spülte diese Nothlüge mit einigen kräftigen Zügen aus dem Weinkruge hinab. Damit war die Sache einstweilen abgethan.

Drei Wochen später — es war kurz vor dem Sylvestertage — sah man zwei junge Männer die Straße zwischen Spalato und Salona entlang schreiten. Sie gingen schweigsam neben einander einher und in der fahlen Mondnacht glichen sie eher gespenstischen Schatten, den Wesen aus Fleisch und Blut. Tausend Schritte vor dem Dorfe Salona, das hart am Rande des antiken Ruinenfeldes liegt, erhebt sich eine kleine Capelle, angeblich auf der Stelle, wo die Träger der sterblichen Reste des ersten christlichen Bischofs von Salona, Doimo, auf ihrem traurigen Gange nach Spalato gerastet haben sollen. Wir haben des Kirchleins bereits früher Erwähnung gethan. Vor dem Portale desselben knieten die beiden Männer nieder und verrichteten, augenscheinlich sehr inbrünstig, ihr Gebet. Dann verschwanden sie auf dem Feldwege nach Vranjica. Den nächsten Mittag, als die Genossen Ivo's die Taverne aufsuchten, waren sie nicht wenig überrascht, Stane in der ausgelassensten, muthwilligsten Stimmung zu finden — ihn, den Einsilbigen und Schwermüthigen. Auch Ilitza lächelte heiter und ihre Hände hatten vollauf Arbeit bei dem Füllen der hohen Weinkrüge, welche auf Ivo's Rechnung den durstigen Kehlen der Facchini vorgesetzt wurden. Der Padrone seinerseits wieder schien seine ganze herkömmliche Strenge abgestreift zu haben und vertraulich nahm er an Ivo's Seite Platz. Der Mann hatte ja mehr Geld im Beutel, als der ganze Weingarten Stane's zu Vitturi werth war. Ueber die Provenienz dieses Geldes zerbrach man sich indeß keineswegs die Köpfe, denn es war den Leuten bekannt, daß Ivo häufig Umgang mit dem Prete Girolamo pflegte, und mit des letzteren Diener Botengänge nach Trau und Sinj machte. Auffallender war es den durstigen Gurgeln, daß Stane gar so selten aus Vitturi herüberkam und wenn dies geschah, gab's in der Taverne allemal aufregende Scenen, denn der krakehlsüchtige Weinbauer suchte mit jedem der Anwesenden Händel.

Da, es war am Tage vor der Sylvesternacht, traf er mit Ivo in der Kneipe zusammen. Ilitza war gerade an diesem Abende ab-

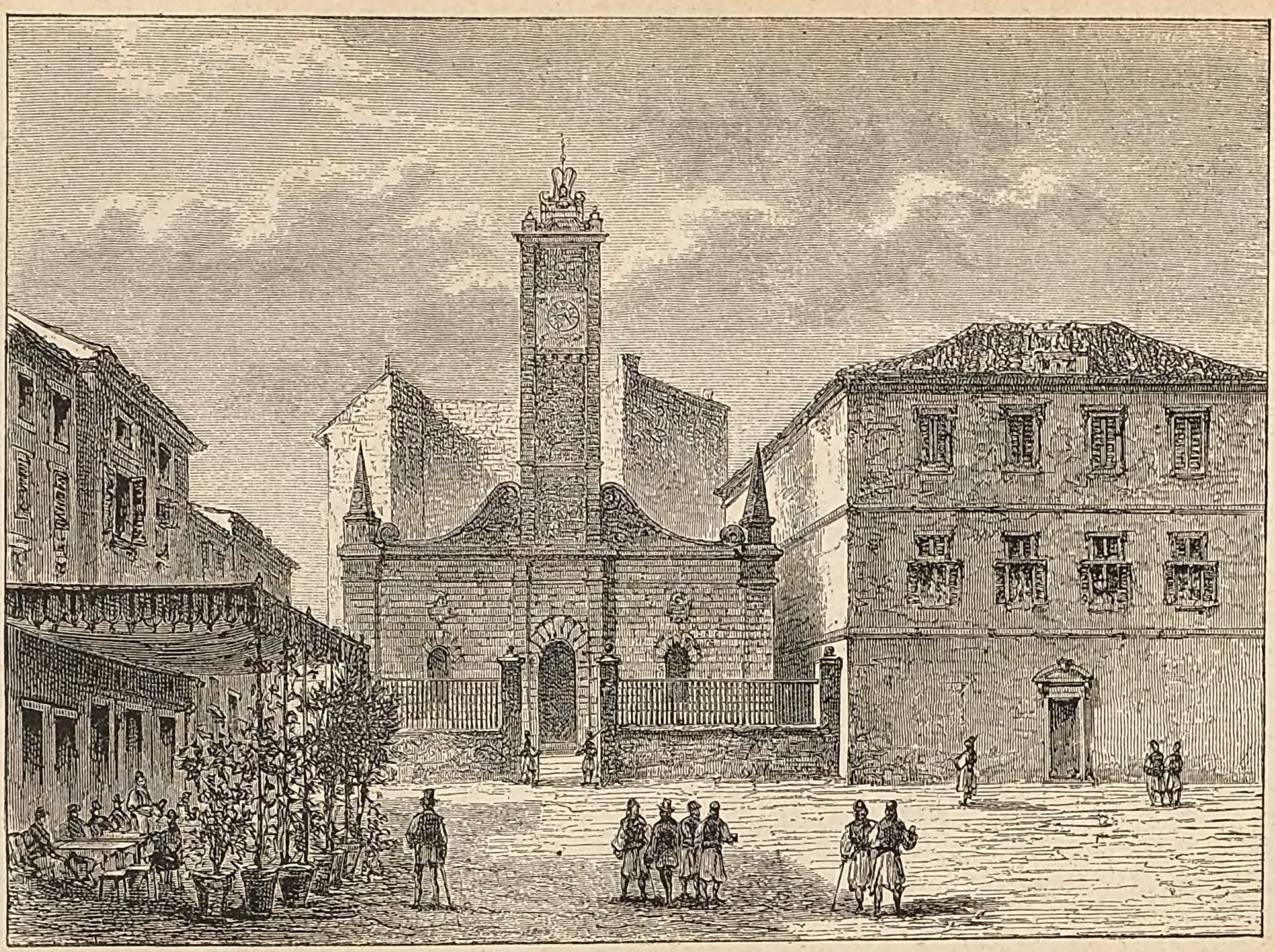
wesend — vielleicht betete sie im Dome für das Seelenheil ihres schmucken Schatzgräbers, der in dieser Nacht — der einzigen, in welche des Phönix Dämonen nicht ihre unterirdischen Paläste verlassen — einen großen Fischzug machen sollte. Die Gesellschaft Stane's kam Ivo etwas unerwartet. Zwar befleißigte er sich besonderer Freundlichkeit; als aber der Wein die Sinne seiner Kameraden übermäßig erhitzt hatte, schlich er unbemerkt von dannen.

Den nächsten Morgen, die Nebel lagen noch im Thale, gab's große Aufregung in Salona. Stane war athemlos ins Dorf gekommen und hatte die Schauderbotschaft überbracht, daß im Geklüft der Ruinen die Leiche eines erwürgten Mannes liege — und dieser sei niemand Anderer als Ivo! Man kann sich das Entsetzen lebhaft vorstellen, das die betroffenen Kreise erfaßte. „Es war des Teufels Werk!" schrieen die Einen. „Er hat nach Schätzen gegraben," glitt es tonlos von Stane's Lippen, „und so fiel er den Bösen zum Opfer." Und die Uebrigen sagten: „Amen!"

Die Commission, welche die Sache untersuchen sollte, ging resultatlos auseinander. Ivo war mittelst einer Weinrebe erdrosselt worden; dieses Factum lag vor, mehr aber konnte man nicht eruiren. Jlitza, mit Stane vermählt, hatte Jahre lang für Ivo's Seelenheil an jedem „Sylvesterabend" in der Domkirche von Trau, wohin sie mit ihrem Gatten übersiedelt war, gebetet. Stane leistete ihr jedesmal Gesellschaft. Eines Tages aber — es war wieder am letzten Tage des Jahres — stieß Stane sein Weib an einer einsamen Stelle des Canals von Trau ins Meer, und sie ertrank. War's ein Act der Verzweiflung, der Rache? Vielleicht beides, denn bei Inauguration der gerichtlichen Procedur gestand Stane — der Mörder Ivo's zu sein. Seitdem war die Schatzgräberei zu Salona ihres dämonischen Schreckens entkleidet.

* * *

Nach der kurzen Seereise von Spalato nach Zara, erfolgte die Ankunft in dieser letzteren Stadt am 19. April um 4 Uhr Nachmittag. Nachdem der Kronprinz sich ausgeschifft, wurde derselbe vom Landesausschuß, von der Gemeindevertretung, von Civil- und Militärbehörden und einer zahllosen Menschenmenge empfangen, während von den an-



Die Piazza dei Signori in Zara.

gesammelten Barken der Landbewohner Salutschüsse ertönten. Nach Besichtigung der aufgestellten Ehrencompagnie begab sich der hohe Reisende in die Domkirche und von dort in das Statthalterei-Palais, wo derselbe von der Gemalin und der Familie des Statthalters Baron Rodich ehrfurchtsvoll begrüßt wurde. Nach dem Empfang der Behörden erschien der Kronprinz auf dem Balcon des Statthalterei-Gebäudes. Die Menschenmenge vor demselben brach hiebei in endlose Živios und Evvivas aus. Um 6 Uhr kehrte der Kronprinz in Begleitung des Statthalters an Bord der „Miramar" zurück, wo ein Gala-Diner stattfand, zu welchem zahlreiche Einladungen ergangen waren.

Wenn Zara unter allen größeren dalmatinischen Küstenstädten die am wenigsten malerische ist, so hat es gleichwohl eine geschichtliche Vergangenheit, die derjenigen von Spalato und Ragusa um nichts nachsteht. Seit mehreren Jahren als Festung aufgelassen, ist Zara dermalen sozusagen eine Beamtenstadt. Ohne Handel und Industrie, seine Rosogliofabriken abgerechnet, leben seine Bewohner vom Kleingewerbe und dem Ertrag ihrer Häuser. Die Miethzinse gelten für hoch; dafür haben die Zaratiner nicht nur ihre Kaufläden — dies bemerkt man, wenn man von Cattaro, selbst von Ragusa kommt — sondern selbst die Häuser österreichischem Bedürfniß angepaßt. Nicht alle Küchen liegen unter den Dachgiebeln, wie es in Süddalmatien alter Brauch ist. Die Fußböden sind oft von Holz statt von Ziegeln, und statt der Holzläden finden wir Fenster von Glas. Die Hauptstraßen Calle lunga und Calle del Duomo, sind gut gepflastert, für Wagen fahrbar, die Nebenstraßen aber nicht alle. Die italienische oder venezianische Bauart verbirgt uns nicht, daß der Stock der Bevölkerung slavisch, die höheren Classen altvenezianisch sind, daß aber das deutsch-österreichische Element bis jetzt ein fremdes, zufälliges ist. Römer, Ungarn, Venezianer, Franzosen und Oesterreicher waren hier Herren — das Grundelement blieb stets slavisch.

Trotz des Wechsels von Gebirgszügen, Meer und Inseln ist Zara's Umgebung nichts weniger denn reizvoll. Graue Kalksteine, rothe Eisenerde und fahler Olivenwald beherrschen jedes Landschaftsbild. Anmuthig sind dagegen die früheren, nun mit Baumreihen bepflanzten Stadtwälle. Von diesen Wällen blickt man von der Porta marina in

die engen Gassen der Stadt hinab, oder von der Plattform der Porta terra firma über Inseln und Meer. Das letzterwähnte Thor ist ein Triumphbogen, der die Jahreszahl DCDXV aufweist, und den eine römische Dame aus dem (in Pola) mächtigen Geschlecht der Sergier ihrem Gemahl Quirinus Sapinus aufrichten ließ. Das Thor besteht aus drei Bogen. Nahe dabei liegt Fort Grimani mit dem sehr besuchten Volksgarten, dessen Schöpfer der Feldmarschall Welden ist, dem auch Graz seine Schloßberganlagen verdankt. Es ist eine grüne Oase voll südlicher Pflanzenfülle, zugleich Aufbewahrungsort der zahlreichen, im Bereiche der Stadt aufgefundenen römischen Alterthümer.

An hervorragenden Architecturwerken hat Zara wenig aufzuweisen. Bischofspalast, Gerichtshof, Normalschule und Gymnasium, Strafhaus und Kaserne sind neu, von den Oesterreichern in den Dreißiger-Jahren erbaut. Die beiden Hauptplätze sind in ihrer Physiognomie scharf verschieden. Die Piazza delle Erbe (Gemüsemarkt) liegt fast am Meere und ist außergewöhnlich geräumig. Hier befindet sich die tiefe Cisterne Cinque pozzi, auf deren Grund man das vorüberströmende Wasser mächtig rauschen hört. Da aber im Sommer die Quellen im Gebirge versiegen, konnte im Falle einer längeren Belagerung Wassermangel eintreten. Die Venezianer verbesserten zwar diese ursprünglich von Trajan angelegte Wasserleitung, die neue, nun wirklich ausreichende, ward aber erst unter österreichischer Herrschaft erbaut.

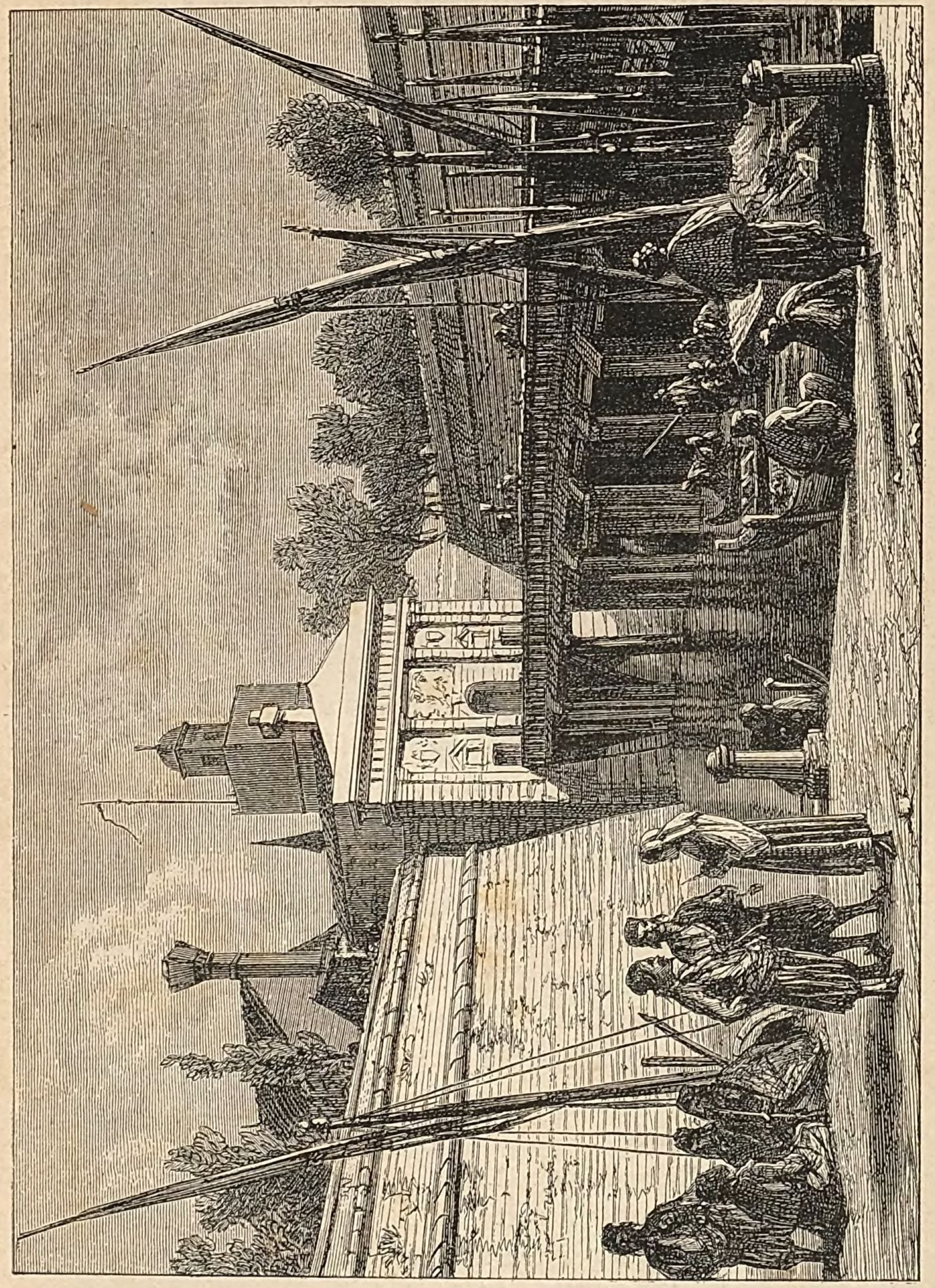
Auf jenem früher erwähnten Platze stehen die mächtige römische Säule, der neue Bischofspalast, hübsche neue Häuser und in einer Nebengasse der uralte Dom San Donato, der als Tempel der Juno Augusta, der Livia, des Augustus Gemahlin, gewidmet war. Zum Dom wurde er im neunten Jahrhunderte umgewandelt. Er bildet eine Rotunde im byzantinischen Styl mit drei Apsiden und einer Kuppel. Jetzt haust eine Weinverbesserungsanstalt in dem leider sehr verbauten Gebäude.

Auf dem genannten Platze und in seinen Nebengassen entfaltet sich das Volksleben; er ist Gemüse- und Fruchtmarkt; von dem nahen kleinen Hafen kommen Schildkröten und Seefische, daneben werden Berge von Stockfischen feilgeboten. Auch die in Dalmatien nirgends zu vermissenden Lämmlein und Zicklein fehlen nicht, ebensowenig die Castradina (Hammelfleisch), von der man verlangt, daß der Rosmarin der

Weideplätze in ihrem Geschmack noch erkennbar sei. Morlachische Mädchen, das Haar mit rothen Bändern durchflochten, gehen zum Brunnen, ihre Wassereimer, wie die Friulerinnen in Venedig, an einer langen Stange tragend. An Ständen und in offenen Läden wird städtischer und ländlicher Hausrath aller Art feilgeboten. Der Liquoritta (Branntweinhändler) fehlt natürlich in der Stadt des Rosoglio nicht. Zuckerwerk fängt an, hier eine große Rolle zu spielen. In zahlreichen Schmuckläden sieht man die Silberfiligran-Knöpfe aller Größen, welche die Frauen am Mieder und als Ohrgehänge, die Männer an den Westen tragen; mit kleinen Silberplättchen zu Spangen vereinigt, heißen sie Toke. Zahllose Heiligenbilder, große und kleine Sichelmesser, Dolch- und Handschargriffe bilden den übrigen Inhalt der Läden. Auch die silbernen Ampeln der griechischen Kirchen und Altarleuchter sieht man häufig.

Der kleine Herrenplatz mit venezianischem Uhrthurm, Hauptwache und Loggia ist dagegen gleichsam der officielle Abendsalon der Stadt. Die Officiere und Beamten mit ihren Damen sitzen dann zwischen dem Oleander des Kaffeehauses; Spaziergänger, darunter zahlreiche geistliche Herren, wandeln auf und ab. Daneben steht die hübsche Loggia, die nicht wie die in Trau verfallen und mit Folterwerkzeugen behangen, sondern in eine Stadtbibliothek umgewandelt ist. Herrscht auf der Piazza delle Erbe Lärm, Handel und Gewerbe, so fühlt man sich hier auf der Piazza delle Signori wie in Venedig.

Zara hat viele Kirchen, von denen die im XIII. Jahrhundert erbaute Domkirche, eine Basilica, die bedeutendste ist. Als das Kreuzheer 1202 unter dem blinden Heinrich Dandolo und Bonifaz von Montferrat, 40.000 Mann stark, durch das den Ungarn ergebene Zara einen Winter lang aufgehalten wurde, verwüstete es die endlich eroberte Stadt derart, daß Rom sich ob solchen Frevels an einer christlichen Stadt empörte. Um Rom und das noch mächtige Zara zu versöhnen, baute Venedig aus seinen Mitteln diese Domkirche. Es hatte damals vor Zara den Plan zur Eroberung von Constantinopel gefaßt, des ersten Ringes zur Kette seiner Herrschaft in der Levante. Die Kirche ist der heiligen Anastasia geweiht, ihre Façade imposant, ihr Inneres reich an Marmor. In der Marienkirche, die im lombardischen Style aufgeführt ist, steht das Grabmonument eines Admirals Fontagna aus dem



Die Porta terra ferma in Zara.

XVII. Jahrhundert. Seine Nachkommen, Herren in Trau, besitzen dort einen Garten voll uralter Pinien und exotischen Pflanzenreichthums, den sie mit altvenetianischer Höflichkeit gern zugänglich machen.

Der Schutzpatron Zara's ist San Simeone, der fromme Jude, der das Jesuskind begrüßte. Unter Venedigs Herrschaft durfte an seinem Festtage in Zara kein Schuldner verfolgt werden; auch Fremde genossen dies Vorrecht. Sein silberner Sarg gilt den Zaratinern als größter Kunstschatz, werthvoller als etwaige Kirchenbilder Schiavone's, des Sebenicaners. Der Sarg zeigt die vereinten Wappen Ungarns und des Hauses Anjou. Johanna von Neapel, grausamen Angedenkens, ward in Zara geboren und getauft ... Sehr hübsch gelegen ist San Ilia, jetzt griechische Kirche, nachdem sie im XVII. Jahrhundert mehreren hundert sammt ihrem Bischof aus Antivari vertriebenen Griechen überlassen ward. Ein venezianischer Priester, Erizzo, räumte den Flüchtigen überdies ein ihm gehörendes Dorf ein. Lange hielt sich die Colonie, im Glauben, Tracht und Brauch streng abgeschlossen, jetzt aber ist dieses sogenannte „Albanesern-Dörfchen" kaum etwas anderes als ein etwas besser gehaltenes Morlachennest.

Zara hat Theater und Casino. Im Sommer beziehen die Zaratiner ihre Villen auf dem Scoglio Uglan, welcher dicht vor Zara den Canal bildet, an der Canalseite gut cultivirt ist und der Bischof seinen Sommerpalast hat. Berühmt ist die Villa der Conte Borelli auf Vrana. Das Leben auf den Inseln und Scoglien unterscheidet sich ganz wesentlich von demjenigen auf dem Festlande. Bekanntlich tragen alle die großen und kleinen Kalkklippen den Namen „Scoglien". Der graue Alpenkalk dieser Festlandsreste leistet dem Wasser und der Luft wenig Widerstand; durch Erosion entstehen in ihnen Rinnen, Risse und Trichter, wie sie dem Karstboden eigen sind, die das Wasser erst durchsickern, dann durchbrechen, unterirdisch verschwinden oder auch plötzlich wieder hervorbrechen läßt.

Nach den Berichten alter Schriftsteller und wie die alten slavischen Volkslieder darthun, waren die Inseln Dalmatiens früher bewaldet. Curzola hieß nach seinen Nadelwäldern Corcyra nigra, Veglia hatte immergrüne Eichenwälder und die Venezianer brannten dort für ihre Schiffe Pech aus Pinien. Jetzt sind einzelne Inseln ganz wasser-

und humuslos und ihr Werth so gering, daß man sie wilden Kaninchen und Ziegen überläßt; andere werden nur im Sommer von Schafhirten und deren Herden bewohnt. In höhlenartigen Hütten halten sich diese Hirten auf, vielleicht nur zwei Meilen vom Festlande entfernt, aber Monate lang keines Menschen Antlitz schauend. Ein Boot zum fischen, eine Flinte, um Vögel zu schießen, ein paar Töpfe zum Kochen sind das Hausgeräth ihrer Felshöhlen, ein Lager von Stroh die Ruhestätte. Tabakspfeife und Ziegen bilden die Gesellschaft.

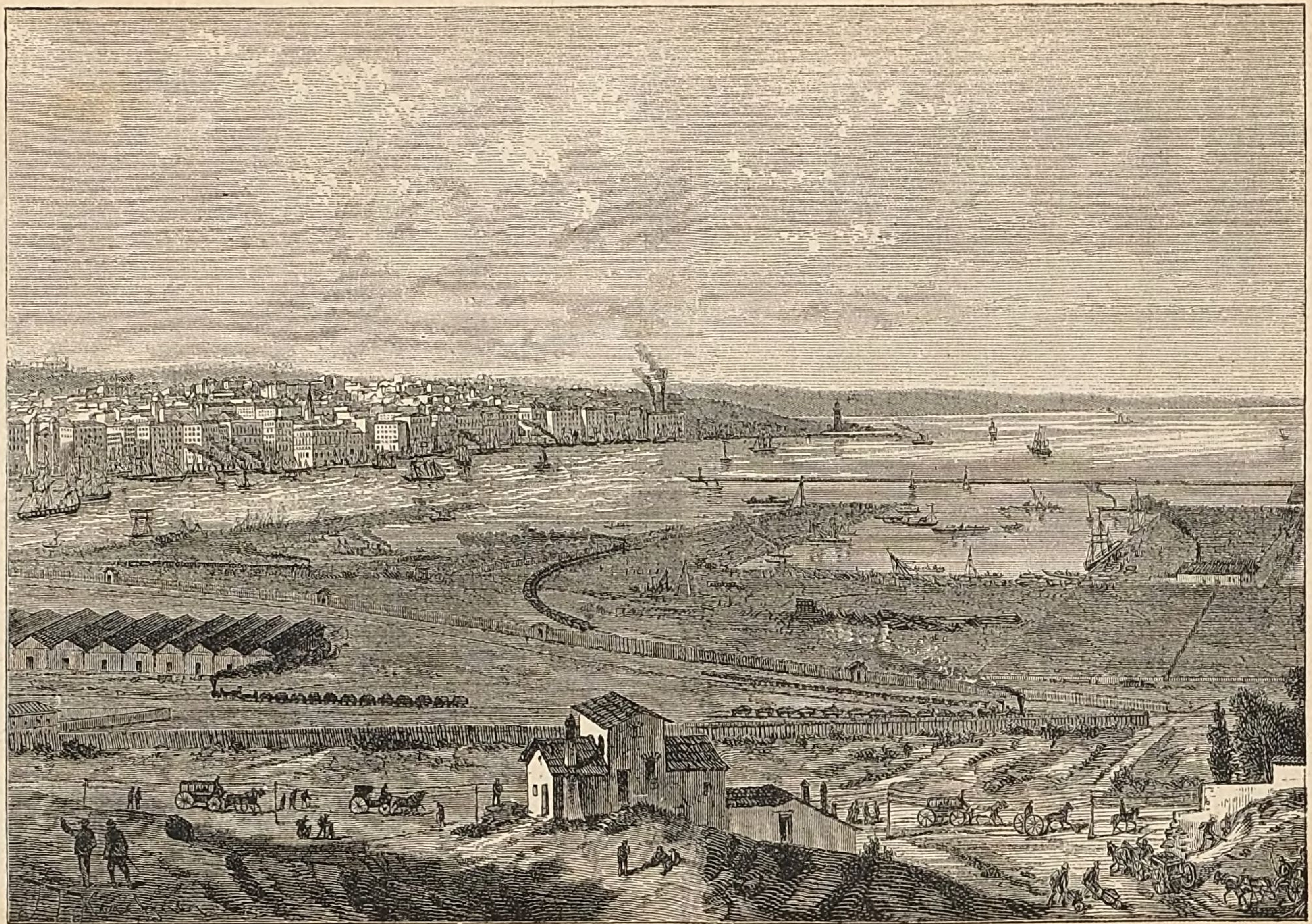
Das Klima der meisten Inseln ist so mild, daß die Heerden im Freien überwintern können. Ja, der Winter ist trotz der Bora lange nicht so gefährlich, als die sengende, regenlose Sommerdürre, wo alles Gras verdorrt, jede Wasserlache verdunstet. Auch die Leuchtthurmwächter haben oft Monate lang keine menschliche Gesellschaft. Dennoch leben sie im Vergleiche zu jenen Hirten, wie Herren, dafür aber auf Klippen, wo Wind und Fluth am wildesten hausen, oft kein Halm, keine Wachholderstaude Wurzel faßt. Dagegen sieht man wüste steinerne Flächen, zuweilen durch mannshohe Mauern abgegrenzt; im Schutze der Mauer lockt die die Sonne leicht Pflanzenwuchs aus rasch verwittertem Gestein: Reben, Melonen, Kürbise von riesiger Größe, mehlreiche Körnerfrüchte. Auch die Thierwelt ist eine fast südliche. Statt der Hauskatze dient die kleine Natter, die vertraulich ihren Antheil am Mittagsmahl des Weinbauern fordert. Die großen Sturmvögel Gabbiani werden zahm wie Hausthiere; im Mauerwerk birgt sich die Tarantel und Schildkröten gedeihen auch im Freien überall.

Uglan ist der größte Scoglio von Zara; Pasman, wie ein einziger Olivenwald aus den Fluthen sich erhebend, liegt 25 Kilometer von Zara, dem alten Bengrad gegenüber, welches die Venezianer gegen die mächtig anwachsende ungarische Königsmacht an der Küste, so gründlich zerstörten, daß Zara's Bischof seinen Sitz nach Scardona verlegen mußte. Im IX. Jahrhundert war es König Kasimirs Lieblingsaufenthalt; er baute hier ein stattliches Benedictinerkloster, und seine Schwester das Kloster der heiligen Katharina in Zara. Jetzt heißt der Ort, wo das alte Zara stand, Zara vecchia . . . Auf Vrana hatten im Jahre 1202 die Kreuzfahrer ihr Pesthospital; der Templerorden, dessen wappengezierte Paläste Sebenico's und Castelnuovo's Plätze so vornehm

machen, eine Priorei. Die Könige von Ungarn beschwerten sich über des Ordens Unbotmäßigkeit und Uebergriffe in ihre Königsmacht, und so wurde er vertrieben und die Insel kam in türkische Hände, in denen sie durch zwei Jahrhunderte verblieb. Zeitweise gefiel es auch den Venezianern, sich dem Groß-Sultan artig zu erweisen und ihm zum Bau von 12 großen Kriegsschiffen dalmatinisches Schiffsholz zu schenken.

Alt und wechselvoll ist die Geschichte Zara's und seiner Scoglien. Den Scoglio Lagosta bezeichnet die Sage als das Ogygia Homers: Kalypso habe dort Odysseus ewige Jugend für sein Verweilen geboten, ohne den klugen Laertiaden durch dieses lockende Versprechen gewinnen zu können. In historischen Zeiten nannte Octavianus sich Vater der Colonie von „Jadera", doch scheint schon Perseus von Macedonien alle Stämme Dalmions zum Kampfe gegen Rom vereint, ihre Häuptlinge im „erduldeten" Triumphe in Rom vereint neben sich gehabt zu haben. Als die illyrischen Piraten in jener Zeit den blühenden griechischen Colonien lästig wurden, bezwang Pompejus ihre Seekönige und siedelte ihre Ruderknechte in dalmatinischen Ortschaften an. Nach der Schlacht von Pharsalus flüchtete die Flotte in den Hafen des befreundeten Jadera. Cäsars Prätor Cornificius nahm sie und schlug mehrmals die bei Veglia liegende Flotte des Marc Antonius. Consul Aulus Gelius wurde abgesandt, um die Piraten zu züchtigen, die den Bürgerkrieg zu ihren Privatzwecken weidlich ausnützten.

Während der Gothenherrschaft in Italien suchte Belisar nach seinem ersten unglücklichen Feldzuge gegen sie in Pola Schutz und Schiffe; er hatte weder diese noch Geld. Narses, besser ausgerüstet, drang über Salona vor, und vernichtete das Gothenreich . . . Ungarn und Venedig stritten neunmal um Zara, bis 1202 Enrico Dandolo es zuerst einäscherte und dann mit großer Feierlichkeit für Venedig unterwarf. Zweimal trat die Pest so verheerend auf, daß man ganze Straßen niederbrannte, um der Ansteckung Einhalt zu thun. Später, der Dominante definitiv anheimgefallen, lernte Zara Venedigs Ruthe küssen, und eine Klage ging durchs Land, Patriciern und dem Volk gemeinsam, als das Banner des Flügellöwen vor dem Doppelaar sich beugte. Vierhundert Jahre hatte die Dominante es beherrscht, vorübergehend die Franzosen, aber rasch bauten diese die besten, bis jetzt ein-



Der neue Hafen in Triest im Jahre 1870. (Jetzt stehen auf dieser Stelle großartige Etablissements.)

zigen Straßen im Lande, und räumten mit den mittelalterlichen Gesetzweitläufigkeiten auf. Viel that auch Oesterreich, das für Zara eine neue ausreichende Wasserleitung baute und die Festungswälle niederrieß. Noch hängt der Adel an Venedig, das Volk aber ist in Sprache, Sitte und historischem Bewußtsein slavisch . . .

Gelegentlich seines kurzen Aufenthaltes in Zara zeigte der Kronprinz große Neugier für die einzelnen Repräsentanten der Landbevölkerung, welche ihm zu Gesichte gekommen waren. Es sind dies die sogenannten Morlachen. Mit diesem Namen bezeichnet man in Dalmatien nicht die Bevölkerung eines gewissen Districtes, sondern alle von den Türken unter christlichen Schutz geflüchteten Serben und Bulgaren. In die rauhen Berge Montenegros flüchteten, nach dem Sturze des Serbenreiches in Folge der Katastrophe auf dem Amselfelde (1389) die serbischen Christen, die ihren Glauben retten wollten. Auch die berüchtigten Uskoken waren stolze Grafen von Clissa (der Bergveste nächst Spalato), die vor den Türken nach Zengg und Carlapago geflohen, erst durch die Rauhheit des Zufluchtsortes zur Piraterie getrieben wurden. Der Rest folgte nach und stellte sich unter Venedigs Schutz, welches den erbitterten Haß der heimatlos Gewordenen gegen den übergetretenen, die Verhältnisse ausnützenden serbischen Adel, der den Begtitel annahm und der härteste Bedränger der zurückgebliebenen christlichen Bauern (Rajah's) ward, gebrauchte, sie sonst aber ihrem Schicksal kaltblütig überließ.

Der vielfachen Gliederung des Gebirgslandes entsprechend, ist der Charakter des Morlachenlandes sehr verschieden. Ueppig sind einzelne durch Wasser befeuchtete, vor Wind geschützte Thäler, entsetzlich arm die sogenannten Skopcen, jene Felsvorsprünge, auf der die Morlachen ihre Dörfer festungsartig anlegten. An Steinen fehlt es dem Lande nicht; jedes Haus besteht aus solchen, geräumiger in den Thälern, auf der Skopce höhlenartig mit einem Binsendach gedeckt. Ohne künstlichen Fußboden, ohne Fenster und Schornsteine sind die Hütten, von einem wüsten Hofe umgeben. Immer ist das Innere in zwei Theile geschieden, der eine beherbergt Weinvorräthe, den Reichthum des Landes, der andere dient allem Uebrigen. Hier sind die Feuerstelle, das Strohlager, alles Hausgeräth, ein gehöhlter Stein, der das Oel bewahrt, an Stangen

aufgehängt Maiskolben und Moorhirsebüschel, Ziegenschläuche, in denen der Most gährt. Die Schweine haben einen eigenen Verschlag; Geflügel und Schafe laufen frei umher. Im Winter hockt alles um die Feuerstelle und die Kinder schlafen des Nachts in der Asche. Gewöhnlich gehen letztere baarfuß im langen Hemd mit rother Leibbinde und rothem Käppchen umher, gleichviel ob glühende Hitze oder eisige Bora herrscht. Der Erwachsene verläßt niemals unbewaffnet sein Heim; bei der Feldarbeit oder im Hirtendienst schießt er harmlose Singvögel, Hasen, Füchse und Strandvögel; er fürchtet die Malviventi (Uebelthäter) oder schwärzt, da die Grenze nahe ist, Tabak, wobei entweder sein Leben, oder das des Finanzwächters auf dem Spiele steht. Der Morlache trägt einen Schnurrbart und flicht sein Haar zu einem Zopfe, den er unter der Kappe oder dem Turbangewinde verbirgt. Im Gürtel trägt er Handschar und Pistolen, über die rothe Weste die Struka. Sein Hausgeräth und seine Opanken verfertigt er eigenhändig, indem er der feuchten Rindshaut die entsprechende Form gibt und sie dann mit Riemen um den Fuß schnürt. Die rothen oft reich verzierten Gamaschen vervollständigen die Fußbekleidung. Das Beinkleid ist die weite Fischerhose, die bis zum Knie reicht.

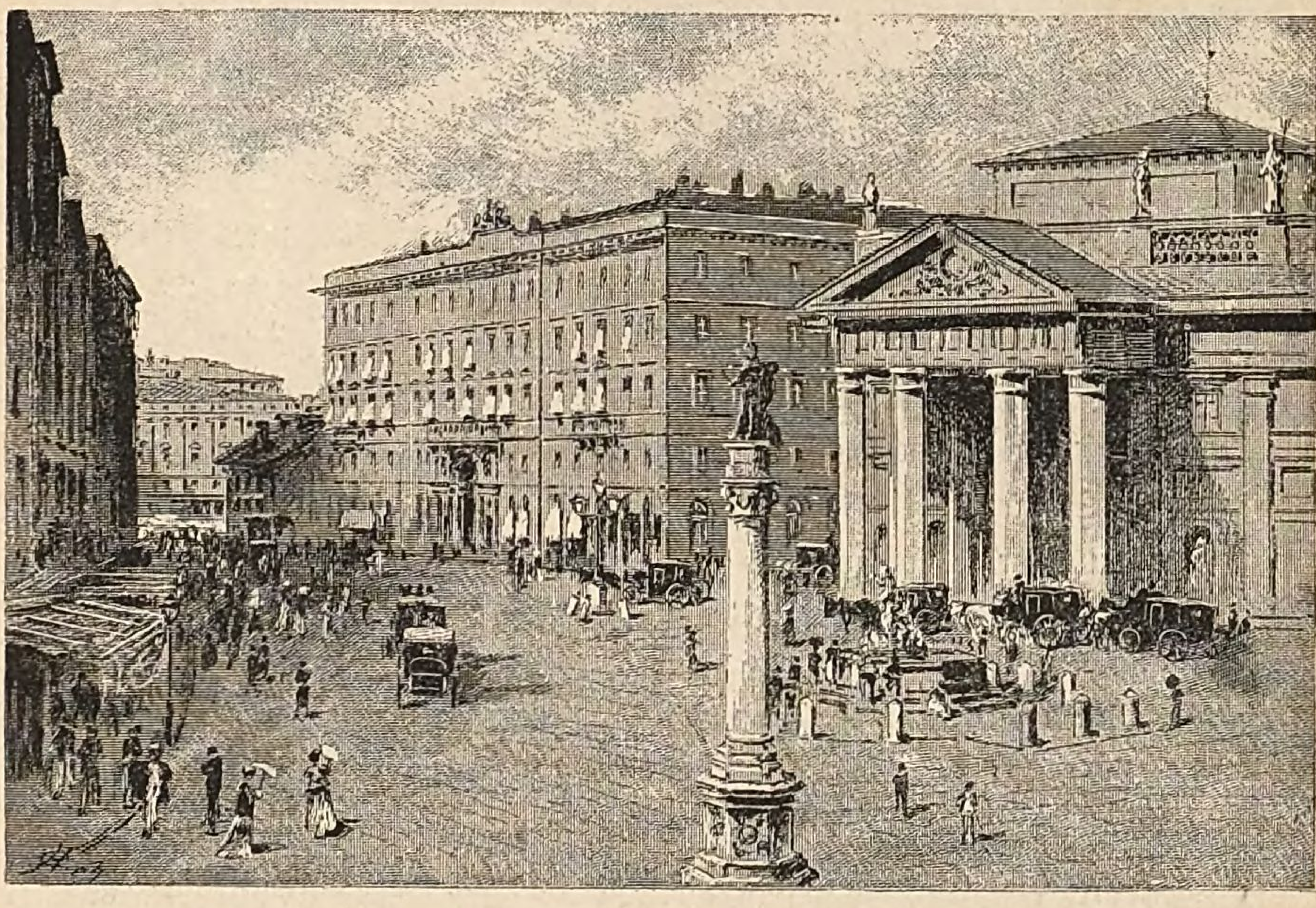
Ueber die Lebensweise dieser Leute läßt sich wenig sagen. Kommt er in die Stadt, so bringt er Truthühner und Wein zum Verkauf, oder ein Bündelchen Holz, das ein mageres Eselchen schleppt. Die Frau geht spinnend daneben und trägt Eier, Früchte und Biga (Brod aus gekochtem uud dann getrocknetem Teig). Während des Verkaufes auf den Plätzen stickt sie Gamaschen oder strickt, ohne sich im Mindesten um das, was um sie vorgeht, zu kümmern. So tief verachtet der Morlache seine Frau, daß sie nie mit ihm an einem Tische essen darf. Bei einem größeren Anwesen ist sie „Domatschitza" im Haus, wie er „Domatschin", d. h. wie er den Söhnen, theilt sie den Töchtern, auch wenn diese schon verheiratet sind, die Tagesarbeit zu. Sie spinnt die Wolle der schwarzen Schafe zur Struka oder Torba. Die Struka ist das lange viereckige Tuch mit Fransen, welches der Morlache im Winter trägt, indem er es um die Schultern wirft; die Torba ist ein Quersack, der auf dem Rücken getragen wird. Die in den Städten zum Verkauf angebotenen Stücke haben oft hübsche

türkische Muster, stammen aber häufig von jenseit der Grenze, d. h. aus Bosnien her.

Die Frauentracht ist meist weiß und roth und könnte, in Ordnung und sauber gehalten, sehr hübsch sein. Hemd und Jäckchen sind bunt benäht. Rock und Schürze haben bunte Streifen, letztere Fransen; über das schwarze Käppchen der Frauen oder das rothe der Mädchen wird ein weißes Tuch geschlungen; dieses Käppchen wird mit kleinen Goldmünzen benäht, die auch reihenweis über die Brust herabhängen. Ein silberner, mit Achaten eingelegter Gürtel vollendet den Anzug . . . Alle Morlachen sind abergläubisch, da er ohne Hilfsmittel der Cultur wilder Naturgewalt gegenübersteht. Er wallfahrtet zu Ilia dem Donnergott, zu der im Sturme hilfreichen Maria; er wirft nach den Hexen, welche Dürre, Hagelschlag und Raupenfraß verursachen, mit Steinen. Er erinnert sich dunkel, daß sein Land einst goldreich war — oder doch hieß — und fabelt von Uskokenschätzen, oder in Pestnoth vergrabenen Reichthümern, die von Gespenstern bewacht werden. Die Fabeln vom Wehrwolf und vom Vampyr spielen eine große Rolle unter den Morlachen. Zwar das Pfälen der „Vampyre“ im Grabe ist nicht mehr im Schwange, da man behördlicherseits dagegen energisch eingeschritten ist; aber gegen Hexen und Krankheit hilft der Zapis und das Paternoster. Einzelne Zapis sind unter Umständen sehr schwer zu beschaffen, dagegen ersteht man sie in den Städten bogenweise, wobei es nur darauf ankommt, den richtigen Talisman herauszufinden und anzuwenden . . . Inmitten dieser abergläubischen und elenden Leute leben die einheimischen Seelsorger, die außer einem Jahresgehalt von 80 Gulden ab und zu einige unwesentliche Geschenke von der Bevölkerung erhalten. Ihre Existenz unterscheidet sich daher wenig von der ihrer Schützlinge. Ein Pfarrerhaus hat zwar Glasfenster und eine rohe Bettstatt, im Hofe aber tummeln sich Geflügel, Schweine, Pferd und vielleicht auch ein aus Barmherzigkeit aufgenommenes verstümmeltes Waisenkind. Das Loos dieser Seelenhirten ist Armuth, Entbehrung und lebenslange Aufopferung . . .

Sehen wir uns nun zum Schlusse das Walten der Menschen an den Küsten und die Eindrücke, welche die Natur an den oft herrlichen Gestaden auf den fremden Wanderer macht, etwas näher an . . . Nirgends

ist's einsamer und stiller als gerade an jenen Küstenpunkten, wo zu Zeiten rohe Elementargewalten ihrer Fesseln sich entledigen und den Kampf um die Herrschaft führen. Je friedlicher der Gesammteindruck des betreffenden Küstenstriches, desto wilder geberdet sich das Element, das im langsamen Raube ein Stück um das andere vom Küstenrande wegfrißt. Und diese schattenhafte Existenz an diesen Fels- und Klippengestaden! Da der kahle Boden dem Menschen wenig Nahrung spendet,



Der Börseplatz in Triest.

lebt er von den Gaben des Meeres — vom Fischfange. So mancher Fischer, der weit draußen auf dem wunderbar durchsichtigen Element, von azurner Spiegelfläche getragen, über welcher Sonnenfunken irrlichtern, von dem fremden Reisenden beneidet wird, weiß nicht, wie er morgen sich, sein Weib und seinen „Augapfel", das gazellenäugige Kind, ernähren werden.

Still und schweigsam ist das Meer; flache Wellenringe benetzen den grauen Fuß der Uferfelsen. Die Schwüle des Tages senkt sich auf

Gewässer und Festland herab und in die sonnigen Buchten thaut die Purpurgluth der Dämmerung. Verkrüppeltes Wachholdergebüsch sproßt zwischen klaffenden Steinfugen und wo verdorrte Zweige in schwindelnde Tiefe sich hinabneigen, streicht der Gluthhauch über verlassene Geierhorste, oder kollert abbröckelndes Geröll mit monotonem Geräusch in den Abgrund. Fahle Nebel steigen empor, und während der letzte Rosenschimmer im Westen verdämmert, schwimmt der kahle Felskamm in Silberschleiern und darüber leuchten weiße Kalkklippen, wie verlöschende Tempellichter.

Jäh' wird's Nacht im todtstillen Geklüft. Gespenstisch gähnen die unterwaschenen Höhlen und in tiefblauer Ferne erglimmen die Sterne wie Juwelen. Noch zuckt erblassendes Zwielicht zwischen säulenschlanken Felsobelisken, und am Klippenrande quillt's von phosphorescirenden Silberstreifen. Dann sinken Schatten über die einsamen Buchten, und wo wilde Reben die kahle Wand niederpendeln, flattern scheue Nachtvögel aus versteckten Felslöchern. In spröde Kalksteinschichten ist ein Pfad, klafterhoch über dem Meeresspiegel, eingehauen; er läuft von der niederen Steinhütte des Fischers über das zerzackte Ufer hinweg, um sich in dunklem Piniengestrüpp zu verlieren, das auf der Küstenhöhe einen schwarzen Grottenschlund umwuchert. Selten betritt diesen Pfad der Fuß der Fischer, denn diese weilen tagsüber draußen auf dem dem Meere; die „Pecara“ aber, welche Wachholderbeeren mit allerlei Wurzelwerk in ihrer irdenen Retorte für abergläubische Gemüther braut, verläßt nur dann den dumpfen Wohnraum, wenn sie die mageren Ziegen aus der Umfriedung hinausläßt auf die heiße Geröllehne, die haldenartig zwischen zwei imposanten Felscoulissen ins Meer abtaucht.

Die Fischer behaupten, die „böse Mora“, ein fabelhaftes behextes Weib, treibe von jener Grottenbehausung aus ihr Unwesen; sie beschwört den Wind, um die Lootsen zu beirren, die im Zwielicht des Abends den heimatlichen Strand suchen. Wer sie des Nachts erblickt, sieht ein schwefelfahles Bild die Felswand entlang gleiten, und aus der vibrirenden Fluth tauchen dämonische Wasserweiber mit Schilfhaaren und juwelenblitzenden Schleierhüllen. Der Strand aber ist übersäet mit blinkenden Muscheln, die von den feuchten Leibern niedergleiten. Einer der beiden Fischer, welche jene einsame Hütte bewohnen, weiß sogar

von hellen Gewändern zu erzählen, die er in frühen Morgenstunden auf den Pinienzweigen hängen gesehen. Als dann das Morgenroth die Felszacken säumte, seien sie verschwunden; auf dem Getäfel des Strandes wollte er aber feuchte Fußspuren, Seegras und Wasserlilien gefunden haben, welche doch auf ganz besondere Vorgänge hinwiesen.

Einen Büchsenschuß südlicher steht eine zweite Hütte. Aus der unsichtbaren Dachlucke quirlen bläuliche Rauchwolken schnurgerade in die Höhe. Von dort her führt wohl auch ein Pfad, wie ein weißes Band, und der Puder, der auf den Stachelbeerstauden am Ufer liegt, mag wohl von den flimmernden Salzkrystallen herrühren, die die emporgewirbelten Tropfen anzusetzen pflegen. Ueber die, durch Terassen unterbrochene Mulde neigen sich spitze Felshörner. Oelbaumkronen überschatten einen mageren Weideplatz, indeß in felsiger Bucht die braune Segelbarke in gleichförmigen Pausen auf- und niederschaukelt, wie ein artig Spielzeug auf einer sanft wogenden Frauenbrust. Jetzt bewegt sich das schlaffe Segel im kühlen Meerwinde; wenn aber über den zackigen Felskronen der Frührothschimmer erglüht und die nächtlichen Dunsthüllen zerfließen, klappert der schwere Holzschuh über das hohltönende Verdeck. Der alte Fischer drückt seinem gazellenäugigen Kinde die Hand, und von nervigen Armen gerefft, bläht sich das phantastisch bemalte Gaffelsegel und die breite Schiffsbrust theilt geräuschlos die warme Fluth, die weithin mit flachen Wellen auszittert. Beide Fischerbarken bleiben in respectvoller Entfernung von einander: jene dort, mit den beiden jungen nervigen Gesellen, auf der Höhe der gespenstischen Höhle, diese, vom wettergebräunten Alten der Pinienbucht gesteuert, im Bereiche seiner Hütte und seines heimatlichen Strandes.

Stunden verrinnen im einförmigen Geschäft. In unergründlicher Tiefe schlummern die tückischen Elementarkräfte. Ein Gluthenbad ist die Atmosphäre, und der schwüle Hauch hat nicht mehr die Kraft, das schlaffe Segel aufzublähen. Mählich verschwimmen die grünen und violetten Farbentöne der Wasserfläche in einander, bis sie röthlich-golden aufleuchtet, wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht. Das Meer wird zur endlosen Purpurlohe, von den leuchtenden Felsufern bis zum dampfenden Horizont, wo gedämpfte Goldnebel harmonisch im Mattblau des Firmaments auszittern . . . Die beiden Schiffer überwältigt der Schlaf.

Während der Aeltere regungslos auf der harten Diele kauert, lehnt der Jüngere, ein schwarzer Lockenkopf, an der niederen Bordwand, und seine fieberfeuchten, großen, dunklen Augen spähen ostwärts, wo Silberfunken der Felsküste entlang irrlichtern ... Denkt er an die gefürchtete Hexe, die sich dort in nächtlicher Grottentiefe verborgen hält? Oder quält ihn eine bange Sorge, ihn, den urwüchsigen Lootsen, der oft genug mit todestrotzigem Muthe mit dem verrätherischen Element gekämpft? Der junge Fischer späht und späht, bis seine Augen sich umschleiern und auch er an der Bordwand ermüdet herabsinkt und entschlummert.

Die Sonne ist bereits im Niedersinken begriffen, als die beiden Fischer jählings erwachen. Ein dumpfes Geräusch geht vom Segel aus, das sich die einsetzende Landbrise bläht. Aus der Tiefe heben sie jetzt das schwere Netz und auf dem durchnäßten Verdeck zappeln die erhaschten Opfer. Dann gehts heimwärts an der Hexenhöhle vorüber und der ältere Fischer schlägt ein Kreuz, denn aus dunklem Gebüsch sieht er ein räthselhaftes Bild tauchen und alsbald wieder verschwinden.

„Die Mora!“ flüstert er ängstlich, während seines Gefährten Augen leuchten. Einige Minuten verharren sie sprachlos, dann biegt die Barke um einen natürlichen Felssporn und in der sicheren Bucht sinkt die Raa vom dünnen Maste. Während der ältere Fischer sich auf dem Verdecke mit der Beute zu schaffen macht, springt der Jüngere ans Land und verschwindet alsbald zwischen den Felsblöcken. Er klettert den bewußten Pfad zur Hexenhöhle hinan, bis er vor dem Piniengestrüpp steht, das den Grotteneingang umwuchert. Einen Augenblick hält er den Athem an und lauscht; im Gezweig regt sich's, zwei pechschwarze glühende Augen tauchen daraus hervor — eine schöne schlanke Gestalt wird sichtbar und unter leichtem Busentuche schwellen zarte Formen, wie heranreifende Orangensegmente . . . Noch einige Secunden währt die gegenseitige Vorsicht, dann theilt der Fischer die harten Zweige und zieht wildbewegt das braune Mädchen an seine Brust . . . Schon wird's Nacht. Während der ältere Gefährte in abergläubischer Furcht die Hexengrotte flieht, genießt der Jüngere in deren warmfeuchten Tiefe stilles Glück. Die so oft daselbst gesehene Mora ist niemand Anderer, als das verliebte Kind des alten Fischers von der Pinienbucht . . . .

XVIII.

Ende der Reise.

In der Nacht vom 19. zum 20. April passirte die „Miramar" den Quarnaro. Von der Felskante des Ostufers von Istrien bis zum Lorbeerwald, der das eherne Piedestal des Monte Maggiore umgürtet, und von hier über Fiume bis zu den Gestaden Veglia's und Cherso's erstreckt sich der heimtückische See, welcher unter obigem Namen in aller Welt bekannt ist. Räumlich unbedeutend und durch die ausgreifenden Landzungen der genannten Inseln in kleine Buchten und Canäle abgetheilt, bedarf es nur eines einzigen Anpralles des gefürchteten Nordoststurmes — der Bora — um das Meer in schäumenden Gischt aufzulösen . . . Um gegen solche Angriffe gefeit zu sein, bedarf es eines so tollkühnen Fischervolkes, wie die Istrianer und Dalmatiner eines sind. Wer die Adria befahren hat, erinnert sich eines lieblichen Seebildes: weiße, dreieckige Segel, wie Geisterfittige auf tiefblauem Gewässer dahingleitend. Zeigt das Gaffelsegel ein rothes Triangel an der Spitze zu oberst, oder phantastisches Bild auf der vollen Blähfläche (eine Purpursonne, eine Madonna, Meerungethüme und dergleichen), so ist die Fischerbarke eine chiozzotische; im anderen Falle, d. h. wenn diese Zugaben fehlen — eine istrianische oder dalmatinische. Wem unter den renommirtesten Fischern der Adria: dem Chiozzoten, Istrianer oder Dalmatiner, der Vorrang gebührt, ist schwer zu entscheiden. Fast wäre man geneigt, den Istrianer allen Anderen voranzustellen, denn das Meer, dem er seine Beute abjagt, ist das gefürchtetste.

Nur nach solcher Voraussetzung begreift man die Waghalsigkeit der Quarnaro-Fischer, die bei jedem Wetter den Golf zwischen den

Klippengestaden des Festlandes und der Insel durchsteuern. Daß solcher Seedienst kein Kinderspiel ist, beweist allein die Thatsache, daß Kaiser Augustus bei Lussin, im sogenannten „Valle d'Augusto“, mit seiner Flotte einen ganzen Winter auf ruhiges Wetter zum Auslaufen wartete! Andererseits hat dieses in Gefahren und Schrecknissen aufgewachsene Fischervolk in früherer Zeit auch manchen Strauß auf eigene Faust ausgefochten, worüber die zahlreichen Uskoken-Geschichten aus der Zeit der venetianischen Dominante, der Bräute-Raub und die Piraten-Abenteuer der Insulaner, namentlich aber der gefürchteten Uskoken von Zengg, mehrfach Zeugniß ablegen. Diese Zeit ist freilich längst vorüber und heute jagt der friedliche und biedere Quarnaro-Fischer nur mehr dem Elemente, auf dem er sein ganzes Leben zubringt, reichliche Beute ab. Zu ihr zählt vor Allem der Thunfisch, der sich in großen Zügen in den zahlreichen Buchten einfindet. Solche Züge finden oft in drei, vier Reihen übereinander statt, und manches Exemplar wiegt über einen halben Zentner. Zur Signalisirung des Zuges sind eigene Späher bestellt, welche von ihren hohen Leitern aus das Zeichen geben, worauf die Barken ihre schneckenförmig gebogenen Netze auswerfen . . .

Am Morgen des 20. April ward der hohe Reisende durch den Anblick des Leuchtthurmes auf dem Scoglio Porer — dem südlichsten Punkte von Istrien — angenehm überrascht. Dieser Leuchtthurm ist ein äußerst wichtiger für die Schiffahrt. Er erhebt sich auf einem einsamen Felsen über 100 Fuß hoch über dem Meere, und bei schlechtem Wetter schlagen wohl oft die Wellen haushoch an ihnen empor und die Thurmwächter sind dann zuweilen wochenlang vom Festlande abgeschnitten, da der Verkehr mit Booten unmöglich wird . . . Hinter Porer liegt das Dorf Promontore, ein reinlicher Ort, dessen Bewohner aus Montenegro, und zwar aus der Tscherniska Nahia, stammen. Sie wurden vor etwa 300 Jahren auf Veranlassung der venetianischen Regierung von dort hieher gebracht. Der Ort erlitt nie große Veränderungen und sogar das ganz Istrien so schwer heimsuchende XVII. Jahrhundert verschonte ihn. Die gesunde, vom übrigen Festlande ganz abgeschiedene Lage mag wohl Ursache dieser ungestörten Erhaltung der Colonie gewesen sein.

Als die „Miramar“ an der Halbinsel von Promontore vorübersteuerte, konnte der Kronprinz die Wahrnehmung machen, daß dieselbe

selbst im Frühling durch ihre Armuth an Vegetation einen höchst melancholischen Eindruck mache. Der nackte Fels ragt stellenweise so stark aus dem Erdreich hervor, daß man glauben könnte, die Natur habe ihren ganzen Steinvorrath hier ausgeschüttet. Diese öden Felsen könnten vielleicht noch gefallen, wenn sie recht kühne und energische Formen zeigen oder entschieden mit schroffen Wänden aus dem Meere emporsteigen würden. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Die Felsenzüge sind im Großen und Ganzen äußerst einförmig gestaltet, alle gleich hoch und abgerundet; oft sieht man sogar ganz flache Striche, deren Oberfläche nichts darbietet, als endloses Gestein. Nur ganz selten sieht man in der Felswildniß einen kleinen grünen Fleck, der angebaut und bepflanzt ist und begierig sucht das Auge diese Oasen auf, die meist in den hart am Meere ausmündenden kleinen Thalschluchten versteckt sind.

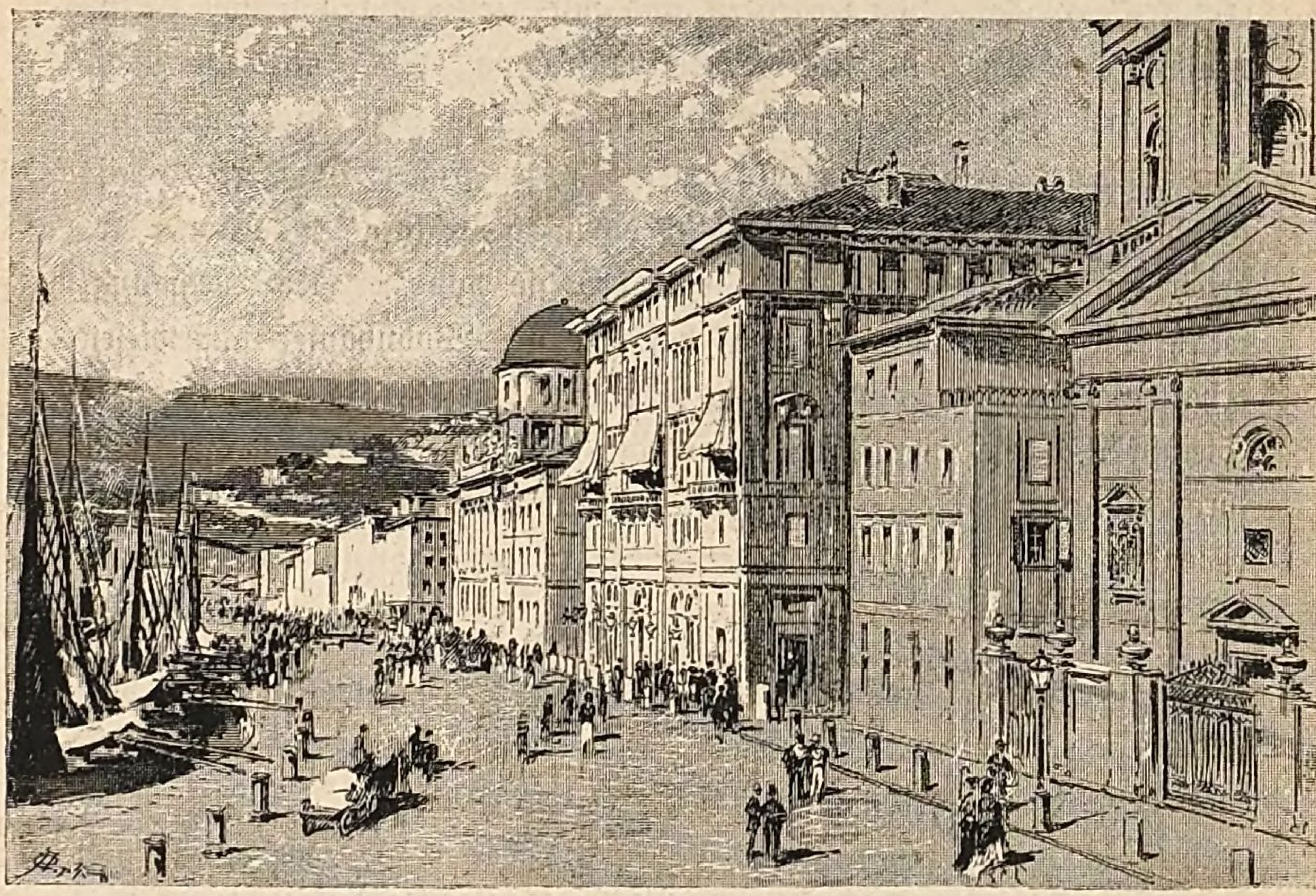
Ueber die niedere Vorhöhe der Halbinsel Promontore sieht man nach der nahen Küste von Medolino hinüber, ein Ort, der berühmt ist in der Geschichte von Istrien. Der Kronprinz informirte sich in dieser Richtung und nahm mit großer Befriedigung die ihm gemachten Mittheilungen entgegen . . . Medolino soll nämlich nach Ueberlieferungen und römischen Nachrichten schon unter den Thraciern eine bedeutende Stadt gewesen sein und zwar die bedeutendste ihrer Ansiedlungen an dieser Küste. Die damaligen Einwohner kamen häufig mit den Römern in Conflict, errangen zwar zeitweise kleine Erfolge, doch mußte ihr König Epulus der höheren Kriegskunst der Römer, trotz seiner Tapferkeit, unterliegen. Das Land wurde erobert, und um der Gefangenschaft zu entgehen, stürzte sich der tapfere Epulus mit den Seinen in die Flammen der angezündeten Stadt. Matula, Faveria und Nefactium wurden dem Erdboden gleich gemacht; ersteres aber wurde aufgebaut, da es der buchtenreichen Küste und der Nachbarschaft Pola's wegen am meisten Bedeutung hatte. Daß es mit dem wachsenden Wohlstande Polas ebenfalls zunahm, läßt sich denken, obwohl man unter den vielen Ueberresten aus der Römerzeit, die man in der Umgebung gefunden, auf nichts von Bedeutung gestoßen ist. Im Porto del Castello sieht man im Sommer bei sehr klarem Wetter und ruhiger See einige Meter tief unter Wasser große Mauerüberreste, vielleicht ehemalige Magazine und Hafendämme Matula's. An vielen Stellen der umlie-

genden Küste fand man Ueberreste von römischen Bädern mit schönem Mosaik, und gegen Porto Chiuso zu Reste von Gebäuden, die Salzmagazine gewesen zu sein scheinen.

Auch Medolino erging es wie den übrigen Städten Istriens. Noch im Jahre 1564 eine Stadt von 4000 Bewohnern, zählte es vor 40 Jahren — 100 Seelen. Erst in der letzten Zeit nahm es an Bevölkerungszahl und Wohlstand zu, hat heute gegen 600 Einwohner, und wieder ist es Pola, das jetzt durch sein Arsenal zum Gedeihen dieser kleinen Gemeinde beiträgt, indem ein großer Theil seiner männlichen Bevölkerung in Pola seinen Erwerb findet.

Als die „Miramar" hart an der Küste von Pola vorübersteuerte, begab sich der Kronprinz auf die Commandobrücke, um wenigstens aus der Ferne einen orientirenden Blick auf den hochinteressanten, noch immer in rapidem Aufschwunge begriffenen Kriegshafen der Monarchie, werfen zu können. Bald tauchten die exponirten Forts auf, zunächst „Mussil", ungefähr 70 Meter über dem Meere gelegen. Es krönt einen steilen, felsigen Hügelrücken, alles Land ringsumher weit überblickend und frei hinausragend in die See, die fast drei Viertel des Horizontes umfaßt . . . Schade, daß dem hohen Reisenden nicht die Gelegenheit gegeben war, selber auf jener stolzen Uferwarte zu verweilen. Weit hinaus, über die südlichste Spitze von Istrien, der Punta di Promontore mit dem einsam auf einem Felseiland sich erhebenden Leuchtthurm, weit über die Brionischen Inseln hinweg und bis über Rovigno hinaus ruht der Blick auf einer unendlichen Fläche, die im beständigen Wechsel von Licht und Schatten, von Farben und Tönen, in ihrer gewaltigen Größe vor dem Beschauer liegt! Auch die Aussicht auf den Hafen von Pola ist überraschend schön. Man kann von hier aus so recht seine eigenthümliche Gestaltung und die Formation seines reichgegliederten südlichen Schutzwalles beurtheilen. Kommt dazu noch eine helle Nachmittagssonnenbeleuchtung, so läßt diese die Gebäude der Stadt und Umgebung greller als sonst aus dem grünen Hintergrunde der Hügel hervortreten. Schon seit dem Jahre 1848 befindet sich auf Fort Mussil ein optischer Telegraph, der dem Hafenadmiralate über Alles, was auf hoher See vorfällt, Meldung erstattet. Zur Römerzeit stand hier oben eine Leuchte, die bei schlechtem Wetter angezündet wurde...

Nach Passirung des Hafens von Pola hielt die „Miramar“ Cours längs der **Brionischen** Inseln, die mit dem gegenüberliegenden Festlande den Canal von **Fasana** einschließen. Dieser datirt seine Berühmtheit nicht erst aus dem Jahre 1866, als Tegetthoff hier die österreichische Flotte vereinigte, zum Kampfe bereitete und hierauf zum Siege nach Lissa führte; schon im Jahre 1379 wurde in demselben Canale die venetianische Flotte unter Pisani von der genuesischen zerstört. Die



Riva Carciotti in Triest.

größte der Inseln krönt das erst in neuerer Zeit erbaute Fort Tegetthoff, welches das stärkste der Befestigungswerke Pola's ist und den Canal von Fasana, sowie die Einfahrt in den Hafen beschützen soll. Es beherrscht die Insel mit ihren Nebeninseln, Felsen und Klippen, mit ihren wundervollen Buchten, Canälen und Einschnitten. Es ist kaum denkbar, bei einem so geringen Flächeninhalt eine größere Küstenentwicklung zu finden, wie auf dieser Insel. Eine andere Brionische Insel — San Girolamo — ist wegen ihrer

Nicht beschmutzen!
Nicht zerreißen!

großartigen Steinbrüche, die schon in der ältesten Zeit benützt wurden, berühmt.

Diese ehemals über 30 Meter hohe Insel, früher Capreno geheißen, auf welcher bis ins XVII. Jahrhundert das Kloster San Girolamo stand, das dem Eilande den heutigen Namen gegeben, ist durch fortgesetzte Gewinnung von Material in zwei Hälften getheilt, die durch eine nur wenig über dem Meere erhöhte ebene Fläche mit einander verbunden sind. Von Weitem glaubt man zwei getrennte Inseln zu erblicken. Hunderte von Arbeitern sind mit der Gewinnung von Steinquadern beschäftigt, die für die Dockbauten von Pola und die Neubauten von Wien ihre Verwendung finden. Das weit aufgewühlte und angebrochene Terrain, das mit einer Menge großer Quadern bedeckt ist, bietet einen großartigen Anblick dar. Da die hier beschäftigten Arbeiter auf der Insel wohnen, so haben sie von der Unternehmung, welche die Steinbrüche in Pacht hat, erbaute Wohnhäuser angewiesen erhalten und wohnen mit ihren Familien daselbst. Es sind dies die Steinbrüche, die den Venetianern die Quadern lieferten zum Baue ihrer Paläste, sowie das Material zu dem eine Meile weit in die See ragenden Damm (Diga) vor der Einfahrt des Hafens von Spignon bei Malamocco.

Auf dieser Insel lag noch vor kurzer Zeit, unter Gestrüpp versteckt, ein colossaler runder Stein, der in seiner Form und seinen Dimensionen jener berühmten Kuppel, die als Monolith das sogenannte „Grabmal des Theodorich" in Ravenna deckt, vollkommen glich und 10 Meter im Durchmesser maß. Leider ist jener colossale Stein jetzt nicht mehr zu sehen, denn er wurde in Stücke gebrochen und anderweit verwendet.

Die Brionischen Inseln sind Eigenthum eines venezianischen Grafen, der in Lissabon lebt. Sie stehen unter Verwaltung eines Einheimischen und sind die schönste Besitzung im ganzen Bereiche von Pola. Sie werfen einen bedeutenden Ertrag ab, da sie, besonders aber die größeren, einen gut cultivirten und fruchtbaren Boden besitzen und auf den minder begünstigten Stellen mit dichtem Gestrüpp bewachsen sind, welches als Prügelholz ebenfalls Verwendung findet. Selbstverständlich

sind ganz besonders die eben erwähnten Steinbrüche eine nie versiegende Quelle reichen Erwerbes.

Während der Fahrt längs der istrischen Küste ließ sich das Wetter schlecht an. Der schon während der Nacht niedergegangene leichte Sprühregen machte einem continuirlichen und ausgiebigen Gusse Platz. Mit dem ungetrübten Genusse der zum Theile höchst pittoresken, allerorts aber interessanten Gestadelandschaften war es daher leider nichts. Der Kronprinz ließ sich zwar zeitweilig auf dem Verdeck blicken, im Uebrigen aber mußte er sich damit begnügen, die schönsten Punkte vom Salon aus zu besichtigen.

Ein solcher Punkt ist aufwärts, d. h. nördlich von Pola, und diesem zunächst, die Stadt Rovigno. Sie gilt als die volkreichste Stadt von Istrien und nimmt von Jahr zu Jahr größeren Aufschwung. Die Rovignesen sind als tüchtige Seefahrer berühmt und liefern die besten Lootsen, speciell nach Venedig und den Po-Mündungen. Diese Lootsen haben ihren Aufenthalt auf dem Scoglio Bagnuoli, der deshalb auch „Scola dei Piloti" genannt wird und durch eine Flagge kenntlich gemacht ist. In neuester Zeit wurde das System der autorisirten Lootsen aufgehoben, da die Beleuchtung der Küste und die Vortrefflichkeit der Seekarten dieselben überflüssig machen.

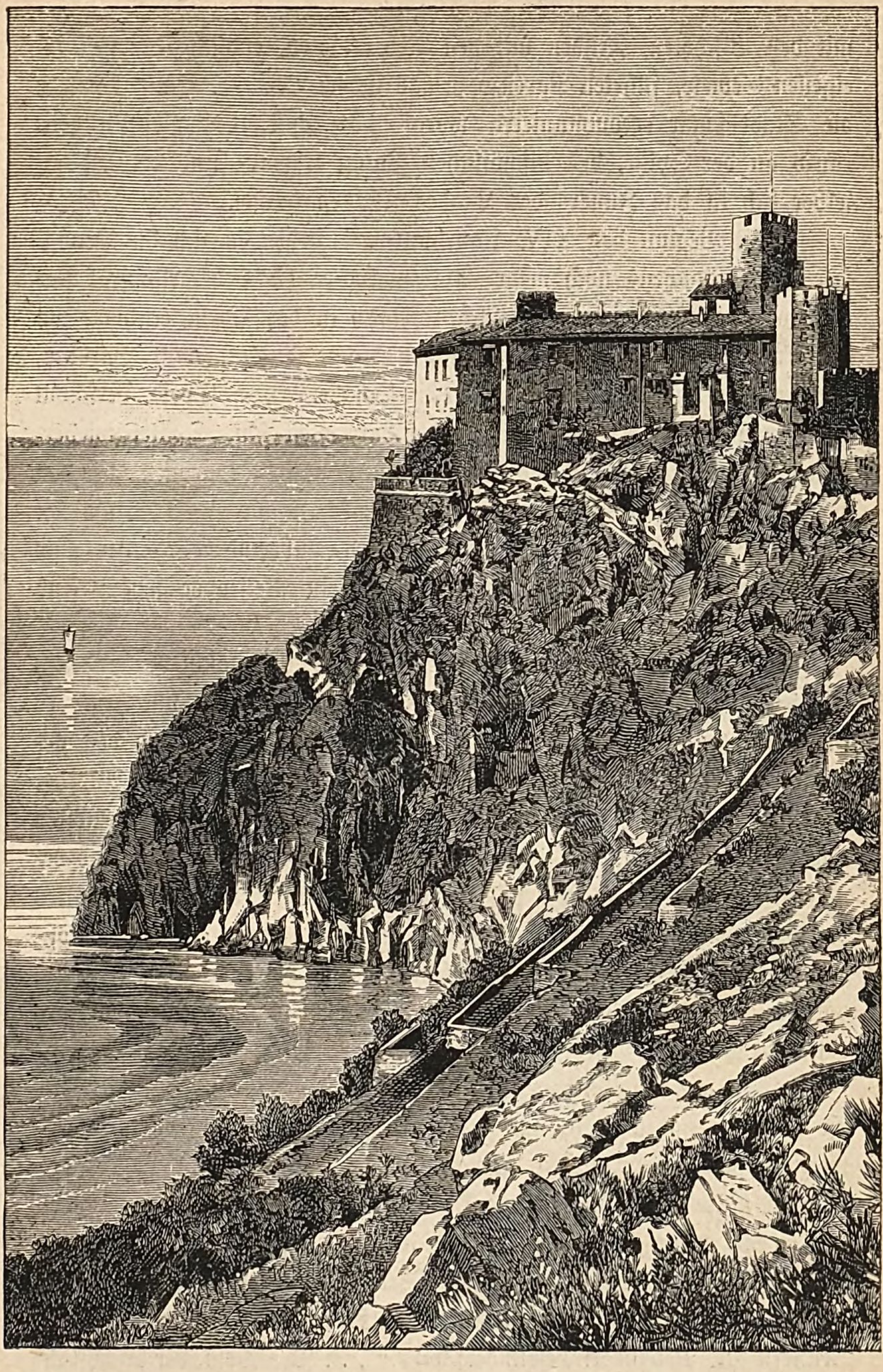
Rovigno soll in alter Zeit ein Seeräuberneſt gewesen sein. Der ins Meer vorspringende Theil war ursprünglich eine mit festen, doppelten Mauern umgebene Insel und mit einem Castell gekrönt. Späterhin ward der Canal überbrückt und im Jahre 1763 gänzlich ausgefüllt. Rovigno ergab sich im Jahre 1330 an Venedig und theilte die Schicksale der übrigen istrischen Küstenstädte; es wurde von den Genuesen verwüstet, späterhin von den Uskoken öfters heimgesucht, erholte sich aber immer wieder rasch von den harten Schlägen. Nunmehr durch eine Zweigbahn, Rovigno-Consanneo, mit der Hauptbahn Pola-Divača-Wien verbunden, sieht es einer glücklicheren Zukunft entgegen.

Wenn man selbst in einiger Entfernung auf der See draußen an der Stadt vorübersteuert, erkennt man deutlich die colossale schöne Broncestatue der heiligen Eufemia, der Schutzpatronin von Rovigno, welche auf der Spitze des hohen Dom-Thurmes mit ihren Märtyrer-Attributen, Rad und Palmzweig, steht. Diese kolossale Statue ist derart

angebracht, daß sie sich auf einer Scheibe ringsherum drehen kann. Die Vorrichtung muß eine ziemlich künstliche sein, um ein so schweres Gewicht, wie es diese Statue hat, sich geläufig im Winde drehen zu lassen. Auf jeden Fall ist es eine der prachtvollsten Windfahnen, die existiren. Das broncene Palmblatt dient dabei als Windzeiger und Luftruder. Das Rad, welches sie in der Hand hält, läßt aber in manchem vorbeisegelnden, in seinem Berufe mehr als in der Martyrologie bewanderten Seemann die Vermuthung aufkommen, es sei ein Steuerrad und er habe es sonach mit einer die Schiffahrt schützenden Heiligen zu thun . . . Leider war gelegentlich der Vorüberfahrt der „Miramar" nicht nur die Entfernung zu groß, sondern auch der Horizont viel zu getrübt, um dieses seltsame Wahrzeichen der Stadt Rovigno selbst mit dem besten Fernrohre, das dem Kronprinzen zur Verfügung stand, deutlich ausnehmen zu können . . .

Die nächste größere Stadt, welche auf der Fahrt längs der Küste von Istrien, von Süd nach Nord, in Sicht kommt, ist Parenzo; nach Pola der sehenswertheste Ort der Halbinsel. Es sei uns daher gestattet, nun auch auf heimischem Boden eine längere geschichtliche und antiquarische Abschweifung zu machen, dieses interessanten Punktes ausführlicher zu gedenken. Auskunft über ihn ward der Reisegesellschaft durch einen trefflichen anonymen Guide, der sich an Bord der „Miramar" befand. In demselben wird über Parenzo umständlich berichtet. Es soll, wie dortselbst zu lesen steht, bereits im Jahre 178 v. Chr., als ganz Istrien in römische Gewalt fiel, als Stadt existirt haben. Von jener Zeit an theilte es zumeist die Schicksale Aquileja's, der Metropole und Beschützerin des adriatischen Meeres und der übrigen Städte des Landes.

Unter Nero breitete sich die Stadt am meisten aus. Von den Mauern, mit denen sie umgeben war, sind nur wenige Spuren vorhanden, daher ihr Umfang nicht zu bestimmen ist. Das Capitol nahm ungefähr den heutigen Domplatz ein. Links davon stand das Theater, rechts das Forum mit den Tempeln des Mars und Neptun, zu welchen die Hauptstraße der Stadt führte . . . Mit dem Beginne der fränkischen Herrschaft rückte auch für Parenzo eine lange unglückliche Periode heran. Der Handel nahm eine andere Richtung, ewige Zwistigkeiten



Duino.

mit den Bischöfen, Fehden mit den Nebenstädten, endlich Unruhen im eigenen Gebiete, führten Parenzo zu gänzlichem Verfalle. Einmal wurde die Stadt sogar excommunicirt, worauf das Volk, der Podesta Soranzo an der Spitze, den bischöflichen Palast stürmte, und der Bischof selber sich in das Innere des Landes flüchten mußte.

Mit Beginn des XIV. Jahrhundertes steigerten sich die Drangsale des Städtchens noch mehr. Als im Jahre 1354 der Admiral Paganino Doria mit einer genuesischen Flotte in der Adria erschien, um die venezianische Marine zu vernichten, kam er auch nach Parenzo, verheerte es und entführte mancherlei Schätze. Was Doria verschont hatte, raffte 6 Jahre später eine furchtbare Pest hin. Später wiederholten sich Kriegsnöthen und Epidemien und nach der großen Pest von 1646 sollen von der gesammten Bewohnerschaft nur 100 Köpfe die Schrecken überlebt haben. Damals starrten unbewohnte Häuser zum Himmel und noch 35 Jahre später setzte kein Reisender seinen Fuß auf diese Unglücksstätte.

Die Geschichte der Stadt läßt sich aus den noch vorhandenen Bauten aller Jahrhunderte ablesen. In der Anlage römisch, zeigt es uns Ueberreste zweier prächtiger Tempel, des Comitiums und des plebejischen Forums, wie noch vieler anderer römischer Bauten. Aus der byzantinischen Zeit stammt die Kathedrale, eines der hervorragendsten und ältesten Denkmäler der christlichen Architektur. Mittelalter und venezianische Herrschaft sind in zahlreichen, noch bestehenden Palästen verewigt; die Gegenwart ist bemüht, Parenzo seiner einstigen Größe zuzuführen, moderne Bauten umgeben den am Hafen gelegenen Platz, von welchem ein Molo in die See hinausragt und den Dampfern einen bequemen Anlegeort bietet.

Das wichtigste Architekturdenkmal von Parenzo ist die Kathedrale. Es wäre zu umständlich, uns in die Baugeschichte und den Architekturwerth derselben einzulassen. Schon Kohl hat sich zu den begeisterten Worten hinreißen lassen: „Der Dom ist in seiner Art so ausgezeichnet, daß, wenn er in Augsburg oder Nürnberg läge, ihn schon hundert Kupferstecher und Lithographen der Welt bekannt gemacht hätten, der aber hier in diesem entlegenen Winkel der Erde nur von einigen wenigen Kennern und Liebhabern bewundert wird.“ . . . Der Dom, der bischöfliche

Palast und das Capitel-Gebäude bilden die verschiedenen Theile eines einzigen christlichen Denkmals. Der neben der Kathedrale sich erhebende Glockenthurm stammt aus dem XV. Jahrhundert; die alten Basiliken besassen keine derlei Thürme.

Wenn man von der Kathedrale aus über das alte Forum, den heutigen Platz Marafor hinüberschreitet, gelangt man zu den Trümmern zweier Tempel, die dem Mars und Neptun geweiht waren. Man erkennt hier noch die Reste des Comitiums und des plebejischen Forums, die Centralpunkte des öffentlichen Lebens und des früheren Glanzes. Letzteres einst ein, von den Hauptgebäuden der kleinen Commune umgebener Platz, ist jetzt, wie fast in jeder ehemaligen römischen oder griechischen Stadt, der schlechteste Theil und das Armenquartier des Ortes. Die kleinen Häuser ringsumher enthalten mehr oder weniger antike Marmorstücke und römische Trümmern. Die Grundmauern des Comitiums, die 1845 ausgegraben wurden, bilden zum Theile das Fundament der aufgehobenen Georgskirche. Das Piedestal, auf welchem die Statue des Herculus Massimianus stand, und ein anderes, welches die Statue eines Beschützers der Stadt Parenzo trug, sind mit anderen Ueberresten unter dem Materiale der Kirche zu sehen.

Von den beiden Tempeln, die einst den Platz zierten, ist von dem einen, dem Neptuntempel, nur noch die Grundfeste übrig geblieben, und einige Stufen ringsherum, die zu ihm hinaufführen; unter dem Boden ist Alles wegrasirt. Von dem Tempel des Mars, der etwas besser erhalten ist, stehen noch ein Theil der Mauern, ein Pfeiler und zwei cannelirte Säulenstumpfe aufrecht . . . Viel Material von diesem Platze und von den Tempeln wurde nach dem Jahre 1400 dazu verwendet, um in möglichst sparsamer Weise der Noth abzuhelfen, und den Quai am Hafen und den Palast des Podesta bauen zu können. Von dem alten Theater ist nichts mehr wahrzunehmen, als die Spuren seiner ursprünglichen Form, welche sich in den Neubauten erhalten haben, und hie und da einige Trümmer seiner Mauern und Capitäle. Außerdem wurden an vielen Stellen Ueberreste von römischen Sculptur-Arbeiten ausgegraben, welche von dem einstigen Wohlstand der Stadt Zeugniß geben.

Die gegen die Landseite zum Theil erhaltenen Stadtmauern sind stark und dauerhaft ausgeführt und bezeugen den vorsorglichen Geist, der nach Schutz und Erhaltung strebte. Sie stammen aus dem XV. Jahrhundert, und es dürfte wohl deren Entstehung mit beigetragen haben zur Zerstörung des Theaters. Von den alten römischen Stadtmauern sind nur wenige Spuren vorhanden, die sich in einer Halbinsel um die Stadt herum ziehen, und diese sind vom Meere bedeckt und nur bei sehr ruhiger und klarer See sichtbar .... Man spricht an verschiedenen Punkten Istriens von Inseln, die ehemals mit dem Lande zusammenhiengen, von im Meere versunkenen Städten 2c., und namentlich ist Parenzo ein solcher Punkt, wo das Volk allgemein von Mauern, Molo's, Hafenplätzen und antiken Baulichkeiten spricht, welche auf dem Grunde des Meeres liegen. Da seit den ältesten Zeiten eine Senkung dieser Küste, ein Zurückweichen des Landes vor der See nicht wahrgenommen wurde, so wäre obige Erscheinung wohl nur durch eingetretene Erdbeben zu erklären.

Wir haben uns etwas lange mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt Parenzo beschäftigt, der wir überdies nur einen Besuch im Geiste abstatteten. Unterdessen hat die „Miramar" einen großen Vorsprung gewonnen und steuert bereits auf der Höhe von Cittanuova. Der Kronprinz befindet sich in sichtlicher Aufregung, denn nur wenige Stunden trennen ihn noch von Triest, wo seine langwierige Reisetour ihr Ende findet. Der Regen hat ein wenig nachgelassen und wenn die Atmosphäre auch feucht, der Horizont auch umwölkt ist, ladet gleichwohl das offene Verdeck zu vorübergehendem Besuche ein.

Gerade der Yacht zur Seite erblickt man jetzt Cittanuova, eine kleine Stadt der nördlichen Bucht von Quinto, in welche der Fluß gleichen Namens mündet. Eine kleine Strecke davon entfernt stand eine kleine Stadt, namens Aemonia, aus deren Trümmern zu Anfang des Mittelalters Norentium, das heutige Cittanuova im venezianischen Style erbaut wurde. So alt und zerfallen Cittanuova selbst ist, so besitzt es doch einen Dom und drei andere Kirchen und war von 524 bis 1828 der Sitz eines Bischofs. Es theilte zumeist das Loos aller Küstenstädte Istriens, ward viel von Krieg und Pest heimgesucht, hielt aber zuletzt treu zu Venedig. Ein Tag der tiefsten

Trauer für Cittanuova war der 24. Mai 1687, an welchem es durch türkische Corsaren furchtbar heimgesucht wurde. Fast ganz zerstört, beginnt es jetzt sich wieder ein wenig zu heben.

Die weitere Küstenstrecke ist sehr lieblich. Prächtige Waldungen, Olivenhaine und Weingärten, zahlreiche, zerstreut liegende Campagnen mit Villen und Palästen, die oft am Meeresufer selbst stehen und von der See bespült werden, zieren die wellenförmigen, aber niederen Hügel, die sich bis zum nächsten Hafenplatz, Umago, hinziehen. Einer der schönsten Landsitze in der Nähe ist der im Olivengebüsch und Cypressen versteckte Palazzo dei Franceschi. Von dem Verdecke der „Miramar" erblickten die Reisenden das mitten in der Landschaft, auf einem isolirten, regelmäßig geformten Bergkegel erbaute Städtchen Buje, das von Alters her, seiner Lage wegen, den Namen „Spia d'Istria" (Spion Istriens) führt. Mitten aus diesem Bergkegel schießt wie ein Obelisk der Kirchthurm des Städtchens hervor. Mit dem Fernrohre erkennt man deutlich die Olivengärten, welche an die, die Kirche umziehende Häusermasse schließen, und den Kegel bis zu dessem Fuße bedecken.

Weiter folgt Umago, ein auf einer Halbinsel erbautes Städtchen, das seinen Ursprung ins vorrömische Alterthum verlegt. Vor Zeiten erstreckte sich das Ufer viel weiter hinaus in die See; wo es heute von der Brandung bespült wird, stand das nunmehr gänzlich verschwundene Castell von Sigar . . .

Endlich gelangen die Uferhöhen von Pirano in Sicht. Die ganze Reisegesellschaft befindet sich in Bewegung, denn in längstens einer Stunde wird die „Miramar" in den weiten Golf von Triest einlenken. Man erblickt den auf der äußersten Spitze von Salvore — Punta della Mosche — aufgeführten Leuchtthurm von Salvore, einen der schönsten in Europa und der erste auf dem Continent, der versuchsweise mit Gas beleuchtet wurde. Er steht 100 Fuß über dem Meeresspiegel und sein Licht ist bei heiterem Wetter auf 13 Seemeilen weit sichtbar.

Auf der Höhe von Pirano begegnete der „Miramar" die aus fünf Dampfern bestehende Lloydflottille, welche am 20. April 10 Uhr Morgens auf den verschiedenen Molos von Triest die vielen Einge-

ladenen aufgenommen hatte. Die Begegnung erfolgte um 11 Uhr 40 Minuten, und war von der Volkshymne, enthusiastischen Evvivas und Hüte- und Tücherschwenken begleitet. Der Kronprinz, der sich auf der Commandobrücke der „Miramar“ befand, ließ deren Maschine stoppen und dankte, nach beiden Seiten grüßend. Die Lloydflottille schwenkte und folgte der kaiserlichen Yacht bis in den Hafen von Triest unter fortwährenden Ovationen. Während der Fahrt wurden von der Musikcapelle, die sich an Bord eines der Lloyddampfer befand, die Brabançonne und andere Piecen gespielt.

Gegen Mittag verkündeten zwei rasch aufeinanderfolgende Kanonenschüsse vom Castell, daß die „Miramar“ in Sicht sei. Trotz heftigen Regens zogen große Menschenmassen nach dem Molo San Carlo, und bald war dieser, sowie die Riva ihrer ganzen Länge nach dicht besetzt. Viele kleine Boote stachen in See. Gegen halb 1 Uhr hißte die Escadre die große Flaggengala auf und salutirten das Admiralschiff, sowie das Castell die kaiserliche Yacht, die sich inzwischen auf zwei Seemeilen genähert hatte. In diesem Augenblicke hatte der Regen aufgehört und war die Sonne wieder zum Vorschein gekommen. Bald nach diesem Zeitpunkte lief die Yacht in Begleitung der entgegengefahrenen Lloydflottille im Hafen ein und legte an einer Boje nächst dem Molo San Carlo an. Der Statthalter von Triest (Baron Pretis), welcher sich in einem Galaboote der Yacht genähert hatte, bestieg dieselbe, um die hohen Gäste zu begrüßen. Eine kleine Viertelstunde später verließ der Kronprinz in Begleitung des Großherzogs von Toscana, des Statthalters und der Suite die „Miramar“ und fuhr zum Molo, wo die nach Tausenden zählende Menge in begeisterte Evvivas ausbrach, die sich längs der Riva fortpflanzten. Auf dem Molo war ein prachtvoller Pavillon errichtet, wo der Kronprinz die Huldigungen entgegennahm.

Der officielle Empfang fand durch den Bürgermeister mit dem Gemeinderathe, den Präsidenten der Handelskammer mit den Kammerräthen, den Bischof mit dem Domcapitel und von den Spitzen der Civil- und Militärbehörden statt. Der Empfang beim Kronprinzen im großen Saale des Statthaltereigebäudes währte länger als drei Stunden. Empfangen wurden die Geistlichkeit, die hohen Militärs, der Gemeinderath, das Consularcorps, sämmtliche Behörden, die Landesvertretung

von Görz und Istrien, bei 60 Abgeordnete der Gemeinden beider Länder, der patriotische Frauenhilfsverein, zahlreiche andere Vereine und einzelne Persönlichkeiten. Der Kronprinz stattete sodann der Gemalin des Statthalters und dem Herzog von Würtemberg einen Besuch ab. Hierauf fand das Diner an Bord der „Miramar" statt, zu welchem die Spitzen der Behörden und die Vertretungen geladen waren.

Gegen halb 8 Uhr Abends begann die Beleuchtung der Stadt und des Hafens, welche bald eine allgemeine wurde. Besonders glänzend beleuchtet war der große Platz. Unter den Gebäuden ragte dasjenige des Schillervereins hervor, auf welchem in Gasflammen die Worte: „Hoch Oesterreichs hohem Sohne!" prangten; das Handelskammer-Gebäude mit den vielen abwechselnden Transparenten, ein großes Transparent vom Veteranenverein, das belgische Consulat mit den Namenschiffren des Brautpaares in Gasflammen, das Stationsgebäude der Südbahn und die großen Scillos mit vielen tausend Lämpchen, vis-à-vis ein Balcon mit einem großen Transparent, umgeben von einer Unzahl Fähnchen. In den Hauptstraßen waren die Gascandelaber mit den Namenschiffren des Kronprinzen und der Prinzessin Stephanie geschmückt. Die Via del Torente und mehrere andere Straßen waren durch abwechselndes bengalisches Licht ausgezeichnet. Im Volksgarten stand am Eingange eine große Gasfontaine mit der Aufschrift: „Hoch Franz Josef, Hoch Rudolf!" . . . Die höher gelegenen Villen, namentlich jene von Rojano, schwammen in einem Lichtmeere. Die Berghöhen umrahmten mit ihren großen Freudenfeuern das ganze herrliche Bild.

Die Hafen- und Schiffsbeleuchtung, das Feuerwerk und die bengalischen Lichter der Lloydschiffe mit ihren vielen tausend Ballons machte einen großartigen Eindruck. Gegen acht Uhr bestieg der Kronprinz am Molo San Carlo den Wagen und wurde daselbst, wie in den von ihm passirten Gassen von der zahlreich anwesenden Volksmenge enthusiastisch begrüßt. Im Polytheama Rossetti angelangt, wurde der Kronprinz von der Direction empfangen und in die Hofloge geleitet. Beim Erscheinen des Kronprinzen im Theater wurde die Volkshymne intonirt und von dem zahlreich anwesenden Publikum, das sich von den Plätzen erhoben hatte, lebhaft acclamirt. Es folgten minutenlange Hochrufe. Der Kronprinz verblieb bis nach dem zweiten Acte

der Oper „Il barbiere di Siviglia". In der Loge des Kronprinzen hatten der Großherzog von Toscana, der Herzog von Würtemberg und Statthalter Baron Pretis Platz genommen. Beim Verlassen des Theaters wurde der Kronprinz neuerlich lebhaft acclamirt. Er fuhr sodann an Bord der „Miramar" zurück. Trotz der ungünstigen Witterung des ganzen Tages war die Bevölkerung in festlich animirter Stimmung. Der Empfang trug in allen seinen Phasen das Gepräge herzlicher und tiefer Anhänglichkeit und Sympathie . . .

Am folgenden Tage, den 21. April, besichtigte der hohe Reisende die Kriegsschiffe „Laudon", „Friedrich", „Zrinyi" und „Sansego" und besuchte die Dampfmühle Economo, wo er von zahlreichen Damen und einer großen Volksmenge lebhaft begrüßt wurde. Strömender Regen und Sturm verhinderten die Besichtigung der Lagerhäuser und des neuen Hafens. Das Dejeuner ward diesmal an Bord des Lloyddampfers „Mercur" eingenommen. Während desselben fuhr der Dampfer zum Lloyd-Arsenal, wo der Stapellauf des neuen großen Indienfahrers der Gesellschaft, des „Helios" stattfand. Hierauf ward in die Bucht von Muggia zum Stabilimento tecnico gefahren, wo das Casemattschiff „Tegetthoff" im Bau begriffen lag. Bei der Rückkunft nach Triest, als der „Mercur" an Molo San Carlo anlegte, war dieser trotz des strömenden Regens von einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge besetzt, die den Kronprinzen mit enthusiastischen Hochs begrüßte.

Nachmittags heiterte sich das Wetter aus. Der Molo San Carlo und die zum Bahnhof führenden Straßen waren bald von einer dichten Menschenmenge besetzt. Die Häuser waren meist decorirt und alle Fenster und Balcone, so weit nur möglich, in Anspruch genommen. Mit vieler Mühe konnte nur ein schmales Spalier freigehalten werden; denn es schien, als ob ganz Triest versammelt gewesen wäre. Gegen sechs Uhr verkündete der erste Kanonenschuß des salutirenden Admiralschiffes, daß der Kronprinz die „Miramar" verlassen hatte. Er fuhr in der Uniform eines Contre-Admirals in offenem Wagen und wurde auf dem ganzen Wege lebhaft acclamirt. Vor dem Stationsgebäude war eine Ehrencompagnie mit Fahne und Musik aufgestellt, welche der Kronprinz unter den Klängen der Volkshymne und ununterbrochenen, lufterschütternden Evviva-Rufen der Volksmenge, besichtigte. Auf dem mit

exotischen Pflanzen prächtig decorirten Perron nahm der Kronprinz die Abschiedsbegrüßung der Spitzen der Kirchen-, Civil- und Militärbehörden entgegen. Unter Salutschüssen der Escadre und des Castells und begeisterten Hochrufen der auf den Bahnhöfen versammelten Menschenmenge, trat dann der Kronprinz die Heimfahrt nach Wien an. Es war das letzte Wegstück der ungemein ausgedehnten Tour. Am 22. April zeitlich Morgens erfolgte die Ankunft in Wien, von dem aus der hohe Reisende 74 Tage vorher seine Fahrt nach dem Orient angetreten hatte . . .

E n d e.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von W. Stein, Wien.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schweiger-Lerchenfeld, Amand Frh. von

Die Orientreise des Kronprinzen Rudolf

Wien 1882

44.1487

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11534280-5